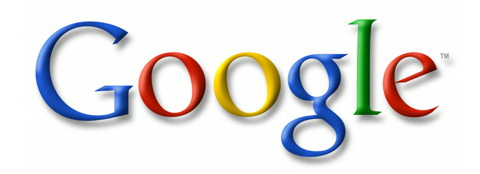






Zeiten, Völker und Menschen

von

Karl Hillebrand.

Dritter Band.

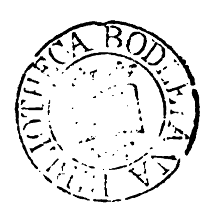
Aus und über England.

Berlin
Verlag von Robert Oppenheim
1876.

Aus und über England

von

Karl Hillebrand.



Berlin
Verlag von Robert Oppenheim.
1876.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Seiner

Schwester Lotte

sendet

diese Eindrücke aus der Fremde

als ein Zeichen

der

Erinnerung und brüderlichen Gesinnung

der Verfasser.

Vorbemerkung.

Vorliegende Aufsätze, welche die Sammlung selbst gewählter Versuche des Verfassers schließen, sind hier unverändert wiedergegeben, wie sie, meist im Jahre 1873, niedergeschrieben worden. Nur hat man sich erlaubt, die noch auf englischem Boden geschriebenen literarischen Aufsätze den von dort gesandten Briefen social-politischen Inhalts anzureihen, dieselben jedoch nach dem Inhalt, nicht nach dem Datum zu ordnen. — Die Aufsätze, welche über englische Beurtheiler französischer Dinge handeln, sind nach der Rückkehr von England im Jahre 1874 geschrieben, mit dessen Ende auch des Verfassers essayistische Thätigkeit ein Ende genommen hat. — Von den zahlreichen Studien, die er in früheren Jahren über Gegenstände der englischen Literaturgeschichte geschrieben, hat er hier nur zwei mitgetheilt. Sie stammen beide vom Jahre 1865, wo der Verfasser eine Reihe von fünfundzwanzig öffentlichen Vorträgen in französischer Sprache über den englischen Roman des XVIII. Jahrhunderts hielt. Der Eine (über Tom Jones) erschien, wie mehrere Andere, zuerst in der Revue des Cours littéraires und zwar nach dem stenographischen Berichte eines Zuhörers, was die etwas rhetorische Form erklären mag; der Andere, von dem Verfasser selbst nach seinen Notizen und mit Bezugnahme auf ein neuerschienenes Werk über Sterne nachträglich redigirt, wurde im Journal des Débats veröffentlicht. Sie erscheinen hier in deutscher Uebersetzung, wie um den Blick des Lesers, der auf das heutige England gerichtet war, noch einmal auf Altengland zu lenken und gleichsam zum Ausruhen einzuladen.

Florenz, Weihnachten 1875.

Inhalt.

I.

Briefe aus England.

(Sommer und Herbst 1873.)

I.

London, Ende Juni.

Ich soll Ihnen aus und über England schreiben, nachdem ich kaum einen Monat hier geweilt? Sie wissen doch, was Bunsen's geistreicher Vorgänger in der hiesigen preußischen Gesandtschaft gesagt haben soll: drei Wochen nach seiner Ankunft sei er versucht gewesen ein Buch über England zu schreiben; drei Monate später sei ihm das Unternehmen doch schon bedenklich vorgekommen und nach drei Jahren sei er zur Einsicht gekommen, daß die Sache nicht möglich sei. Hat man nun gar hundertmal behauptet, man kenne eine Literatur und ein Staatswesen nur, wenn man im Lande gelebt, wo sie entstanden, wenn man lange darin gelebt, wenn man nicht nur als Zuschauer, sondern als Mitthätiger oder Mitleidender darin gelebt habe, so setzt man sich ja dem allergerechtfertigtsten Vorwurfe des Widerspruchs und der Inconsequenz aus, sobald man unternimmt vier Wochen nach seiner Ankunft über Land und Leute zu schreiben. Nun meinen Sie, ich sei ja früher schon, wenn auch nur vorübergehend, in England gewesen, ich rede und schreibe ja die Sprache, habe die Literatur

und Geschichte des Volkes lange und eingehend studirt, sei auf dem Festlande so viel und so nahe mit Engländern in Berührung gekommen, daß das Alles wohl den dauernden Aufenthalt im Lande bis zu einem gewissen Grade ersetzen könne. Ich bin keineswegs dieser Ansicht; und, wenn ich Ihrem Wunsche doch nachgebe, so ist's mit dem vollen Bewußtsein der Oberflächlichkeit meiner Beobachtungen, mit der ehrlichen Anzeige, daß es sich hier nur um Eindrücke des Lebens, nicht um ein Studium desselben handeln kann, daß, wo ich geschichtliche oder literarische Gegenstände zu besprechen habe, diese meine Besprechungen durchaus nicht über andre festländische Arbeiten der Art jene Ueberlegenheit beanspruchen können, welche ein berechtigtes Vorurtheil den Werken zuschreibt, die eine fortgesetzte Lebenserfahrung zur Grundlage haben und bei welchen das Bücherlesen nur das Mittel gewesen, jene nothwendig beschränkte persönliche Erfahrung durch die weniger sichere, aber ausgedehntere Kenntniß des Vergangenen und Entfernten zu erweitern.

Auch malerische Schilderungen der Oberfläche werden Sie nicht von mir erwarten: denn es ist Ihnen nicht unbekannt, wie wenig Neigung und wieviel weniger Geschick ich dazu habe. Ueberdieß sind Beschreibungen der Art aus gewandtesten Händen, von dem „Verstorbenen“ bis auf Julius Rodenberg, zu hunderten erschienen und jeder gebildete Deutsche weiß schon ziemlich genau, ehe er nach England kommt, wie's in Guildhall aussieht und wie's in den Gerichtssälen hergeht, wie sich die lebensvolle Gegenwart auf der Themse oder in Cheapside, und wie sich die große Vergangenheit im

Tower oder in Westminster ausnimmt. Gesellschaftliche Eigenthümlichkeiten und Sitten der Nation haben wir Alle aus den unübertrefflichen Romanen des vorigen, aus den angenehm unterhaltenden dieses Jahrhunderts kennen gelernt. Die staatlichen Einrichtungen Englands kennen wir Landsleute Dahlmann's und Gneist's fast besser als die Engländer selber, und der englischen Politik folgt jeder Deutsche seit langen Jahren mit lebhaftestem Interesse in den Werken der großen britischen Geschichtsschreiber und in den trefflichen Londoner Zeitungen, die in keinem deutschen Lesecabinet fehlen. Die Landschaft endlich und die edlen Bauwerke, die Volksfeste und Volksscenen, Wettrennen und Fuchsjagden, Ruderkämpfe und Matrosenspiele, welche der Insel eigenthümlich geblieben, sind uns auf dem Festlande durch die mannichfaltigsten und lebendigsten Gemälde vertraut; und ich sehe wirklich nicht ab, warum ich ein Hundertstes hinzufügen sollte, um so mehr, da ich guten Grund habe zu befürchten, daß dasselbe eben kein sehr lebendiges sein würde.

Bliebe freilich noch immer das Amt eines amerikanischen „Interviewer's". Ich habe ja schon in dem kurzen Monat mehr als einen Koryphäen Englands in der Nähe gesehen; habe beim Premier gespeist und viel Interessantes aus seinem beredten Munde gehört; bin im Club der „angekommenen" Bildungsaristokratie, wo ich auch schon bei einem früheren Aufenthalte gastfreie Aufnahme fand, mit den anerkanntesten Vertretern derselben in täglicher Berührung, wenn ich es nicht vorziehe in jenen kleinen Jugendclub zu gehen, wo

sich die geistigen Kämpfer einfinden, die noch anzukommen haben; verkehre vielfach auf den Redactionen großer Zeitungen und einflußreicher Zeitschriften; habe mehr als eine „Interview“ gehabt mit berühmten Advokaten in den dunkeln Höhlen von Lincoln's Inn und bin sogar schon mit dem Claimant Tichborne im selben Eisenbahnwagen gefahren. Ein Mitglied des Oberhauses hat mich in den glänzenden Saal eingeführt, wo ein halbes Dutzend seiner ehrwürdigen Collegen schlummerten; und ein Unterstaatssecretär hat mich ins Unterhaus begleitet und mir die Hauptathleten der Arena bezeichnet; kurz, wäre ich ein „Interviewer“, ich könnte Sie schon „bedienen“; aber ich bin nun einmal keiner und Sie werden auch nicht die leiseste Anspielung auf Persönliches von mir je zu hören bekommen.

So habe ich Ihnen denn Nichts zu bieten, als allgemeine Eindrücke über die herrschenden Geistesströmungen der englischen Nation, wie sie sich mir nach wiederholten Gesprächen mit angesehenen und einflußreichen Männern und aufmerksamem Lesen eben erschienener symptomatischer Bücher aufdrängen und festgeheftet bleiben. Vielleicht sind solche Eindrücke klarer in ihrer Allgemeinheit bei demjenigen, der noch nicht in alles Besondere gedrungen, als bei demjenigen, der vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht. Die Umrisse — und ich kann und will Ihnen nur Umrisse geben, — zeichnen sich bestimmter, wenn das Auge noch nicht von einzelnen Punkten der Landschaft zu sehr in Anspruch genommen ist. Ist man nun aber einem Volke lange Zeit hindurch, selbst von ferne, gefolgt und überhaupt

dazu geneigt die Dinge mehr in ihrer Allgemeinheit als in ihrer Besonderheit anzuschauen, und wird plötzlich mitten in das Leben, wo jene Dinge sich abspielen, hineinversetzt, so ist man verhältnißmäßig schnell orientirt, und diese Orientirung kann ja vielleicht auch Andern förderlich und dienlich sein. In diesem Sinne und in diesem Sinne allein kann ich es unternehmen, dem deutschen Leser allwöchentlich während einiger Monate meine Beobachtungen über England mitzutheilen, in denen sich Politik und Kunst, Literatur und Philosophie bunt genug kreuzen dürften.

II.

London.

Merkwürdig muß es dem Deutschen doch immer bleiben, wie gering das Interesse und das Verständniß ist, welches die Engländer den deutschen Angelegenheiten zubringen, zumal wenn man es mit der nie ermüdenden Neugierde vergleicht, welche sie für die französischen Ereignisse an den Tag legen. Ist's, weil den der Spannung bedürftigen Engländer unsere zur Hälfte noch immer hinter den Coulissen gespielte, des rhetorischen Glanzes, der Ueberraschungen, der Theatereffecte baare innere Entwicklung weniger reizt? Ist's die größere Entfernung, ist's die verwickelte Natur unserer politischen Verhältnisse, welche des einen, Alles umfassenden Centrums, wie der scharf gesonderten Parteien entbehren, wo Klein-, Groß- und Mittelstaaten sich berühren, Beamtenherrschaft und Parlamentarismus sich kreuzen, wo Einheit, Vasallenthum und Bund durcheinander spielen, wo überall noch Reste der Vergangenheit in die modernsten Einrichtungen hineinragen, während engste Standesvorurtheile und weiteste sittliche wie gesellschaftliche Anschauungen, Pietismus und Freidenkerei so nahe aneinanderstoßen, daß es dem Fremden schwer wird, sich in dem Gewirre zurecht zu finden?

Möglich, daß alles dies zu der auffallenden Gleichgültigkeit der Engländer für deutsche Dinge beiträgt. Die Hauptsache bleibt aber doch immer, daß, trotz der deutschen Dynastie, welche seit anderthalb Jahrhundert in England herrscht, bislang wenig unmittelbare Beziehungen zwischen beiden Ländern bestanden; und daß demzufolge unsere Bildung — die letztgeborene Europa's — keine offenen Canäle und gebahnten Wege vorfand, um auf denselben in das sich gern abschließende Eiland einzudringen; während ungeachtet — vielleicht auch gerade wegen — aller fortgesetzten Reibungen und Kämpfe zwischen den beiden westlichen Nationen dieselben schon seit Jahrhunderten eine Gemeinschaftlichkeit der Bildung haben, welche sich mit der Verschiedenheit der Interessen, der Charaktere, der Sitten, ja mit der Abneigung recht gut verträgt. Politisch sind die Geschicke beider Nationen seit Jahrhunderten mit einander verbunden; beruhte ja doch ihre auswärtige Politik namentlich auf dem Gegensatz zu einander. Auch waren beide die zwei einzigen nationalen Großmächte während des 17. und 18., ja der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Wer mochte sich für die innere Politik Spaniens, Italiens, Deutschlands interessiren in der Zeit, die zwischen dem dreißigjährigen Kriege und dem italienischen von 1859 lag? Ja, schon Heinrich VIII. und Franz I. bildeten nationale Gegensätze, während ein Karl V. sicherlich nicht für den Repräsentanten deutscher Nation gelten konnte. Vorübergehend mochte sich England wohl einmal für eine deutsche Sache interessiren, wie z. B. für die Friedrich's des Großen, aber dieses Interesse war nur

vorübergehend, machte bald wieder der vorhergegangenen Gleichgültigkeit Platz und — war im Grunde doch nur eine Art psychologischen Mode-Interesses, ähnlich dem für König Theodoros von Abessinien oder den Schah Nasr-eddin von Persien, für Palmer oder Tichborne. In Friedrich's Falle insbesondere theilte auch Frankreich dieses Zuschauer-Interesse, und die französische Bildung des deutschen Helden trug nicht wenig dazu bei, ihn den beiden westlichen Nationen zugänglicher zu machen.

Wie Frankreich und England nun politisch durch Austausch und Reaction auf einander gewirkt seit dem Mittelalter, so auch in Literatur und Wissenschaft. Schon daß beide Nationen einfache logische Sprachen mit analytischem Satzbau, durch das gesellige Leben einer großen Hauptstadt abgeschliffene Sprachen besitzen, bringt sie einander näher, als die Stammverwandtschaft es vermöchte. Es braucht Jahre, bis Engländer und Franzosen nur unseres Idioms Meister sind, Jahrzehnte und inniges Sichhineinversenken, ehe sie unsere Poesie, unsere Philosophie verstehen und lieben — wenn sie überhaupt dazu gelangen. Vor Allem aber, beide Völker des Westens hatten schon eine vollendete nationale und moderne Literatur, als wir noch Barbaren waren. Kann man's den Zeitgenossen Gottsched's in Paris und London übel nehmen, wenn sie sich einfach als die „beiden Culturvölker" bezeichneten? Hatten sie nicht ein Recht dazu? Italien und Spanien erzeugten und verarbeiteten keine weltbewegenden Ideen mehr, Deutschland that es noch nicht, England aber hatte seinen Shakespeare und Bacon, seinen Milton und Newton, seinen Swift und Locke hinter sich,

Frankreich seinen Descartes und Pascal, Corneille und Molière, als wir nur erst Leibnitz aufweisen konnten, der — französisch schrieb.

Auch gesellschaftlich waren die Beziehungen lebhaft und unaufhörlich. Jene frühe politische und literarische Entwicklung der Nationalität brachte bei beiden Völkern auch eine Gesellschaft hervor, wie sie sich in dem zersplitterten Deutschland und Italien nicht bilden konnte, weil weder ein nationaler Hof noch ein hauptstädtischer Mittelpunkt da war. Wie die englisch-französische Politik und Literatur das Gepräge der Hauptstadt hat, so auch das gesellschaftliche Leben. In Deutschland und Italien haben Gesellschaft, Literatur und Politik nothwendig bisher etwas Provinzielles, ja Municipales haben müssen. Der allgemein anerkannte Codex von Convenienzen, welcher so recht eigentlich die Gesellschaft ausmacht, ist uns unbekannt, während er in Frankreich und England, wenn auch dort leichter, hier schwerfälliger befolgt und angewendet, doch gleichmäßig anerkannt ist. Und man denke an alle die persönlichen Beziehungen, die seit den beiden königlichen Henrietten bis auf Louis Philipp und Napoleon III., seit dem Chevalier de Grammont bis auf den schönen d'Orsay zwischen jenen beiden Gesellschaften walteten, welche Italiener und Deutsche etwa so ansahen und behandelten, wie ein vornehmer, fein gebildeter Aristokrat den Musiker ansieht, der in seinem Salon singt, den Hauslehrer, der seine Kinder unterrichtet. Er bewundert höchlich den einen und hat einen gewaltigen Respect vor dem andern: für Seinesgleichen hält er sie aber doch nicht.

Was Georg I. von deutschem Wesen hinüberbrachte, war nicht dazu angethan, dasselbe in England in Aufnahme zu bringen. Vielleicht wird einst Prinz Albert's, Bunsen's, Max Müller's persönlicher Einfluß ähnliche Früchte für England tragen, als der persönliche Verkehr der französischen und englischen Gesellschaft im vorigen Jahrhundert. Bis heute ist die Gegenseitigkeit der Verhältnisse noch sehr unvollkommen. Keine Nation hat die englische Geschichte und Literatur eingehender studirt und sich vollständiger angeeignet als wir: diese erscheint uns schon lange fast als unser Eigenthum; jene ist uns immer ein bewundertes Vorbild gewesen. Wie verschieden steht's mit der Kenntniß deutscher Dinge in England. Nicht als ob der Schatz unserer neuen Bildung, der an der Scheide der beiden Jahrhunderte angehäuft worden, den Engländern ganz fremd geblieben wäre; aber es war doch immer mehr ein bloßes Anempfinden, als ein wirkliches Durchdringen. Wie ganz anders als Kant hat Comte auf die Entwicklung des englischen Gedankenganges gewirkt. Trotz aller Uebersetzungen, wie fern stehen Goethe und Schiller noch immer den stammesverwandten Angelsachsen. Das einzige, was sie in unserer Literatur wirklich verstehen und lieben, ist das Gemüthliche, unsere Lyrik namentlich. Da kommt ihnen eben die Verwandtschaft doppelt zu Hülfe. Ein Romane und ein Celte verstehen weder die Sprache, noch fühlen sie den Versfall, noch haben sie eine Ahnung von dem Gemüth, welche drei Dinge zusammen das Lied ausmachen. Einen Engländer heimelt es gewöhnlich bald genug an. Dagegen ist Alles, was phantastisch, speculativ oder mystisch bei uns ist, auch

dem Engländer ein Buch mit sieben Siegeln. Unser ganzer Idealismus ist ihm ja ein Räthsel, eben weil unser Idealismus ein metaphysischer, der seinige ein praktischer ist. Sein Idealismus bekundet sich in thätig nützlicher Menschenliebe, der unsrige in künstlerischer Beschaulichkeit. Und je mehr, seit Bentham, die rationalistische Nützlichkeitslehre um sich gegriffen, das Staatsleben angesteckt, die Nationalerziehung in neue Bahnen gelenkt hat, desto weiter entfernt sich das englische Interesse und Verständniß von den deutschen Dingen, die denn doch, trotz unserer Demokraten und Rationalisten, noch immer Spuren derjenigen Weltanschauung tragen, welche unsere Väter bekannt.

Freilich giebt es Ausnahmen und glänzende, wie Coleridge und Carlyle, wie Thackeray und Bulwer, wenn schon der beiden Letzteren Verständniß für französische Verhältnisse und Geistesgewohnheiten doch immer bei weitem tiefer und umfangreicher war, als das für deutsche Zustände.

Auch unsere Sitten, welche einerseits so frei von Convention, andererseits so kleinstädtisch unbeholfen sind, sagen dem an große Verhältnisse, an alten Wohlstand, an Jahrhunderte alte gesellschaftliche Ueberlieferungen gewöhnten Engländer nicht recht zu, wie ihm denn auch unsere formlose Religiosität — die Religion ist in England wie in Frankreich vor Allem gesellschaftliche Convention — höchst unbehaglich ist. Er kann sich nichts dabei denken. Da er indeß auf den Geschmack den übertriebenen Werth nicht legt, welchen der Franzose darauf legt, dagegen Geduld, Wahrheit und Bescheidenheit höher

schätzt, als es sein celtischer Nachbar thut, der diese drei germanischen Tugenden beinahe als Untugenden ansieht, so hat er denn doch immer noch für uns eine größere Achtung, als für den Franzosen. Aber Achtung ist nicht Liebe, und man kann eine Nation wie einen Menschen sehr hoch achten und sie doch sehr langweilig und uninteressant finden.

Mit diesen gemischten Empfindungen nun folgt der Engländer auch der deutschen Politik. Sie war und ist ihm noch immer zu verwickelt, als daß er ihren Gang leicht verstehen könnte. So lange er seinem Instinct folgt, steht er auf unserer Seite; sobald er aber sich erinnert, daß seit der Erscheinung Mill's und Cobden's eine neue Zeit datirt, ein neues Recht, eine neue Politik, daß die Flügel schon zu wachsen beginnen auf den gebenedeiten Schultern Neu-Englands, daß die christliche Demuth in internationalen Fragen an die Stelle des früheren Hochmuthes treten soll, daß Krieg und Eroberung als Barbarei zu betrachten, die Weltinteressen nur auf dem Wege der Schiedsgerichte zu regeln sind, so wendet er sich mitleidig von uns weg und meint, wir seien doch noch sehr zurück in der Cultur. Das Alles fiel mir ein, als ich mir Rechenschaft ablegen wollte, warum denn diese Woche hindurch die englischen Zeitungen so wunderliches Zeug über den deutschen Kaiser, Fürst Bismarck und den Reichstag vorgebracht, und die Ereignisse, welche sich vor drei Wochen etwa in Berlin abgespielt haben sollen, auf einmal nachträglich in einem Tone zu besprechen anfingen, der bewies, daß die best-unterrichteten Zeitungen der Welt, die ihre Correspon-

denten überall haben, von der Natur des deutschen Staates, seinen Ursprüngen, seinen Lebensbedingungen, von unserer Gesellschaft, unseren Parteien, unseren leitenden Persönlichkeiten gar keine Idee haben, daß sie die wahren Triebfedern unserer Regierungspolitik und die wahren Streitpunkte unserer öffentlichen Kämpfe gar nicht kennen.

Fürchtete ich nicht, daß dieser Brief ein Buch würde, so könnte ich — und sollte es eigentlich — nun dem deutschen Publikum die mythologische Geschichte erzählen, welche seit acht Tagen in den englischen Blättern umläuft, über Fürst Bismarck's Ungnade, die Auftritte, die er mit dem Kaiser und dem Feldmarschall von Roon gehabt, die schnaubende Wuth des Reichstags, namentlich der Nationalliberalen gegen ihn, und endlich die furchtbare Einsamkeit von Varzin, wo der von seinem Herrn und seinem Volke verlassene Held über den Undank der gekrönten Häupter und der Nationen nachdenkt und nur den einzigen Trost in seinem Unglück hat, daß auch Herr Thiers gefallen, ja, daß auch Herr Gladstone seinem Falle nahe ist. Doch will ich den Lesern das Vergnügen nicht verderben, die Tragödie des modernen, auf seinen pommer'schen Gütern ausgesetzten Philoktetes im Urtext der englischen Zeitungen und Wochenschriften zu lesen. Und das sind dieselben Blätter, welche die Pariser Nachrichten nicht schnell genug haben können, sich täglich drei bis vier Spalten lange telegraphische Berichte über die Versailler Kammersitzungen, Herrn Rancs Duell oder die Revue zu Ehren des Schah in Longchamps schicken lassen, während sie uns am 6. Juli gravitätisch erzählen

zu müssen glauben: Herr Lasker, dessen Namen die Einen zum ersten Mal hören, den die Anderen für den Führer des Centrums halten, habe am 16. Juni dem Kanzler in der Angelegenheit des neuen Preßgesetzes eine empfindliche Niederlage beigebracht. Ich erwarte alles Ernstes dieser Tage zu lesen: Herr Professor Ewald habe die nationalliberale Mehrheit zum Siege geführt und Kaiser Wilhelm habe ihn mit der Neubildung des Ministeriums betraut.

III.

London.

Die Politik ist in den letzten fünfundzwanzig Jahren für Europa das gewesen, was die Religion im 16. und 17. Jahrhundert war: der Gegenstand des allgemeinsten und eifrigsten Interesses für die öffentliche Meinung. Unsere dialektischen Kämpfe in Presse und Kammern um Verfassungsfragen, welche mit dem Wesen der Dinge gar nichts zu thun haben, werden unsern Enkeln wohl ebenso unbegreiflich vorkommen als uns die theologischen Fehden ungemein gescheidter Menschen in Colloquien, Synoden und Flugschriften über unwesentliche Ritualien oder kaum bemerkbare Schattirungen in Dogma und Katechismus. Jede Nation aber bringt natürlich denselben Geist, dieselben Charaktereigenschaften, ja dieselbe Methode in den Kampf, wie vor zwei- und dreihundert Jahren. Der Deutsche kämpft — oder soll ich sagen, kämpfte bis zum Jahr des Heils 1866 — mit pedantischen Octavbänden über Bundesstaat und Staatenbund, und macht aus der Tribüne einen Katheder, wie er ihn ehedem aus der Kanzel machte, wenn er „das ist" und „das heißt" erörterte. Die Franzosen fechten mit Rhetorik und Witz oder aber mit blinder, zerstörungssüch-

tiger, blutlustiger Leidenschaft, wie zur Zeit der Bartholomäusnacht und der Satire Menippée; der Spanier treibt die Politik ganz mit dem düsteren Fanatismus, dem hohlen Wortprunk und der zähen Habgier, mit der Alba's und Cortez' Genossen das Christenthum betrieben; der Italiener kommt über die staatlichen Probleme hinaus, wie in den Tagen Machiavelli's über die kirchlichen, mit Schlauheit, Biegsamkeit und Skepticismus: selbst die treibenden Beweggründe seines öffentlichen Lebens, Localpatriotismus und Localneid, geheime und offene Bündlerei, sind bis zu einem gewissen Grade dieselben geblieben.

Der englische Reformer geht noch heute vor mit dem Ernst und der Ruhe, jener eigenthümlichen Unerschrockenheit den Mächtigen, jener an Cynismus grenzenden Rücksichtslosigkeit allem Persönlichen gegenüber, aber auch mit der alten etwas pharisäischen Berufung aufs Gesetz und jener sorgsamen Schonung der Formen, die uns in der Geschichte der großen Revolution so auffallen. Sehe ich die Cobden, Bright, Mill und noch mehr den jüngeren Nachwuchs der radicalen Partei an, so ist mir als sähe ich sie vor mir, die Rundköpfe von ehedem: den beschränkten Fanatiker, den Heuchler, den verbitterten Neider, aber auch den heldenmüthigen Kämpen des Gesetzes und des Glaubens und den begeisterten Volks- und Menschenfreund. Aus den religiösen Gleichmachern sind politische geworden, aber es ist derselbe nüchterne Sinn, dieselbe Ueberzeugungstreue, dieselbe unermüdliche Geduld, und wie ihre Vorväter haben sie den Sieg errungen über die frivolen Cavaliere und die classisch gebildeten Prälaten. Die Formen aber haben sie geachtet

wie damals, und der streitbare Vorkämpfer des Radicalismus in der Presse, dessen Sätze und Argumente niederfallen wie dichte stählerne Keulenhiebe, trägt ohne Widerstreben seine Perrücke und seinen Talar; der junge Vertreter der Demokratie im Hause der Gemeinen schreibt seinen Baronetstitel nach wie vor, als ob's eben nur ein ehrwürdiger Flitter wäre, den man respectiren müsse, der aber weiter keine Wichtigkeit habe.

Und wie vor zweihundert Jahren haben sich die Besiegten mit jener einzigen Kunst des Compromisses, welche der britischen Aristokratie eigen ist, ins Unvermeidliche zu schicken gewußt, rechtzeitig nachgegeben, ja selbst in „fortschrittlicher" Gesetzgebung mit den Siegern gewetteifert, im festen Vertrauen daß in den unangetasteten Formen selber doch noch eine Kraft fortlebe, die sich früher oder später bewähren werde. Wer sechs Jahre nach der zweiten, vierzig Jahre nach der ersten Reformbill Mr. Speaker im schwarzen Mäntelchen und in den seidenen Strümpfen, vor ihm die schwere goldene mace, hinter ihm den chaplain, hat einziehen sehen in den Sitzungssaal, wer die sacramentalen Worte gehört: „Mr. Speaker is in prayer — Mr. Speaker is in the chair" — der begreift besser ein gut Stück jener außerordentlichen Revolution, die über zwanzig Jahre gewüthet und aus der doch Altengland mit seinem Königthum, seiner Aristokratie, seiner Hochkirche, seinen Universitäten wieder auftauchte, als wäre ihm nichts geschehen. Und doch war ihm viel geschehen. Die Gemeinen wie die Dissenter hatten den Spielraum gewonnen, auf dem sie fortan in zweihundertjährigem gesetz-

lichen Kampfe gegen die Lords und die Bischöfe ankämpfen konnten.

Gegen die ersteren ist der Sieg entschieden: das Haus der Gemeinen ist endgiltig zum Alleinherrscher geworden: in diesem Augenblick nimmt es den Lords noch ihr letztes Privilegium, die Apellgerichtsbarkeit. Ihre gesetzgeberische und regierende Gewalt ist schon längst nur noch eine dem Namen nach. Zugleich aber haben zwei auf einander folgende Wahlgesetze das Unterhaus selbst ihrem Einfluß entzogen. Die Zeit ist vorüber, wo das Haupt der Russells über dreißig Sitze im Parlament verfügte. Der Grundbesitz hat von seiner Macht verloren, und die Wahlen sind zum großen Theil in der Hand des flüssigen Vermögens oder des Radicalismus. Zugleich ist aber auch die Qualität der englischen Parlamentsmitglieder gesunken. Ein unbemittelter talentvoller Mann, der zu gebildet oder zu staatsmännisch angelegt ist, um sich zum gemeinplätzlichen demokratischen Rationalismus bekennen zu können ohne zu heucheln, hat keine Wege mehr, um jung in das Parlament zu kommen — und nur wer vor dem dreißigsten Jahr in das Parlament kommt, bringt es zu einer Stellung im Hause. Der bedeutendste lebende Staatsmann der liberalen Partei, in dessen Augen das alte Wahlsystem vor 1832 nur eine „Caricatur" an Widersinn und Ungerechtigkeit ist, mußte mir selber doch zugeben, daß ein William Pitt, ein George Canning, ein Palmerston, er selber nicht so jung, daß homines novi, wie Burke, wie Macaulay, wie er selber gar nicht in's Haus hätten kommen können mit dem neuen Wahlgesetz von 1867.

Was schlimmer ist als der Verlust des politischen Einflusses, die englische Aristokratie fängt an ihre politischen Fähigkeiten zu verlieren. Die Geschichte kennt keinen Staat — selbst nicht den römischen oder venetianischen — der einen Stand aufzuweisen hätte von der politischen Umsicht, Energie, Folgerichtigkeit und Bildung, welche die englische Aristokratie vom Ende des 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts an den Tag gelegt. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß die Ueberlieferungen des englischen Adels anfangen sich zu verwischen. Umsonst blicken wir in ihm um nach Männern wie die, welche noch vor zwanzig Jahren den Staat geführt und deren Söhne sich gebunden fühlen durch die Fesseln des Parteisystems, das sich gänzlich überlebt hat und nur noch wie ein schädlicher Spuk umgeht im Oberhause, die Besten abschreckend vom unbefangenen Eingreifen in die Tagesfragen. Die englische Aristokratie ist auf dem Punkt ein Adel zu werden wie die Aristokratie des Festlandes, und wäre nicht das Erstgeburtsrecht, sie verlöre, wie diese, auch noch den Rest ihres politischen Einflusses, der ihr geblieben oder den wieder zu erobern ihr die Möglichkeit geblieben ist. Sie behielte nur noch den gesellschaftlichen Einfluß, der auf Eitelkeit und Vorurtheil beruht, nicht auf territorialer Macht und politischer Bildung wie der politische Einfluß. An Symptomen jenes sich eben vollziehenden Ueberganges fehlt es nicht. Die Zeit ist nicht fern, wo ein armer und ungebildeter Edelmann — eine contradictio in adjecto für jeden, der über das Wesen der Aristokratien nachgedacht — eine lächerliche Person für

den Engländer war. Dem ist nicht mehr so, und gar die Ritter- und Freiherrentitel (Knighthood und Baronetcy) ohne Grundbesitz oder politische Thätigkeit sind eben so gesucht, beneidet und angesehen als Orden und Adelsdiplome auf dem Festlande.

Dem englischen Peer aber, in die fortan machtlose Sphäre des Oberhauses gebannt, seiner Ohnmacht bewußt, scheint die ganze Politik mehr und mehr verleidet. Der Ehrgeiz macht allmählich der Vergnügungssucht Platz. Das Gefühl der politischen Solidarität schwindet immer mehr mit der Möglichkeit, dieselbe gesetzlich zu vertheidigen. Standesvorurtheile, wie nationale Vorurtheile, wie religiöse Vorurtheile sind minder mächtig als ehedem. An die Stelle des männlichen, hochmüthigen, etwas derben und einseitigen englischen Gentleman von ehedem tritt ja überhaupt mehr und mehr der Typus des leutseligen, höflichen, vielseitigen, weichen, etwas würdelosen Salonmenschen, der alle Sprachen Europa's redet, in russischer Art Hegel und Heine, Renan und Taine gelesen hat, über altenglische rohe Sitten mitleidig lächelt, ein Glas leichten Clarets dem heißen Port vorzieht, den die Väter nach Tisch tranken, und lieber einem friedlichen Nachmittagsthee als einer ermüdenden Fuchshetze beiwohnt. Freilich giebt's auch noch einen andern Typus des heutigen englischen Edelmannes: den Typus des geistlosen, geschmacklosen, geräuschlosen Genüßlers, dessen Materialismus kein frischer Humor, keine männliche Kraftäußerung, kein geselliger Gedankenaustausch veredeln, wie sie den Materialismus jenes gesunden kräftigen Geschlechtes veredelten, welches das aristo-

kratische England des vorigen Jahrhunderts so groß machte.

Dieß ist das Ergebniß des bald zweihundertjährigen gesetzlichen Kampfes des englischen Bürgers gegen den englischen Lord. Der Sieg scheint vielleicht dem Fremden vollständiger als er es ist: ungeheuer ist noch immer der Einfluß, den die Aristokratie durch ihren Grundbesitz und das „Prestige“ des Ranges ausübt; noch kann sie beinahe jeden Commoner durch Herablassung und Schmeichelei, nöthigenfalls durch Heirath, für sich gewinnen; noch hat die Aristokratie, wie ich in einem späteren Brief erörtern werde, eine letzte Karte, die, geschickt gespielt, die Reformbill von 1867 bis zu einem gewissen Punkte neutralisiren kann; aber im großen Ganzen wird doch auch der eindringendste Beobachter dem vorübergehenden Besucher Recht geben müssen: die Aristokratie ist besiegt. Wie aber steht's mit dem andern Feinde, der seit 1688 dem tüchtigsten Theile des englischen Bürgerthums und der Freiheit des Gedankens gegenüber stand, wie ist's mit der Hochkirche?

IV.

London.

Noch hat die Epiſkopalkirche eine herrſchende Stellung in England, noch ſitzen die Biſchöfe im Oberhaus und genießen ihrer ungeheuren Pfründen wie ehedem, noch wird viel Theologie geſprochen, und liegen ſich High-Church und Low-Church, Puſeyiſts und Wesleyans in den Haaren; aber das Alles iſt nur die Oberfläche, der Körper iſt unterminirt, und ſo unwahrſcheinlich es iſt, zu den Unmöglichkeiten gehört's nicht, daß noch unſere Generation es erlebe, die blühend ausſehende anglikaniſche Kirche zuſammenfallen zu ſehen wie ein Kartenhaus. Was ihr in Irland geſchehen iſt, ſteht ihr auch in England bevor: das jetzige Miniſterium mag hier für einen Akt der Plünderung erklären, was es drüben ſelbſt als eine That der Gerechtigkeit ausgeführt: ein anderes Miniſterium wird kommen und vollbringen, wovor dieſes zurückſcheut, das disestablishment of the Church of England.

Denn was ſollte die Gefährdete halten? Krone und Adel haben ihre Intereſſen weislich von ihr getrennt, und hätten ſie's auch nicht, ſie ſind zu machtlos geworden, um ſie wirkſam ſtützen zu können. Im Volk iſt das

Interesse an kirchlichen Fragen, wenn nicht erloschen, so doch gewaltig gedämpft. Selbst die Streitigkeiten um Ohrenbeichte oder Kerzenlicht, die noch vor zwanzig, dreißig Jahren alle Gebildeten Englands aufregten, verhallen jetzt unter den Leuten von der Profession und der kleinen Zahl derer, die sich stets um eine sinkende Kirche andächtig schaaren und meinen, alle Welt habe die Augen auf sie geheftet. Es ist keine religiöse Leidenschaft mehr da. Das sicherste Todeszeichen für positive Religionen: die dem alten England ganz unbekannte Duldsamkeit zeigt sich schon in bedenklichstem Grade, und wir wissen aus Erfahrung, wer von ihr Vortheil zieht: es sind nicht die mittleren Ansichten, die Versöhnungsversuche zwischen weltlichem und kirchlichem Interesse, mit anderen Worten die protestantische Kirche; es sind immer entweder die logischen und unwählerischen Väter Jesu oder die hochmüthigen Verneiner alles Göttlichen, die Materialisten. Auch Indifferentismus, ja metaphysische Speculation und dogmenfreie, formenlose Religiosität mögen wohl dabei fahren, und wenn sie auch keine Proselyten machen, doch wenigstens freien Spielraum für sich erlangen. Was aber soll eine positive Religion dabei gewinnen, die keinem Bedürfniß, keiner Idee, keinem Gefühle der Zeit mehr entspricht und den absoluten Forderungen der Logik nie entsprochen hat? Mit einer bei den praktischen Engländern wirklich bewundernswürdigen Naivetät ist der dreihundertjährige Kampf gegen den Papismus in Vergessenheit gerathen, als wäre er nie gewesen, und — wer hätte es je gedacht? — mit aufgeklärtem Mitleid blicken die Nachkommen der Indepen-

denten auf das Vaterland Nathan's des Weisen herab, das sich so unendlich weit hinter der Zeit zurückzeigt, indem es Rom mit anderen Waffen als denen friedlicher Ueberredung und christlicher Toleranz bekämpft. Noch sind es kaum vierzig Jahre her, daß die Katholiken Englands von allen politischen Rechten ausgeschlossen, von der Hälfte der Nation als Landesfeinde behandelt waren, und heute giebt uns dasselbe England gute Lehren und Beispiele der Duldung.

So besteht hier ein metaphysical club, da begegnen sich der römische Erzbischof von Westminster, Herr Manning, mit seinem anglicanischen Collegen von York; Herr James Martineau, der Unitarier, mit den englischen Moleschott und Büchner, Huxley und Tyndall; da discutirt allmonatlich ganz ernst, ganz naiv, aber ganz freundschaftlich Herr Fr. Harrison mit Herrn Newman, oder ein katholischer Prälat mit einem Atheisten über die Persönlichkeit Gottes oder die Unsterblichkeit der Seele; und man kann sich denken, was herauskommt bei dieser Discussion, wo der Eine chinesisch, der Andere hebräisch redet. Mich erinnert ein solches „metaphysisches" Gespräch lebhaft an eine Anecdote, die in Italien umgeht und die ich gern wieder erzählen möchte, wenn ich nicht fürchtete, der „Würde des geschriebenen Wortes" allzu viel zu vergeben. Das Gespräch fand statt in einem lombardischen Dorfe zur Zeit, als die Oesterreicher über den Mincio flohen, lange also, ehe der metaphysical club gegründet war, und es ist sicherlich nicht als eine absichtliche Parodie auf dieses neueste Produkt englischer Toleranz anzusehen. Ein altes Weib sitzt an der Ecke

und verkauft Haselnüsse. „Comment cela s'appelle?“ fragt der französische Zuave. „Non si pelano, si schiacciano,“ ist die Antwort. „Comment?“ — „Non colla man, col martel.“ — „Ne comprends pas.“ — „Se non vuol comprare, vada pure,“ erwidert die gute Italienerin und fügt schmunzelnd hinzu: „Con questi almeno c'è verso d'intendersi; è un altro paio di maniche che con quei Tedeschi che non capivano nulla.“ Aehnliches wird wohl Herr Professor Tyndall zu sich sagen, wenn er sich eine Stunde lang mit Monsignor Howard verständigt hat.

Doch auch Symptome anderer Art, als diese naive Toleranz, verrathen den drohenden Verfall der englischen Kirche. Es ist lange her, seit die anglicanische Geistlichkeit, ehedem die Pflanzschule der Gelehrsamkeit und der Staatsweisheit, einen irgend bedeutenden einflußreichen Mann der Wissenschaft oder der Politik hervorgebracht. Bentley war Lehrer der Theologie, Berkeley war Bischof: heute sind die eminentesten Professoren in Cambridge und Oxford sämmtlich Laien. Die Bischöfe spielen eine ganz untergeordnete Rolle im Oberhause. Selbst ein so außerordentlich begabter und populärer Mann, wie der Sohn Wilberforce's, der jüngst auf eine so schreckliche Weise hingegangene Bischof von Winchester, konnte keine leitende politische Stellung im Parlament erlangen. Früher wurden die begabtesten Söhne vornehmer Familien in den Klerus gethan, heute soll das Gegentheil stattfinden; früher stand die Leidenschaft der ganzen Nation hinter diesem Klerus, heute nur noch seine pecuniäre Macht: ist diese von ihm genommen, so wird's geschehen

sein um seinen Einfluß. Und nicht die Kirche allein wird unter diesem Verlust leiden, auch der Staat.

England hat keine Schule traditioneller Staatsmannschaft mehr, und kann keine Quelle entbehren, aus der sich ihre Regierer erneuern könnten. Die Aristokratie treibt die politische Erziehung ihrer Söhne nur noch sehr lau; die jüngeren Söhne reichbegüterter Adelsfamilien ziehen selbst sichere Aemter der allen Zufällen unterworfenen parlamentarischen Laufbahn vor, und der Squire — Gutsbesitzer — kann seit 1867 nur noch sehr schwer in's Haus der Gemeinen dringen. Ein Beamtenthum wie das unsrige kennt England ja noch nicht, und selbst die Advocatur — the bar — liefert immer weniger Recruten für den politischen Generalstab des Königreichs. Noch ist die Mehrzahl der leitenden Männer aus dieser in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts so blühenden Pflanzschule hervorgegangen: aber, es ist kein Nachwuchs da, und der überall so nothwendige, in England so innig mit dem ganzen Regierungssystem zusammenhängende Zufluß von Emporkömmlingen kommt schon seit einigen Jahren aus einem anderen gesellschaftlichen Reservoir: aus dem Handel und der Industrie. Selbst in dem classisch gebildeten Oxonier Gladstone steckt noch der Liverpool merchant, und er gehört noch der alten Schule an. All' das darf man nicht vergessen, wenn man sich Rechenschaft ablegen will über die ungeheure Wandlung, welche die englischen Verhältnisse seit zwanzig Jahren erlitten haben, und über die wahren Ursachen derselben.

Schon das Katholiken-Emancipationsgesetz, die Korn-

bill, das Reformgesetz von 1832 hatten diese Wandlung formell, A. Smith, Jeremias Bentham, Stuart Mill innerlich längst vorbereitet; aber der beschleunigte Umgestaltungsprozeß begann erst ganz entscheidend seit dem Krimkrieg und der großen Rebellion in Indien. Die Aufhebung der Ostindischen Compagnie, das Aufgeben der jonischen Inseln, die beiden Schiedsgerichte, die methodische Expropriation der anglicanischen Kirche in Irland, das irische Agrargesetz, die zweite Reformbill, das neue Unterrichtsgesetz, die Oeffnung der Universitäten, die Ernennung durch Concurs, die Prüfungen, die geheime Abstimmung (Ballot), die Abschaffung der käuflichen Officiersstellen, die Gründung eines neuen Appellhofes — folgten sich rasch aufeinander im kurzen Zeitraum von zehn Jahren und bezeichnen die verschiedenen Breschen, welche der demokratische Rationalismus in die irrationelle Festung des alten aristokratischen England gebrochen. Schon sehe ich die ersten Ansätze zur Bildung eines bezahlten, studirten Fachbeamtenthums; schon höre ich Klagen über die Laiengerichtsbarkeit, Geschworene und Friedensrichter. Wie lange wird's dauern, so haben Vestries, Aldermen und Magistrates u. s. w. regelmäßigen Bureaus und ihrem red tape Platz gemacht; so gehört die gerühmte Selbstregierung, welche im Grunde doch eine Regierung durch Andere — d. h. des Volkes durch Notabeln — ist, der Vergangenheit an, wie Alles, was sich überlebt hat oder haben wird, den Lord-Mayor von London nicht ausgeschlossen. Die sogenannte Selbstregierung setzt eben höchst einfache, fast patriarchalische Verhältnisse voraus: die verwickelte Maschine moderner

Verwaltung will von Leuten geführt sein, die eine Fachbildung erhalten. Auf den Bock einer stage-coach will ich eben so gerne und unbedenklich einen Gentleman steigen lassen, als einen Kutscher von Gewerbe; auf der Locomotive bitte ich mir doch einen Mechaniker aus. Dieser Natur ist, wenn ich mich nicht täusche, das allgemeine Gefühl des englischen Volkes.

Gerade jetzt scheint freilich eine Gegenströmung eingetreten zu sein. Gladstone's Niederlage in der Dubliner Universitätsfrage, die immer conservativ ausfallenden Ergänzungswahlen, das Zurückkehren des Geschmacks selbst in literarischen Dingen zu den alten Traditionen, die Gunst, deren sich die feinere conservative Presse im Publicum erfreut, das Hohngelächter, mit dem noch vor wenigen Tagen Herrn Lowe's Vorschlag im Hause der Gemeinen aufgenommen wurde, die Directorstelle am British Museum durch Concurs zu besetzen (sic!) — alles das sind untrügliche Zeichen eines Stimmungswechsels. Noch wichtiger, weil folgenreicher, ist das neu vorgeschlagene Wahlgesetz. Getreu den Traditionen des Vaterlandes moderner Demokratie haben die Agitatoren von 1867 das „Volk" nur in den Arbeitern der Städte gesehen, ihnen ein Wahlrecht zu erobern gesucht und erobert, das wenig hinter dem allgemeinen Stimmrecht zurückbleibt. Das Landvolk blieb der numerus . . fruges consumere nati, der es von jeher für alle Demagogen war. Aber ein moderner Demagoge ist zur Logik verpflichtet, und es ist den erst etwas verdutzten Conservativen nachgerade eingefallen, was Fürst Bismarck schon vor zehn Jahren, Napoleon III. vor zweiundzwanzig

Jahren einfiel, nämlich daß die Consequenz des allgemeinen Stimmrechts vielleicht ein Heilmittel gegen seine eigene Albernheit bergen könne. Man schlägt das household suffrage für die Landarbeiter vor, und die Radicalen können es nicht verwerfen, ohne allen ihren „Principien“ Hohn zu sprechen. Damit aber wäre dem Gutsbesitzer, wie überhaupt der Gentry, eine treffliche Waffe in die Hand gegeben, wenn sie dieselbe nur zu handhaben verstehen. Sie sind der Politik so entwöhnt seit den letzten Jahren, daß sie leicht von den erfahreneren und gewandteren Radicalen oder handeltreibenden Städtern überlistet werden könnten. Ueberdieß, selbst wenn es ihnen gelänge, einen großen Theil ihres verlorenen Einflusses wieder zu erobern, wird er lange vorhalten?

Es giebt Momente in der Geschichte der Völker, wo gewisse Bewegungen der individuellen Leitung beinahe ganz entgehen und mit der Gewalt erworbener Schnelligkeit unaufhaltsam weiter rollen. So war's mit der römischen Kirchenrevolution seit 1830: noch vierzig Jahre später hätte eine tüchtige Unterstützung der oppositionellen Bischöfe auf dem Concil durch ihre Regierungen die Bewegung augenblicklich hemmen können; früher oder später wäre sie doch logisch unwiderstehlich weiter gerollt bis zum tiefsten, verhängnißvollsten Abgrunde der Absurdität und der Verblendung. Aehnlich mit der demokratischen Bewegung des englischen Staates: sie mag auf Momente gehemmt werden, über kurz oder lang nimmt sie doch wieder ihren Lauf, und ein Stillstand, eine wirkliche Rückkehr kann erst dann eintreten, wenn die überheizte Locomotive mit ihren Führern zerschellt am Boden liegt, und die

ewig wirkenden unzerstörbaren organischen Kräfte und Keime, die in jeder Gesellschaft liegen, wieder unbehindert schaffen, treiben und wachsen können, sei es nun, indem sie den überlebenden alten Formen neues Leben einhauchen, sei es, indem sie sich neue Gestalten schaffen. Das Beste ist für die besonnenen Zuschauer einer solchen schwindelhaften, fast mechanischen Bewegung der Staatsmaschine: nicht eingreifen zu wollen in die Speichen — dazu ist's zu spät — sich auch nicht in unfruchtbaren Klagen zu ergehen, sondern sie den rücksichtslosen Mechanikern getrost zu überlassen, selber aber abseits zu stehen, ein anderes Feld zu bebauen, ernstlich und ohne Unterlaß, bis der Tag kommt, sei's auch noch so spät, wo der gesunde Menschenverstand, der politische Instinct im Volke wieder erwacht, inne wird, daß die verantwortliche Führung der nationalen Interessen eines großen Landes nur dem Talent, der Bildung und der Energie der Wenigen vertraut werden darf, seine extemporirten Führer, welche die Staatswissenschaft auf dem Comptoir oder in den Zeitungen studirt, verabschiedet und zurückkehrt zu den gesellschaftlichen Klassen und den Individuen, die von jeher, in allen gutgeführten Staaten, vom unbewußten Volkswillen an die Spitze gestellt worden sind.

V.

London.

Zwei anscheinend entgegengesetzte Thatsachen drängen sich dem Beobachter englischen Lebens immer und immer wieder auf: die ungeheure Wandelung, welche sich seit einem Menschenalter in der Richtung der Geister und der Interessen vollzogen hat und noch vollzieht, und die Unwandelbarkeit des englischen Nationalcharakters.

Wohl kein Volk der Welt kann sich einer so vollen Geschichte rühmen, wie das englische. Es ist rastlos, ununterbrochen thätig gewesen seit Jahrhunderten, bald militärisch, bald politisch, heute religiös, morgen wissenschaftlich, dabei immerfort den materiellen Reichthum des Landes mehrend. Deutschland, Italien haben mehr als ein Jahrhundert lang brach gelegen, England hat nie aufgehört immer neue Erzeugnisse auf die Oberfläche zu bringen. Auch heute noch ist das Auffallendste in England die großartige Thätigkeit.

Wer durch die Straßen Londons wandelt, die Themse hinunterschifft, in ein Comptoir eintritt, bei einem Advocaten vorspricht, sich in eine Zeitungsredaction ver=

irrt, das Parlament besucht, ja wer sich in einem Club ausruhen will, findet überall dieselbe, nicht fieberhaft aufgeregte, sondern ruhig-stätige maschinenhafte Thätigkeit. Selbst wenn sie eingestellt wird, ist's nicht das allmähliche Ermatten und Nachlassen lebendiger Muskeln; es ist als ob eine metallene Bremse das schnaubende Räderwerk plötzlich innehalte, damit es, nach einer bestimmten Reihe von Stunden und nach Zurückziehung des Hemmnisses, weiter schnarre mit seinem beängstigenden Geklapper und Gesumme. Da ist kein Raum für Muße, Beschaulichkeit, reinen Lebensgenuß: der Müßiggänger kommt sich selbst wie ein Sünder, der Zuschauer wie ein gewissenloser Egoist vor; hier artet der Genuß, sobald er Lebenszweck wird, in rohen Materialismus aus oder wird selber ein methodisch betriebenes anstrengendes Geschäft: anmuthiger Epikureismus ist eine unbekannte Blume in dieser cerealen Flora, und gar der idealistische Träumer kommt unfehlbar unter die Räder der Maschine.

Daher die ungeheure Production. Wenn jedermann zwei, drei Stunden täglich mehr und in dieser ganzen Zeit angestrengter arbeitet als im Nachbarlande, so muß auch das Doppelte erzeugt werden an Reichthum; zumal jedermanns Thätigkeit sich über eine längere Lebensperiode erstreckt. Der Reiche, der Bejahrte arbeiten selten auf dem Festlande: hier mühen sich der Siebenzigjährige, der Millionär ab, als hätten sie sich einen Platz zu erobern, einen Lebensunterhalt zu verdienen. Der Production entspricht der Verbrauch: „Tages Arbeit, Abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste", heißt's hier in jedem

Stande, und Gäste wie Feste sind theuer. Der Engländer spart nicht gern: er umgiebt sich mit Comfort aller Art, nährt sich reichlich, pflegt seinen Körper: es ist als ob er die Maschine, während sie rastet, bis zum Bersten füllen wolle mit Kohlen, damit sie morgen desto besser weiter arbeite. Er legt nichts beiseite, wie der Franzose, er verschwendet nicht was er nicht erworben, wie der Russe, er schränkt sich nicht ein um sich die Arbeit zu ersparen, wie der Italiener, er begnügt sich nicht mit der Fülle des innern Lebens, wie's der Deutsche bisher that in dem Elend seines äußern Daseins — er producirt um zu consumiren und consumirt um zu produciren, wodurch denn die Masse des Erzeugten stets anwachsen muß bis es einer jener kolossalen Früchte gleicht, deren England so viele hervorbringt, und die es den italienischen an Umfang, Saft und Farbe, nicht an Süße und Aroma, zuvorthun.

Zusammen mit dieser Thätigkeit hängt der Ernst, der eigenthümliche englische Ernst. Die Leute hier können nichts leicht nehmen, sie können aber auch nichts idealistisch nehmen. Alles wird gleich ins Praktische übertragen. England hätte nie einen Montaigne hervorgebracht, aber auch nie einen Platon. Der Engländer findet kein Gefallen am glänzenden Wortgefecht, und ihm ist ein guter Faustschlag, der den Gegner zu Fall bringt, mehr werth als die zierlichste Pointe des Fleurets, die ihn unversehrt läßt. Keine Virtuosität hat ihm nie ein Beifallszeichen entlockt. Sogar um gewandte Dialektik hat er sich nie viel gekümmert, und noch weniger verirrt er sich in unfruchtbare Speculationen: alle seine Philo-

sophen sind positiv, von Bacon und Locke bis auf Bentham und Mill. Meist sind sie auch Philanthropen: das ist eben englischer Idealismus. Sie halten es für frivol nicht thätig einzugreifen um das Menschenloos zu verbessern. Skepticismus ist ihnen so fremd wie abstracter Enthusiasmus; sie glauben an die Realität der Erscheinung, als ob Berkeley nie existirt habe, und da sie wahrheitsliebend sind, so setzen sie auch bei andern dasselbe Ernstnehmen voraus. Diese Art von Naivetät — ein Ding das der Franzose gar nicht recht von der Einfalt zu unterscheiden weiß — giebt ihnen eine große Stärke, macht sie aber auch vielfach unbeholfen. Ein Gladstone glaubt an seine Politik wie ein Browning an seine Poesie, wie ein Mill an seine Philosophie: alle glauben an sich selbst. Daher denn auch die zweifelhaften Tugenden, ja sogar die Untugenden ernst betrieben werden, mit einer Wichtigkeit über die wir manchmal zu lächeln versucht sind: Ehrgeiz, Wohlthätigkeit, Beobachtung der Sitte, ja Heuchelei werden mit Methode geübt.

Das alles giebt eine große Kraft, ist in einem Sinne sehr achtungs-, ja bewundernswerth: man hielte es aber doch nicht aus in der Atmosphäre, hätte die Natur dem Engländer nicht zwei Corrective dagegen gegeben, besser gesagt, zwei Canäle, in die sich der unbewußte, der nichtangewandte Idealismus, ohne den das Leben nicht lebenswerth ist, ergießen kann: den Humor und die Anhänglichkeit ans Vergangene. Jener ist jedem überall zugänglich: der Deutsche zumal hat sich schon lange daran gewöhnt den herrlichen Strom von Heiterkeit und Wehmuth, von

Scherz und Ernst, von tiefem Sinn und fröhlichem Unsinn, der sich von Chaucer bis Shakespeare, von Butler bis Fielding, von Sterne bis Dickens, ununterbrochen durch das fruchtbare Gefilde der englischen Literatur hinzieht, als sein Eigenthum zu betrachten und sich an ihm aus voller Seele zu ergötzen und zu erfrischen. Nicht so mit dem andern geheimnißvollen Weg, auf dem der hintangesetzte, uneigennützige — andere mögen sagen, unnütze — Idealismus wieder zu seinem Recht gelangt: der geschichtliche Sinn. Der offenbart sich nur dem Gegenwärtigen, Dem aber auch überall, allüberall auf englischem Boden, wenn er nur Augen hat.

Was ist aber historische Vergangenheit anderes als der ideale Zusammenhang der auf einander folgenden Geschlechter? Wenn ich ein Buch lese, eine Landschaft anschaue, mit einem Menschen verkehre, so ist das, was mir davon bleibt, das wenige, aber charakteristische, was mir davon im Gedächtnisse haftet, die Idee des Buches, der Landschaft, des Menschen: so ist die im Volksgeiste lebende Geschichte die Idee des Volkes, und je voller, je intensiver, je greifbarer diese Geschichte lebt, desto reicher, kräftiger, plastischer ist die Idee. Darum eben giebt's keine Geschichte, die sich mit der englischen vergleichen ließe, selbst wenn nie ein Shakespeare und ein Walter Scott sie uns so lieb, einer tieferen Auffassung so zugänglich gemacht hätten. Geht man nun herum in gewissen Quartieren Londons, so tritt einem das so recht leibhaftig vor die Augen, und man begreift erst was für eine gewaltige Künstlerin die Geschichte ist, so ge-

waltig fast, wie die Natur. Wie häßlich sind die Privatbauten in Cornhill und Cheapside, wie plump und roh Mansionhouse und die Börse, wie geschmacklos gar die Einzelnheiten an alle dem, und doch giebt's, vom rein malerischen Standpunkt aus, wenig schönere Gemälde als das jenes Stadtviertels, das so herangewachsen ist seit Jahrhunderten, über das ein Ton sich, die Mißtöne auflösend, hingelagert hat, wo alles, selbst das Widersprechendste, im Zusammenhang ist, ein lebendiges Antwerpen oder Gent, schön von jener Schönheit, die uns an gewissen Landschaften entzückt und von der der Philister sagt: „Was kann Ihnen aber nur an dieser flachen Gegend gefallen? Da ist ja doch kein Wasserfall, keine Ruine, kein Felsblock, es ist ja unser einfach Ackerland, auf dem wir alle Tage arbeiten."

Noch mehr tritt in Lincoln's Inn oder in Temple's Inn jener Zusammenhang mit der Vergangenheit und sein unaussprechlicher Reiz zu Tage. Das sind noch dieselben alten Bäume — ein Engländer reißt nie einen Baum aus, wenn er's vermeiden kann — unter denen schon Henry Fielding sich gelagert; hier auf dieser Wiese, mitten in der Stadt — Herr Haußmann hätte längst einen Square mit Blumenbeeten daraus gemacht — wurden die beiden verhängnißvollen Rosen gepflückt; dort ist die alte Templer-Kirche aus dem 12. Jahrhundert, aber ihr Schiff ist aus dem 14., und nebenan die Bibliothek aus dem 18., ja hier sogar eine Halle aus dem 19. Jahrhundert. Und in der Halle, wie in der Kirche, sind hier die Sitze der Schüler, dort die der Barristers, auf der einen Seite die Zunft von Inner

Temple, auf der andern die von Middle Temple, weiter oben die Bänke der Richter und Queen's Councellors, und siehe, ein Trauerzeichen hat die Innung von Middle Temple aufgesteckt, denn vor acht Tagen hat sie ihre größte Zierde verloren, den gelehrtesten und geistreichsten Kanzler Englands unter Königin Victoria, Lord Westbury. Sieht man herum in all den stillen, grünbeschatteten Höfen, den friedlichen Gängen, geht man hinauf die alten morschen hölzernen Treppen, so begegnet man, genau wie vor vier-, fünfhundert Jahren, dem Volke der Legisten, das da seinen Sitz aufgeschlagen, und mitten im belebtesten tosendsten Theil von London eine Stadt für sich bewohnt, wo kein Hufstritt erschallen, kein Rad knarren darf. Und gehst du etwa fünfhundert Schritte weiter, so magst du auch sehen wo die Gerichte tagen, zwischen Parlament und Münster, die uralte Westminsterhall und die daran stoßenden Säle. Willst du aber wissen wie selbige Gerichte verfahren, so brauchst du nur wiederum fünfhundert Fuß weiter, dießmal nach Norden, deine Schritte zu lenken und du siehst im Herzen Londons, auf einer Stelle wo jeder Fußbreit Erde Goldes Werth hat, einen ungeheuren, grasbewachsenen, verwahrlosten Platz, in dessen Mitte eine zertrümmerte Reiterstatue, oder vielmehr ein steinern Roß ohne Reiter, ein Bild der Wildniß. Das ist der streitige Grund von Leicester-Square, der wartet nun seit bald hundert Jahren auf die Entscheidung des obersten Gerichtshofes, um zu wissen wem er gehört, wer ihn bebauen oder anlegen darf.

Noch auffallender als in London ist jene Anhäng-

lichkeit an das Vergangene, an den überlebenden, Stein oder Form gewordenen, Geist der Väter, in gewissen Städten der Provinz, vor allen in Oxford. Es dürfte wohl kein reizenderes Stadtbild geben als die lange, in schöner Biegung gewundene Hauptstraße von Oxford mit ihren unzähligen Erkern, Thürmen, romanischen, gothischen, Renaissance- und Rococo-Façaden: da sieht man mit Leibesaugen die geistige Geschichte Englands, in diesen Hallen, diesen Capellen, diesen Büchersälen, diesen herrlichen Parks — jedes College hat seinen Park, der zwischendurch die Mauern in die Straße lugt — da ist die Elite der englischen Jugend seit Jahrhunderten und Jahrhunderten erzogen worden, hier sammelte die englische Gelehrsamkeit, hier dachte der englische Gedanke, hier tobte sich die englische Lebenslust aus. Und alles das ist nicht mit einem Spalier umgeben, museenartig katalogisirt, entseelt, zur Schau gestellt; es lebt heute noch gerade so lebendig wie vor Jahrhunderten, es wimmelt von Jugend, es ist warm vom Bewohntsein; derselbe Katheder dient dem Professor von heute, der einst dem Professor der Reformationszeit gedient; und die Studenten spielen Cricket mit ihren flachen Mützen auf denselben Wiesen, auf denen ihre Vorvoreltern mit denselben flachen Mützen Cricket gespielt und die Fäuste gerührt. Und da ist auch nicht eine Lücke; nicht ein Ring fehlt in der Kette bis hinauf ins Mittelalter: von hier aus ging noch vor vierzig Jahren Herr Gladstone als ein junger Hochkirchlicher heraus, von hier Erzbischof Manning und beide Newman's, und hier entstand vor einem halben Menschenalter die positivistische

Schule Neu-Englands: die radicalen Denker und Politiker, Fr. Harrison, Beesly u. A., sind von hier ausgegangen zu predigen das neue nüchterne Evangelium Auguste Comte's, und zu kämpfen gegen Alt-England und seine aristokratischen Sünden. Wovon ein andermal.

VI.

London.

Wenn ein Volk lange Zeit hindurch in einer Richtung thätig gewesen ist, so dauert diese Thätigkeit immer noch eine gute Weile, wenn auch verhältnißmäßig unfruchtbar, fort, während schon die Elite der Nation ihre Kräfte und Anstrengungen auf einem anderen Gebiet zusammenzufassen anfängt. So überdauerte die allgemeine künstlerische Arbeit in Italien die eigentlich schöpferische Epoche (1475—1525) um mehr als ein Jahrhundert; so ist die allgemeine wissenschaftliche Arbeit in Deutschland heute noch eben so angestrengt und vielleicht massenhafter als in der Epoche, in der unser Vaterland seine eigenthümliche Bildung begründete (1775—1825). Ja, wer gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Malerschulen Bologna's und Neapels besuchte, mochte wohl Mühe haben sich zu überzeugen, daß die italienische Kunst, von Tausenden von Inländern betrieben, von Tausenden von Ausländern studirt, am Verblühen war, und wer heute das Treiben an einer deutschen Universität mit ansieht, dürfte dem kaum Glauben schenken wollen, der ihm versicherte, daß schon seit mehr als einem Menschenalter das Interesse der deutschen Nation nicht mehr auf die

Wissenschaft allein gerichtet ist, wie im Beginn des Jahrhunderts.

Aehnlich ist's in England mit der Politik. Das Volk hat so lange aus dem Staat sein Hauptinteresse gemacht, dem Staat seine besten Kräfte und seine besten Individuen so ausschließend gewidmet, die Maschine des Staates so vervollkommnet, daß er heute noch auf eine bewundernswerthe Weise weiter arbeitet, und man wirklich genau zusehen muß, um gewahr zu werden, daß die jungen Männer ersten Ranges aufgehört haben, dem Staate zu dienen, daß die Staatsgeschäfte nicht länger mehr die Aufmerksamkeit der Nation monopolisiren. Schon seit geraumer Zeit haben sich die ausgezeichnetsten Köpfe Englands von der Politik, wie früher von der Religion, ab- und der Wissenschaft zugewendet. Das jüngere Geschlecht aber sieht dem politischen Leben mit einem merkwürdigen Skepticismus, ja mit einer Art vornehmen Mitleids zu: ihm gehen die philosophischen Fragen viel näher als die staatlichen, und wenn es sich um diese bekümmert, so ist's in ihrer wissenschaftlichen, philosophischen Gestalt, als Theorien, nicht als praktische Aufgaben. Darwinismus und Positivismus erregen leidenschaftlichere Debatten als Liberalismus und Conservativismus. Und nicht allein die Jungen, auch die Auserwählten unter den Aelteren ergreifen „die neuen Ideen" mit einer solchen Lebhaftigkeit. Man braucht nur in gewisse Clubs zu blicken, um zu sehen, wie zugänglich die Masse des gebildeten Publikums für Ansichten ist, welche mit den überkommenen Meinungen und Denkgewohnheiten in schärfstem Gegensatz stehen. Ein Franzose, ja selbst

ein Deutscher unserer Zeit, ist ein „Fertiger“ mit vierzig Jahren. Fremde Ideen sind nicht mehr im Stande, seine Anschauungsweise zu beeinflussen, geschweige denn zu ändern, und meist ist er sich dessen so bewußt, daß er neuen und fremden Ideen nicht einmal Gehör zu schenken sich herbeiläßt. Ja, dies ist vielleicht das sicherste Symptom, daß eine nationale Bildung keine werdende mehr, sondern eine gewordene ist. Im heutigen England ist es das gewöhnlichste Vorkommniß, daß ein Fünfziger, ein Sechsziger auf fremde Ansichten eingehen, aus Saul Paul werden und mit jugendlicher Lebhaftigkeit für solche neue Ideen in den Kampf eilen.

Damit hängt denn auch das Verschwinden jener nationalen Enge zusammen, welche England so lange ausgezeichnet. Ein rechtes Staatsinteresse ist mit rein humanistischen Ueberzeugungen unverträglich: es beruht auf einer gewissen nationalen Beschränktheit, die sich sittlich als Egoismus, geistig als Ausschließlichkeit kund thut. Das Aufgeben von Englands traditioneller auswärtigen Politik, dem wir seit fünfzehn Jahren zuschauen, wäre nicht möglich gewesen, wenn die Nation, in ihren bedeutendsten Geistern wie in ihrer Jugend, sich nicht zu einer Art von Kosmopolitismus hinneigte, sich nicht von der streitbaren Politik wegwendete. Und es beschränkt sich diese Richtung nicht auf die Gegenwart: es genügt England nicht, sich der festländischen Politik zu entfremden, die jonischen Inseln aufzugeben, gleichgültig gegen die Geschicke des Orients zu werden, dem nordamerikanischen Freistaat gegenüber, trotz des vollsten Rechtsbewußtseins, nachzugeben, nur um dem Kriege aus dem Wege zu

gehen; es giebt bedeutende Engländer — wären es unbedeutende, so hätte die Sache keine Wichtigkeit —, welche die europäische Politik Wilhelm's III. nicht mehr begreifen, die Pitt's durchaus mißbilligen und über diejenige Lord Palmerston's die Achseln zucken; bedeutende und geistreiche Engländer, denen die Heldenkämpfe Englands für die politische und religiöse Freiheit Europa's zu Ludwig's XIV. und Napoleon's des Großen Zeiten als reine Don Quixotiaden erscheinen. Die Folge einer solchen Anschauungsweise kann nicht ausbleiben. Tritt nicht innerhalb eines gewissen Zeitraumes eine Rückströmung ein, so wird der Staat England, wie einst Holland, aufhören, einen bestimmenden Einfluß auf die europäische Geschichte auszuüben, was das Volk Englands durchaus nicht hindern wird, einen solchen Einfluß auszuüben. Hat es doch schon einmal eine ähnliche Periode durchgemacht, und wer möchte entscheiden, ob das machtlose England Karl's I. und Karl's II. dauernder auf Europa gewirkt hat, als das mächtige England Georg's III.? Jenes siebenzehnte Jahrhundert, während dessen, wenn wir die kurze Periode von Cromwell's Protectorat ausnehmen, Großbritannien nicht mitzählte in Europa, war das Jahrhundert Bacon's und Hobbes', Locke's und Newton's: die Glanzperiode des englischen Staates, die Zeit Chatham's, Burke's, W. Pitt's, Fox', hat nicht *eine* neue weltbewegende Idee in Umlauf gesetzt. Die allgemein anerkannte geistige Hegemonie Englands in Europa während der Regierung Anna's und Georg's I. war aber in jener Zeit nationaler Erniedrigung vorbereitet worden, genau wie die seit einem Men-

schenalter anerkannte geistige Hegemonie Deutschlands während der Jahre der politischen Schmach vorbereitet wurde. Und nicht anders war es mit der französischen Bildung, welche in den schlimmen Zeiten Ludwig's XV. zur Reife und Vollendung gebracht worden war.

Wer sich aber überzeugen will, wie intensiv das geistige Leben Englands gerade jetzt ist, der muß sich nicht auf Bücherlesen beschränken, er muß herüberkommen, die Universitäten besuchen, in die debating clubs gehen, die wissenschaftlichen und philosophischen Zeitschriften in der Atmosphäre studiren, in der sie entstehen. Schon fangen unsere alleinseligmachenden wissenschaftlichen Methoden in Deutschland sich zu versteinern an; schon schwören unsere jungen Gelehrten in verba magistri; schon ist es eine deutsche Gewohnheit geworden, uns als das auserwählte Volk der Wissenschaftlichkeit zu betrachten — ebenso viele sichere Anzeichen, daß der wissenschaftliche Geist im Schwinden begriffen ist und der Gelehrsamkeit zu weichen beginnt. Welche individuelle Unabhängigkeit dagegen hier in England! Da arbeitet jeder für sich selbst, freilich mit allen Nachtheilen der Autodidaxis, aber auch mit ihren Vortheilen: Muth, Rücksichtslosigkeit, Energie, Leidenschaft der wissenschaftlichen Ueberzeugung. Vor Allem, wir haben uns an Philosophie übernommen im ersten Viertel des Jahrhunderts und uns eine Unverdaulichkeit zugezogen, die uns noch heute die philosophische Speise verleidet. Nun ist aber die Philosophie das Salz des geistigen Lebens. Ein Geschlecht, das sich so gänzlich von der Philosophie abgewendet hat, wie das heutige deutsche Geschlecht, muß

dazu kommen, die Wissenschaft routinemäßig zu betreiben. Wer aber will es leugnen, daß unsere Hörsäle leer stehen, wenn der Professor der Metaphysik, ja nur der Psychologie, den Katheder besteigt? Wer wird bestreiten wollen, daß beinahe immer politische Meinungen, nicht mehr philosophische, den Untergrund unserer wissenschaftlichen Systeme bilden? Anders im heutigen England: die philosophischen Fragen durchdringen Alles, nicht nur die Naturwissenschaft, die Geschichtschreibung, die Nationalöconomie, nein, auch die Staatswissenschaft; man lese z. B. Fitzjames Stephens' eben erschienenes Buch „Liberty, Egality, Fraternity" und die Entgegnungen John Morley's und Frederick Harrison's auf dieses bedeutende Werk; man lese Herbert Spencer's „sociologische" Studien; man lese die Schriften der Comtisten. Freilich ist's keine Hegel'sche, noch weniger Kant'sche Philosophie, sondern die echte Enkelin der englischen Philosophie des 17. Jahrhunderts; aber es ist doch Philosophie, ein Ding, das auf dem Festlande, in Frankreich und Italien noch viel mehr als in Deutschland, kaum noch dem Namen nach bekannt ist.

Hält man nun alle diese Symptome zusammen, vergleicht man sie mit denen, welche das deutsche Leben aufweist, bringt die politischen Ereignisse in Betracht, liest die jüngsten Werke der bedeutendsten Schriftsteller beider Nationen, überlegt, welche Werke und Zeitschriften den größten Leserkreis finden, horcht auf die Unterredungen der Männer und die Discussionen der Jünglinge in beiden Ländern, so ist es schwer, sich der Ueberzeugung zu verschließen, daß die beiden germanischen

Nationen gerade jetzt im Begriff stehen, ihre Rollen zu wechseln: daß die philosophirende Nation schon eine politisirende, die politisirende eine philosophirende geworden — was durchaus nicht sagen will, daß wir nicht ganz anders politisiren werden, als die Engländer politisirt haben, wie denn auch die Engländer sich ganz anders zu philosophiren anlassen, als wir zu philosophiren pflegten.

Auch handelt es sich hier nicht um Billigung oder Mißbilligung der neu-englischen Bildung, deren leitende Grundgedanken um's Jahr 1860 in Darwin's Hauptwerk, Mill's „Freiheit" und Buckle's Culturgeschichte ausgesprochen worden, wie einst ein Jahrhundert vorher die leitenden Grundgedanken unserer Bildung in Lessing's Laokoon, Winckelmann's Kunstgeschichte und Herder's Fragmenten ausgesprochen worden: es handelt sich um Feststellung der Thatsache und um Verständniß. Nur wer die Augen offen behält für das, was im geistigen Leben neben ihm vorgeht, kann sich erlauben, zeitweise ganz der praktischen Thätigkeit zu leben; er wird geistig immer im Schritt bleiben, wenn er auch selbst keine neuen Eroberungen macht. Daß wir Deutschen aber in dieser Beziehung unsere Pflicht gegen uns selber und gegen das kommende Geschlecht erfüllen, das beweist der vielfache und laute Wiederhall, den jene englischen Pfadfinder bei uns hervorgerufen.

VII.

London.

At Lords'! — Noch lebt Altengland! Freilich, um sich davon zu überzeugen, muß man nicht zu den Lords gehen im Palast von Westminster, wo ich vorgestern drei — sage drei — Peers von England halb eingeschlafen einem Advocaten zuhören sah, der in Appell plaidirte, zweifelsohne um recht drastisch darzuthun, daß Regierung und Haus der Gemeinen nicht so ganz unrecht haben, wenn sie den edeln Lords das Appellationsgericht abnehmen, wie sie gerade jetzt im Begriffe sind, es zu thun. Nein, um noch ein Stückchen von Altengland zu sehen, muß man hinauswandern zu Lords', über Regentspark mit seinen fremden Thieren und fremden Pflanzen hinaus, bis an eine schöne, mit herrlichen alten Bäumen, Zelten und Tribünen umgebene Wiese, wo der bunte „Unionjack" auf Dächern und Masten flattert, Wagen an Wagen gedrängt steht, Alt und Jung, im Kreise gelagert, dem Wettkampf zusieht, den Eton und Harrow sich da liefern. Die schöne Wiese nämlich heißt Lords', und das Kampfspiel ist das weltberühmte Cricket, von dem wir schon lesen in den heitern Romanen des vorigen Jahrhunderts, in denen die Glanzzeit Altenglands

noch fortlebt für die Phantasie der spätgebornen Geschlechter.

Unter den vier großen englischen National-Gymnasien — Rugby, Winchester, Eton und Harrow — sind die beiden letzten immer die angesehensten und populärsten gewesen, Eton von etwas mehr aristokratischer, Harrow mehr bürgerlicher Zusammensetzung. Seit langen Jahren besteht zwischen den beiden Schulen ein lebhafter Wettstreit, ähnlich dem zwischen Cambridge und Oxford, und wie in diesem, suchen sich die Rivalen nicht nur gegenseitig zu überbieten in Wissen und geistiger Kraftäußerung, sondern auch in körperlicher Gewandtheit und Stärke. Was die Ruderkämpfe für die beiden Universitäten, ist der Cricketkampf für die beiden Schulen. Alle paar Jahre, seit einiger Zeit alle Jahre, messen sich die Gegner öffentlich und kommen von ihren herrlichen Land-Residenzen hinunter nach London, sich zu produciren vor Eltern und Verwandten, ehemaligen Schülern (old boys) und Freunden. Es ist schon keine kleine Ehre, wie man sich denken kann, gewählt zu werden unter die Elf jeder Schule, welche die Sache ihrer Anstalt zu vertheidigen, den Ruhm derselben zu vermehren haben. Das ganze Jahr über, an allen freien Tagen, bleibt das Cricket das Hauptvergnügen der Schuljugend. Der Sieger des letzten Wettkampfes leitet die Uebungen gewöhnlich bis zum nächsten Jahre. Lange prüft er die Gewandtheit und Kraft jedes Spielers, und hoch schlägt das Herz dessen, dem er auf die Schulter klopft im Frühjahre und dabei sagt: „Du magst den Flanell anthun.“ Denn in weißen Flanell von Kopf

bis zu Fuß sind die schönen, gelenken Jünglinge gekleidet; der weiche, äußerst kleidsame Stoff hemmt in nichts die elastischen Bewegungen der Kämpfer. Am Tage der entscheidenden Schlacht kommt eine farbige Mütze und gleichfarbige Leibbinde hinzu, die dem Anzug ein lebhaftes Relief geben, und um die Beine vom Knie abwärts sind weiße steife Knemiden geschnallt, die von fern an die schwerfälligen Beinschienen der Picadores im Stiergefecht erinnern, aber sicherlich nicht wie jene die Schritte der Träger hemmen.

Gestern und vorgestern war der achtundvierzigste Wettkampf, und London war nicht gleichgiltig. Seit der Schah von Portsmouth abgesegelt, war der Cricket Match at Lords' die Hauptbeschäftigung des immer schaulustigen Volkes, das es nicht thun kann ohne einen „Löwen", ein Hauptthema für's Gespräch (the topics of the day) und ein Schauspiel (a sight) für's Auge. Seit zehn Tagen war es mir stets ein Wunder, wie gewisse Farben so plötzlich und so allgemein in die Mode kommen können, wie es der Fall zu sein schien. Kein Galanterie- oder Modewaarenladen, wo nicht Dunkelblau und Himmelblau nebeneinander prangten; Hunderte und Tausende von Halsbinden, Strümpfen, Bändern jeder Art, aber alle in einer der beiden Farben, hingen an den Schaufenstern aller Straßen. Wer nun am Freitag Morgens dem Strom der four in hand, der Daumonts, Kaleschen und Omnibusse folgte, der sich nach St. John's Wood wälzte, dem ward bald klar, daß da so etwas wie der byzantinische Kutscherkampf der Blauen und Grünen im Werke sein müßte. Kein Herr, selbst

die Herren Clergymen nicht ausgenommen, keine Dame, die nicht die eine oder die andere Farbe — es sind auch die Farben von Oxford und Cambridge — als Abzeichen trugen; der Eine eine himmelblaue Halsbinde, der Andere eine dunkelblaue Rosette im Knopfloch, der Dritte ein flatternd Band am Hute, der Vierte einen blau umwundenen Regenschirm — ohne Regenschirm kann ja hier nichts vor sich gehen. Viele Damen begnügten sich sogar nicht mit der muntern Schärpe, und es wimmelte von himmelblauen und dunkelblauen Seiden- und Atlaskleidern um und auf dem Plan, um und auf den Wagen.

Denn rings um die lachende Wiese hatte sich bald eine Wagenburg gebildet, alle drags — jene ungeheuren Wagen in der Art der alten stagecoaches, welche von Vieren gezogen werden und acht Plätze außen, vier innen haben — standen bald ausgespannt um das lange Ekrund des Kampfplatzes herum und blieben die Nacht vom Freitag auf Samstag auf der Stelle, um am andern Morgen wieder ihren hübschen Inhaberinnen und eleganten Automedonten als Loge zu dienen. In den ungeheuren Kisten, welche hinten oder oben an den schwerfälligen Maschinen angebracht sind, bargen sich, wie bei den Wettrennen, unendliche Massen von Victualien; und nun ging, wie bei allen englischen Festlichkeiten, das Essen und Trinken los, daß es eine Freude war. Die Schuljungen namentlich, die herübergekommen waren, ihre Kameraden zu beklatschen oder anzufeuern, leisteten da das Unglaubliche im Lunchen und — zur Steuer der Wahrheit sei's gesagt — ihre hübschen Schwestern erfreuten sich auch eines recht guten Appetits.

O Byron, Byron, der du die Lippen, welche du deines Kusses gewürdigt, keine gemeine Speise berühren sehen konntest, ich zweifle, ob du hier das Küssen abgeschworen hättest!

Von Morgen bis Abends und wiederum von Morgen bis Abends wogte der Kampf hin und her. Am Ende des ersten Tages schien Eton den Sieg davontragen zu sollen; aber gestern früh am Morgen neigte sich das Glück — das wohlverdiente Glück — auf die Seite von Harrow; doch lange, lange Stunden durch hielten sich beide Parteien die Wage. Auf jeder Seite elf Kämpfer, die erwählten Eleven. Die zwei Champions der einen Partei sind auf dem Plan, umgeben von den elf Gegnern, die ihnen ihre Arbeit so schwer als möglich machen, und deren Gewandtheit der Arme, Schnelligkeit des Blickes und der Füße es selten mißlingt, alle Anstrengungen der zwei Spielenden, den Ball über die Grenze zu schleudern, zu Schaden zu bringen. Aber wenn nun der Ball doch die Schranken überspringt, wenn die Spieler es dahin bringen, zweimal den Raum zu durchmessen, während die Gegner noch nach dem Balle rennen, — welch ein Jubel im Publicum, welch ein Freudengeschrei bei det Partei! Das ist ein Händeklatschen, ein Hutschwenken, ein Rufen: „Well run! well played! fielded!“ u. s. w., das bei jedem guten Wurf wieder beginnt. Nach den Kameraden aber sind es die Schwestern — und o, welche und wie viele Schwestern! — der jungen Kämpfer, die ihre schönen Hände in Bewegung setzen, ihren Brüdern Beifall spenden. Und nun gar, als ein junger Harrowaner den Sieg für seine Anstalt ent-

scheidet! In einem Nu sind die Schranken niedergerissen, die Seile zerschnitten, welche die Zuschauer vom Kampfplatze trennten, und herein strömt Alles, Jung und Alt, Hoch und Niedrig, Herren und Damen. Man ergreift den glücklichen Sieger, sechs Enthusiasten laden ihn auf ihre Schultern; so wird er dreimal im Kreise herumgetragen durch die Menge. Das ist ein Stoßen, ein Puffen, ein Treten, ein Schwenken der Regenschirme und Hüte, dabei ein höllisches Jubelgeschrei — und mitten in dem Gedränge zarte zierliche Damen in feinster Toilette. Auf Augenblicke scheint sich der Sturm legen zu wollen, aber nur um mit erneuter Kraft wieder loszubrechen. Nach dem Hauptthelden kommen die Helden zweiten Ranges an die Reihe, im Triumphe durch die drängende Menge getragen zu werden; endlich wird selbst des „überwund'nen Mannes" gedacht und auch Hector der zarten Ehrenbezeigung gewürdigt. Gegen Abend verzieht sich nach und nach die tobende Masse; aber noch zittert die Bewegung nach in der großen Stadt. Von dem niedersten public house bis zum aristokratischesten Club, am Tische des Advocaten, der seinen Sohn im glücklichen Harrow hat, wie im Speisesaal des Peers von England, dessen Jungen zu den glorreichen Besiegten gehören, ist von nichts die Rede als von dem Ereignisse des Tages. Schon während des Kampfes ist eine kleine Druckerei auf dem Platze selbst errichtet worden, die von Minute zu Minute die Resultate des Streites Schwarz auf Weiß bringt; ein paar Dutzend Knaben durchlaufen das Publicum und bieten die Karten an, worauf diese Resultate angemerkt sind.

Am Abend bringen die Zeitungen lange Berichte und Artikel, und wäre es heute nicht Sonntag, so hätten wir diesen Morgen schon in den „Times“ und „Daily News“ lange Leaders zu lesen bekommen über den Sieg von Harrow.

Nein, Altengland lebt doch noch, und Herr Göschen und Herr Cardwell, die friedliebenden, spießbürgerlichen Häupter der „glorreichen Flotte“ und des „tapferen Heeres“, können es nicht todtmachen, wie die wüthendsten Schauspieler der Welt, die ich vorgestern in Haymarket sah, den William Shakespeare nicht todtmachen konnten, obschon sie keine Mühe scheuten, um zu dem gewünschten Resultate zu kommen.

VIII.

London.

Die öffentlichen Schulen sind von jeher der Gegenstand liebevollsten Interesses für das gebildete englische Publicum gewesen, und jede Frage, die ihr Wohlergehen, ihre Mißbräuche, ihre Umbildung betrifft, hat das Privilegium, sogleich zur lebhaftesten Besprechung Anlaß zu geben, und alle „old boys" in fieberhafte Bewegung zu bringen. So vorigen Winter die Fagging-Frage in Winchester, als die Schülerbehörde dieser Anstalt — Polizei, Gerichtsbarkeit und Bestrafung werden bekanntlich von den Knaben selber geübt — ihre Befugnisse mißbraucht und einen jüngeren Cameraden beinahe zum Krüppel geprügelt haben sollte. So vor wenigen Monaten die Zänkereien zwischen dem Headmaster von Rugby, dem Nachfolger Dr. Arnolds, und seinen Lehrern. So seit einigen Wochen die Streitfrage von Study versus Sport. In einem solchen Fall sind dann täglich die Zeitungen, vornehmlich die „Times", nicht allein voll von Leitartikeln über den Gegenstand, sondern vor allem von jenen Correspondenzen freiwilliger Mitarbeiter, welche so charakteristisch für die englischen Journale sind und dieselben so einflußreich und so unterhaltend machen. Die

eigentliche Controle der Regierung sowie aller Behörden und Anstalten, die eigentliche gründliche Erörterung wichtiger Fragen durch competente Männer, die keine Journalisten von Fach sind, findet hier statt; und handelt es sich um Schulen, so hält jeder „old Wykhamist“ (aus Winchester School), Ex-Etonian, oder olim Hergeoni (aus Harrow) sich für verpflichtet sein Wort mitzureden. Dazu kommen die Briefe der Eltern, der Lehrer, manchmal der Jungen selber, und so wird der Prozeß immer recht gründlich und vielseitig instruirt. Am lebhaftesten ist natürlich das allgemeine Interesse, wenn es sich um Harrow, Byrons „old Harrow“, und um die „Königin der öffentlichen Schulen“, um Eton, handelt, wie in diesem Augenblicke.

Der erste Anlaß war jener dreitägige Wettkampf im Cricketspiel — der sechzigste oder siebenzigste — zwischen beiden Schulen, von dem ich in meinem letzten Briefe erzählte. Für den Fremden nun war das Schauspiel ein reizendes und interessantes: selbst die Uebertreibung des Guten, die ihr Theil hatte, mußte ihm als national zusagen, und die kleinen Excesse, die vorfielen, konnten ihm nur charakteristisch für Altenglands Zähigkeit im Festhalten gewisser Ueberlieferungen erscheinen. Nicht so den Engländern selber. Viele fanden, man gehe denn doch zu weit; es sei nicht gut für die Jungen, in dieser Weise als Nationalhelden vergöttert zu werden; die Sache wiederhole sich auch zu oft; die Zeit kurz vorher und nachher sei stets eine verlorene; der ungeheure Andrang von Menschen nehme dem Fest, das früher nur Eltern, Verwandte, Commilitonen und old boys zu Zuschauern

gehabt, seinen ursprünglichen, fast vertraulichen Charakter, und was der Klagen mehr waren. Doch fand die Unzufriedenheit erst etwa vor einer oder zwei Wochen ihren entsprechenden Ausdruck in einem zündenden Schreiben eines „Officiers der Armee mit beschränkten Mitteln", der sich bitter beklagte: sein Sohn lerne durchaus nichts in der Schule; anstatt Latein und Mathematik treibe man nur Cricket, Racket, Boating u. s. w., womit niemand sich eine Existenz gründen könne; bei den Examen müßten die jungen Athleten nothwendig durchfallen, und, was das schlimmste sei, die Lehrer selber, um sich ihre Aufgabe zu erleichtern, begünstigten diese übertriebene Beschäftigung mit den sogenannten „männlichen" Uebungen. Dem Officier des Landheeres gesellte sich am andern Tag ein Flottenofficier zu; andere antworteten, Lehrer verschiedener Schulen mischten sich in den Streit, und nach und nach scheint sich die öffentliche Meinung, wie immer in England, zu klären und zu einem vernünftigen Urtheile zu gelangen.

Daß man im Sport zu weit gegangen ist, giebt beinahe jedermann zu. Unsere Knaben, führen sie so fort, wären zu nichts gut als Schiffer oder Jahrmarkts-Herculesse zu werden, hört man sagen. Und wenn der Sport noch unentgeltlich wäre; aber er fügt dem eben nicht geringen Geldopfer, das sich ein Familienvater auferlegen muß, um seinen Sohn nach Rugby, Winchester, Harrow oder Eton zu schicken, eine ganz bedeutende Extra-Ausgabe hinzu. Auch vervielfältigen sich die öffentlichen Wettkämpfe gar zu sehr; und gemeinere Motive beginnen mit hineinzuspielen, seit den Siegern werth-

volle Preise ausgesetzt werden, und sie nun um dieser Preise willen, wie Kunstreitertruppen, reisen und Vorstellungen geben. Es mag immerhin in den Ferien sein; aber verlangt es nicht monate-, ja jahrelange Uebung? Und wenn ein Junge das zweifelhafte Glück hat einer der erwählten Elfe zu sein, wird er wohl noch mit ganzem Herzen bei seinen Studien sein können? Ueberhaupt ist es nicht gut, wenn die Knaben sich daran gewöhnen, körperliche Kraft allein zu verherrlichen und zu bewundern. Deßhalb braucht die altenglische Tradition gesunder kräftiger Spiele sich in der Jugend nicht zu verlieren. An Eltern und Lehrern ist es, darüber zu wachen, daß dieser Mittelweg strenger als bisher eingehalten werde. Das ist nun alles recht gut und schön, ja unbestreitbar; aber es steht sehr zu befürchten, daß es bei diesen platonischen Wünschen sein Bewenden haben, und daß der Gang der gesellschaftlichen Umwälzung Englands unwiderstehlich fortschreiten, und die Umwälzung im ganzen Schulwesen unaufhaltsam nach sich ziehen wird.

Die englische Aristokratie — ich nehme das Wort in seiner ausgedehntesten Bedeutung und rechne die ganze gentry, ja alle upper ten thousand dazu — ist besiegt; sie weiß, oder sie fühlt doch, daß sie nicht mehr die regierende Classe ist, oder wenigstens daß sie im Begriff ist, diese ihre Stellung zu verlieren. Die Folge davon ist ein gewisser Mangel an Ehrgeiz oder, wenn man so will, an amour-propre, welcher nothwendig das langsame Aufgeben aller Standesüberlieferungen nach sich zieht. Solange sie England beherrschte, suchte sie sich durch eine treffliche humanistische Bildung dieser hohen Stellung

würdig zu machen, wie sie durch eine fleißige politische Schule sich zu derselben zu befähigen suchte. Heute hilft ihr das alles doch zu nichts und sie fängt an, wie der festländische Adel, sich zu verbauern oder sich zu verweichlichen: das Leben genießen, im materiellsten Sinne des Worts, scheint der einzige Ehrgeiz der bevorzugten Classen werden zu wollen: und jener veredelte Lebensgenuß eines Shaftesbury oder Walpole fängt an der Vergangenheit anzugehören. Nicht anders ist es mit der Verausgabung der Lebenskraft, die einmal im Engländer steckt: die Uebung der geistigen, der sittlichen Kräfte wird immer mehr der Uebung der körperlichen Platz machen; und anstatt jenes schönen Gleichgewichts zwischen physischer, geistiger und sittlicher Bildung, welches den englischen Gentleman des älteren Geschlechtes auszeichnete und so hoch über den deutschen Krautjunker wie über den französischen Höfling stellte, welches der englischen Literatur wie dem englischen Staat einen Stab so trefflicher, freigesinnter, classisch gebildeter und zugleich männlich-ritterlich gestählter Männer gab, die man vergebens unter den Beamten, den Stubengelehrten und den Akademikern des Festlandes gesucht hätte, scheint eine Art Gladiatorenthum um sich greifen zu wollen, das England eben nicht zur Ehre gereichen würde. Noch schlimmer aber als die Athleten sind die Einpauker (crammers), welche seit Einführung so vieler neuen Disciplinen in den Unterricht, einer neuen Prüfungsordnung und des Concurses aufgekommen sind und der freien, classischen Bildung in England mit denselben Gefahren drohen, die ihr in Frankreich so empfindlichen Eintrag

gethan. Anstatt die zwei großen erprobten Bildungsmittel des Geistes, classische Sprachen und Mathematik, langsam auf sich einwirken zu lassen, macht man aus diesen Mitteln Zwecke — und welche Zwecke! Zulassung in eine Laufbahn u. s. w. — und fügt ihnen noch eine Menge andrer Lerngegenstände hinzu, welche dereinst im Leben „nützlich" sein sollen. Das Alles aber wird rasch in einem Monat vor dem Examen erworben — natürlich um einen Monat nachher ganz ausgelöscht zu sein. Kurz, wie bei gewissen flachen Geistern des Festlandes, so hat sich auch in England die Auffassung eingeschlichen, daß der Jugendunterricht der Mittelclassen eine unmittelbare Vorbereitung zur künftigen Lebensthätigkeit sein dürfe, ja müsse, während die gute alte Zeit unbefangen geglaubt hatte, es handle sich im College nur darum, den Geist der Jugend zu stählen, wie das Turnen den Körper stählt, um ihm so die spätere Erlernung jeder beliebigen Einzelthätigkeit zu erleichtern.

Auch die ungeheure Zahl der Emporkömmlinge aus dem Kaufmannstande, denen heute das Parlament offen steht und welche darin einen bedeutenderen Platz einnehmen als die Adeligen und die „freien Professionen", hat dazu beigetragen die Ueberlieferungen der englischen Schulen zu untergraben. Sie alle senden jetzt ihre Söhne nach Rugby oder Winchester, Harrow oder Eton, und die Jungen bringen aus dem väterlichen Haus andere Sitten und Gewohnheiten mit als ihre weniger zahlreichen Cameraden aus den Familien des Adels, des Heeres, der Geistlichkeit oder der Justiz. Diesen glauben sie es nun gleich thun zu müssen, ja sie zu übertreffen,

nicht etwa an Fleiß und Bildung, sondern an Aufwand und an Körperkraft. Der ganze Ton ist dadurch ein anderer geworden, und es ist natürlich, wenn die Classen, welche am meisten darunter leiden, d. h. die unbemittelten Gentlemen, deren Söhne auf geistige Arbeit angewiesen sind und sich durch sie eine Stellung im Leben erobern müssen, zu klagen anfangen. Sie können sich aber nicht resigniren — und wer sollte es ihnen verdenken? — sich von dem Platze verdrängt zu sehen, den sie so lange und so ehrenvoll ausgefüllt in der Gesellschaft und im Staat ihres Landes. Sie meinen: mit allerhand Vorkehrungen könne dem noch vorgebeugt werden, und wollen sich nicht gestehen, daß in dem neuen England, wie's die politischen Reformen der letzten zehn Jahre gemacht, kein Platz mehr für sie ist. Der englische Staat, wie die englische Gesellschaft, wie die englische Literatur, gehört fortan den Emporkömmlingen der Demokratie, und die Traditionen, die so lange das öffentliche wie das geistige Leben Englands beherrscht, sind im Erlöschen. Englands Lebenskraft ist so unerschöpflich, daß es auch ohne diese Traditionen noch Bedeutendes, ja Großes bieten wird; aber jene edle Würze classischer Bildung, welche die etwas derbe englische Natur wohlthuend milderte und der nationalen Cultur des Landes einen so eigenen Reiz verlieh, droht zu verschwinden, oder doch sich auf einzelne Gruppen zu beschränken, anstatt wie ehedem das ganze öffentliche Leben zu durchdringen. Das unerbittliche Gesetz der Arbeitstheilung dringt selbst bis in die höhern Kreise, denen das Specialistenthum bisher unbekannt war. Umsonst

sucht man in dem heranwachsenden Geschlecht nach jenen Land= und Seeofficieren, Geistlichen, Anwälten, Kaufherren und Adeligen, welche, außer ihren Fachkenntnissen und Facherfahrungen, eine eingehende Bekanntschaft mit Alterthum, Philosophie, Geschichte und Nationalökonomie in ihre politische Laufbahn mitbrachten, ohne deßhalb Muttersöhnchen (milksops) oder gar geistige Treibhauspflanzen neuester Art zu sein, sondern Meister in allen ritterlichen Künsten und heitere lebenslustige Gesellschafter blieben. Die classische Bildung beginnt schon Sache der Philologen zu werden, wie denn überhaupt die Wissenschaft immer mehr Monopol der Professoren wird. Der Arzt, der Richter, der Officier bekümmern sich wenig mehr um irgend etwas, das jenseits seiner Fachstudien liegt; der junge Edelmann, der bürgerliche Elegant, der sorgenlose Rentier machen aus Sport oder Ausschweifung, im besseren Fall aus beschränktester, unthätigster Zurückgezogenheit oder leerem, eitlem Gesellschaftstreiben eine Art einseitigen Lebensberufes; die Gebildeten wenden immer skeptischer der Politik den Rücken zu und überlassen sie den Faiseurs, den Utopisten und der rohen Menge: in einem Worte, die Engländer amerikanisiren sich. Freilich ist diese Evolution erst in ihrem Beginnen; wohl uns, daß wir noch gelebt, um den Spätherbst jener einzigen Nationalcultur zu sehen, deren höchste Blüthe unsere Väter erlebten.

Wohl war nicht Alles schön und bewundernswerth in jener Gesellschaft Englands, deren glänzende Vertreter wir noch in unserer Jugend gekannt: Derbheit und

Hochmuth, Heuchelei und geistige Beschränktheit fanden einen fetten Boden um sich wuchernd zu entfalten; aber der, immerhin seltene, englische Gentleman jener Zeit, der diesen Namen wirklich der Gesinnung wie den Sitten nach verdiente, war doch Alles in Allem genommen das schönste, gesündeste, harmonischste Menschengewächs, das seit dem modernen Bürgerthum, ja seit dem Untergange der antiken Welt gelebt, das einzige, das sich mit dem griechischen Ideale der Kalokagathie vergleichen ließe, diesem Ideale wohl nachstehend an Anmuth, künstlerischem Sinne und metaphysischer Bildung, aber es übertreffend an Gemüth, Humor, Naturverständniß, Wahrhaftigkeit.

IX.

Weybridge.

Die Umbildung des englischen Cabinettes ist vollendet*). Wäre ich Chronist, so träte nun die Aufgabe an mich heran, über die Vergangenheit der einzelnen Männer, der austretenden wie eintretenden, zu berichten und dieselben, so gut ich könnte, zu charakterisiren. Glücklicherweise brauche ich mich nicht auf einen so schlüpfrigen Boden zu wagen; denn ich hege ja den Ehrgeiz, nicht als Chronist, sondern als dramatischer Chor aufzutreten, indem ich die bleibende Bedeutung der vorübergehenden Ereignisse in's Licht zu stellen oder doch wenigstens ihr nachzuforschen versuche.

Die neue Combination ist nun aber in meinen Augen ein Symptom mehr, daß es bald aus sein wird mit der alten Parteiregierung, die England zwei Jahr-

*) Es handelt sich um die reconstruction (replâtrage, rimpasto) des Ministeriums Gladstone im August 1873, als der Premier sein Fachministerium, die Finanzen, an Herrn Lowe's Stelle wieder übernahm, Herr Bright u. A. neu eintraten. Aehnliches ist auch früher öfter in England vorgekommen, aber meist der Vorbote einer parlamentarischen Niederlage, nie die Folge derselben gewesen, worin der ganze Unterschied besteht.

hunderte lang ausgezeichnet. Ein äußerst irrationelles, jedenfalls ganz künstliches System, das aber seit Montesquieu als das Muster des freien Verfassungslebens betrachtet zu werden pflegte. Es ist eben damit gegangen, wie mit so vielen menschlichen Dingen, man hat die zufällige Form als das Wesen angesehen, das Wesen selbst aber als ganz nebensächlich behandelt. Die Wahrheit ist: England ist diese zwei Jahrhunderte hindurch von einer Aristokratie beherrscht worden, welche gleich allen politischen Aristokratien große staatsmännische Ueberlieferungen hatte. Diese Aristokratie hatte das Königthum neben sich bestehen lassen und ihrer eigenen Herrschaft die parlamentarische Form gegeben, worauf denn, da England sehr wohl bei dieser Regierung fuhr, die Welt sich einbildete, dies sei das Verdienst des Parlamentarismus, nicht der staatsmännischen Weisheit der englischen Aristokratie, — als ob diese mit den venetianischen oder römischen Formen nicht eben so gut regiert hätte. Wie ganz wesenlos die Form der parlamentarischen Parteiregierung an sich ist, beweisen ihre Mißerfolge in Frankreich und Spanien, die Hindernisse, welche sie dem Gedeihen Italiens in den Weg legt, die Schwierigkeit, die sie hat, sich in Deutschland einzubürgern, ihr Zusammenbrechen in England selbst, sobald der Geist, der sie geschaffen und lebendig erhielt, das heißt die Aristokratie, von ihr gewichen ist. Ich sage mit Absicht „Parteiregierung", weil dieser Ausdruck der allein richtige und genaue ist, um das englische Verfassungsleben der letzten beiden Jahrhunderte zu bezeichnen. Diese hat aber bis jetzt nur in England existirt. Weder in Paris noch in

Madrid, weder in Berlin noch in Rom, weder in Wien noch in den ehemaligen Rheinbund-Staaten haben Parlamente mit zwei großen Parteien bestanden, welche sich regelmäßig in der Regierung abgelöst hätten *). Entweder ist's die Krone, die unter der Controle der Volksvertretung regiert, oder es sind verschiedene Persönlichkeiten derselben Partei, welche sich aus rein persönlichen Gründen gegenseitig am Steuer ablösen. Letzteres ist das italienische System und beginnt nun auch das englische zu werden. Darin liegt die Bedeutung dieser letzten Ereignisse, welche sich unabhängig vom Parlamente und seinen Abstimmungen vollzogen haben. Sie sind die natürliche Folge der seit 1867 (der zweiten Wahlreform) endgültig gewordenen Revolution der englischen Verfassung, einer Revolution, welche an die Stelle des früher herrschenden Grundbesitzes die Herrschaft des flüssigen Kapitals gesetzt hat, welches seinerseits der Demokratie die Schleusen geöffnet, genau wie die politische Emancipation der Ritter durch Gracchus einst der römischen Demokratie Schloß und Riegel öffnete.

---

*) Im ehemaligen Königreich Sardinien und in Belgien ist die ganz künstliche Methode Englands auf continentale Zustände angewendet worden; in Piemont aber wurde sie aufgegeben, sobald ernste Verwicklungen auftauchten (1859), und in Belgien wird sie von der Gesellschaft Jesu, welche mindestens ebenso gewandt als die englische Aristokratie im Annehmen und Gebrauchen der verschiedensten politischen Formen ist, ausgebeutet, d. h. dazu benutzt, den modernen Staat zu untergraben und eben an die Stelle der wechselnden Parteiregierungen und der Freiheit Aller die Freiheit „der Guten" und die permanente Regierung durch eine außerstaatliche Gewalt zu setzen.

Nicht allein Lord Derby und Herr Disraeli sind es, welche die jetzige Regierung bekämpfen oder ihre Erbschaft beanspruchen, die liberale Partei selbst greift sie an, sucht sie zu stürzen und ihre Stellen mit anderen Leuten derselben Partei zu besetzen. Hierin liegt der ganze Unterschied zwischen der jetzigen Lage und den früheren Verwicklungen. Noch sind die Dinge nicht zu dem Punkte gediehen, zu dem sie in Rom gelangt sind, wo zehn auf einander folgende Ministerien derselben Partei angehören und dieselbe Politik verfolgen konnten; aber England ist auf dem besten Wege. In der That wird die jetzige Regierung viel heftiger von ihrer Partei als von den Tories angefeindet; die liberalen Blätter greifen sie mit größerer Lebhaftigkeit an als die conservativen, und die Dissenters als die Radicalen, die gemäßigten Whigs als die Katholiken, das heißt doch alle die Fractionen, aus denen das Cabinet hervorgegangen, denen es seine Existenz verdankt, sind einmüthig in ihrem Tadel. Die Majorität des Hauses der Gemeinen hält allein die Regierung; aber Dank dem neuen demokratischen Wahlgesetz ist diese Majorität nicht mehr der Ausdruck der öffentlichen Meinung Englands, sondern, wie in Frankreich unter Herrn Guizot und Napoleon III., nur eine legale Majorität, von der durchaus nicht auf die Stimmung des Landes geschlossen werden kann. Nun mag freilich die Schuld der augenblicklich herrschenden Mißstimmung theilweise an den Ministern liegen, der tiefere Grund ist der, daß die alten Parteien in der Auflösung begriffen sind und neue Parteien sich bilden, weil neue Gesellschaftsklassen und neue Interessen im

neuen Parlamente vertreten sind. Diese haben sich bis jetzt noch zum Theile des alten whigistischen Personals bedienen müssen und sind natürlich nicht immer mit ihm zufrieden. Die eigenen Leute aber, die sie hereingebracht, können ebensowenig den Altliberalen genehm sein, daher die beiderseitige Unzufriedenheit, welche zu besänftigen das jüngste chassé-croisé in Scene gesetzt worden ist.

Mit anderen Worten, nachdem der englische Staat um's Jahr 1830 in jene einzige Gipfelperiode eingetreten, welche alle organischen Dinge der Welt nur mühsam erreichen und in der sie sich nur vorübergehend behaupten; nachdem er ein Menschenalter in dieser Phase verweilt, welche das harmonischste und, Alles in Allem genommen, das vollendetste Staatenbild der Weltgeschichte dargestellt, ist er vor etwa zehn Jahren in ein Uebergangsstadium eingetreten und hat dasselbe heute nahezu vollständig durchlaufen. Nachdem in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Krone und das Oberhaus immer machtloser, das Unterhaus aber der wahre Alleinherrscher geworden, hat sich seitdem das Unterhaus selber in seiner Zusammensetzung vollständig geändert: ein anderer Stand und folglich andere Interessen und Ideen haben Eingang darein gefunden, und die Parteien, die schon vorher ihren Namen geändert, unterliegen auch in ihrem Wesen einer vollständigen Zersetzung. Schon lange nennen sich die Tories und Whigs nur noch Conservative und Liberale; seit zehn Jahren haben sie angefangen, nicht einmal diese Namen irgendwie länger zu rechtfertigen, und heute wäre es schwer zu sagen, wer freisinniger ist, die Conservativen oder die Liberalen, ja überhaupt einen Unter-

schied zwischen dem Glaubensbekenntnisse und der politischen Thätigkeit eines Conservativen und eines Liberalen zu entdecken. So sind jetzt zwei Obersten der Armee, der Eine conservativ, der Andere liberal, als Gegencandidaten in einem Wahlbezirk aufgetreten. Beide sind für Abschaffung des bestehenden Erbrechts, der Jagdgesetze, der Hypothekengesetzgebung, Beide für Ausdehnung des Stimmrechtes auf die Landarbeiter: kurz, mit nacktem Auge ist da nicht die geringste Nuance zu erspähen. Sehen wir nun näher zu, so werden wir finden, daß die Ideen und die Politik, die beide Parteien befürworten, eigentlich keiner von beiden angehören, und darin liegt der Schlüssel zur Lösung des ganzen Räthsels.

Ganz langsam hat sich in den Fünfziger-Jahren eine dritte Partei gebildet; sie hat im Stillen gearbeitet und maulwurfsartig die ganze englische Verfassung und die ganze englische Bildung zugleich untergraben oder doch umgestaltet. Diese Partei nun, die radicale, herrscht absolut, despotisch, unbestritten seit zehn Jahren; aber sie herrscht durch Staatsmänner der beiden alten Parteien. Sei es, daß ihre fähigen Männer zu jung sind, sei es, daß sie, zu beschäftigt mit Gelderwerb, zu ungeschult im öffentlichen Leben, der parlamentarischen Redekunst und Strategik nicht Meister genug sind, sei es, daß die Wenigen, welche die Interessen und Instincte der Masse dieser Partei in Theorien und Systeme gebracht, sich selber als zu abstract, zu unpraktisch fühlen — die Thatsache ist, die neue herrschende Partei regiert durch Minister, welche sie aus den Pflanzschulen der beiden alten Parteien hernimmt. Diese, die England

seit mehr als anderthalb Jahrhunderten beherrschen, haben natürlich noch ein zahlreiches Personal trefflich geschulter Leute und, seit das Gros der Armee zu den Radicalen übergegangen, unendlich mehr Officiere als Soldaten. Diese nimmt der neue Souverän, die radicale Partei, als Vertreterin der industriellen Interessen in seinen Sold, und Disraeli, Gladstone, Lowe und Genossen sind nur die parlamentarischen Condottieri, die, wie die Carmagnola und Piccinini des fünfzehnten Jahrhunderts, die unblutigen Schlachten liefern, welche über ganz andere als ihre eigenen Ideen und Interessen entscheiden. Es war ein conservatives (!) Ministerium, welches das radicalste Wahlgesetz einbrachte und durchsetzte, das Europa kennt, radicaler selbst als das allgemeine Stimmrecht, das im Grunde recht conservativ ist und dem Radicalismus der Stadtwähler durch seine Ausdehnung auf's Land die Spitze abzubrechen pflegt. Das englische Wahlgesetz von 1867 aber stabilirt ja gerade das Privileg der Stadtbevölkerung und des flüssigen Vermögens über die Landbevölkerung und den Grundbesitz. Aehnlich verhält es sich mit den andern fortschrittlichen Gesetzen und Maßnahmen der letzten zehn Jahre: sie laufen alle dem altliberalen Programme ebenso zuwider als dem conservativen; es sind Maßregeln, welche von der radicalen Partei im Princip beschlossen und bald den Staatsmännern der liberalen, bald denen der conservativen Schule zur Redaction und zur Ausführung übermacht worden sind. Als Herr Gladstone sich bei Gelegenheit der Dubliner Universitätsfrage erlauben wollte, eine Sache im liberalen Sinne,

das heißt weder revolutionär noch reactionär, sondern auf dem Mittelwege der Reform, der gegenseitigen Zugeständnisse, auf Grundlage der Freiheit und der Achtung des Bestehenden zu behandeln, bekam er einen derben Verweis von seinem Arbeitgeber, der radicalen Partei, und es fehlte wenig, so hätte sein Nebenbuhler, Herr Disraeli, den Oberbefehl an seiner Stelle übernommen; denn natürlich war und ist der Generalstab dieses Feldherrn ungeduldig, den Gegner zu stürzen, und der eigene Generalstab Herrn Gladstone's ist eben nicht sehr disciplinirt und erträgt nur unwillig die Ueberlegenheit des Mannes, die er nicht bestreiten kann und die ihm doch so lästig ist.

Was aber noch von der guten alten liberalen Schule übrig bleibt, namentlich von der aus dem Torysmus hervorgegangenen Canning'schen Schule, ist es mehr als müde Aristides „den Gerechten" nennen zu hören; sein „Ernst" ist diesen überlebenden Bewunderern Palmerston'scher Heiterkeit mehr als unbequem und sie sehen in dem gelehrten Oxonier nur einen verfehlten Bischof, der nicht schnell genug zur Kanzel zurückkehren könne.

Bei jener Gelegenheit nun, von der das unheilbare Mißtrauen des radicalen Souveräns gegen Herrn Gladstone datirt, zeigte sich auch ein kleines Häuflein auf dem Terrain, das man seit zweihundert Jahren in keinem englischen Parlamente gesehen und das wohl über kurz oder lang zu einem Heere anschwellen dürfte, welches dem Radicalismus mehr zu schaffen machen würde, als die überlebten alten Parteien der Whigs

und Tories mit ihren Cadres ohne Truppen. Wir meinen die ultramontane Partei — sie ist der Gegner der Zukunft für die radicale Partei, und ein gefährlicher Gegner; denn sie besitzt in Irland ein zahlreiches, kampflustiges Heer, in England selbst hält sie verschiedene wichtige Punkte, im Ausland findet sie eine Stütze an der conservativen Partei des Festlandes; eine starke Organisation, eine unerschütterliche Disciplin hält sie zusammen und — sie hat ein ideales Princip, die Religion, welches dem materialistischen Radicalismus ganz abgeht; denn noch ist es ihm nicht gelungen, seinem rationalistischen Glaubensbekenntnisse den Charakter eines religiösen Credo zu geben. Freilich hat er die Macht der materiellen Interessen für sich, freilich wird ihm das Nationalgefühl Englands, das er jetzt so vornehm als ein veraltetes Vorurtheil belächelt, im entscheidenden Augenblicke zu Hülfe kommen — aber einen harten Stand wird er doch haben. Was aber die alternden Lanzknecht-Hauptleute der sterbenden Parteien anlangt, die ehedem England beherrscht, so werden sie wohl ebenfalls schon zu den Todten versammelt sein, wenn's zu jenem verhängnißvollen Zusammenstoß kommen wird, oder sind sie noch am Leben, so werden sie abseits stehen und dem wild und leidenschaftlich geführten Kampfe zuschauen, wie alte Fechtmeister, die halb mitleidige, halb entrüstete Zeugen sind, wie zwei rohe Gesellen in blinder Wuth die Knöpfe von den Fleurets abreißen, sich gegen alle Regeln mit Stoß und Hieb zugleich anfallen und die häßlichsten Wunden beibringen. Sind einmal rationalistischer Materialismus und religiöser Aberglaube

im Kampfe, werden die heftigsten Leidenschaften einmal aufgewühlt, welche in den Menschenmassen schlummern, dann ist kein Platz mehr für die klugen gesitteten Leute, die erst mit rücksichtsloser Gewalt und sittlicher Energie, dann mit Weisheit und Mäßigung, endlich mit Nachgiebigkeit und Geschmeidigkeit das halbwache Ungethüm gebändigt, geleitet und besänftigt hatten.

X.

Weybridge.

Wer sich einen Begriff machen will von dem Wege, den England seit einem halben Jahrhundert zurückgelegt, dem rathe ich die Palmerston'schen Briefe, Tagebücher und Fragmente einer Selbstbiographie zu lesen, welche Lord Lytton's geistreicher Bruder, Sir Henry Bulwer, in seiner Lebensbeschreibung des letzten Vertreters altenglischer Politik mitgetheilt hat*). Namentlich die im ersten Bande enthaltenen Schriftstücke, welche sich bis 1830 erstrecken, sind in dieser Beziehung außerordentlich lehrreich. Nicht allein, daß überhaupt eine Epoche, die wir, sei's auch als unmündige Kinder und ganz bewußtlos, miterlebt, uns verständlicher ist, verwandter erscheint als die kurz vor unserer Geburt liegende Spanne Zeit; hier kommt noch der Umstand hinzu, daß das politische Leben Englands gerade um's Jahr 1830 eine ebenso gründliche Umwälzung erfahren hat, als ein Menschenalter später. Das Jahrzehnt, welches die Trennung

*) The Life of Henry John Temple, Viscount Palmerston, with selections from his diaries and correspondence. By the Right Hon. Sir Henry Lytton Bulwer., G. C. B. M. P. In two volumes. London 1871.

Canning's und seiner Anhänger von der Torypartei, die Katholikenemancipation, die erste Reformbill und die erste irische Kirchenreform gesehen, hat den englischen Staat ganz ebenso tief berührt, als dreißig Jahre später das Decennium, in welchem Gladstone und sein Einfluß die neue Umgestaltung der alten Verfassung zu Wege gebracht. Keineswegs zufällig aber ist die Thatsache, daß alle die großen Reformer dieses Jahrhunderts, Canning wie Peel, Gladstone wie Palmerston, der einen so hervorragenden Theil an der Katholikenemancipation nahm, Ueberläufer aus dem ultraconservativen Lager waren, oder daß einige der bedeutendsten Reformen sogar von den Häuptern der conservativen Partei selber, wie Wellington und Disraeli, vollzogen wurden.

Es ist eine ganz andere Welt, in die wir treten, wenn wir die Jugendbriefe von „old Palm" lesen; und das Frankreich von 1873 gleicht, trotz seiner drei dazwischenliegenden Revolutionen und Regierungswechsel, bei Weitem mehr dem Frankreich von 1820 als das England von heute dem England von Palmerston's Jugend, obschon hier kein Tropfen Blut's vergossen, kein Palast und keine Zwingburg in Asche gelegt worden. War jene Welt eine bessere als die heutige? Das ist eine Frage, deren Beantwortung ich gerne richterlich gestimmten Lesern überlasse. Mein Standpunkt ist ja hier in der Fremde der des Zuschauers, nicht der des Moralisten. Sehe ich Macbeth oder Richard III. auf der Bühne an mir vorübergehen, so frage ich ja auch nicht, ob die Menschheit besser geworden ist. Ja selbst wenn ich es unternehmen wollte jene Zeit zu schildern,

so vermöchte ich mich so wenig zur sittlichen Entrüstung über die Vergangenheit und zum sittlichen Stolz auf die Gegenwart zu erhitzen, als der Botaniker, der diese oder jene Flora beschreibt, an Billigung oder Mißbilligung denkt, selbst wenn die eine mehr Giftpflanzen, die andre mehr Heilkräuter enthielte. Mein Interesse ist hier ganz hinreichend durch das immer neue Schauspiel des raschen und vollständigen Wechsels der Erscheinung bei der unveränderlichen Permanenz des Wesens der Dinge erregt, welches mir vor Augen tritt.

Die Krone, die im Anfange dieses Buches noch fast mit der Macht ausgestattet erscheint, welche sie unter Wilhelm III. in England hatte und bei uns heute noch unter Wilhelm I. besitzt, hat seitdem ein gutes Theil ihres Einflusses eingebüßt, und Königin Victoria vermöchte durchaus heute nicht ihren eigenen Willen in dem Maaße wie ihr Großvater und ihr Oheim geltend zu machen. Das Oberhaus, das sich noch Jahrzehnte lang dem ausgesprochenen Willen des Unterhauses widersetzen konnte, ist heute zu einer Körperschaft herabgesunken, deren Geschäft es ist die Beschlüsse der Gemeinen zu ratificiren.

Das Unterhaus selber, in dem früher der Einfluß der Großgrundbesitzer maßgebend war, steht jetzt unter ganz anderen Mächten. Aber wer etwa glaubte, Nepotismus und Favoritismus, Wahlbeeinflussung und persönliche Intriguen, Willkühr und Parteileidenschaft kämen nicht mehr vor, weil der Souverän gewechselt hat; oder wer umgekehrt sich einbildete, das vielbewunderte aristokratische Altengland habe diese Uebel, die man auf dem

Festlande gerne als die unberechtigte Eigenthümlichkeit bureaukratischer Regierungen ansieht, nicht gekannt, der ist gleicher Weise im Irrthum. Ob ein Präfect oder ein Großgrundbesitzer, ein Fabrikherr oder ein Arbeiterclub den außergesetzlichen Einfluß auf's Staatsleben ausübt, ist keineswegs gleichgültig für die Gesammtheit, weil jeder dieser Factoren andere Interessen vertritt: aber wie sie diesen Einfluß ausüben, ist nur eine Formfrage. Daß jedoch die menschlichen Interessen zu fein und zu verwickelt sind, als daß das Gesetz sie alle vorhersehen, berücksichtigen und in Einklang bringen könnte, daß sie demnach auf außergesetzlichem Wege ihren Einfluß geltend machen müssen, soviele Reformen auch ersonnen werden mögen, das ist das Wesentliche an der Sache. So lange die Controle der Oeffentlichkeit diesen außergesetzlichen Einfluß in Schranken hält, nennt man gemeiniglich, wo dies geschieht, das Land ein „freies"*); die Herkunft der Regierenden hat im Grunde gar nichts mit der Freiheit zu thun, wie denn auch nachgerade selbst unter den oberflächlichsten Politikern die Ueberzeugung durchdringt, daß Demokratie und Freiheit keineswegs gleichbedeutend sind.

Da nun die verschiedenen, ja oft entgegengesetzten Interessen der Natur der menschlichen Dinge nach sich nicht gleichzeitig in gleichem Maße geltend machen können,

*) Der Leser ist inständigst gebeten, dieß nicht als eine philosophische Definition der Freiheit zu nehmen. Ich denke nur an das, was das Publikum, ohne sich Rechenschaft davon abzulegen, oder gar die Berechtigung seiner Ausdrucksweise zu prüfen, ein „freies" Land zu nennen pflegt.



so wiegt bald eines, bald das andere vor. Je nachdem ein Interesse oder eine Gruppe von Interessen sich ungebührlich vordrängt, wird es oder sie besonders empfunden und folglich von den übrigen mit einander verbündeten Interessen bekämpft; und da alle menschlichen Dinge ihre schwachen Seiten haben, so ist's nur natürlich, daß es der jedesmaligen Opposition leicht wird, die Gebrechen und Mißbräuche der zeitweiligen Machthaber in ein grelles Licht zu stellen. Seufzt ein Land unter dem Pedantismus des abstracten Beamtenthums, so wendet es neidisch-bewundernde Blicke auf die aristokratische Selbstregierung des Nachbarlandes, während dieses sich vielleicht schon im Stillen nach wohlbezahlten, studirten, nur im allgemeinen Staatsinteresse stehenden Berufsbeamten sehnt. Fühlt sich ein großer Staatsmann oder fühlt ihn die Nation durch die Oeffentlichkeit und Unverantwortlichkeit eines Parlamentes auf Schritt und Tritt gehemmt, durchkreuzt, ja geradezu gehindert, das Nützliche und Ehrenvolle, oder auch nur das dringend Nothwendige zu thun, das Wünschenswerthe vorzubereiten, so denkt er wohl manchmal, und die Nation mit ihm, an die schönen Zeiten des aufgeklärten Despotismus, wo man das Gute unbehelligt von unverantwortlicher Mittelmäßigkeit, Unwissenheit und Unfähigkeit leisten konnte. Sind aber jene Schranken eine Zeitlang entfernt, so mag der Herrscher, er sei nun König, Minister oder Volkstribun, das Beste und Größte vollbringen, die Nation wird sich hintangesetzt fühlen, wird mithandeln, oder doch mitsprechen, im bescheidensten Falle mitsehen wollen, unter dem nur zu berechtigten Vor-

wande, jene im Dunkeln und ohne Schranken waltende Gewalt möchte der Willkühr und Selbstsucht anheim fallen. Da nun aber eine ganz gleichgewichtige oder wie man zu sagen pflegt, gemischte Verfassung, welche der Form nach die Vortheile der Monarchie, der Aristokratie und der Demokratie, dem Wesen nach die Wahrung der in sich selbst wieder tausendfältig feindlichen Interessen des Staates, des Kapitals und der Arbeit miteinander verbände, da jene Musterverfassung, wie Montesquieu sie bewundernd in England verwirklicht glaubte, ebenso unmöglich ist, als das heutzutage angestrebte Ideal einer halb centralistisch-bureaukratischen, halb örtlich-electiven Verwaltung, welche das allgemeine Interesse und das besondere gleicher Weise wahre, oder als eine parlamentarische Vertretung, in der alle Interessen, die großen wie die kleinen, die geistigen und sittlichen wie die materiellen, die des Kapitals wie der Arbeit, des Ackerbaues wie der Geldspeculation, des Handels wie der Industrie, ja auch nur die eines Handelszweiges wie die eines andern, eines Industriezweiges wie des andern repräsentirt wären, — so tritt der Kampf ein, in welchem dann natürlich bald dieß, bald jenes siegt und für eine Weile die Herrschaft ausübt.

Für den Augenblick sind's andre Interessen, andre Gesellschaftsklassen, andre geistige Strömungen als die des ersten Viertels unseres Jahrhunderts, welche vorherrschen; jene aber kennen zu lernen, wüßte ich keine interessantere und lehrreichere Lectüre als die dieser Lebensbeschreibung eines englischen Staatsmannes aus der Feder eines englischen Staatsmannes. Freilich ist

diese Lebensbeschreibung eigentlich nur eine Briefsammlung mit Commentar; sie ist darum aber für den Geschichtsforscher sicherlich eine nicht minder wichtige Quelle, für den Geschichtsleser eine nicht weniger anziehende Unterhaltung. Ja, wenn man solche nicht für die Oeffentlichkeit bestimmte Mittheilungen großer geschichtlicher Acteurs liest, so fragt man sich manchmal, ob die Geschichtschreibung überhaupt sich daneben noch behaupten könne, wenn schon ihre Berechtigung keineswegs dadurch beeinträchtigt wird. Wieviel Leser neuerer Geschichtswerke greifen nicht sofort zum Anhang, welcher die geheimen Depeschen in extenso enthält, und wer könnte es ihnen verargen, daß sie lieber sich das farbenreiche Gemälde, das der Mitlebende und Mithandelnde hier unbewußt hinwirft, anschauen, als die immer etwas abstracte, wohlgeordnete Zeichnung der Nachgebornen? Auch hier läuft natürlich Vieles unter, das nur von vorübergehendem Interesse war und uns kaum mehr anspricht, viel parlamentarischer Klatsch — bekanntlich der fruchtbarste nach dem diplomatischen —, viel Unbedeutendes und Kleinliches: aber wir dringen doch auch in die geheimste Werkstätte großer weltgeschichtlicher Ereignisse und im Mittelpunkt aller dieser Bewegung finden wir immer wieder die bedeutende Persönlichkeit des einzigen Mannes, der uns hier vorgeführt wird oder besser gesagt sich selber vorführt, wie er sich nur seinen Vertrautesten zeigte.

Alles aber an dem Manne ist charakteristisch für das Volk und die Zeit, denen er angehört: das fast ausschließliche politische Interesse, die frühe politische

Thätigkeit, die Art dieser Thätigkeit, die Principien und Gedanken, welche diese Thätigkeit unbewußt beherrschten, die Urtheile über ausländische wie inländische Verhältnisse, wie über Menschen; der Ton der Briefe, der Charakter des Briefschreibers, seine Arbeiten und seine Vergnügungen. Ein Nachkomme des berühmten Unterhändlers der Tripelallianz, der Wilhelms III. Freund und Jonathan Swift's Beschützer — vielleicht mehr — gewesen, konnte der junge Temple, der, fast noch ein Knabe, (dritter) Viscount Palmerston geworden, schon zweiundzwanzigjährig und noch ehe er promovirt hatte, als Parlamentscandidat für Cambridge auftreten (1806) und zwei Jahre später wirklich als Vertreter dieses vielumworbenen Wahlbezirks im Parlament erscheinen. Er zählte noch nicht fünfundzwanzig Jahre, als er 1809 in's Ministerium eintrat, wo er fünfzehn Jahre ununterbrochen der Kriegsverwaltung vorstand; bis er sich im Jahre 1828 ein für allemal von den Tories lossagte, die ihn bei den Wahlen im Stich gelassen. Seine Laufbahn als Minister des Aeußern von 1830—1850, und als Premier von 1855—1865 ist in Jedermann's Gedächtniß.

Merkwürdig ist, daß Palmerston als Jüngling schon gerade so erscheint, wie wir ihn als Mann gekannt: ernst wo der Ernst am Platze war, heiter wo Heiterkeit erlaubt schien: zugleich Lebemann und Geschäftsmann, von gesundem praktischem Verstand, wo es sich um das Interesse, von hoher, edler Gesinnung, wo es sich um die Ehre und Größe seines Vaterlandes handelte; ein eingefleischter Aristokrat und Engländer, der es aber stets

mit der Sache der Unterdrückten hielt und die festländischen Verhältnisse besser als irgend ein Staatsmann des Festlandes, — besser als Metternich jedenfalls — beurtheilte; ohne alle und jede Empfindsamkeit und doch voller Herzensgüte und inniger Theilnahme. Von Anfang an sind die Briefe ganz thatsächlich. Er spricht natürlich viel von sich selber und seinen Interessen, verbirgt auch seinen Ehrgeiz nicht im Geringsten: aber wir begegnen keinem Wort eigentlicher Eitelkeit, freilich auch keinem falscher Bescheidenheit. Nirgends eine Spur unlauterer Gewinnsucht; nirgends jenes Grübeln an und in sich selbst, das festländischen Jünglingen, zumal den Deutschen, so zur andern Natur geworden ist. Er kränkelt moralisch ebensowenig als körperlich. Seine Zerstreuungen sind die eines durch und durch gesunden Menschen; und was er auch treibt — Geschäfte oder Vergnügen — er ist totus in illis. Hört man ihn von seinen Pferden und Wettrennen reden — wobei er nur die Aufregung und die Freude am Sport, keineswegs wie's heutzutage oft der Fall ist, den Gewinn im Auge hatte, — so sollte man glauben, es sei dieß sein einziges Interesse; aber ganz ebenso lebhaft spricht er von der Jagd, als echter Waidmann und Kenner. Die politische Thätigkeit geht ihm freilich über alles und die Jugendbriefe an Schwestern und Brüder, welche keine Sylbe von Zärtlichkeit enthalten, sind wie Zeitungsberichte zu lesen, an deren Ende der Correspondent ohne jeden Uebergang oder jede conventionelle Formel sein „Adieu, yours affectionately, Palmerston“ geschrieben hätte. Der trockne, scharfe Witz, der seine Beredtsamkeit auszeichnete, wie das klare

Urtheil, das ihn in seinem politischen Verkehr leitete, erscheinen in diesen vertrauten Mittheilungen im vollsten Lichte. Seine humoristischen Beschreibungen von Paris und Irland, seine Schilderungen der politischen Kreise dort und des ökonomischen Zustandes hier, seine rasch hingeworfenen, immer etwas satirischen Federzeichnungen von Fox und Wellington, Peel und Canning, Haugwitz und Metternich, Sebastiani und Talleyrand; seine prägnanten Urtheile über französische, russische, österreichische Politik verrathen schon die ganze Bedeutung und Begabung des Mannes.

Der Staat geht ihm über Alles, sagte ich; aber er vergißt deßhalb keineswegs seine persönlichen Interessen; geht auf seine Güter, so oft er kann, hat fortwährend neue Verbesserungspläne im Kopf, treibt Ackerbau, Agriculturindustrie, Bergwerke, Straßen-, Canal- und Hafenbauten als wäre jedes sein besonderes Fach; aber er gesellt dem eigenen Interesse immer das seiner Insassen, ja der Nachbarbevölkerung bei. Der Handel, Ackerbau und Verkehr der ganzen Provinz soll durch die Arbeiten auf seinen Gütern und durch die für seine Güter gehoben werden. Unablässig ist er thätig die Lage der armen irischen Bauern zu bessern, sie unabhängiger zu machen, Schulen zu gründen, die Priester zur Duldsamkeit zu mahnen, solche selbst zu üben. Aber alles das ohne eine Spur von philanthropischer Ostentation, wie er denn überhaupt den tugendhaften Schein nicht liebte und weder aus seiner Empfindlichkeit für weibliche Schönheit und Anmuth noch aus seinem Gefallen an fashionabler Gesellschaft je irgend ein Hehl machte.

Aeußerst ehrgeizig und vor keinem Mittel zurückscheuend, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, so lange er das Mittel nur mit seinem Gewissen wie mit seiner Würde verträglich glaubt, thut er nie einen Schritt zweifelhafter Art. Wie der alte Römer spricht er bei jedem einzelnen Wähler vor ihn um seine Stimme zu bitten, droht seinem Premier mit Entlassung, wenn er ihn fortan nicht besser bei den Wahlen unterstützt — man sieht, es gab auch dort und damals schon „officielle Candidaturen" —; aber er weigert sich das Anerbieten von Freunden anzunehmen, die für ihn stimmen wollen, während er ihre Stimmen seinem Nebenbuhler zu lassen versprochen hatte. Er nimmt keinen Anstand Freunde und Verwandte, wenn er sie nur fähig weiß, in fette Stellen einzuschieben, findet auch ganz natürlich, daß Andre es thun; aber Nichts kann ihn dazu bestimmen einen Unfähigen in den Staatsdienst einzuschmuggeln, weil er mit ihm in persönlicher Beziehung steht. Er ist bereit eine ihm selbst zugedachte hohe Würde einem Andern abzutreten: war sie ihm aber versprochen und kommt sie ihm von Rechtswegen zu, so hindert ihn kein falsches Zartgefühl auf seinem Recht zu bestehen, an das Versprechen zu mahnen. Eben so offen gegen sich als gegen Andre, verhehlt er sich seine Grenzen nie; denn obschon er nicht auf deutsche Art gewissenhaft an sich selbst herum arbeitet und tastet, sich zu bessern, zu läutern, so kennt er sich doch ganz genau. Als man ihm allzufrüh — er war fünfundzwanzig Jahre alt — die hohe Stellung eines Finanzministers (Chancellor of the Exchequer) anbot, schlug er sofort aus und begnügte sich

mit der verhältnißmäßig unbedeutenden eines Secretary at War. Auch später läßt sich der Mann, der den Reiz großer Macht, den Werth des Reichthums und die Annehmlichkeit des Luxus keineswegs verachtet, weder durch den Glanz, die ungeheuren Einkünfte, noch die Gewalt, welche ihm die Stellung an der Spitze der indischen, oder auch nur der irischen Verwaltung geboten hätte, blenden: er schlug beide wiederholt aus. Diese seine Klugheit und natürliche Mäßigung nimmt seiner Frische, seinem Muthe, seiner Entschließung Nichts. Im Privatleben wie im öffentlichen geht er immer unmittelbar auf sein Ziel los; vermeidet in Wort und That jede Unklarheit; sieht jedem Hinderniß fest in's Auge; schlägt kühn drein, wenn's sein muß; übernimmt jede Verantwortlichkeit für das was er als recht erkannt, und es gelingt ihm, mit Offenheit, Redlichkeit und Sicherheit Erfolge zu erzielen, welche die Menschen meist nur auf Schleichwegen, mit List und Behutsamkeit erlangen zu können vermeinen.

Seine Briefe sind ein Spiegel des Mannes, wie seine Depeschen des Politikers. Auch hier ist es wohlthuend zu sehen, wie er sich und Andre nie mit Phrasen täuscht; nie wie die französischen Politiker von 1830 es gern thaten, unter dem Deckmantel weltbefreiender Ideen und europäischer Sendung kleine Profitchen zu erhaschen oder hohe Ziele mit unsauberen Mittelchen zu erreichen sucht. Er hat nur die Interessen seines Landes im Auge und bekennt es offen, aber er verfolgt sie mit lauteren Mitteln. Er kennt kein anderes als das geschriebene Recht. Er spricht nicht von der Ehre und Größe seiner Nation;

aber er hört nie auf darüber zu wachen: und da er nie auch nur einen Zollbreit nachgiebt, wo er sein Vaterland im Rechte glaubt, nie vor dem Ungeheuersten zurückscheut, wenn es die Würde des Vaterlandes gilt, so ist es ihm sein langes Leben über gelungen, das Recht wie die Würde seines Vaterlandes zu schützen, ohne seine Interessen zu opfern, ohne den Frieden zu stören. Man hat wohl oft, namentlich im Lager der Reaction, Lord Feuerbrand angeklagt überall Empörungen gegen die legitimen Regierungen anzuzetteln. Nichts kann wahrheitswidriger sein: wir haben hier seine geheimsten Instructionen an Lord Granville z. B., den britischen Botschafter in Paris: und Nichts kann loyaler sein als die Verhaltungslinie, die er ihm vorschreibt. Er sympathisirte mit Polen und wünschte ihm den besten Erfolg, aber er hält gewissenhaft fest an den Verträgen, die ihm jede Intervention zu ihren Gunsten verbieten; er ist entrüstet über das neapolitanische Regiment; aber er erkennt sich und dem Vertreter Englands nicht das Recht zu für die armen Unterthanen thätig Partei zu ergreifen, so lange keine britischen Unterthanen in Mitleidenschaft gezogen sind. Niemand hängte je weniger „Principien" heraus, als Palmerston; aber Niemand folgte sicherer dem obersten Princip der Ehrlichkeit und Wahrheit. Er hegte wenige oder gar keine allgemeinen Ideen: aber von der Zeit her, wo er sechs Jahre lang am Kampfe gegen Napoleon Theil genommen, war ihm das unbewußte Ideal englischer Politik immer gegenwärtig geblieben: dem zufolge die Rolle Englands, bei genauer Wahrung der eigenen Interessen, die eines mächtigen Hüters des europäischen Friedens,

des Gleichgewichtes und der Verträge war. Hätte Palmerston noch jugendfrisch das Jahr 1870 erleben können, der große Krieg hätte wohl nicht Statt gefunden; und Frankreich, männlich verhindert seinen Raubanfall auf Deutschland auszuüben, besäße heute noch seine Rheinprovinzen, was doch wohl mehr werth wäre, als das unfruchtbare Mitleid und die ohnmächtigen Klagen des Nachbars über die unvermeidlichen Folgen jenes Krieges, dem er nicht vorzubeugen gewußt. Die Vergangenheit Palmerston's ist mir Bürge für die Berechtigung dieser Annahme. Nichts z. B. konnte loyaler sein als seine belgische Politik; und wenn man die geheimen Herzensergießungen liest, welche darauf Bezug haben, so kann man den Mann nicht genug bewundern, der so vorurtheilsfrei und so gerade durch alle die französischen Intriguen und die Hindernisse legitimistischen Eigensinnes seinen Weg verfolgte, sein Ziel erreichte. Sein einfach-schlichtes Rechtsgefühl gegenüber Laffitte und Sebastiani, die ganz unbefangen meinen, es sei ein unveräußerliches Recht Frankreichs und ein Interesse der Menschheit, daß ihrem Lande bei jeder Bewegung ein Fetzen abfalle, während alle andern Mächte die Verträge achteten; sein treues Festhalten an der französischen Allianz, so lange Frankreich keine selbstsüchtigen Zwecke dabei verfolgte, strafen alle Verläumdungen, die gegen ihn ausgestreut worden, Lügen. Seine männliche Empörung gegen den Treubruch und die Grausamkeit Dom Miguels, sein Philhellenismus, seine unausgesetzte Verwendung für griechische Sclaven wie später für die Schwarzen sind, ganz ebenso wie die vollständige Abwesenheit allgemeiner Theorien und Systeme

der äußeren Politik à la Metternich oder Guizot und in Folge dessen, das selbstverständliche Aufgeben einer als unvortheilhaft erkannten Politik und das offene Bekennen, daß ein andrer Weg einzuschlagen sei, — Alles das, sage ich, sind echt englische Züge; und sie finden sich in andrer Form in seiner innern Politik wieder. Es wäre unverständig und ungerecht, wollte man Palmerston's Sinneswechsel als Leichtsinn, Verrath oder Gesinnungslosigkeit auslegen. Er war kaum der Schule entronnen, aus den Kreisen der Vollblutstories in's politische Leben eingetreten und es war kein Wunder, wenn ihm die Ideen, die er fünfzehn Jahre später selbst vertheidigen sollte, etwa in dem Lichte erschienen, in dem heute manchem Conservativen die Theorien der Communards erscheinen; oder in welchem einem zwanzigjährigen Republikaner von 1848 Nikolaus und Metternich erschienen. Als er etwas vom Leben gelernt hatte, trug er dessen kein Hehl und es war ebenso natürlich, daß er nach 1830 über seine alten zopfigen Parteigenossen (the pig tails) spöttelte, als es natürlich ist, wenn ein deutscher Nationalliberaler von 1873 über die Jugendfreunde lächelt, für welche die Uhr im Jahre 1848 stehen geblieben.

So wie der Mann sich uns aber in seinem öffentlichen wie privaten Leben darstellt, kann er als das trefflichste Exemplar eines Menschentypus betrachtet werden, das nur in England zu finden war und auch dort am Verschwinden ist: der Typus des Staatsmannes und Menschen, der bei aller Abwesenheit philosophischer Bildung, ja einer gewissen Unfähigkeit im Abstrahiren, ohne poetischen Sinn und ohne Sentimentalität, ohne Anmuth

und ohne idealen Schwung, ohne religiöse Schwärmerei und ängstliches Moralisiren, doch stets das Rechte fühlt, sieht, sagt und thut, mit seinen Genüssen, seiner Thätigkeit, seinen Wünschen ganz in der Wirklichkeit lebt und dem Instinct und Gewohnheit sicherere Führer sind auf dem Wege der Pflicht, des Nutzens und der Ehre für sich und das Vaterland als irgend ein philosophisches, moralisches oder politisches System es hätte sein können.



XI.

The Falls, Llandogo.

Es dürfte nicht leicht sein in der Literatur unserer Zeit ein Werk aufzufinden, das ein so allgemeines und so lebendiges Interesse zu erregen im Stande wäre, als Mill's Selbstschau.*) Ein Mann, der in einem ungewöhnlichen Grade auf seine Zeitgenossen und Landsleute gewirkt, ja in mehr als einem Sinne als der Vertreter der modernen englischen Geistesrichtung und Bildung angesehen werden kann, erzählt die Geschichte seines Werdens und seines Wirkens mit einer Aufrichtigkeit, die sich ohne alle Betheuerung dem Leser überzeugender aufdrängt, als die, welche Jean Jacques in seinen cynischsten Selbstanklagen so prunkend zur Schau trägt. Er erzählt sie in einer farblosen, aber durchsichtigen, in ihrer Art vollendeten Sprache, welche, eben ihrer Einfalt und Genauigkeit halber, den spätesten Geschlechtern so verständlich und genießbar sein wird, als sie es uns ist. Dieser Mann, der einen so hervorragenden Platz in der geistigen Entwickelung einer großen Nation einnimmt, hat persönliche Eigenschaften, welche

---

*) Autobiography by John Stuart Mill, London 1873.

ihn uns, selbst wenn er obscur geblieben wäre, achtungswerth und interessant, wo nicht anziehend, gemacht hätten. Es ist ihm endlich eine Erziehung zu Theil geworden, wie sie wohl Niemand vor ihm erhalten hat, nicht leicht Jemand nach ihm erhalten wird. Wer dieses Alles zusammennimmt, wird es nicht übertrieben finden, wenn wir das nachgelassene Werk des „philosophischen Radicalen" — die Bezeichnung gehört ihm selber an — als das merkwürdigste Buch dieser Art bezeichnen, welches seit den „Confessions" und „Dichtung und Wahrheit" erschienen ist. Es ist wohl kaum nöthig die Verwahrung einzuschalten, daß nicht daran gedacht wird den künstlerischen Werth der „Autobiographie" Mill's irgendwie mit dem jener beiden Meisterwerke vergleichen oder auch nur behaupten zu wollen, daß Mill's sicherlich nicht unbedeutende Persönlichkeit oder sein außerordentlicher Einfluß auf die Mitlebenden an die persönliche Bedeutung und die nachhaltige Wirkung eines Rousseau oder Goethe heranreichen.

Nicht einen Auszug aus dem so vollen kleinen Buche zu geben, nicht um meine Prosa derjenigen des großen englischen Schriftstellers unterzuschieben und das trefflich Erzählte in abgeschwächter Form wiederzuerzählen, in einem Worte, nicht um dem Leser das Vergnügen zu verderben — oder sollte ich wirklich sagen, die Mühe zu ersparen? — das ungewöhnliche Buch selber zu lesen, noch weniger ihm meine Urtheile aufzudrängen, nehme ich die Feder in die Hand; sondern um unsere Zeit, unsere englischen Vettern, eine der außerordentlichsten geistigen Evolutionen der Weltgeschichte zu studiren,

greife ich zu dieser authentischsten Quelle und suche, was sie uns bieten mag zur Erklärung allbekannter Ereignisse, Zustände und Anschauungen.

Die englische Geschichte, die geistige sowohl als die staatliche, ist wie ein schönes Kunstwerk. Klarer, bestimmter in den Umrissen, einheitlicher und folgerichtiger im Grundcharakter, vollständiger, erschöpfender in der Handlung und Entwicklung könnte kein classisches Drama sein. Vor allem wunderbar ist die stetige Wechselwirkung des geistigen und politischen Lebens. Nach Sicherstellung der Nationalität und der Landesreligion beginnt die sichere, allmälige Entwicklung des freien Staates und des freien Gedankens; anfangs parallel, dann sich durchkreuzend, sich bekämpfend, sich gegenseitig umbildend. Erst nach vollständigem Siege über fremde Feinde war an einen Ausbau des freien Staates zu denken; erst nach vollständigem Niederwerfen des innern Feindes konnte die geistige Entwicklung unbehindert vorschreiten. Hätte England nach Wilhelm's III. Tode noch fremde Eroberer oder auch nur störende Einflüsse von Außen zu fürchten gehabt, es hätte nicht daran denken können, sich vorzugsweise den Fragen der innern Politik zu widmen. Hätte es den Feind aller freien Bildung, den Katholicismus, nicht niedergehalten, entwaffnet, beinahe ausgerottet, nie hätte die geistige Bewegung, welche mit Bacon begann, mit Newton, Hobbes, Locke, Hume weitergehend, bei Bentham und John Stuart Mill anlangte, entstehen, noch viel weniger sich fortsetzen können.*)

*) Nichts ist ergötzlicher, im Vorbeigehen sei's gesagt, als die guten Rathschläge, so die deutschen Barbaren von den aufgeklärten



Merkwürdig und interessant ist es, wie bei dem der Speculation abgewandten Sinne der Engländer, ihre Philosophie nie die praktische Nutzanwendung aus den Augen verlor; wie andererseits der Staat, trotz der angebornen Abneigung gegen Abstraction und Allgemeinheit, sich auf die Dauer doch den Einflüssen der Philosophie nicht verschließen konnte. Indeß war diese gegenseitige Beeinflussung lange Zeit hindurch nur eine mittelbare. Der Augenblick aber, in welchem die englische Philosophie geradezu bestimmend und umgestaltend auf den Staat wirkte, war die Mitte dieses Jahrhunderts,

Vettern jenseits der Nordsee erhalten, welche, noch vor vierzig Jahren, den Katholiken den Eintritt in's Parlament verwehrten und nun, da sie in Sicherheit der gesunden Luft genießen können, welche sie sich durch eine zweihundertjährige weise und energische Politik gereinigt haben, uns, die wir im Gegentheil durch eine zweihundertjährige kurzsichtige und schwachmüthige Toleranz den Feind im Innern haben groß und mächtig werden lassen, ja ihm erlaubt haben in ganzen Regionen — man denke an Böhmen, die Erzherzogthümer, Franken — den nationalen Glauben auszurotten — nun mit freundschaftlichstem Mitleide anrathen, doch unsere rohe Kriegsführung aufzugeben und, wie sie, den zehrenden Feind gewähren zu lassen. Schön Dank, Ihr Herren, für den guten Rath, der so lebhaft an die nicht minder aufrichtig gemeinte Mahnung der Franzosen erinnert, wenn sie uns Deutschen und Italienern die Vortheile der Föderativstaaten über den Einheitsstaat anpreisen, für sich aber jeden Gedanken an eine Auflösung ihrer belle unité als eine Sünde zurückweisen. Schön Dank, Ihr lucrezischen Weisen in Eurem Port, und wenn der Papismus einmal in Deutschland auf die Proportionen zurückgeführt ist, die er, Dank Euren braven Vätern, in England einnimmt, so wollen wir Euren freundlichen Rath auch in Erwägung ziehen, ja befolgen. Bis dahin aber genügt es uns, wenn die Weltgeschichte uns in einen Topf wirft mit den glorreichen Barbaren des XVI. und XVII. Jahrhunderts, denen Ihr Eure religiöse Freiheit dankt.

und der Mann, der, nächst Bentham, die erste Rolle in diesem historischen Processe spielte, war John Stuart Mill.

Die ganze Geistesarbeit des XVIII. Jahrhunderts hatte John Stuart's Vater, James Mill, in sich aufgenommen, verarbeitet, distillirt; aber der Mensch war der unbeugsame Puritaner des XVII. geblieben. Vollständiger besaß Niemand die Bildung des Zeitalters der Aufklärung; folgerichtiger hatte Niemand das leitende Princip desselben ausgebildet; unbedingter hatte sich Niemand dem Dienste dieses nüchternen Credo's gewidmet. Doch war es selbst diesem consequenten Geiste und diesem intransigenten Willen nicht möglich gewesen, an sich selber und in seinem Leben das demokratische und rationalistische Ideal ganz zu verwirklichen, das er verehrte: Seine Erziehung, sein Aufkommen dankte der Aristokratenfeind einer adligen Gönnerfamilie. Der Apostel rationeller Staatseinrichtungen arbeitete Jahre lang im Dienste der irrationellsten Staatseinrichtung, die je bestanden, der ostindischen Gesellschaft. Auch beging der starre Malthusianer den dummen Streich — und ein dummer Streich war ja beinahe ein schlechter Streich, seiner Religion zufolge — zu heirathen, ohne zu wissen, wie er seine Frau ernähren sollte, und eine große Anzahl Kinder in die Welt zu setzen, ohne sich viel zu kümmern, was aus ihnen werden möchte. So was Menschliches sollte nun dem Erben seiner geistigen Errungenschaften nicht passiren: deshalb unternahm er es, diesen von allen schädlichen Einflüssen der Welt zu isoliren und allein in den guten Grundsätzen des Rationalismus aufzuziehen.

Seit dem linguistischen Experimente des ägyptischen Königs, von dem uns die Alten erzählen, ist wohl kein ähnlicher Versuch angestellt, oder doch wenigstens durchgeführt worden. Daß es sich aber hier um ein Experiment, nicht um eine Verirrung der Vaterliebe handelt, beweist die Thatsache, daß von so vielen Kindern nur der eine begabteste, John Stuart, ausersehen wurde, der dann hernach die Brüder und Schwestern seinerseits unterrichten mußte. Dies gefiel ihm freilich, beiläufig sei es erwähnt, durchaus nicht, obwohl es uns, und auch ihm selber späterhin, als das Beste an der tollen Erziehungsmethode scheinen will, wenn wir auch, so wenig wie er, die Nachtheile übersehen, welche dies System für den Lernenden, und sittlich auch für den Lehrenden stets nach sich zieht. Indeß hätte das Vater Mill wenig Sorgen gemacht: John Stuart war zum Objecte der Operation erwählt worden; alles Uebrige war gleichgültig, wenn diese nur gelang. Wie nun wurde dabei zu Wege gegangen? Gelang das Experiment? Und welches waren die Folgen?

Zuvörderst wurden alle thörichten und gehaltlosen Kindereien verpönt und sorglichst fern gehalten. Keinerlei unnütze Empfindsamkeit — das Wort „Mutter" kommt nicht einmal vor in dem Buche, und wären nicht die nachfolgenden Brüderlein und Schwesterlein da mit ihrer indiscreten Gegenwart, man möchte versucht sein, auch die physische Existenz John Stuart's einem wissenschaftlichen Processe zuzuschreiben; — keine Schulkameraden, welche die Vorurtheile des elterlichen Hauses an den kleinen Erwählten hätten heranbringen können, keine

Kinderspiele, die ihn zerstreuen, keine Lectüre, welche seine Phantasie aufregen oder nur anregen könnte. Der Vater liebt die Poeten nicht, vor Allem Shakespeare war ihm ein Greuel. Selbst die unschuldige Neigung zur Zuckerwasserpoesie eines Wordsworth, die sich bei dem Prädestinirten verrieth und bis an sein Ende vorhielt, behagte dem alten Rationalisten nicht: wollte der Sohn derlei Firlefanz treiben, so sollte er hübsch lehrhafte Tractätchen in englischen Reimen à la Pope scandiren. Grammatik, das ist's, was der Junge braucht. Mit drei Jahren lernte er Griechisch; mit achten Latein. Dabei verläßt der Kleine den Vater nie, arbeitet endlose Stunden lang am selben Pulte mit ihm. Die Spaziergänge — denn James Mill ist zu sehr Engländer, um sich seinen „constitutional" zu versagen — werden zum Aufsagen der Lectionen, zur crossexamination, zum Argumentiren benutzt: der Abend wird zur Erholung und Belohnung der Arithmetik gewidmet. Mit zehn Jahren schreibt das Wunderkind einen Octavband über die römische Regierung; mit zwölfen ist es Herr aller logischen Künste und bataillirt mit allen Finten der Dialektik. Seinen Platon nämlich kennt es in dem Alter von Grund aus; aber natürlich sieht es nur mit Hochmuth, wie er's sein ganzes Leben über that, auf die Substanz Platon's, auf dessen Ideen, wie auf Hirngespinnste — aegri somnia vana — herab; aber die Form, die sokratische Methode, hatte er sich schon angeeignet; und er blieb im Grunde sein Leben lang ein gewandter Sophist sokratischer Schule. Er will zwar zugeben, daß sein Vater sich immer zu viel auf die Verstehbarkeit des Abstracten, ohne die noth-

wendige Verkörperung im Concreten, verlassen habe; aber abstract blieb denn doch Alles auch bei ihm. Selbst die Experimentalwissenschaften wurden ihm durch Bücher, nicht durch angeschaute, oder gar selbstangestellte Experimente vermittelt. Was Wunder, wenn später der Apostel der „inductiven Staatswissenschaft" nie die Thatsachen zu untersuchen geruhte, aus denen er die politischen Allgemeinheiten zu „induciren" anempfahl? Zu der unendlichen Masse alter Autoren, von Aesop bis auf Aristoteles, und von Cornelius Nepos bis auf Seneca, kam noch die ganze Reihe englischer Geschichtschreiber von Watson und Hooke bis auf Hume und Mitford, kam vor Allem die Nationalökonomie und die Rechtsphilosophie, welche ihm direct durch die beiden großen Freunde des Vaters, Ricardo und Bentham, zuflossen. So war denn mit fünfzehn Jahren der Homunculus fertig.

Aber hatte der Fünfzehnjährige mit dem Wissen weniger Männer von vierzig, wirklich „einen Vorsprung von einem Vierteljahrhundert?" Offenbar hat selbst der Fünfziger, der diese wunderbare Erziehungsgeschichte schreibt, keine Ahnung davon, wieviel mehr der junge Mensch bis in sein zwölftes Jahr durch unbewußtes Aufnehmen der äußeren Natur lernt, als alle je geschriebenen Bücher zusammen enthalten; wird ja doch selbst die Kenntniß der Sprache, welche noch so weit entfernt ist ein adäquater Ausdruck unserer Gefühle, Anschauungen und Vorstellungen zu sein, nicht durch die Grammatik, sondern durch das Leben erworben; und wenn es sich um die Gefühle, Anschauungen und Vorstellungen selber d. h. um die Substanz unseres seelischen Eigenthums handelt, da sollte

die Buchgelehrsamkeit mehr taugen, als das Gespräch, die Beobachtung, die Uebung der fünf Sinne, welche bei den gewöhnlichen Menschenkindern in den kostbaren, vergeudeten Jahren von drei bis zwölf die Hauptinformationsquelle bilden? Selbst als Mann wollte und konnte der große Logiker nicht begreifen, wie ein früher Ernst alle diese feinen Fühler lähmt und abstumpft, daß auch Vergnügen, Spiel, Kampf ihren bildenden Einfluß haben; daß selbst unsere besten, klarsten Gedanken gleichsam vegetabilisch und unbewußt in uns wachsen, und verkümmert, erstickt werden durch den Staub fremder, wesenloser Gedanken, der sich auf die zarten Zeugungsorgane lagert; endlich daß nur ein so außerordentlich beeinflußbarer, wachsweicher, ganz neutraler Geist, wie der seine, sich zu dergleichen Experimenten hergeben kann; daß ein Geist, der sich auf diese Weise für immer in eine gewisse Form kneten läßt, der nie einmal aus dem Kreise heraustritt, in den er gebannt, nie zur Besinnung kommend, sich, wie im Faust, zuruft: „Das ist deine Welt! das heißt eine Welt!“, — daß ein solcher Geist eigentlich nie aus der Naivetät der Beschränktheit herauskommt. So geschah es denn auch, daß dieser unübertreffliche Turner am Reck und Barren nie ein Pferd zu reiten, nie einen Degen zu führen, nie eine Welle zu theilen wußte; daß er, ganz blind gegen den Conventionalismus gedruckter Weisheit, in der gesitteten Gesellschaft nur eine künstliche Maschine sah, daß Menschenkenntniß, namentlich aber Erkenntniß seiner selbst, seiner Geistesanlagen und seines empirischen Charakters, die

man eben nicht aus Strabo und Pausanias lernt, ihm nie zu Theil ward.

Wunderbar und nur durch die treffliche Natur des Knaben zu erklären ist es, daß der sittliche Einfluß einer solchen Erziehung kein schlechter war, daß der Vater keine Eingebildetheit in ihm aufkommen ließ: daß sein „Seelenzustand weder Demuth noch Anmaßung" war. Die Milde, das Rechtsgefühl, die Wahrhaftigkeit blieben unverkümmert; die Liebesquelle nur verstopft, nicht versiegt; das Anbetungs- und Ehrfurchtsbedürfniß nur irre geleitet, nicht ertödtet. Ein Lehrer beeinflußt einen Schüler nicht nur durch sein Lehren, sondern auch durch sein Sein, namentlich wenn der Lehrer Vater ist und der Schüler beinahe sein einziger Umgang. John Stuart wuchs auf ohne irgend eine religiöse Idee, ohne zu ahnen, daß Andere eine solche haben könnten, ohne nur die Symbole einer solchen mechanisch zu achten, ja ohne sie zu kennen. Der Vater war früh skeptisch geworden, und zwar bezeichnender Weise, weil er sich die Gegenwart des Uebels in der Welt nicht zu erklären wußte, und es ihm genügte, etwas nicht zu verstehen, um es zu leugnen. Im Christengott aber sah er das nec plus ultra der Bosheit. Am Willigsten hätte er sich noch dem Dualismus genähert. Philosophische Speculation einerseits, Ehrfurcht andererseits waren diesem Manne des reinen Verstandes durchaus, als ob sie nicht existirten. Er war auch darin ganz ein Mensch des XVIII. Jahrhunderts und es ist merkwürdig hier zu lesen, wie gerade, während die Reaction des XIX. Jahrhunderts unter dem Namen des „historischen" Sinnes am hef-

tigsten die reine Verstandesrichtung bekämpfte, die Idee des Organismus der des Mechanismus gegenüber am stärksten betont wurde, die Religionsverachtung wieder uneinsichtigster Ehrfurcht für jeden Glauben und Aberglauben, die Philosophie des gesunden Menschenverstandes wieder berechtigter und unberechtigter Metaphysik Platz machten — wie gerade damals der alte Kämpe seinen Nachfolger in seinem eigenen Sohne vorbereitete und ausrüstete, der, nachdem sich jene Reaction ausgetobt, die Tradition des XVIII. Jahrhunderts wieder aufnehmen und weiterführen sollte. Der durch John Stuart Mill vermittelte Positivismus ist ja nur die Fortsetzung des XVIII. Jahrhunderts, wie Bentham's auf die Selbstsucht gegründeter Utilitarismus auch eigentlich an den Sensualismus des vorigen Jahrhunderts anknüpft. Mag man es aber nun als eine Lücke oder als einen Vortheil empfinden, eine Merkwürdigkeit bleibt es jedenfalls, daß ein Mann von dieser Bedeutung von sich sagen kann: „Ich bin eines der wenigen Beispiele von Menschen, die den religiösen Glauben nicht abgeworfen haben, weil sie ihn nie gehabt haben . . . Ich schauete die neuere Religion gerade wie die alte an, als etwas, das mich gar Nichts anging. Es schien mir nicht sonderbarer, daß Engländer glauben sollten, was ich nicht glaubte, als daß die Männer es thaten, von denen ich im Herodot las." Man sieht wohl, eine Seite der Menschheit mußte ihm fehlen und man wird sich nun nicht mehr wundern, daß der Mann, trotz aller Geschichtsstudien, nie Geschichte verstanden hat; war es ja doch seine geschichtliche Aufgabe, die geschichtliche Rich-

tung seiner Zeit zu bekämpfen. Wenn sich der anbetungsbedürftige Mann am Ende doch eine Religion machte, so war's eine Privatreligion: alles was er „von dem idealen Begriff eines vollkommenen Wesens", oder von dem „Ideal des Guten" sagt, ist eitel Abstraction und Moral: dem wirklich Frommen kommt's auf die Güte seiner Gottheit ja durchaus nicht an, sondern auf die unergründliche Macht, die sich im unergründlichen und doch unleugbaren Weltzusammenhange offenbart. Selbst Mill's Gottheit sollte, wie wir sehen werden, durchaus keine Abstraction, sondern eine sehr concrete Frauengestalt sein, die sein „Glaube" idealisirte.

In moralischer Hinsicht war Mill's Vater halb Stoiker, halb Cyniker, dabei ausgesprochener Utilitarier. Ein Verächter alles Gefühls, als falscher Empfindelei, beurtheilt er nur die Handlungen der Menschen und weigerte er sich stets, ihre Triebfedern in Betracht zu ziehen, wie er denn z. B. die frommen Beweggründe der Inquisitoren nie als eine Entschuldigung katholischer Unduldsamkeit wollte gelten lassen. Auch im Privatverkehr fehlte ihm die Ader der Zärtlichkeit durchaus; und sein Sohn, der zu ihm hinaufsah als zu einem höheren Wesen, vermochte nie sich liebend an ihn anzuschließen. Achtung, nicht Neigung war der Charakter des Verhältnisses, und die Furcht, im besseren Sinne des Wortes, war das Princip desselben, immerhin ein empfehlenswertheres, als das neumodische Erziehungsprincip der Kameradschaft zwischen Lehrer und Lernenden. Doch blieben solche Eindrücke natürlich nicht ohne bleibende Folgen; und man sieht an diesem Beispiele wieder ein-

mal recht klar, wieviel Unheil die Abstraction und Principienreiterei anstiften kann, selbst bei so trefflichen und im höchsten Sinne tugendhaften Menschen als dieser Vater und dieser Sohn.

Aus der eiskalten Luft, die der Knabe bis dahin geathmet, kömmt er plötzlich, fünfzehnjährig, nach Frankreich, in Begleitung von Bentham's Bruder. Zum ersten Male „athmet er die freie und belebende Atmosphäre des festländischen Lebens". Der Zufall, wenn von Zufall in den Wahlverwandtschaften dieser Welt geredet werden kann, brachte ihn nach Frankreich, nicht nach Deutschland, in's Vaterland der rationalistischen Bildung des XVIII. Jahrhunderts, nicht in das der historischen Bildung des XIX. Die geistige Verwandtschaft machte auch sofort ihre Rechte geltend, und die äußerlichen Formen der französischen Gesellschaft kamen ihr zu Hülfe. Die schon durch die Erziehung vorbereitete Französirung des Mill'schen Geistes — wir sprechen durchaus nicht vom Charakter — vollzog sich hier und jetzt. Er spricht noch als hoher Fünfziger mit derselben Begeisterung von Frankreich, mit derselben Ungerechtigkeit von England als er es mit fünfzehn Jahren gethan, und man darf zweierlei nicht vergessen, wenn man diese Ungerechtigkeit sich erklären will. Erstens die Engherzigkeit des englischen Lebens von damals, die plumpe Heuchelei, die Steifheit, der starre Conventionalismus; dann aber die besonderen Verhältnisse, in denen der Knabe bis jetzt gelebt. Es liegt nun einmal im Menschen, und kein Aufrichtiger entgeht leicht diesem Verhängniß, daß wir dem Lande, der Gesellschaftsklasse, der Partei, in denen wir groß ge-

worden, die Fehler vorzugsweise zuschreiben, welche das Erbtheil der Menschennatur sind und welche wir unter den verschiedenen Formen, in denen sie sich in neuer Umgebung darbieten, nicht sofort wieder erkennen mögen. Andererseits blieb Mill sein Lebelang ein echter Engländer in der Kunst der Menschenignoranz, jenem wohlthuendsten und achtbarsten aller Zustände, in dem es indeß nicht Jedem gegeben ist, sich lange zu behaupten. Die Nationaltugend der Engländer, die Wahrhaftigkeit, welche Mill im höchsten Grade besaß, ward ihm zur Falle, wie sie's noch täglich seinen Landsleuten wird, sobald sie mit Romanen und Celten in Berührung kommen. So gewohnt, stets nur zu sagen, was sie fühlen und denken, nehmen sie in aller Unschuld die schönen und liebenswürdigen Gefühle, die ihnen auf dem Festlande entgegengebracht werden, für wirklich und ahnen nicht, wie wenig der innere Mensch bei dieser demonstrativen Gefühligkeit betheiligt ist. Gewohnt, die Unwahrheit als baare Heuchelei auftreten zu sehen, erkennen sie dieselbe nicht, wenn sie wie eine weiche, schmeichelnde Luft die ganze Atmosphäre durchdringt; gewohnt, die spitzen Ecken und scharfen Kanten eines ungefügen Conventionalismus hervortreten zu sehen, meinen sie, der Conventionalismus sei abwesend von der französischen Gesellschaft, weil die Virtuosität des Franzosen jene Kanten und Ecken so schön zu verbergen weiß. Da trifft der Instinct des gemeinen, vorurtheilsvollen Engländers, dem es immerhin ein wenig unheimlich zu Muthe wird unter so viel Gefühlsprotestation und Manifestation, stets viel schneller das Richtige als ein humaner J. Stuart Mill, der ge-

rade selbst das liebenswürdigste Beispiel des vertrauensvollen Engländers ist, wenn er von den „mißtrauischen Engländern“ und den „vertrauungsvollen Franzosen“ redet. Aus dieser kindlichen Unfähigkeit selbst Menschen zu erkennen, denen ihr Charakter an der Stirne geschrieben steht, erwächst denn auch diese ewige Ueberschätzung und Unterschätzung des Fremden, während man doch bei Landsleuten recht klar sieht, selbst ohne Shakespeare und Fielding oder auch nur Thackeray zu sein. Die Unbiegsamkeit und Unbeweglichkeit Mill's in Dingen des praktischen Lebens war eben doch eine ungewöhnliche selbst in England. Wäre etwas weniger Abstraction bei dem Manne gewesen, und etwas mehr Beobachtungsgabe, er hätte bald sehen müssen, wie gerade das ganze englische Leben in jedem Sinne — politisch, social, religiös, commerciell — auf dem Credit beruht, das der Südländer aber auf dem organisirten Mißtrauen, was überzeugend weiter zu entwickeln ich wohl übernehmen würde, fürchtete ich nicht aus diesem Briefe ein Buch zu machen und seinen Gegenstand aus dem Gesicht zu verlieren.

Jedenfalls datirt von dieser französischen Reise Mill's sein fortan immer reges Interesse für die französische Politik, wie überhaupt für den abstracten Liberalismus des Festlandes, der dem Engländer der guten alten Schule, so da Liberalismus trieb, wie Herr Jourdain Prosa sprach, d. h. ohne es zu wissen, stets ein Buch mit sieben Siegeln bleibt. Dazu kam die Lectüre der französischen Revolution, welche auf alle Jünglinge, wie viel mehr auf einen so vorbereiteten, zündend wirken mußte. Er träumt davon „ein Girondist in einem eng-

lischen Convent zu sein“ und er sollte nie einsehen lernen, daß von allen Parteien, welche Frankreich unheilbare Wunden versetzt haben, keine verhängnißvoller war, als die der Girondisten, heutzutage centre gauche genannt.

Nach England zurückgekehrt, baut der junge Mann weiter an dem Gebäude seiner politischen Ansicht, dessen Grund in Frankreich gelegt worden. Er studirt Rechte vom naturrechtlichen Standpunkte aus. Er liest Bentham's traité de législation und, bis dahin impliciter, unbewußter Benthamist, wird er von Stund an ein expliciter, ein bewußter Apostel des Benthamismus. „Als ich den letzten Band des „traité“ niederlegte, war ich ein anderes Wesen geworden.“ Was vielleicht mehr als alles Andere den jungen Mill bei Bentham festhielt, war die Methode. Die verdienstvolle Polemik Bentham's gegen das Ungefähr des philosophischen Ausdruckes, gegen wesenlose Allgemeinheiten, wie „Naturgesetz“, „richtiges Gefühl“, „moralischer Sinn“ u. s. f. imponirte dem Jüngling ungemein; es war wie eine Offenbarung von der Nichtigkeit der großen Worte, mit denen so viele Lehrer der Menschen um sich werfen. Freilich schoß er auch hier wieder über's Ziel und lernte nie einsehen, daß die Sprache, selbst die klarste und vollendetste, doch immer eine unzureichende Zeichensammlung bleibt und daß der Ausdruck nie den Gedanken ganz deckt. Denn, selbst was „die Einbildung phantastisch schleppt in solchen dunklen Namen“, entspricht oft einer in anderen Worten gar nicht auszudrückenden Wirklichkeit. Vor Allem, er begab sich selber wieder unter die Herrschaft der Worte und ward am Ende geradezu unfähig, das Wesen der

Dinge zu erkennen, wenn es verschiedene Formen trug. Namentlich spielt ihm diese Unfähigkeit in seiner Auffassung der Geschichte schlimme Streiche: sobald ein Richelieu sich Pitt nannte und ein Parlament leitete statt eines Königs, erkannte er ihn nicht mehr.

Mit sechszehn Jahren war der künftige Kämpe fertig: er hatte eine Sache, den Benthamismus, und eine Waffe, die vom Vater erlernte Dialektik. So begann er denn noch sechszehnjährig mit dieser Waffe den Kampf für jene Sache, aus dem er ruhmbedeckt und, wenn auch nicht durchaus Sieger, doch mit großen errungenen Vortheilen, herausgehen sollte.

XII.

The Falls, Llandogo.

Der bedeutende Mann, dessen Erziehung ich neulich besprochen habe, war eben so frühreif in der Production, als er es im Consum gewesen war. Sein thätiges, wirkendes Leben begann mit sechzehn Jahren. Dieses Leben war ein zwiefaches: das eine laut, Jedermann sichtbar, auf die Ideenbewegung des Jahrhunderts gerichtet; das andere geräuschlos, verborgen, der gegebenen Wirklichkeit gewidmet. Man braucht eben nicht an bewußte Inconsequenz dabei zu denken: dem Virtuosen der Analyse ward es leichter, zu trennen, in sich selber zu trennen, was bei gewöhnlichen Menschenkindern einen unentwirrbaren Complex bildet. Streng wußte er seine beiden Lebenssphären auseinanderzuhalten; nie ließ er sich in seiner praktischen Thätigkeit durch seine philosophisch-politischen Theorieen bestimmen; nie erlaubte er den Ergebnissen seiner praktischen Erfahrung, seine Theorieen zu beeinflussen.

So war's ihm denn möglich, nachdem er, fast noch ein Knabe, durch Gunst — eine Recrutirungsart, die er theoretisch stets bekämpfte — ein Amt im India Office erhalten, in dieser wunderbar verwickelten Regierungsmaschine, der unlogischsten und zugleich in ihrer Art

vollkommensten, welche die Geschichte vielleicht gekannt, fünfunddreißig Jahre auszuhalten und ihr freudig, eifrig und gewissenhaft zu dienen. Nichts zeigt auffallender die Selbsttäuschung des Mannes und die ganze Wahnatmosphäre, in welcher er geistig lebte, als die Weise, wie er von dieser seiner Thätigkeit spricht. Er bildet sich wirklich ein, daß „die Gelegenheit, welche seine officielle Stellung ihm gab, aus persönlicher Beobachtung die nothwendigen Bedingungen der praktischen Führung öffentlicher Angelegenheiten kennen zu lernen, von großem Werth für ihn, als theoretischen Reformator der Ansichten und Einrichtungen seiner Zeit" gewesen sei. Wie durchaus apriorisch die von ihm angestrebten Reformen waren, scheint er demnach eben so vollständig zu vergessen, als er stets versäumte, die Thatsachen zu studiren, auf denen er seine „inductive" Staatswissenschaft aufbaute. Liest man die Lebensbeschreibung, so sollte man wirklich glauben, Niemand habe besser als dieser starre Logiker und Principienreiter die „Schwierigkeiten, Menschen in Bewegung zu setzen, die Nothwendigkeit von Compromissen, die Kunst, das Unwesentliche zu opfern, um das Wesentliche zu retten", eingesehen: aber man braucht nur seine politischen Abhandlungen zu lesen, um sich zu überzeugen, daß, wie sehr er diese Weisheit auch im Privatleben geübt haben mag, in seinen politischen Bestrebungen sicherlich nicht eine Spur davon zu finden ist. Doch wer wollte dem Manne alle seine Widersprüche vorhalten, wenn diese Widersprüche gerade das sind, was uns immer wieder mit ihm aussöhnt, so oft wir über seinen logischen Absolutismus einerseits, über

seine allzu kindliche Naivetät andrerseits auf dem Punkte sind die Geduld zu verlieren? Mill war keineswegs ein origineller Kopf und die Großartigkeit seiner Wirkung darf uns nicht über die Thatsache täuschen, daß er durch die Auseinandersetzung, Schärfung und Begründung der Ideen Andrer, nicht durch eigne wirkte: in seiner Philosophie lehnt er an Comte, in seiner Nationalökonomie an Ricardo, in seiner Politik an Bentham an: aber seine „Logik", seine „Wirthschaftslehre" und sein „Repräsentativsystem" werden sicherlich die Werke seiner Meister überleben.

Seine Thätigkeit als „Reformator der Ansichten und Einrichtungen seiner Zeit" begann John Stuart Mill mit einer Schrift gegen das aristokratische „Vorurtheil", daß die Reichen im Allgemeinen auf einer höheren Stufe der Sittlichkeit stünden als die Armen, mit verschiedenen Artikeln in Tagesblättern, mit der Stiftung der „Utilitarian Society" und mit Gründung der „Westminster Review": Alles im Alter von siebzehn Jahren. Aus jener Gesellschaft und dieser Zeitschrift ist die junge Schule hervorgegangen, die mittelbar auf die Gesetzgebung Großbritanniens seit zehn Jahren, unmittelbar auf die Geistesrichtung des Geschlechtes, welches jetzt im frischesten Mannesalter steht, einen mächtig bestimmenden Einfluß geübt hat. John Stuart war von Anfang und wurde immer mehr im Verlaufe der Zeit die bewegende Seele dieser Schule. Natürlich stand im Beginne noch der Vater, James Mill, hinter dem Sohne und wirkte auf diesen und seine Genossen ebenso stark durch seine Persönlichkeit als Bentham durch seine Werke. Er

handhabte die Waffe der Polemik, während sein berühmterer Freund sich begnügte, seine Doctrinen theoretisch zu entwickeln. James Mill's Angriff (in der ersten Nummer der „Westminster Review") gegen die altliberale Partei der Whigs und ihr so angesehenes Organ, die „Edinburgh Review", war die Kriegserklärung des englischen Radicalismus. Von jenem Tage datirt sein Dasein in dem politischen Leben der Nation, und das Bündniß mit den Nationalökonomen gab ihm den nöthigen reellen Rückhalt, um sich darin zu behaupten. Ohne die free traders und ihren endlichen Triumph in den Jahren 1846 und 1860 wäre die radicale Schule nie zu einer Macht geworden in England. Sobald sie die Nationalökonomen nach erfochtenem Siege fallen ließen, war sie kaum noch eine politische Partei; und die Nationalökonomen ließen sie fallen, weil eben mit Leuten, für welche das Raisonnement Anfang, Mitte und Ende, Inhalt und Form der menschlichen Thätigkeit ist, im politischen Leben auf die Dauer durchaus nichts anzufangen ist, wenn sie auch noch lange die Männer des wirklichen Lebens beeinflussen können.

Worin dies neue politisch-philosophische Glaubensbekenntniß bestand, erklärt schon Stuart Mill selber vortrefflich, wenn er es „eine Combination des Bentham'schen Standpunktes mit moderner Staatsökonomie und Hartley'scher Metaphysik" nennt, obschon man nicht recht begreift was Hartley selber, was die neue Schule, welche sich bald zum Comte'schen Positivismus bekennen sollte, mit Metaphysik zu schaffen habe. Ist doch gerade das philosophische Princip der ganzen Richtung die Ver-

neinung der Metaphysik. Sieht ja doch Comte sowohl als sein englischer Schüler auf die „metaphysische Periode“ der Menschheit mit demselben Dünkel herab, als auf die „theologische“, die ihr vorangegangen ist. Daß aber eine Philosophie wie diejenige, welche die neue politische Partei zur Grundlage nahm, trotz ihres französischen Ursprungs gerade in England Anklang finden sollte, ist nicht so sehr befremdlich. Die Franzosen sind im Grunde so gut wie die Deutschen, wenn auch nach anderer Richtung hin, metaphysisch angelegt; und Descartes, Gassendi, Malebranche beherrschen eigentlich noch immer die höhere französische Weltanschauung. Auch hat der Comtismus, der sich's bequem macht, das metaphysische Bedürfniß des Menschen leugnet oder doch einfach zur Ruhe verweist, in Frankreich selber nie aufkommen können. Ebensowenig in Deutschland, und man muß das vornehme Mitleiden sehen, mit welchem Mill von uns Deutschen als a priori-Philosophen spricht, um sich einen Begriff zu machen, wie wenig er sich der Inferiorität seines Standpunktes bewußt ist. Doch dies nur im Vorbeigehen, hier möchten wir nur andeuten, daß der Positivismus der neuen Schule eigentlich nur eine Systematisirung der englischen — ich sage nicht, der schottischen — philosophischen Gewohnheiten war und ist.

Während der Franzose stets von Spiritualismus zu Materialismus hinüber und herüberschwankt, gerade wie im Staate Anarchie und Absolutie mit einander wechseln, während der Deutsche stets ein ideales, Geist und Stoff gleicher Weise bewegendes Weltprincip an-

erkennt, so hat der Engländer von jeher gerne aller Speculation den Rücken gekehrt und sich im Empirismus, besonders im psychologischen, gefallen und ausgezeichnet. Es war aber unserer Zeit und Mill's Schule vorbehalten, aus dieser Weisheit des Vogel Strauß, der seinen Kopf in den Sand steckt, um nicht gesehen zu werden, ein Princip zu machen, und zwar ein Princip, das unendlich viel höher sein soll als dasjenige eines Plato oder Spinoza. Wie wenig auch die Engländer des XVIII. Jahrhunderts der Metaphysik geneigt waren, sie ignorirten wenigstens die Metaphysik des Festlandes nicht, wie denn überhaupt die Wechselwirkung, auch die politische, damals ungleich lebhafter war als heutzutage. England hat offenbar die Fühlung mit Europa immer mehr verloren, seit es fremde Sprachen lernt und „fremde Civilisation" studirt. Früher stand es dem Festlande mit der Sicherheit des Instinktes gegenüber: heute klopft es an hundert Thüren an und kommt immer an die falsche. Der Hochmuth, mit welchem Altengland auf den Continent herabsah, war im Grunde viel bescheidner als die Theilnahme, ja die Bewunderung, mit der Neuengland hinaufzuschauen vorgiebt; denn jenes nahm doch festländische Einflüsse an, in Politik wie in Literatur, dieses ist der wahren Bewegung Europas ganz unzugänglich, während es Ideen und Fragen, welche uns ganz untergeordnet scheinen, welche jedenfalls fast folgenlos für uns sind, eine Wichtigkeit beilegt, die uns manchmal beinahe komisch vorkommen will. So ist das England Gladstone's und Mill's eigentlich inselhafter hinter seinem „Silbergürtel" als das England Walpole's und

Hume's. Die bestimmenden Mächte im Staats- und Geistesleben des Festlandes entgehen Mill und seinen Anhängern durchaus, dagegen verfolgen sie politische und religiöse Parteien oder vereinzelte Strömungen mit einer gewissenhaften Aufmerksamkeit, deren dieselben gar nicht werth sind. Da ist es denn nur natürlich, daß sie sich als Engländer des XIX. Jahrhunderts uns Festländern gegenüber, die wir noch in der „metaphysischen Periode" stecken und noch politische Machtfragen in der altmodischen Weise eines Cranmer oder Pitt zu schlichten versuchen, in Wagner'scher Selbstzufriedenheit sonnen und freuen, daß sie's „so herrlich weit gebracht". Da argumentiren sie nun lustig fort, wie die Scholastiker nach der Renaissance, als ob Kant gar nicht existire. Möglich, Mill und seine Schule sind nur aus übertriebenem Idealismus, aus Berkeley'schem Mißtrauen gegen die Sinneserfahrungen zu ihrem rein intellectualen Standpunkt gekommen und haben im Vollgefühle ihrer logischen Gymnastik am Ende die Logik selber als das allein Wesenhafte anzusehen gelernt: aber beweist das nicht eben, daß sie keine Ahnung davon haben, in wie durchgreifender Weise Kant den Berkeley'schen Idealismus corrigirt hat, wie die Kant'sche Kritik, weit entfernt, auf apriorischen Hypothesen zu beruhen, gerade, wie es ihr Name schon andeutet, in der schärfsten Analyse des Denkvermögens besteht?

Mit diesem philosophischen Standpunkte hängt nun der politische eng zusammen. Ihre Politik ist eine fortschrittliche im eigentlichsten Sinne des Wortes und gerade dadurch ist der politische Radicalismus ebenso gegen

den Liberalismus gerichtet als der philosophische gegen die Metaphysik. Liberalismus und Metaphysik haben in der That das mit einander gemein, daß sie die Welt als in ihrem Wesen unveränderlich betrachten. Die ganze Moral und Politik der Mill'schen Schule beruht auf der Theorie der Perfectibilität. Aller Fortschritt ist in der immer genaueren Berichtigung des Urtheils. Diese zieht eine wirkliche Besserung des Menschen in sittlicher und geistiger Hinsicht nach sich, und die Folge ist, daß auch ihre Regierungen immer besser und weiser werden. Für solche Zukunftsmenschen wird's keine andre Moral geben als den wohlverstandenen Nutzen; kein anderes Ideal als das Wohlergehen der größtmöglichen Anzahl; keine andere Staatsweisheit als das Vorgehen durch Induction, gekrönt durch ein System der Deduction, was denn die in der Politik nöthige Verbindung der Erfahrungs- und Denk-Ergebnisse vorstellen soll. Das unerschütterliche Vertrauen der ganzen Partei in ein wohlgeordnetes Repräsentativsystem und in die Freiheit der Discussion ist nur die Folgerung dieses obersten Grundsatzes. Wird der Mensch in seinen Handlungen durch das Raisonnement geleitet, wird das Raisonnement durch Aufklärung gestärkt, so ist die absolute Freiheit der Ueberredung ohne Zweifel das sicherste Mittel, bessere Zustände zu schaffen; woraus denn wieder die beliebte Maxime folgt, dergemäß Communisten und Ultramontane sich schließlich und unfehlbar eines Besseren werden belehren lassen, wenn man nur die absolute Discussionsfreiheit für Alle die nöthige Zeit bestehen läßt. Andererseits wird ja auch

der ganze Charakter des Menschen — nicht etwa blos seine einzelnen Handlungen — durch das Raisonnement bestimmt, durch Erziehung desselben am Ende umgebildet. Diese eingewurzelte Ueberzeugung kehrt auch auf jeder Seite der Autobiographie wieder; ebenso läuft die ganz falsche Vorstellung von „Glück" als eine äußerliche Macht darauf hinaus, und hier ist eben die unübersteigbare Grenze, welche die Progressisten von den Liberalen trennt. Der altenglische Liberalismus konnte sich mit dem Repräsentativsystem begnügen, das die geschichtliche Entwickelung gegeben hatte und das auf das Wunderbarste in seiner Complexität alle Interessen, alle Kreise der englischen Gesellschaft abspiegelte. Er kämpfte im Namen der Vorurtheile, Leidenschaften und Interessen, nicht der Vernunft; er glaubte nie, daß eine Halberziehung — und selbst Mill konnte nie träumen, es werde einst eine Zeit kommen, wo jeder Wähler die Bildung eines Mill erhalten würde — je die Menschen zu besseren Politikern machen würde; wohl aber, daß die Erziehung die Menschen zu einer gesetzlichen, anstatt ungesetzlichen Befriedigung ihrer Selbstsucht bringen könne: in einem Worte, ihre ganze Handlungsweise hatte zur Voraussetzung die Unveränderlichkeit der Menschennatur, während die Radicalen ihre Politik auf die Vervollkommnung der Menschen gründen möchten. Trotz allen Hochmuths, mit dem Mill und die Seinen auf die Deutschen und ihren Apriorismus hinblicken, bleiben sie selber doch durchaus aprioristisch und verbieten der Erfahrung jeden Eingriff in ihre Kreise. Die Politik sollte wohl eine Erfahrungswissenschaft sein, aber die Professoren dieser Erfahrungs-

wissenschaft glaubten sich entbunden, selber Erfahrungen zu sammeln. Die ganze moderne Geschichte Frankreichs und Deutschlands beweist, wie jeder Fortschritt im Unterricht die Masse der Menschen unfähiger für die Entscheidung politischer Fragen macht, wie der Arbeiter der großen Städte, der lesen und schreiben kann, sich nur von den Leidenschaften des Neides und der Begehrlichkeit einerseits, von den seichtesten, oberflächlichsten politischen Theorien andrerseits leiten läßt, sobald ihm die Entscheidung einer politischen Frage vorgelegt wird, während der unwissende Bauer, der seiner Gewohnheit, seinem Instinkte, seinem Interesse folgt, viel eher das Richtige trifft, — des radicalen Kleinbürgers von Paris und Berlin nicht zu gedenken. Gegen eine so eindringliche Beredtsamkeit der Thatsachen verstopft sich Mill's Radicalismus die Ohren. Wenn nur jeder Wähler lesen und Jeder frei mit Wort und Schrift zu ihm reden kann, so ist ihm Alles gewonnen. Mill ist nicht allein begeistert für demokratische Einrichtungen, „er hofft ernstlich, daß Owen'sche, St. Simonistische und andre gegen das Eigenthum gerichtete Lehren weit verbreitet würden unter den niederen Klassen; nicht weil er glaubt, daß diese Lehren richtig seien, oder weil er wünschte, daß man sie verwirkliche, aber damit die höheren Klassen dazu gebracht würden, einzusehen, daß sie mehr von den ununterrichteten, als von den unterrichteten Armen zu fürchten hätten.“ Und ein solcher Satz wurde nach 1848 geschrieben, nach 1871 revidirt! Hatte sich der Schreiber wohl je die Mühe gegeben, die Analphabeten unter den Junikämpfern und den Communards zu zählen?

Ich fürchte, das hielt der Apostel der inductiven Politik für unnöthig; denn er war zu redlich, es zu unterlassen, weil er im Voraus gewußt hätte, die Thatsache, daß jeder Pariser Arbeiter lesen und schreiben kann, auch täglich Zeitungen liest und die socialistischen Doctrinen mit Eifer studirt, würde die ganze Theorie Lügen strafen. Daß Mill wie die Franzosen unter Volk immer nur das Volk der Industrie verstand, für die Vielfältigkeit der anderen Gesellschaftsinteressen kein Organ hatte, wird durch das ganz äußerliche Correctiv einer Vertretung der rein geistigen womöglich durch Prüfungen festgestellten Verdienste nicht aufgehoben.

Kein Wunder, daß für Mill und seinen Anhang „Demokratie die wesentlichste Garantie für gute Regierung" ist, und daß ihm Amerika, ja Frankreich besser regiert scheinen, als das aristokratisch verwaltete England und das bureaukratische Deutschland. Im Grunde nämlich ist die ganze zur Schau getragene Verachtung ihres Vaterlandes nicht ein Auswuchs übertriebenen Humanitätssinnes, wie es der deutsche Kosmopolitismus und die deutsche Selbstironie waren. Unter England verstehen sie die conservative Partei — auch der Liberalismus ist ja conservativ in England — und die Conservativen blieben selbst für den toleranten Mill bis an das Ende seines Lebens „die dumme Partei". Er war, eigenem Geständniß nach, „ein Radicaler und Demokrat für Europa und besonders für England. Er dachte, das Vorwiegen der aristokratischen Klassen, der Adligen und der Reichen in der englischen Verfassung sei ein Uebel, das jedes Angriffes würdig sei, nicht wegen der

Steuern oder eines andern ähnlichen, verhältnißmäßig leichten Mißstandes, sondern als das große Agens der Entsittlichung im Lande.“ Daher auch die Bewunderung für die französischen Zustände. Die Revolution, indeß auch sie nicht in ihren weltumgestaltenden Folgen, die Revolution als Schöpferin unseres festländischen politischen Systems, scheint ihm nachahmenswerth, nicht in ihrer heftigen Procedur natürlich, aber in ihrem Streben und Grundprincip, die Gesellschaft und den Staat auf die Grundlage des Nationalismus zu stellen. Er möchte gern seinen weniger vorgeschrittenen Landsleuten die von den Franzosen im Munde getragenen, aber nie befolgten, oder doch in der Anwendung stets weislich gefälschten Grundsätze der Staatsweisheit als den englischen unendlich überlegen darstellen. Und wie sehr ihm dies mittelbar gelungen, beweist das Aufgeben der jonischen Inseln dem Nationalitätsprincip zu Liebe, die Aufhebung der ostindischen Compagnie, die irische Agrargesetzgebung, das Wahlgesetz von 1867, die Aufhebung der käuflichen Officiersstellen, die Einführung der Examina in beinahe allen Laufbahnen und hundert andere Neuerungen der Art. Der junge Macaulay, damals schon ein Erzwigh, sah von Anfang an, wohin die vielgepriesene „inductive Staatswissenschaft“ führen würde, und vertheidigte in einem denkwürdigen Essay die gute alte englische empirische Methode des Liberalismus, die politischen Erscheinungen zu behandeln, gegen die von Mill „philosophisch“ genannte, welche wir aber die abstracte nennen würden. Er ahnte, was praktische Conservative, wie Napoleon III., Bismarck und Disraeli, sehr wohl vor-

aussahen: nämlich, daß jede Eroberung der Demokratie der liberalen Sache Eintrag thun muß und einen Conservatismus begünstigt, der nicht immer gerade ein gesunder ist, wie es der altenglische war.

Wir haben schon gesagt, wie bei Mill glücklicher Weise der Widerspruch eintrat, vermöge dessen seine empfängliche Natur stets den Absolutismus seines Verstandes mäßigte. Er nennt sich wohl selbst zu einer Zeit seines Lebens eine „reasoning machine“; aber sein Freund Carlyle hatte schon damals herausgefühlt, daß hinter diesem Automaten „ein neuer Mystiker“, jedenfalls ein Gefühlsmensch, steckte. Der „abstracteur de quintessence“, so nannte Rabelais die Scholastiker seiner Zeit, fühlt z. B. trefflich gerade die Ueberlegenheit Carlyle's und erkennt sie mit liebenswürdigster, rührendster Bescheidenheit an, indem er wohl zum ersten und einzigen Male die Ueberlegenheit der Anschauung über den Verstand auch im Allgemeinen zugesteht. Ja, der Einfluß bedeutender Persönlichkeiten wirkt oft so bestimmend auf ihn ein, daß er seine Theorien vergißt und, wie ein treuer Eckart, seine schneidige Waffe zur Vertheidigung einer Sache leiht, welche sein Verstand mißbilligen mußte. So ist der Versuch „Ueber die Freiheit“ — das Beste was er geschrieben — im Widerspruch mit seiner ganzen Weltanschauung und mit Allem, was er außerdem geschrieben: er hat eben nur die Feder gehalten; er schrieb unter dem Dictat der Liebe, wie einst Dante: sobald er seine Beatrice verloren, wurde er sogleich wieder der alte unbeugsame Logiker im Dienste des Socialismus, der viel besser mit seiner ganzen Denkungsweise

harmonirte.*) Doch würde uns diese Betrachtung zu leicht aufs Persönliche hinüberführen, und wir wollen gerne auf die leichte Genugthuung verzichten, nachzuweisen, wie die Ideen Mill's über Frauenemancipation in demselben Verhältniß ihren Erklärungsgrund haben, wie der religionsbedürftige Mann sich einen Privattempel mit eigner Göttin errichtete, wie Eros ihn, nach seiner alten bitterbösen Sitte, verblendete, aber verblendete, wie der kleine Ironiker nur die Verstandesstolzen verblendet, welche nichts undurchdringbar glauben für ihre klaren, hellen Augen. Aber dieser Brief ist schon lang genug; und, indem ich für dies Mal auf den interessanten Gegenstand eines psychologischen Charakterstudiums verzichte, begnüge ich mich, in dem lehrreichen Werke, das wohl auch in Deutschland in Jedermanns Hand kommen wird, die Grundansichten unterstrichen zu haben, aus denen der englische Radicalismus herausgewachsen.

Dieser hat sich freilich durch das Wahlgesetz von 1867 selber eine Falle gegraben, wie es John Stuart Mill, bedeutungsvoll, zuerst erfahren sollte und es die letzten Monate wieder bewiesen haben. Der Führer wurde vor sechs Jahren, sein Anhang wird wohl bald von den undankbaren Wählern Englands aus dem Hause der Gemeinen getrieben: aber, wenn es dem englischen Radicalismus nicht gelungen ist, sich selbst die Herrschaft zu verschaffen, so ist's ihm leider nur zu wohl gelungen, die liberale Partei durch sein Bündniß zu

*) Mill's Theilnahme an der Agitation gegen die bestehenden Agrarverhältnisse darf wohl so genannt werden.



discreditiren, die conservative aber in ihrem innersten Wesen zu fälschen. Man wird sagen, wir versuchten, zu weit zu sehen; aber wir können uns des traurigen Gedankens nicht erwehren, daß die ersten Anfänge eines cäsarischen Conservatismus sich in England schon zeigen. Dieser aber beruht auf Furcht, und Furcht macht blind. Ein blindes Erhaltenwollen ist wohl ebenso gefährlich in seinen Folgen, als ein sehendes, einsehendes Erhaltenwollen wohlthätig ist. Wem die Schuld an dieser beginnenden Umwälzung des englischen Staatslebens beizumessen ist, wird für Niemanden eine Frage sein, der weiß, wie ungeheuer der Einfluß John Stuart Mill's und seiner Schule in England gewesen ist.

XIII.

The Falls, Llandogo.

Ich lese hier auf dem Lande ein Buch, das diesen Sommer großes Aufsehen gemacht hat.*) Es erschien zuerst vorigen Winter als eine Reihe von Artikeln in der „Pall Mall Gazette", und der Name des streitbaren Verfassers wurde sogleich vom Publicum errathen. Er ist der eines vielbeschäftigten Advocaten, der mehrere Jahre hindurch in Ostindien als Civilbeamter gedient, schon jetzt Queen's Counsel ist und wol auch von der conservativen Regierung, obschon er vor Kurzem als liberaler Parlaments-Candidat aufgetreten und — gescheitert ist, zum Richteramt ernannt werden wird, das er schon zeitweise ausgefüllt. Man sieht, Herr Stephen, obwohl jung und nicht aus einer parlamentarischen Familie hervorgegangen, ist schon eine Persönlichkeit in England und hat, wie es scheint, diese Stellung sich selber allein zu danken.

Dem Verdienste des Schriftstellers kam die Zeitströ-

*) **Liberty, Equality, Fraternity, by James Fitzjames Stephen, Q. C. London 1873.**



mung zu Hilfe. Man war des philosophischen Radicalismus nachgerade recht müde geworden und begrüßte freudig den wackeren Kämpen, der gegen ihn in die Schranken trat. Die letzten Ersatz-Wahlen haben bewiesen, wie tief diese Reaction geht und wie wenig das englische Volk annoch geneigt ist, irgend Jemandem — und wäre es der bedeutendste seiner Staatsmänner — das gefährliche Liebäugeln mit dem politischen Radicalismus zu verzeihen; ein Phänomen, das sich übrigens in allen Ländern, in Frankreich und Deutschland sowol als in England wiederholt, so oft die im Grunde immer conservativ gestimmte Mehrzahl des Volkes den „Gebildeten" und der „öffentlichen Meinung" gegenüber zum Worte kommen kann. Obschon eigentlich selbst ein Utilitarier der Bentham'schen Schule, hat doch Stephen im Namen des altenglischen Liberalismus den Kampf gegen die Mill'schen Doctrinen aufgenommen; wie denn auch die ausgezeichnetsten Benthamisten der vorhergehenden Generation längst dem Idole ihrer Jugend ungetreu geworden sind: war doch Grote selbst gegen sein Lebensende bis zum vornehmen Skepticismus weitergegangen, während Roebuck und Austin einfach in den Schooß der alten Parteien einkehrten, der Erstere zu den Whigs, der Zweite zu den Tories. Indeß man überwindet solche Anfänge nie ganz; auch Stephen hängt die trockene, gymnastische Dialektik der Schule noch stark an und thut seinem trefflichen Buche viel Eintrag. Auch sind, obschon nichts Persönliches in dasselbe hineinspielt, das „Er" und das „Ich" darum noch nicht daraus abwesend; das Werk wendet sich gegen Mill als Vertreter der ganzen Richtung und

stellt dessen Grundsätzen und Definitionen diejenigen Herrn Fitzjames Stephen's gegenüber. Es wäre so leicht gewesen, diesen einzigen, immer wiederkehrenden Eigennamen wegzulassen, die ganze Schrift hätte dadurch auch im Tone die Allgemeinheit bewahrt, die sie in der Sache stets beobachtet. Hätte der Verfasser sich die großen Staatsrechtslehrer seines Vaterlandes, an die er sich dem Inhalte nach anschließt, auch in der Form als Muster genommen, so würde er sicherlich das „moi haïssable“ vermieden haben, das uns mehr als billig in seinem Buche entgegentritt. Doch ist dies eine reine Frage der Form; im Grunde handelt das Buch doch nur von zwei entgegengesetzten Theorien oder vielmehr politischen Weltanschauungen.

„Es ist einer der verbreitetsten Glaubensartikel unserer Zeit,“ so erklärt der Verfasser den etwas auffälligen Titel seines Werkes, „daß das Menschengeschlecht glänzende Geschicke verschiedener Art vor sich hat, und daß der Weg dahin zu finden ist: in der Entfernung aller Schranken für menschliches Handeln, Freiheit, in der Anerkennung einer wirklichen Gleichheit zwischen allen menschlichen Geschöpfen und in Brüderlichkeit oder allgemeiner Liebe.“ Gegen diese Behauptungen setzt Stephen die seinen, welche dahin gehen sollen, daß selbst die besten Bekenner jenes reinen Evangeliums „sehr geneigt sind, dessen Vortheile zu übertreiben und die Nachtheile desselben zu leugnen, oder doch wenigstens die Bedeutung dieser Nachtheile zu unterschätzen; weiterhin, daß jene Sätze wenig dazu angethan sind, ein religiöses Glaubensbekenntniß abzugeben; endlich daß jene Ideale

nicht Selbstzwecke sind, und daß, wenn gar die drei Worte in Verbindung mit einander gebracht werden, sie keinen gesellschaftlichen Zustand bezeichnen, den ein verständiger Mann mit Begeisterung oder Aufopferung herbeiwünschen sollte."

Dagegen wäre nun wenig einzuwenden; aber der Verfasser begnügt sich keineswegs mit dieser Nachweisung, sondern gibt's einerseits Definitionen, denen einem philosophisch gebildeten Menschen nicht immer möglich ist zuzustimmen, da wenigstens, wo es sich um Freiheit handelt; denn die Beweisführung, durch welche Stephen die Mill'schen Sophismen von Gleichheit und Brüderlichkeit bekämpft, will uns beinahe unwiderleglich erscheinen. Namentlich ist Alles, was der treffliche Jurist über die behauptete natürliche Gleichheit zwischen Mann und Weib sagt, schlagend. Nicht so, wenn er über die Natur der Freiheit spricht, da eben diese Theorie, wie Mill sie aufgestellt, als Theorie durchaus unantastbar ist. Gleichheit und Brüderlichkeit sind zwei Ideen, wenn man will, zwei Ideale, welche dem Menschen absolut widernatürlich sind; denn das ganze Dasein der Menschheit beruht ja gerade auf Ungleichheit und Selbstsucht; man könnte sich dieselbe gar nicht denken ohne den „Kampf ums Dasein", und es bedurfte kaum des Darwin'schen Gesetzes, um denkende Beobachter, Historiker oder Politiker davon zu überzeugen. Die Freiheit hingegen, wie Mill sie definirt, ist bis zu einem gewissen Grade der Verwirklichung fähig und wird es von Tag zu Tag mehr werden. Nur will uns bedünken, daß der berühmte englische Logiker seine Theorie nicht immer richtig begründet und in der An-

wendung derselben oft irregeht. Herrn Stephen's Einwürfe gegen die absolute Freiheit können uns freilich noch weniger behagen. Trotz alles Studiums Bentham's und Austin's bleibt er nämlich doch immer Jurist der alten Schule. Nicht die Selbstvertheidigung allein, sondern auch die Moral gilt ihm als das Princip, welches den Staat berechtigt, gegen die Freiheit des Individuums einzuschreiten. Er spricht auch gar viel von Gutem und Bösem, Recht und Unrecht; aber er gibt sich nie die Mühe, zu definiren, was gut und böse, recht und unrecht ist, noch weniger, wie ein fehlbarer Mensch über die Moralität menschlicher Handlungen unfehlbar urtheilen könne. Und er ist nicht allein ein Criminalist der alten Schule, er ist ein englischer Christ, vielleicht auch nur Deist — in der Frage, die uns beschäftigt, kommt das auf dasselbe hinaus — und begreift nicht, wie die menschliche Gesellschaft der Furcht und Hoffnung auf ein künftiges Leben entrathen könne. Wie abgeschwächt der Gedanke an Hölle und Paradies auf dem ganzen Festlande ist, davon hat der Insulaner, der immer unter Muselmanen, Buddhisten und wirklichen Protestanten gelebt, gar keine Ahnung. Er sieht sehr wohl, wie ganz unannehmbar die Mill'sche Annahme ist, daß die Mehrzahl der Menschen in ihrem Handeln je durch die Ueberredung einerseits, die sittliche Ueberzeugung oder die Menschenliebe andererseits geleitet werden würde, eine Annahme, auf die Mill merkwürdigerweise seine ganze Theorie von der Freiheit begründet; er sieht auch recht wohl, daß der moderne Staat ganz ebenso auf der Gewalt beruht, wie der ursprüngliche, daß die Gewalt sich nur in einer anderen

Form kundgibt; er sieht endlich sehr wohl, daß die ungeheure Mehrheit der Menschen nur durch die Gewohnheit und die Furcht vor der Meinung der sie umgebenden Welt bestimmt wird, ihre Selbstsucht in den Grenzen zu halten, wo sie die Rechte und Freiheit Anderer nicht beeinträchtigt; aber er legt auf diesen Punkt gar nicht das gehörige Gewicht, und doch steht oder fällt mit diesem Punkte die ganze Anwendung des Mill'schen Grundsatzes auf die Gesellschaft. Hier liegt der eigentliche Angelpunkt, wo Mill's Sophismus sich einhenkt.

Den Menschen, hatte Mill gesagt, solle nur zum Selbstschutz erlaubt sein dürfen, die Freiheit ihrer Mitmenschen zu beschränken; Gewalt würde nur dann mit Recht über ein Mitglied der Gesellschaft gegen dessen Willen ausgeübt, wenn es sich darum handle, zu verhindern, daß Anderen ein Leid angethan werde, oder mit drastischeren Worten: „Laßt Jeden thun, was ihm beliebt, so lange er seinen Nächsten nicht verletzt.“ Diese unserer Ansicht nach unantastbare Theorie, an der uns auch alle Stephen'schen Raisonnements nicht irrezumachen vermögen, trägt nun ihr Autor ganz sachte vom Staate auf die Gesellschaft über, vom Gesetz und der Criminal-Justiz auf die öffentliche Meinung und ihre Excommunicationen. Hier ist es, wo auf einmal Alles kunterbunt wird in dem klaren Kopfe. Mill's kürzlich veröffentlichte Autobiographie löst das Räthsel zum Theil, indem sie uns die beispiellose Menschen-Unkenntniß des abstracten Denkers enthüllt — eine Menschen-Unkenntniß, die allein erklären kann, wie der Mann dazu kommen konnte, einerseits von dem an sich schon so sehr zweifelhaften Fort-

schritte der Menschheit in Bildung, Erleuchtung und Sittlichkeit so Großes zu erwarten, andererseits aber dem Staate zuzumuthen, er solle den Einzelnen gegen die Unduldsamkeit der öffentlichen Meinung schützen. Stephen hebt sehr schön hervor, wie thatsächlich dadurch gar nichts gewonnen wäre, indem die Toleranz, weit entfernt, dem Aufkommen neuer Ideen günstig zu sein, im Gegentheile äußerst erschlaffend auf die Menschen wirkte. Er hätte hinzufügen können, daß ein solcher Schutz der Minderheit gegen die Vorurtheile der Mehrheit thatsächlich gar nicht durchzuführen ist; vor Allem aber, daß es gar nicht darauf ankommt, alle Keime von Intelligenzen vor dem Untergange zu retten. Es herrscht in der geistigen und sittlichen Welt, wie in der Historie und in der Natur, ein fortwährendes bellum omnium contra omnes. Es hängt von hunderterlei Combinationen ab, die durchaus nicht zu controliren sind, ob ein Samenkorn aufgehe, ob ein menschliches Wesen zur Reife gelange, ob eine Idee ihren Weg mache. Millionen von Keimen vergehen täglich, und wer kann wissen, wie viele stattliche Zukunftseichen von den Zöglingen des Eumäos gefressen worden, wie viele Friedrichs und Napoleons, Shakespeares und Goethes, Aristoteles und Kants nicht einmal bis zur Taufe gelangt sind. Von den Ueberlebenden aber ist der wirklich Tüchtige nie von dem Untüchtigeren verhindert worden, sich zu entwickeln. Ist jedoch etwas dazu angethan, hindernd einzugreifen, so ist's gerade, jenem Tüchtigen den Kampf zu ersparen, ihn im Frieden, dem Grabe aller kräftigen Individualitäten, hinvegetiren zu lassen.

Uebrigens ist die Natur so verschwenderisch in ihrem Samenauswerfen, daß es ihr auf ein paar tausend Individuen mehr oder weniger gar nicht ankommt. „Wer kann ausrechnen, was die Welt verliert an der Masse vielversprechender Intellecte, welche mit einem furchtsamen Charakter verbunden sind und nicht wagen, irgend einen kühnen, kräftigen, unabhängigen Gedankengang zu verfolgen, aus Furcht, er möchte sie zu etwas bringen, das für irreligiös oder unsittlich gehalten werden könnte?" Auf diese Frage Mill's dürfte, so scheint uns, nur Eine Antwort schlagend sein, und sie wäre: Nichts, nichts, gar nichts verliert die Menschheit an diesen vielversprechenden Intellecten ohne Willen, und alle Freiheit der Welt würde sie nicht zu Aposteln ihrer Ideen machen.

Trefflich sind die Ausführungen Stephen's, wenn er gegen die Theorie vom Staate als einer gegenseitigen Versicherungsgesellschaft die Auffassung des Staates als eines sittlichen Organismus vertheidigt, obschon er hier manchmal das Kind mit dem Bade ausschüttet. Beide Anschauungen brauchen sich ja gar nicht auszuschließen und lassen sich, wie schon Wilhelm von Humboldt bewiesen, recht schön mit einander vereinigen. Jedenfalls kann es den Engländern unserer Tage nicht schaden, wenn ihnen ein Landmanns seinerseits auseinander setzt, daß der Zweck des Staates keineswegs die Freiheit ist, als welche ja nur eine Verneinung bezeichnet, sondern vor Allem die Sicherheit, welche zu erreichen die Erziehung ebensowohl dienen soll als das Strafgesetzbuch; daß Staat und Kirche, als zwei alte ineinandergewachsene Organismen, sich nicht mit einem Schnitt von einander

trennen lassen, wie man's in Italien ungestraft thun zu können vermeinte; kurz daß er unternommen, was Lecky auf dem Gebiete der Moral gethan: gegen Mill und seine Schule das Recht „der unsichtbaren Mächte" zu vertheidigen, welche von der reinen Nützlichkeitsmoral und der reinen Interessenpolitik rundweg geleugnet werden. Daß Stephen dabei immer ein Stockengländer bleibt, soll uns so wenig dieß sein Verdienst verkümmern, als daß er den ehemaligen Benthamisten nicht recht abthun kann und seine Beweisführung mit einer gewissen Ostentation betreibt, an die wir nicht mehr gewöhnt sind und welche bisweilen an die Argumentirschulen des Mittelalters erinnert. Die echtenglische Weise, stets die Selbstaufopferung für Andere zu predigen, ist ja im Grunde so schön und edel, daß man gerne vergißt, wie unzureichend dieß Princip ist, den idealen Gehalt des Staates und der Religion, der Kunst und Wissenschaft zu erschöpfen. Eine Lücke im englischen Geiste bleibt es aber doch immer, daß das Selbstvergessen des Künstlers und Forschers, des Gläubigen, ja auch des Staatsmannes ohne unmittelbar „nützliche" Nebenabsichten ihm so gänzlich unverständlich oder doch unannehmbar bleibt.

Es würde die Grenzen eines Briefes überschreiten, wollten wir uns hier auf eine systematische Widerlegung der Mill'schen Theorien einlassen. Es genügt, auf Stephen's Buch als auf ein Symptom der Umkehr in England hinzuweisen, eben weil es von einem Liberalen, nicht von einem Conservativen geschrieben ist. Der echt englische Standpunkt, auf welchem Religion und Moral identificirt werden, die Religion aber als ein vom Staate

Untrennbares aufgeführt wird; der Werth, den der Verfasser auf die Charakterstärke legt; die Weise, in der er die Erfahrung der Theorie entgegensetzt (zum Beispiel in Bezug auf die Wirkung der Prädestinationslehre auf die sittliche Kraft ihrer Bekenner); die Art, wie er die Interessen gegenüber den abstracten Meinungen als das Treibende in der Gesellschaft und im Staate aufführt und darstellt; die Vertheidigung der Ungleichheit unter den Menschen, als der natürlichen Grundlage jeder lebensfähigen Gesellschaft; der Protest gegen die Identificirung von Demokratie und Freiheit: Alles trägt den empirischen Charakter englischer Wissenschaft, den praktischen englischer Staatskunst, den conventionellen englischer Moralität und Religiosität. Wie nothwendig, wie im höchsten Sinne nützlich es auch gewesen sein mag, gegen diesen etwas starren Anglicanismus, der sich immer mehr zu versteinern drohte, anzukämpfen, ihn in seiner naiven Selbstzufriedenheit zu erschüttern, es war doch Zeit, daß Jung-England innehielt und sich fragte, ob denn die schönen Theorien, in deren Namen man Alt-England und seine Traditionen zerstören wollte, praktisch durchführbar, ob ihre praktische Durchführung wünschenswerth sei, ob der unbewußt schaffende Staatsbildungstrieb nicht auch Treffliches hervorgebracht, das wol den Vergleich mit den bewußten Schöpfungen der französischen Revolution vertrüge, ob es überhaupt England angemessen sei, länger auf dem Wege der Verneinung und der Abstraction zu verharren, der die Nachbarn jenseits des Canals an so gefährliche Abgründe geführt.

Es war hohe Zeit, daß ein Mann aufstand, der

gegen den einreißenden, so unenglischen Optimismus und die damit zusammenhängende Fortschrittstheorie im Namen der unveränderlichen Menschennatur protestirte. Will man nämlich den ganzen Streit in Einem Worte zusammenfassen, so müßte man sagen: Es handelt sich um den Gegensatz zwischen der romanischen und der germanischen Weltauffassung, deren Erstere sich Individuum wie Menschheit als in ihrem Wesen veränderlich denkt, während die zweite den Einzelnen wie das Geschlecht unserer Tage für wesentlich identisch mit denen des Urzustandes hält, woraus denn folgt, daß sie nur auf die Formen und Aeußerungen, nicht auf den Grund und das Wesen dieser Natur durch Gesetze, Bildung u. s. w. einzuwirken sich vornimmt. Zwischen diesen beiden Weltanschauungen gibt's keine Versöhnung oder vielmehr kein Verständniß, sie verhalten sich wie Astrologie und Astronomie, wie Alchymie und Chemie. Die wichtigste Aufgabe der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts ist für die germanischen Völker, bewußt auf die Bahn zurückzukehren, auf der sie so lange unbewußt gewandelt und von der die französische Revolution sie abgelenkt hatte. Weil es in dieser Richtung hin wirkt, wird Stephen's Werk selbst für den, welcher dem Verfasser nicht überallhin folgen mag, eine interessante und anregende Lectüre sein, eine erfrischende jedenfalls und eine lehrreiche; denn es wird Einem nicht oft so gut, heutzutage einen Schriftsteller zu finden, der einsieht und beweist, daß die Originalität nicht darin besteht, anders als die anderen Leute zu denken, sondern selber zu denken.

XIV.

Worthing.

Bulwer, der vor seinen zwei jüngeren Rivalen im Romane die Bühne der Oeffentlichkeit betreten, hat dieselbe erst nach ihnen verlassen. Er hat Dickens und Thackeray, freilich nur um wenige Jahre, überlebt; die Drei, welche inmitten des Heeres von nicht verächtlichen Romanschreibern, das England seit dem Tode Walter Scott's hervorgebracht, die Vertreter des englischen Romans unter Königin Victoria's Regierung geblieben sind und bleiben werden, sind einander rasch im Tode gefolgt. Die kürzeste Laufbahn war die Thackeray's: zuletzt erschienen, trat er auch zuerst wieder ab. Erst zehn Jahre nach Dickens — die „Pickwick Papers" datiren von 1837, „Vanity Fait" von 1847 — gelangte er zu seiner so wohlverdienten Popularität. Bulwer, der Frühreife, der Unermüdliche und Unerschöpfliche, begann seine Carrière schon unter Georg IV. mit „Pelham" und hat sie erst fünfundvierzig Jahre später mit „Kenelm Chillingly" beendet*). Wie seine beiden Zeitgenossen hat auch er sich wenig oder nicht verändert in

*) „Kenelm Chillingly, his adventures and opinions, by Edw. Bulwer, Lord Lytton. London 1873.



den langen Jahren, die zwischen den beiden Romanen liegen. Jeder von den Dreien ist in der That geblieben qualis ab incepto, und zwar nicht allein in der Weltanschauung, sondern auch in der Wahl der Stoffe, in der Behandlungsweise, im Styl, nicht zu sagen: in der Manier. Sie sind von Anfang an ausgeprägte Naturen gewesen und ihre Werke sind immer der treue Spiegel dieser ihrer Naturen geblieben, daher sie auch, wie alle sich scharf abhebenden schriftstellerischen Individualitäten, so unwiderstehlich zur Parodie einladen. Bret Harte's geistreiche Beschreibung des Thorhammer's, seine Wiedergabe der philosophischen Unterhaltung des Elegant mit dem Schuhwichser-Jungen lesen sich geradezu wie Capitel aus Dickens und Bulwer.

Das ursprünglichste, robusteste Talent unter den Dreien war sicherlich Ch. Dickens, auch das am meisten englische, oder doch wenigstens das, welches der Charakteranlage und Geistesrichtung der großen Mehrheit der Engländer am meisten entspricht. Wahrhaftigkeit, Wärme des Gemüthes, derbe, thätige, entschlossene, unerschrockene Menschenliebe, gesunder, etwas utilitarischer Menschenverstand, oft geschmackloser, oft bitterer, oft nur die Oberfläche streifender, aber stets kräftiger und lebendiger Humor — bewegten und äußerten sich bei ihm in dem engen Horizonte insularer Beschränktheit, ohne die Stütze classischer Bildung, in naivem Unverständniß alles dessen, was Tradition, wie alles dessen, was Speculation ist. Der lebenslustige, hart arbeitende selftaught mit dem warmen Herzen und dem hellen realistischen Auge war so recht der Romanschreiber für eine Generation und

eine Classe, deren Politiker und Denker Cobden, Bright und Mill waren, der Erbe und wahre Repräsentant jener englischen Mittelclasse, aus der Richardson und de Foe hervorgegangen und die der Letztere selbst in so treffenden Zügen charakterisirt hat.

Anders Thackeray. Man braucht nur eine Seite von ihm zu lesen, um zu fühlen, daß er zu jener Schicht des englischen Volkes gehört, deren Söhne, in Cambridge oder Oxford gebildet, später in den Richter- und Advocatenstand, die Geistlichkeit, die Universität, oder auch als homines novi, manchmal als private members, in das Haus der Gemeinen zu treten pflegten, ehe die beiden Reform-Bills die politischen wie gesellschaftlichen Zustände Englands so vollkommen umgewandelt. Hier spürt man soliden humanistischen Jugend-Unterricht, Bekanntschaft mit dem Festlande, seiner Geschichte, seiner Literatur. Die Ironie ist feiner, der Humor von einer höhern Art. Schon ist an die Stelle des praktischen Optimismus etwas speculativer Pessimismus getreten, oder in andern Worten: die Unparteilichkeit des ästhetischen Zuschauers, die nur Dem gegönnt ist, der Ueberkommenes besitzt und dem die Muse nicht unbekannt ist. Thackeray's Vorfahr ist Henry Fielding: vielleicht ist der Enkel delicater; jedenfalls ist er weniger mächtig als der Ahn.

Bulwer hat wenig von Beiden. Er ist mir stets das gute Exemplar des englischen Aristokraten geblieben, wie er im vorigen Jahrhundert nicht selten war, eine Mischung von Walpole und Chesterfield, zu der noch etwas deutsche Metaphysik und Byron'sche „Pose“ hin-

zugekommen. Bulwer ist durchaus eine liebenswürdige Natur, welche ihre angenommene Affectation glücklicherweise durch angeborene Anmuth erträglich macht. Denn Bulwer ist affectirt; nicht in seinen altfränkischen Airs, die gehören dem französisch gebildeten Edelmanne des Jahrhunderts der Aufklärung, der sich in unsere Zeit verirrt hat, natürlich an; er ist affectirt, wenn er den fashionablen Dandy heraushängt, den tiefen Philosophen spielt, mit seiner Gelehrsamkeit kokettirt oder sich für den schwungvollen, romantischen Dichter düstern Weltschmerzes geben will. Er kann's nicht lassen, er muß immer mehr und ein Anderer scheinen wollen, als er ist; aber seine anmuthig leichte Gestalt scheint immer durch die künstliche, verzwickte, modische Hülle; man kann ihm nicht gram werden. Es ist eben Alles nobel bei dem Manne; da ist keine noch so versteckte Ader von Gemeinheit. Alle Eigenschaften, die man gerne dem Cavalier leiht, vereinigen sich in ihm: man fühlt's dem Schriftsteller an, wie muthig, wie hochherzig, wie ritterlich er im Leben war, auch wie leicht ihm Alles geworden, die Schrift nicht minder als die Rede. Dazu kommt für uns Deutsche, daß sein etwas abstracter Idealismus ihn uns so viel näher rückt, als seine praktischen Landsleute und Zeitgenossen. Seine Philosophie ist nicht originell; aber er hat doch Verständniß für Philosophie. Seine Geschichtsstudien mögen einem Schüler von Waitz oder Giesebrecht ungenügend und unsicher scheinen, für den Weltmann sind sie umfassend und öffnen ihm eine nicht gewöhnliche Einsicht in den geschichtlichen Zusammenhang und in die Gemeinsamkeit unserer europäischen Cultur.

Ebenso ist Bulwer kein Dichter gewesen, aber er war eine dichterische Seele, er konnte schwelgen im Genusse der Poesie und des Poetischen. Der alte englische Humor, bald derb, bald tiefsinnig, war ihm gar nicht gegeben; die Ader Shakespeare's und Fielding's ging ihm ganz ab, sein Witz war schwerfällig und gesucht, seine Satire immer abstract, raisonneuse, eigentlich mehr Kritik als Satire. Dieser Mangel an Schöpfungskraft und plastischem Humor thut der Wirkung seiner Romane großen Eintrag. Man gewinnt den Verfasser lieb: man theilt oft und gerne seine Lebensansichten; es wird Einem wohl in der durchaus gentilen Atmosphäre, die man bei ihm athmet; man zollt ihm Beifall, wenn er gegen die Werkeltagsweisheit protestirt, wenn er für die höchsten Güter der Menschheit, die zarten Idole, welche plumpe oder rohe Hände versehren möchten, eintritt und in Don Quixote'schem Enthusiasmus Lanzen bricht für das, was unser Goethe das „Ahnungsvolle" nannte; aber — seine Gestalten leben nicht, heben sich nicht einmal ab von der Leinwand; die Handlung schleicht hin bei ihm, anstatt uns fortzureißen; die Situationen, die er uns vorbringt, sind falsch; höchstens seine Naturbeschreibungen, die der wortreiche Schriftsteller merkwürdigerweise immer knapp faßt, geben uns das Gefühl, daß wir nicht nur mit einem dichterisch empfindenden Menschen, sondern auch mit einem Dichter zu thun haben.

Wie die meisten Engländer hat er von dem, was schriftstellerische Oekonomie heißt, keine Spur; er verpufft gerne all sein Gold im ersten Capitel und

zahlt dann mit allerhand zweifelhaften Wechseln und altem Geräth aus seiner reichen Rumpelkammer. Hat er je einen Plan, ehe er an's Werk geht, so verlegt er ihn gewiß nach einer Weile und kann ihn nicht wieder finden.

All' das in erhöhtem Maßstabe — ja noch etwas mehr — findet der Leser in „Kenelm Chillingly". Der erste Band dieses nachgelassenen Romanes ist vielleicht das Beste, was der fruchtbare Lord geschrieben; man kann sich nichts Schwächeres denken als die zweite Hälfte; äußerlich und innerlich unwahrscheinlich: falsche Poesie; Haltlosigkeit und Schemenhaftigkeit der Charaktere; Widerspruch auf Widerspruch in der Anlage und Entwickelung; Affectation jeder Art. Dagegen glaube ich nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß wenig englische Prosaiker seit Fielding oder doch seit Sterne, daß selbst Dickens und Thackeray kaum Etwas hervorgebracht, das sich mit dem Anfange „Kenelm Chillingly's" vergleichen ließe. Am wenigsten ist es Bulwer selbst gelungen, je etwas so Lebendiges zu schaffen. Das Ganze ist gemeint als eine Satire gegen die heutige englische Jugend und die Grundsätze der modernen literarischen, philosophischen und politischen Schule, und wir sollen in der Lebensgeschichte eines begabten und edeln Jünglings, der nach jenen Grundsätzen erzogen worden, der Reaction echter englischer Natur gegen das aufgedrungene Gewand neumodischer Bildung beiwohnen. Während nun die letzte Partie als gänzlich mißlungen zu betrachten ist und Held wie Autor in einen sentimentalen Grandison-Ton verfallen, der nichts weniger als eine

Rückkehr zur gesunden Tradition Alt-Englands verräth; während abstracteste Tugendhaftigkeit und unwahrscheinlichste Verwickelungen diese letzten Bände füllen, sind die Einleitung: der Lebensabriß und die Heirath Sir Peter Chillingly's, des Vaters, die Taufe des Jungen und die Familienräthe der Chillingly's — der deutsche Leser muß sich den Namen etwa in Baron Fröstelig übersetzen — die Charakteristik der verschiedenen Familien-Mitglieder, des geistlichen Anhängers von muscular Christianity, des groben und cynisch-egoistischen Erbschafts-Speculanten, der drei altjüngferlichen Schwestern, Vetter Mivers', des Preß-Potentaten, M'Welby's, des fashionablen Vertreters der Ideen, welche die kommende Generation zu beherrschen haben, Kenelm's erste Abenteuer und Reden — geradezu Sterne's würdig. Daß der Positivismus in des Wortes weitester Bedeutung, d. h. im philosophischen wie im praktischen Sinne; daß die moderne Wort-Poesie der Browning und Tennyson, daß die grundsätzlich grundsatzlose Politik gewisser moderner esprits forts in alledem nicht geschont werden, läßt sich denken; aber reizender als durch diesen Don Quixote des Positivismus, der sich wie sein spanischer Vorfahr an der Lecture, freilich an einer ganz entgegengesetzten Lecture, den Magen verdorben, kann das moderne England nicht persiflirt werden, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn der liebenswürdige Pedant mit dem alten Kopfe und dem jungen Herzen, dem geistreichen zarten Gemüthe und den derben Fäusten, dem Skepticismus und dem naiven Vertrauen, ein Typus würde und die englische Sprache zu ihrem Squire We-

stern, Uncle Toby, Joseph Surface, M. Pickwick, Becky Sharps und so vielen Andern, die der unerschöpfliche, nie alternde englische Humor erschaffen und der Sprache als allgemein verständliche und allgemein angenommene Bezeichnungen einverleibt hat, nun auch einen „Kenelm Chillingly" hinzufügen sollte. Jedenfalls steht Kenelm, der letztgeborne Sprößling des alten Herrn, dem Sohne seiner Jugend, Pelham, nicht nach, und es ist ein Beweis seltener Frische und Geisteskraft, zumal bei einem so gebrechlichen Körper, wie es der Lord Lytton's war, daß er im siebzigsten Jahre noch frischere und kräftigere Seiten hat schreiben können als im dreiundzwanzigsten.

Und noch wunderbarer als die Fruchtbarkeit und ewige Jugend Bulwer's sind die Fruchtbarkeit und ewige Jugend Englands, das in hundertfünfzig Jahren ein Dutzend Romanschriftsteller hervorgebracht, denen das ganze Festland kaum einen ganz Ebenbürtigen zur Seite zu stellen hat, und daneben noch etwa hundert andere besitzt, welche keinem Modenovellisten des Continents nachstehen und sie alle jedenfalls in einem Punkte übertreffen: sie sind unterhaltend, und das Vergnügen, das sie gewähren, ist nicht um den Preis der Sittlichkeit oder der Natur erkauft.

XV.

Worthing.

Niemand schien berufener als Dickens' ältester und intimster Freund, sein vierzig Jahre langer Vertrauter und Correspondent, dazu ein Biograph von Fach, wenn ich so reden darf, das Leben des großen Romanschriftstellers zu schreiben; und in Einem Sinne hat sich Herr Forster auch seiner Aufgabe auf's trefflichste entledigt*). Seine Notizen sind von einer Vollständigkeit, einer Genauigkeit, einer Authenticität, die nichts zu wünschen übrig lassen. Vor Allem, so lange es der Biograph irgend vermeiden kann, ergreift er nie selber das Wort und läßt es seinem liebenswürdigen, geistreichen, lebensvollen Helden. Indeß alles das macht noch kein Buch. Ein Buch sollte immer in einem gewissen Sinne Kunstwerk sein. Es sollte immer wenigstens einen Plan haben, organisch gegliederte Theile, Ebenmaß und Harmonie zwischen diesen Gliedern. Der Stoff sollte immer ver-

---

*) „The Life of Charles Dickens“ by John Forster. London 1872—1873.



arbeitet, geordnet sein; die einzelnen Elemente sollten verschmolzen, eine Wahl getroffen, das Wichtige hervorgehoben, das Unwichtige geopfert, Wiederholungen vermieden, die Erzählung nicht zufällig chronologisch zerhackt werden. Hier nun haben wir's in diesen ersten Theilen, welche uns bis zu „David Copperfield" und Dickens' vierzigstem Lebensjahre bringen, nur mit einer chronologisch geordneten und mit fortlaufendem Commentar versehenen, freilich einzigen und unschätzbaren Quellensammlung zu thun. Wollen wir uns indeß nicht zu laut darüber beklagen: keine noch so kunstvolle Biographie, und wäre sie von Varnhagen's Meisterhand geschrieben, konnte je das Interesse haben, welches dieses unverarbeitete Material hat; und wir nehmen schon gerne einige Wiederholungen, Disproportionen aller Art, ja selbst die Schwierigkeit der Lecture mit in Kauf, um nur den herrlichen Schatz ganz zu besitzen. Im Grunde, was haben wir Herrn Forster eigentlich vorzuwerfen, das er nicht leicht ändern könnte, um unsere Vorwürfe gegenstandslos zu machen? Er ändere nur den Titel seines Buches und nenne es anstatt: „Das Leben Dickens'" — „Beiträge zu einer Lebensbeschreibung Dickens'"; er lasse die langen Anmerkungen, meist sehr interessante Citationen, die den Leser jeden Augenblick mitten in einem Satze unterbrechen, in den Text an die angemessene Stelle setzen, kurz, er mache aus dem Buche, kühnlich anstatt verschämt, eine Briefsammlung mit Commentar, und wir werden Alle zufrieden sein. Vielleicht kommt dann in hundert Jahren, wenn viele Details, die uns im höchsten Grade wichtig sind und die wir um keinen Preis missen

möchten, ihr Interesse verloren haben, ein großer literarischer Künstler und Psychologe, der vornehmlich auf Grundlage vorliegender Quelle ein Portrait des großen Humoristen entwerfen wird, das ihm und der Kunst zugleich gerecht sei.

Niemand schrieb lebendigere, reizendere Briefe als Dickens, und man wundert sich nur, wo er die Zeit hernahm, sie so ausführlich und so sorgfältig zu schreiben. In der That sind sie meist ziemlich umfangreich, schildernd, erzählend, oft bis ins kleinste Detail, selten reflectirend. Es ist gerade, als wenn man Capitel aus seinen Romanen läse. Viele sind sogar geschrieben in der Rolle dieser oder jener Gestalt seiner Einbildungskraft, die uns vertraut geblieben, wie Mrs. Gamp, Sam Weller und Andere. Das ist ein Sprudeln von Leben, Geist und Gefühl, ein nie versiegender Humor; dann wieder ein wirklich rührendes Pathos: überall Natur, Ursprünglichkeit, Frische. Wer Dickens nicht schon vorher lieb gehabt, der muß ihn hier liebgewinnen; und es ist dies einer der so sehr seltenen Fälle, die eben nur bei den Allergrößten eintreffen, wo die Persönlichkeit noch viel bedeutender ist als die Werke. Ich für meinen Theil muß gestehen, daß mir Dickens' Romane beiweitem nicht die hohe Idee von dem Manne gegeben, welche mir diese Briefe und Lebensnachrichten von ihm geben. Man mag seine Lebensanschauungen theilen oder nicht, seine einzelnen Urtheile billigen oder mißbilligen, sein Betragen in einem gegebenen Falle loben oder tadeln — Eines kann man nicht leugnen, und das ist, daß man hier mit

einem Manne zu thun hat, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hatte.

Der Gesammteindruck, der dem Leser bleibt, ist, wie bei Byron, trotz aller Verschiedenheit der Richtung und der Anlage, der einer kolossalen Lebenskraft. Dickens erscheint hier als die wahre Personification dessen, was die Engländer mit einem treffenden Ausdrucke animal spirits nennen. Das ist ein unausgesetztes Verausgaben körperlicher, geistiger, gemüthlicher Kräfte, ohne daß der Vorrath je einen Augenblick erschöpft schiene. Im Kampf um's Dasein oder im Genusse des Daseins, im Erzeugen wie im Aufnehmen setzt er immer seine ganze Persönlichkeit ein. Er ist ganz ebenso mit Herz und Seele bei der Organisation eines Kinderfestes wie bei der Conception und Ausarbeitung einer Dichtung, die für die Jahrhunderte bestimmt ist. So arbeitet er sich herauf und heraus aus bedrängtesten Verhältnissen, allein durch die volle Kraft seiner Natur, der weder Glück noch Gönner die Wege ebnen. Dieser Knabe, der so ganz die Welt vergessen kann, um nur in seiner wunderbar thätigen Phantasie zu leben, beobachtet doch von früh auf die kleinsten Einzelheiten des wirklichen Lebens und bewahrt diese Eindrücke in treuem Gedächtnisse. Diese Dichter-Natur ist auch eine handelnde, eine streitbare Natur. Schon als Kind weiß er sich „zu wappnen gegen eine See von Plagen und durch Widerstand sie zu enden". Im väterlichen Hause findet er kein Beispiel sein gutmüthiger, wohlwollender Vater ist ganz der treffliche, sanguinische Micawber aus „David Copperfield", ein Bild der Schwäche und ein Opfer seiner eigenen

Charakterlosigkeit. An eine regelmäßige Erziehung, an gediegenen Unterricht ist nicht zu denken. Doch hat der Knabe früh lesen gelernt und verschlingt als Kind schon die Werke seiner großen Ahnen, Addison's und Swift's, Fielding's und Goldsmith's, Smollet's und Sterne's. Bald Ausläufer, bald Ladenjunge in einem Schuhwichsgeschäfte, befreit er sich durch eigenen Entschluß und eigene Anstrengung aus so niederer Lage, wird Schreiber, denkt einen Augenblick ernstlich d'ran, die Bühne zu betreten, hilft dann seinem Vater als Reporter für Journale und zeigt in dieser Art von vergeistigter Stenographie eine Intelligenz, die nur durch seine unglaubliche, wirklich einzige Arbeitskraft übertroffen wird. Es war das vor der Zeit der Eisenbahnen und Charles immer unterwegs, zu Fuß, zu Pferde, in der stage-coach, im Dampfschiff: wo's nur eine Rede gab, war er da; oft schien es in jener Zeit, wo man noch nicht durch Telegraphen-Geschwindigkeit verwöhnt war, er sei an zwei Orten zugleich, und immer war sein Bericht der erste am Platz, der genaueste, vollständigste. Die Zeitungen fingen an, sich um ihn zu streiten, die Staatsmänner es als ein großes Glück zu betrachten, ihn zu ihrem Berichterstatter zu haben. — Nachdem er einmal seine Ader gefunden, sich selbst erkannt, die Skizzen geschrieben, ist er ein gemachter Mann. Sein erstes größeres Werk, die „Pickwick Papers", zählt zu den plötzlichsten und großartigsten Erfolgen, welche die Literatur aller Länder und Zeiten kennt. Der Verfasser war noch nicht vierundzwanzig Jahre alt.

Diese rastlose Thätigkeit aber läßt nicht nach. Kaum

ist ein Preis errungen, so setzt er sich einen andern. Kaum ist sein Los gesichert, so sucht er das seines Vaters, seiner Brüder zu sichern. Er wagt es kühnlich, ohne irgend eine feste Aussicht, in den Ehestand zu treten, nimmt seine unbemittelten Schwägerinnen zu sich, hat natürlich bald das Haus voll von Kindern: in zehn Jahren neune; auch hier verleugnet sich der Engländer und die Lebenskraft nicht, wie man sieht. Dabei eine ewige Aufgewecktheit im geselligen Verkehr: bei jedem Feste war „sein Gesicht immer das heiterste, sein Tritt der leichteste, sein Wort das unterhaltendste. Diese wunderbare Vitalität schien keiner Ruhe zu bedürfen". Schon ein angehender Fünfziger, sehen wir ihn Abends Theater spielen, die Nacht durchtanzen, den nächsten Tag hundertzwanzig Meilen in der Eisenbahn reisen und den Abend bei dem Premier-Minister zu Tische und toasten, wie nur er zu toasten verstand.

Ein andermal in Broadstairs meldet er seinem Freunde als die natürlichste Sache der Welt, daß er „an einem Tage dreimal durchnäßt worden, sich viermal umgekleidet und alle Arten von großen Dingen gefunden hat, welche der Regen zwischen den Felsen des Ufers zu Tage gefördert"! So Goethe'sch offen blieb sein Auge und Sinn bei aller Aufregung und Kraftaufwendung. Ein unermüdlicher Schwimmer, Ruderer, Reiter, war er noch außerordentlicher als Fußgänger. Kaum ein Tag vergeht, an dem er nicht wenigstens seine vier, fünf, oft zwanzig englische Meilen geht. Dabei immer geistig thätig. Sein Kopf ist immer voll, nicht nur mit Romanen, Helden und Heldinnen, Verwicklungen aller Art,

sondern mit Geschäften, Unternehmungen, Speculationen. Bald gründet er eine Hilfsgesellschaft, bald ein Theater, heute eine Zeitung, und zwar nichts weniger als die „Daily News", morgen eine Wochen- oder Monatsschrift, wie die „Household Works". Oft führt er zwei Erzählungen zu gleicher Zeit. Dabei das politische Interesse.

Dieselbe Fülle und Gesundheit im Genuß. Hat er tagsüber gearbeitet, so ist er auch immer der Erste, der ein heiteres Abendessen vorschlägt in Richmond, in Hampstead, wo dann der Flasche fleißig zugesprochen wird. Auf seine Punschbereitung wußte er sich viel. Sein Haus war das gastfreieste. „Saure Wochen, frohe Feste", scheint in Wahrheit sein Losungswort. Selbst ein trefflicher Schauspieler, noch trefflicherer Regisseur, organisirt er eine Schauspieltruppe, erweckt Ben Jonson, Beaumont und Fletcher wieder zum Leben, zieht herum im Lande von London nach Manchester, von Liverpool nach Glasgow, und er ist immer die Seele des ganzen Unternehmens: Protagonist, Director, Maschinist, Decorateur, Souffleur. Auch in kleinern Verhältnissen und für weniger ehrgeizige Zwecke dünkt es ihm kein Opfer, Zeit und Mühe zu schenken: vornehmlich wenn's gilt, die Kinder zu unterhalten, Tausendkünstler- und Zauberstückchen aufzuführen. Er ist bis an sein Ende ein Kinderlieb geblieben, ein Abgott der Kleinen und selber nirgends so wohl, als unter dem kleinen Volke. Und was er so treibt, treibt er, als ob das Heil der Welt davon abhinge. Er war schon ein Vierziger, als seine kleinen Töchter Kate und Mary ihn die Polka gelehrt hatten,

damit er sie an ihres Brüderchens Geburtstag tanzen möchte. „In der Nacht vor diesem Tage, im Bette, befällt ihn plötzlich die Furcht, er könne den Tritt vergessen haben, und ohne sich zu besinnen, stand er auf in der kalten dunklen Winternacht und übte den Schritt.“ Daß eine solche Lebensfülle fähig war zu magnetisiren, kann Niemanden wundernehmen, und er erzählt selbst einen ganz unbestreitbaren Fall, wo er seinen Freund, den berühmten Caricaturisten des „Punch“, Leech, in einer schweren Krankheit zum Schlafe und durch den Schlaf zur Genesung brachte. Welch heiterer Gesellschafter, trefflicher afterdinner-Redner er war, haben wir schon angedeutet, auch wie beliebt bei Reich und Arm, Groß und Klein. Sein unerschöpflicher Humor erheiterte Alles und Alle; seine Witze, seine Erzählungen, seine Erfindung von bezeichnenden Spitznamen, seine mimischen Nachahmungen machten ihn gesucht in allen Gesellschaften, und liest man seine Briefe, so begreift man augenblicklich den einzigen unwiderstehlichen Zauber, den der Mann ausüben mußte. Seine italienischen und Pariser Abenteuer, wie er sie in diesen Briefen erzählt, sind von einem Leben, einer Heiterkeit, einem humoristischen Relief, das man lesen muß, um sich eine Idee von diesem Reichthum zu machen. Und so groß ist sein Bedürfniß des Mittheilens, seine geistige Generosität, daß er fortwährend und an Jeden seine Fülle von Witz spendet.

Bei alledem war sein Gemüth ein tiefes und ein weiches. Dickens war das Muster eines Freundes. Treu, aufopfernd, selbstvergessen, vertrauensvoll vor Allem;

immer bereit zu helfen, aber immer auch auf den Freund zählend. Forstern gehörte er ganz, theilte er sich ganz mit, und neben Forstern hatte er noch einen, zwei Freunde für's Leben, ein Dutzend guter, sicherer Kameraden und Hunderte von jenen braven Gesellen, „die sich mit vereinter Kraft brav zusammenstellen". Er flößte Vertrauen ein, weil er Andern zu trauen wagte, und seine reine, gesunde Natur zog nur reine, gesunde Naturen an. Auch zartern Empfindungen, wenn nicht tiefern, war er zugänglich: Dickens war der liebevollste, sorgsamste Gatte und Vater. Ein eigenthümliches sentimental-ideales Verhältniß bestand zwischen ihm und seinen Schwägerinnen, deren eine er früh verlor und bis an sein Ende beweinte, deren Andre nach der Scheidung von seiner Frau, die Mutter seiner Kinder und Herrin seines Hauses blieb. Wie gut er gegen Vater und Brüder war, davon gibt Forster mehr als einmal Zeugniß. Aber nicht allein für seine Familie, seine Freunde schlug sein Herz. Jeder Leidende, jeder Arme wußte sein Mitleid zu erregen, und diese schönste aller Tugenden, die wahre Quelle aller andern, wenn wir unserm großen Philosophen glauben dürfen, war bei ihm nicht ein Reiz der Epidermis: sie erschütterte ihn tief, ergriff sein ganzes Wesen und regte ihn immer zu thätiger Hilfe an. Stets ist er bereit, einzugreifen, seine Börse zu öffnen, eine Skizze zu schreiben, eine Theatervorstellung zu organisiren, Schritte bei Mächtigen zu thun, wenn's gilt, ein Elend zu lindern. Seine Theilnahme an den Stiefkindern der Natur, an den Blinden, Tauben, Stummen, war eine ungeheuchelte, warme und erwärmende. Wüßten

wir's nicht schon aus seinen „American Notes", die Briefe, die er aus Lausanne an den Freund schreibt, würden es uns zur Genüge zeigen. Seine ganze social-politische Anschauungsweise, die wir nicht immer zu theilen vermögen, hat ihre Grundlage und ihre Erklärung in diesem Mitgefühl für den Armen, den Unglücklichen, und nichts, weder Verbrechen, noch Rohheit, noch Unsittlichkeit, ja selbst der Schmutz nicht, konnte diese reinliche Natur in ihrer Sympathie für die niedern Classen irre machen. Lauschen wir hier seinen Herzensergießungen, gehen wir an der Hand seines Freundes jeder seiner Handlungen nach, so wird's uns erst klar, wie tief aus innerstem Bronnen alle die Werke geflossen sind, in denen er für die Schuldigen und Schwachen, die Kinder und die Dürftigen eintritt.

Wenn das demokratische Gefühl, anstatt wie gewöhnlich auf der niedern Leidenschaft des Neides, auf den edelsten aller Leidenschaften, der Entrüstung gegen Unrecht und Härte, dem Mitleid mit dem Elend — einerlei, ob verdient oder unverdient, geistig oder materiell — beruht, wenn es Humanität im schönsten Sinne des Wortes, wie bei Dickens, ist, so mag man wohl immer einzuwerfen haben, daß der Kopf mit dem Herzen durchgegangen, daß die Folgerung, welche den Mitleidenswerthen auch für der Herrschaft würdig und fähig erklärt, eine falsche ist; aber wie sollte man nicht eine mit Bewunderung gemischte Liebe empfinden für Männer, welche, wie Mazzini, wie Dickens, so edel irren — wenn es überhaupt Irrthum ist, seinem Gefühle mehr zu trauen als seinem Verstande.

XVI.

Worthing.

Noch erstaunenswerther als die Lebhaftigkeit des Gefühls, die gesellige Beweglichkeit, die geschäftliche Thätigkeit, die physische Kraftverschwendung des Mannes war seine geistige Arbeitskraft. In fünf Jahren fünf umfangreiche Romane. Und welche Romane: „Pickwick Papers", „Nicholas Nickleby", „Oliver Twist", „Master Humphrey's Clock", „Barnaby Rudge", dazu die „Skizzen" und die alljährlichen Weihnachtsmärchen, im Ganzen etwa zwanzig Bände, ehe er das dreißigste Jahr erreicht hat! Und wie ausgearbeitet das Alles, mit welcher Sorgfalt, mit welcher Gewissenhaftigkeit! Es wäre die größte Ungerechtigkeit, in Dickens einen begabten, leicht arbeitenden Fabrikarbeiter zu sehen. Was auch an seinen Werken unbefriedigend erscheinen mag, es ist nie die Folge der Fahrlässigkeit oder der Leichtfertigkeit. Welche Fülle von Gestalten, und alle diese Gestalten leben; beinahe alle — und es sind deren Hunderte — sind in dem englischen Volksmunde so populär geblieben, haben eine Realität behalten, wie nur Don Quixote und Sancho Pansa im spanischen Volke. Seit Falstaff haben

keine Schöpfungen der Phantasie, selbst in dem Vaterlande des humoristischen Romans, größere und allgemeinere Popularität gewonnen, als Herr Pickwick, the fat boy, Quilp und das ganze Heer von typischen Individualitäten, die Dickens geschaffen. Aber es ist uns hier nicht um eine Besprechung der Werke zu thun. Da würden wir Nicht-Engländer gar viel zu rügen haben: den Mangel aller Oekonomie; die Ungeschicklichkeit, mit welcher der Knoten meist geschürzt und gelöst wird; die Unwahrscheinlichkeit der Fabel; die Manier im Styl; die Aeußerlichkeit der Komik; die fratzenhafte Uebertreibung; die Unkenntniß des Gemüths- und Geisteslebens in den höheren Ständen, und vieles Andere, das sein unvergleichliches Genie manchmal verdunkelt. Wir wollen hier nur von dem Menschen sprechen, soweit er im Schriftsteller zu Tage tritt. Und da haben wir's denn mit einer viel gewaltigern robustezza und Gesundheit als bei Bulwer, einer weit größeren Unmittelbarkeit als bei Thackeray zu thun.

Dickens' Geist arbeitete fortwährend; wo er ging und stand, lebte er mit den Schöpfungen seiner Einbildungskraft. In beinahe allen Briefen berichtet er seinem Correspondenten über seiner Personen Thun, Treiben und Befinden, als wären's gemeinsame Bekannte. Interessant ist es, bei Forster zu lesen, wie Dickens bei seinen Arbeiten verfuhr; beinahe immer theilt er dem Freunde seine Pläne mit, oft bis in's Einzelne ausgeführt. Aber „nie gelang es ihm, ganz auszuführen, was er ersonnen hatte, so oft er's auch versuchen mochte. Wenn (Roman-)

Figuren so wirklich werden, daß sie wie Existenzen zu behandeln sind, so kann sie ihr Schöpfer selber nicht hindern, ihren eigenen Willen zu haben und ihre eigenen Wege zu gehen". Für Dickens waren es wirklich Existenzen, diese Kinder seiner Einbildung, so leibhaftig als die Kinder seiner Lenden: „Ich habe so viel Kummer und Aufregung durchgemacht, als ob die Sache wirklich wäre," schreibt er einmal, „und habe die ganze Nacht wachend damit zugebracht." Dann freilich, wenn ihm die heraufbeschworenen Geister so gar keine Ruhe gelassen, fühlte er manchmal das Bedürfniß, sie zu verscheuchen: „Ich muß einen langen Gang thun, meinen Kopf zu klären. Ich fühle, daß ich ganz caput bin von der Arbeit und ich werfe meine Feder hin für heute. Da! — da ist sie hingefallen." Ein dicker Tintenfleck bezeichnete die Stelle. Oft ging die Arbeit gar nicht so leicht von statten. Wie alle sehr nervösen Naturen, konnte er stellenweise recht niedergeschlagen sein, muthlos, noch häufiger unaufgelegt; aber der eiserne Wille siegte immer, selbst in diesen Fällen. „Du kannst dir kaum denken, welch' unendliche Mühe es mich kostet und wie außerordentlich schwer ich es finde, rasch vorwärts zu kommen. Die Erfindung ist, Gott sei Dank, das Leichteste in der Welt, und ich habe gerade jetzt ein so überwältigendes Gefühl für's Lächerliche, daß ich mir fortwährend Gewalt anthun muß, nicht aus lauter Heiterkeit in allerhand Extravaganzen zu verfallen. Aber die Schwierigkeit, einen Schritt zu gehen, den ich schnell nenne, ist unglaublich; es grenzt an die Unmöglichkeit. Ich denke, es ist zum Theile die Folge des zwei Jahre

langen Ausruhens, zum Theile die Abwesenheit von Straßen und zahlreichen Figuren."

Letzteres ist charakteristisch für den Stadtmenschen. Trotz all' seiner aufrichtigen und warmen Naturliebe stak doch bis an sein Ende der cockney in ihm. Geboren und aufgewachsen in dem nervenerregenden Getöse und der künstlichen Aufregung einer Weltstadt, vermochte er sie nie zu missen. „Ich kann nicht sagen, wie sehr sie (die Straßen) mir fehlen," schreibt er von Lausanne, wo er seinen „Dombey and Son" verfaßte. „Es ist, als ob sie meinem Gehirne etwas gäben, dessen es, wenn es arbeiten soll, nicht entbehren kann. Eine Woche, vierzehn Tage kann ich wunderbar schreiben an einem entlegenen Orte; ein Tag in London genügt dann, mich wieder aufzuziehen und von neuem loszuschießen. Aber die Mühe und Arbeit, zu schreiben, Tag für Tag, ohne diese magische Laterne, ist ungeheuer .... Meine Figuren scheinen stillstehen (stagnate) zu wollen, wenn sie keine Menge um sich haben. Ich schrieb gar wenig in Genua und glaubte einen derartigen Einfluß zu verspüren .... aber, guter Gott, dort hatte ich doch wenigstens zwei Meilen Straße, in deren Beleuchtung ich Nachts herumirren konnte, und ein großes Theater jeden Abend." Und wiederum: „Die Abwesenheit von zugänglichen Straßen quält mich noch immer, gerade jetzt, wo ich so viel zu thun hätte, auf die sonderbarste Weise. Es ist wirklich ganz ein kleines geistiges Phänomen. Ich würde wohl nicht d'rin herumgehen den Tag über, wenn sie da wären, aber Nachts fehlen sie mir mehr, als es nur auszudrücken ist. Es ist als könnte ich

meine Gespenster nicht los werden, wenn ich sie nicht in der Menge verlieren kann." Ein Hauptmotiv, warum er die Schweiz verläßt im Jahre 1846, um nach Paris zu gehen, ist dieses Bedürfniß nach belebten Gassen. Hat er Schwindel und Kopfweh, so schreibt er es „ohne irgend einen Zweifel dem Mangel an Straßen" zu; kann er den Ausdruck nicht finden für das, was er im Kopfe hat, so ist's: „weil er eine volle Straße braucht, in die er sich Nachts tauchen kann". Und so hundertmal.

Ein solcher Eifer, eine solche Aufregung, welche die geistige Zeugung begleiten, müssen natürlich Reactionen zur Folge haben, und Dickens, der lebensmuthige, unermüdliche, ist mehr als einmal im Begriffe, ihnen zu unterliegen, vornehmlich wenn er zu viel auf sich genommen, wenn er tollkühn zwei Werke zugleich begonnen und nun die Gestalten und die Ereignisse nächtens in dieser nie rastenden, fieberhaft arbeitenden Einbildungskraft durcheinander schwirren: „Du erinnerst Dich Deines Einwurfs gegen zwei Geschichten auf einmal. Ich nahm's leicht. Ich hätte bedenken sollen, daß ich nie vorher versucht, zwei zugleich zu beginnen: die eine war immer schon ziemlich weit vorgeschritten, wenn ich ein Zweigespann kutschirte. Jetzt weiß ich Alles. Die scheinbare Unmöglichkeit, jede richtig zu führen, nebst meiner Sehnsucht nach Straßen, brachte mich neulich so von der Spur ab, daß ich im Begriffe war, das Weihnachtsbuch aufzugeben ..... Ich strich den Anfang einer ersten Scene durch, was ich nie zuvor gethan, und rannte wie wild, mit einer vagen Idee im Kopfe, herum und

herum und konnte die Idee in keine natürliche Form bringen. Endlich, Gott sei Dank, traf ich sie und nagelte sie gleich fest; und nachdem ich gestern von halb zehn bis sechs Uhr d'ran gearbeitet, war ich den Abend in einer solchen Begeisterung für die Sache, daß ich wirklich glaube, ich war einen oder zwei Zoll größer . . ."

Oft dauert ein solcher Raptus nicht lange, und er ist geneigt, ein begonnenes Unternehmen doch wieder aufzugeben; aber dann denkt er, daß „es das erstemal wäre, daß er je etwas aufgegeben hätte, das er einmal in die Hand genommen", und daß er „jedenfalls noch einen verzweifelten Angriff" machen müsse, ehe er absteht, und die Folge ist immer, daß er nicht absteht. So lange er aber in solchen niedergeschlagenen Stimmungen ist, genügt eine Misère, ihn zu reizen oder zu lähmen. So die unerträgliche Musik der Orgeldreher, Nigger minstrels und German bands, welche ihn — wie andere Leute meiner Bekanntschaft — von einem englischen Seebade zum andern trieben. In der Schweiz, die ihm sonst nicht unsympathisch war, fühlte er sich wohl am meisten außerhalb seines Elementes. „Ich bin krank, wirbelig, launenhaft, niedergeschlagen, habe schlechte Nächte, bin unruhig, ängstlich und fortwährend von der Idee geplagt, daß ich das Mark meines Buches vergeude und besser ruhte." Und wieder: „Ich bin ganz verstört, bedarf des Schlafes und habe seit mehr als einem Monat den Kopf nicht frei gehabt." Dann kommen die literarischen Bedenken, die Verbesserungen, die Hinzufügungen, die Weglassungen, kurz Alles, was einen gewissenhaften Schriftsteller quälen kann, der sein Manu-

script nicht mehr in der Hand hält und das schnell Geschriebene umschreiben möchte. In solchen Augenblicken kommen natürlich die selbstgeschaffenen Gestalten herauf und quälen ihn in seinen Träumen: „Die ganze vorige Woche träumte ich, daß die Battle of life eine Reihe von Zimmern wäre, in denen es unmöglich, sich zurechtzufinden, und die ich die ganze Nacht über düster durchirrte. Samstag Nachts glaube ich nicht eine Stunde geschlafen zu haben. Fortwährend schlug ich mich mit der Geschichte herum und suchte die Genfer Revolution hineinzuverflechten. O die geistige Qual! Es ist gräßlich."

Anders war die Wirkung zu großer Ruhe, wenn man überhaupt von Ruhe in diesem angespannten Leben reden kann. Interessant ist es, wie er den schlaftrunkenen Zustand der Lähmung schildert, in den er in Bonchurch verfallen war; man erkennt ihn kaum wieder. „Aeußerste Gedrücktheit des Geistes und eine Neigung, vom Morgen bis zum Abend Thränen zu vergießen ... Hat er je etwas geistige Energie irgend einer Art besessen, so ist sie erloschen in düsterm, stupidem Schmachten." Er schreibt solche Stimmungen, wie alle Nervenleidenden, gewöhnlich äußern Umständen zu, dem Klima, ärgerlichen Geschäften, der Straßenmusik, jener Abwesenheit von Menschengewühl u. s. w.; in der That ist's immer die Folge oder die Begleitung angestrengter geistiger Arbeit. Namentlich wenn er ein Buch beginnt, fühlt er die tiefste Niedergeschlagenheit. Die Wahl des Titels macht ihm schlaflose Nächte; mehr als einen Monat hat er rastlos nach einem passenden Titel für „David Copperfield" gesucht. Einmal schickt er seinem Freund

eine Liste von sechs ausführlichen Titeln, unter denen er wählen soll. Er attachirt sich dermaßen an seine Personen, daß er „in Thränen gebadet“ ist, wenn er eine „umbringen“ muß, wie er selbst, durch Thränen lächelnd, sagt. So namentlich bei dem Tode des kleinen Paul in „Dombey“, Nelly's in „Humphrey's Clock“, Dora's in „David Copperfield“, obschon er in allen diesen Fällen von vornherein den frühen Tod in Aussicht genommen hatte, wie es aus den jetzt veröffentlichten Briefen erhellt. Alle die Kritiker, welche so strenge mit ihm verfuhren und meinten, es seien das nur expedientia gewesen, um aus einer Sackgasse herauszukommen, in die er sich leichtsinnig hineingearbeitet, oder um sich eine Lösung zu erleichtern, mögen hier beschämt gestehen, wie sehr sie sich geirrt. Dickens appellirt vielleicht zu oft an den Tod, als an einen deus ex machina, aber er thut es nie, um sich's bequem zu machen, sondern weil es zu seinem vorgefaßten Plane gehört. Man kann das billigen oder tadeln; aber die künstlerische Absicht des Schriftstellers kann man nicht bezweifeln. Ebenso berechtigt wäre man zu glauben, Goethe habe Ottilien sterben lassen, weil er nicht gewußt habe, was er mit ihr anfangen solle.

Und wie er redlich nachdenkt über den Plan, so über den Hauptgedanken jedes Buches. Ein weniger künstlerischer als philanthropischer Zweck liegt bekanntlich einem jeden zu Grunde. Bald agitirt er gegen das erbärmliche Schulwesen, bald gegen das endlose Gerichtsverfahren; zuweilen ist auch das Thema abstracter: Stolz, Geiz, Egoismus; aber bewußt ist sich der Schriftsteller

immer dieses seines Zweckes; in den vorliegenden Briefen spricht er sich darüber stets so ausführlich aus, als es nur Goethe und Schiller in ihrem Briefwechsel thun konnten, — freilich auf eine andere Weise und von einem andern Standpunkte. Man höre nur ein Beispiel; es handelt sich um „Dombey and Son“:

„Ich nehme mir vor, zu zeigen, wie diese einzige Idee des Sohnes immer fester Besitz von Mr. Dombey ergreift und seinen Stolz zu einem ungeheuern Grade schwellt und steigert. Wenn der Junge heranzuwachsen anfängt, will ich den Vater ganz ungeduldig zeigen, daß er vorwärts komme, und wie er die Lehrer quält, daß sie ihm große Aufgaben geben und dergleichen. Aber die natürliche Neigung des Jungen soll sich auf die verachtete Schwester lenken; und ich beabsichtige sie darzustellen, wie sie alles Mögliche lernt, aus eigenem Entschlusse und freiem Fleiße, um ihm in seinen Stunden zu helfen, und wie sie ihm immer hilft. Wenn der Junge etwa zehn Jahre alt ist (in der vierten Abtheilung), soll er krank werden und sterben; und während er krank und am Sterben ist, will ich, daß er immer noch bei seiner Schwester Hülfe suche und die ernste Neigung des Vaters ferne halte. So soll Mr. Dombey mit all' seiner Größe und all' seiner Liebe zu dem Kinde sich selbst dann noch à distance fühlen und sehen müssen, wie alle Liebe und alles Vertrauen des Knaben der Schwester zugewandt sind, welche Mr. Dombey — und auch der Junge, das soll nicht geleugnet werden — immer nur als ein bequemes Werkzeug und eine Art Henkel behandelt hat. Der Tod des Jungen giebt natürlich allen Plänen und geliebten Hoffnungen des Vaters den Todesstoß, und „Dombey and Son“, wie Miß Tox am Ende der Abtheilung sagen soll, „ist doch eine Tochter“ .... Von dem Augenblicke an denke ich sein Gefühl der Gleichgiltigkeit und des Unbehagens seiner Tochter gegenüber in positiven Haß zu verkehren, denn er soll sich immer erinnern, wie der Junge im Sterben seinen Arm um ihren Hals geschlungen hielt und ihr in's Ohr flüsterte, und nur von ihrer Hand etwas nehmen wollte und nie an ihn dachte .... Zu gleicher Zeit will ich ihre Gefühle zu ihm ändern, und zwar in einen größern Wunsch, ihn zu lieben und von ihm geliebt zu werden; und das soll seinen Ur-

sprung haben im Mitleiden, das sie für seinen Verlust empfindet, in ihrer Liebe für den todten Knaben, den er auch auf seine Weise so innig geliebt hatte. So denke ich die Geschichte fortzuführen durch alle die Verzweigungen, Ausschüsse und Windungen, die sich entwickeln werden, und durch den Verfall und den Sturz des Hauses und den Bankerott Dombey's und alles Uebrige, wo dann sein einziger Stab und Schatz und sein immer noch ihm unbekannter guter Genius diese zurückgestoßene Tochter sein soll, die sich am Ende besser bewähren soll, als es irgend ein „Sohn" gekonnt hätte, und deren Liebe zu ihm, wenn er sie entdeckt und versteht, sein bitterster Vorwurf sein soll. Denn der Kampf mit sich selbst, der in allen solchen hartnäckigen Naturen vor sich geht, soll dann zu Ende sein; und das Gefühl seiner Ungerechtigkeit, das ihn natürlich nie verlassen hat, soll dann am Ende eine schönere Wirkung haben als die, ihn nur harscher in seiner Ungerechtigkeit zu machen .... Ich rechne viel auf Susan Nipper, wenn sie groß geworden und halb als Florence's Mädchen, halb als ihre freundliche Gesellschafterin auftritt, als auf einen bedeutsamen Charakter durch das ganze Buch hin. Ich rechne auch auf Toodles und auf Polly, die Mr. Dombey wie alle Andern zu seiner Tochter übergegangen und an sie attachirt finden wird. Das ist's woraus der „stock" der Suppe bestehen soll, wie die Köchinnen zu sagen pflegen. Natürlich sollen noch hunderterlei andere Dinge hinzugefügt werden."

Noch in demselben Briefe unterbreitet er dem Freunde verschiedene Scrupel über einige andere Charaktere, die vorkommen sollen, und über die richtige psychologische Entwickelung dieser Charaktere, die ihm viel zu schaffen macht. Nein, so ernst nimmt es kein Romanfabrikant à la Dumas, was für Vorzüge sie auch sonst haben mögen. Und dieselbe Sorgfalt im Styl. Dickens kann geschmacklos sein, übertrieben, craß: er ist's aber immer willentlich; er meint, es sei das ein künstlerisches Erforderniß. Er besinnt sich mehr als einmal, ehe er den Ausdruck, die Redeweise braucht, die ihn ganz befriedigt.

Er schrieb rasch, unter der Inspiration, „als dictirt' ihm der heilig' Geist"; aber er setzte sich erst zur Arbeit nieder, wenn seine Idee ganz reif war. Er war, während er schrieb, wie ein Nachtwandler, in seinen Gesichten lebend, sie wirklich schauend und das Geschaute niederschreibend; aber er überarbeitete sorgfältigst, fleißigst das so leicht Hingeworfene. Auch in der Erfindung, der Gruppirung, der Gegenüberstellung der Charaktere verfuhr er mit dieser Gewissenhaftigkeit des wahren Künstlers. Ihm hatte die Natur eine unendlich rasche und zugleich unendlich scharfe Beobachtungsgabe verliehen. Schon als Knabe konnte er mimisch nachahmen, wen er nur einmal gesehen. Die Briefe an Forster sind voll humoristischer Porträts. Mit wunderbarem Blick findet er sogleich das Charakteristische an Scenen und Personen heraus und setzt es in's Relief. Alle diese Beobachtungen sammelten sich in seinem Geiste, bildeten dort eine eigene Welt wie ein Reservoir, in dem Tausende von Gestalten bestimmt und lebendig durcheinander wühlten, wie in seinen geliebten Straßen der City. Sollen sie aber vor's Publicum treten, dann prüft er sie erst eingehend, ob sie's auch werth sind, macht ihre Toilette, giebt ihnen das fini, das sie alle auszeichnet. Man hat behauptet, er nehme seine Gestalten aus den Caricaturen seiner Zeichner: Cruishank hat sich selber das Verdienst zugesprochen, ihn inspirirt zu haben. Hier ist klar bewiesen, daß dem nicht so war. Dickens allein war der Vater jener unzähligen Familie, und so fest und sicher waren seine Umrisse, daß der Zeichner sie nur aufmerksam zu lesen brauchte, um seine Illustrationen den Ori=

ginalen ähnlich zu machen, wenn er anders seine Kunst halbwegs so gut verstand als Dickens die seinige. Reizend ist es, diesen von seinen Personnagen reden zu hören wie von alten Freunden, lehrreich, zu sehen, wie geduldig er an ihnen malt, bis das Porträt dem Urbild entspricht, das seinem innern Auge vorschwebt. Er nennt diese langsame Arbeit „pflügen", und je schwerer es ihm wird, desto mehr Freude macht's ihm dann auch, wenn es gelingt. Und das bei einer so beispiellosen Fruchtbarkeit!

Noch einmal — in alledem ist künstlerische Absicht. Freilich die künstlerische Absicht eines Künstlers, der sich selber seine Aesthetik gemacht. Hätte Dickens die classische Bildung eines Thackeray oder Bulwer gehabt, so hätte er freilich noch viel Größeres geleistet als das Große, das er geleistet. Leser, die mit Homer und Sophokles, Horaz und Virgil, mit der Philosophie des Alterthums und der neuen Zeit genährt sind, werden leicht ungerecht gegen einen Schriftsteller, dem diese Nahrung gefehlt hat; bedächten sie, welche Form diese frühe Bildung ihrem ganzen Denken, Fühlen und Reden gegeben, sie würden es kaum begreiflich finden, daß Dickens, der Autodidakt, der Meister des Styles geworden, der er war, namentlich aber, daß er oft mehr Maß und Geschmack in seinen Werken zeigt, als Mancher, der für Fehler des Maßes und des Geschmackes nicht die Entschuldigung hat, die man bei ihm nicht aus dem Auge verlieren darf. Alles Ueberlieferte mußte ihm wohl allzuleicht als conventionell erscheinen: der ideale Styl eines Aeschylos war in seinen Augen, wie der ideale Vortrag

einer Ristori, etwas Künstliches, Stelzenhaftes; erweckte in ihm die immer nur mit halbem Auge schlummernde Lachlust des Caricaturisten; er nahm, wie alle, mehr als alle, seine Landsleute die Gegenstände seiner Kunstwerke aus der modernen Wirklichkeit und machte sie so öfter als billig zu Kapiteln einer Selbstbiographie; ja, er konnte darin so weit gehen, daß er es an Rücksicht für Freunde fehlen ließ. Er hat eben immer einen praktischen Zweck und opfert manchmal die Erfordernisse der Kunst einem solchen Zweck; aber ein Künstler in des Wortes höchster Bedeutung ist er darum nicht minder: denn er versteht die mit einem Künstlerauge erfaßten Eindrücke durch den künstlerischen Verstand festzuhalten und zu ordnen, was am Ende doch immer das Erste und Letzte in der Kunst bleibt.

XVII.

Worthing.

Dickens' Weltanschauung war durchaus englisch und modern, sein Standpunkt der des gesunden Menschenverstandes (common sense). Seinen religiösen, politischen, literarischen Meinungen fehlt jedes Verständniß dessen, was berechtigt ist an der Ueberlieferung, der Convention, der Ahnung. Seine ganze Auffassungs- und Denkweise trägt den Stempel des Rationalismus, während seine Handlungsweise nur unmittelbaren Impulsen folgt und seine künstlerische Thätigkeit sich durch keine Systeme beengen läßt.

Er scheint nie viel und lange über Religion nachgedacht zu haben; aber er war ein gläubiger Protestant, kein tadelloser Kirchgänger und Sonntagsbeobachter, sehr gleichgiltig für die Streitigkeiten zwischen high church und low church, unwissend in den wichtigen Fragen über unverständliche Dogmen oder lächerliche Ritualien, welche die verschiedenen protestantischen Secten Englands von einander trennen, aber so fest überzeugt von der Persönlichkeit Gottes und der Fortdauer nach dem Tode, als von der eigenen Existenz. Er scheint nicht einmal

zu ahnen, daß es Menschen gibt, die daran zweifeln können. Ueberhaupt ist ihm alle Speculation, als einem echten Engländer, fremd. Plato, Descartes, Spinoza, Kant, Schopenhauer wären ihm, wenn er sie je gelesen hätte, sicherlich etwas übergeschnappt vorgekommen, und selbst seinem braven Landsmann Berkeley, der doch damit nur seinen lieben Gott beweisen wollte, hätte er's zweifelsohne als eine Hallucination ausgelegt, wenn er die Realität der Erscheinungswelt leugnete. Forster deutet zwar an, sein Held sei, „wie die meisten denkenden und alle genialen Männer", durch eine Periode philosophisch-religiösen Zweifels durchgegangen, aber er bleibt den Beweis davon schuldig; denn daß Dickens jeden Satz aus dem „Leben Arnold's" für „das Textbuch seines Glaubens" erklärt, kann doch wohl nicht als Beweis für innere religiöse Kämpfe gelten. Ebensowenig ein sonderbarer Traum, in dem ihm der Geist seiner inniggeliebten, nievergessenen Schwägerin Mary erscheint und ihm erklärt, die beste Religion für ihn sei der Katholicismus. Er selbst erklärt diesen Traum höchst rationalistisch und prosaisch, aber sehr überzeugend durch drei äußere Umstände und Vorkommnisse seiner Genueser Zeit. Hätte er aber je Neigung zu einer positiven Religion verspürt, so wäre es gewiß nie die katholische gewesen, die ihm wie eitel Götzendienst und Hocuspocus vorkam und deren praktische Folgen seinem praktischen Sinne nur zu klar vor Augen lagen. Davon bietet die Correspondenz hundert Belege. „Ich kenne keinen Gegenstand, hinsichtlich dessen dies unbezwingbare Volk (die Genfer Radicalen) ein so gutes Recht haben, sich zu

ereifern, als den Katholicismus — wenn nicht als Religion, so doch offenbar als ein Mittel gesellschaftlicher Degradation. Sie wissen, was er bedeutet. Sie leben in seiner Nachbarschaft. Sie haben Italien jenseits der Berge. Sie können die Wirkungen der beiden Systeme jeden Augenblick in ihren eigenen Thälern vergleichen und ihre Furcht davor, ihre Angst, katholische Priester und Emissäre in ihre Stadt kommen zu sehen, scheint mir das rationellste Gefühl der Welt." Und weiter unten, bei Gelegenheit des Sonderbundes: „Wenn ich ein Schweizer mit hunderttausend Pfund wäre, so würde ich ebenso stramm gegen die katholischen Cantone und die Verbreitung des Jesuitismus sein, als irgend ein Radicaler unter ihnen; denn ich halte die Verbreitung des Katholicismus für das gründlichste Mittel, welches noch in der Welt geblieben ist, um ein Volk staatlich und gesellschaftlich herunterzubringen...."

Man sieht, es kommt immer wieder auf's Praktische hinaus. Was thut eine Religion für's Volk; für seine Erziehung, sein Wohlergehen, seine Reinlichkeit? Denn das Wohl des niedern Volkes ist ihm, der das Elend der niedern Classen mit angesehen, mit ertragen hat, immer das Hauptinteresse; alles Andere tritt vor diesem Interesse in den Hintergrund. Auf seiner ganzen italienischen Reise machte nichts einen so großen Eindruck auf ihn als Venedig; aber selbst hier vergaß der Philanthrop seine Mission nicht: „Oh, als ich diese Stellen sah, da dachte ich: Ja, wenn man die Spur seiner Hände auf der Zeit lassen könnte, dauernd darauf lassen könnte, durch ein sanftes Berühren der Masse des

arbeitenden Volkes, eine Spur, die nichts verwischen könnte, man würde sich dadurch über den Staub aller Dogen in ihren Gräbern erheben und auf eine „Riesentreppe" stellen, die kein Simson umzustürzen vermöchte." Man glaubt den heiligen Franciscus von Assisi zu hören, und „in verschiedenen Formen war dies der Ehrgeiz seines ganzen Lebens", fügt der Biograph hinzu. Mitten in den grandiosen Umgebungen italienischer Paläste war der Held seiner Einbildung ein armer, unglücklicher, alter Londoner Billetträger, der „in seiner Angst, den Reichen nicht gerecht zu werden oder unbillig von ihnen zu denken, in das entgegengesetzte Extrem verfallen ist und allen Armen mißtraut". Nie hörte das Loos der Armen auf, ihn zu beschäftigen; bald mit Lord Ashley, bald mit Miß (jetzt Lady) Coutts, bald mit Lord Shaftesbury verbindet er sich zu dem Zwecke, ihr Loos zu erleichtern: „Gebt ihm und den Seinigen einen Schimmer des Himmels durch ein wenig Luft und Licht, gebt ihm Wasser; helft ihm reinlich zu sein, erleuchtet die dumpfe Atmosphäre, in der sein Geist hinsiecht und die aus ihm das schwielige Wesen macht, das er ist .... dann, aber nicht vorher, kann er dazu gebracht werden, gerne von Dem zu hören, dessen Gedanken so viel mit den Elenden waren und der Mitleiden mit allem menschlichen Kummer empfand."

Dieses Mitgefühl für die Armen lag auch seiner ganzen politischen und socialen Anschauungsweise zu Grunde. Muthig und unverdrossen bekämpfte er den „schlimmsten und gemeinsten aller cant's, den cant über den philanthropischen cant". Als er seines Freundes,

George Cruikshank, bottle sieht, eine Art Hogarth'scher Illustration der Folgen der Trunksucht, schließt er seine bewundernden Bemerkungen mit diesem Vorbehalte: „Die Philosophie der Sache aber, als Lehre, halte ich für ganz falsch, denn um treffend und zugleich originell zu sein, hätte das Trinken in Kummer oder Armuth oder Unwissenheit beginnen sollen — den drei Dingen, in welchen es unter seiner gräulichen Gestalt wirklich immer beginnt. Dann würde die Zeichnung ein zweischneidiges Schwert gewesen sein — aber zu „radical" für unsern guten alten George, denk' ich mir."

Dickens ist sehr einseitig in diesen und ähnlichen Fragen und schiebt der englischen Aristokratie gar viel in die Schuhe, wofür sie wirklich nicht verantwortlich zu machen ist; aber man muß in England gewesen sein, um diese Art vornehmen Mitleidens mit den „utopistischen Menschheitsverbesserern", namentlich aber die sittliche Entrüstung der wohlgenährten höhern Stände des West-Ends über die „Unsittlichkeit des niedern Volkes", seine Völlerei, Ausschweifungen u. s. w. zu kennen. Dieser cant war es, der Dickens zu einem radicalen Demokraten und einem geschwornen Feinde hochmüthiger Prälaten und heuchlerischer „satisfaits" machte. So war er z. B. grundsätzlich für die Mäßigkeits-Gesellschaften und hielt die Trunksucht für the national horror *κατ' ἐξοχήν*; aber er suchte dieses National-Laster zu erklären, es zu entschuldigen, die Umstände, die es herbeiführen, zu ändern, und gefiel sich nicht in unerbittlichen Verdammungsurtheilen. Seine Erklärungsgründe (ungesunde Gerüche, ekligeWohnungen, schlechte Werkstätten, Mangel an Licht,

Luft und Wasser) sind nicht immer die richtigen: die reinlichen, wohlerzogenen Herren der höhern Stände in ihren luftigen, schönen Speisesälen opfern vielleicht nicht viel weniger als die ignoranten Troglodyten des East-End's den flüssigen Geistern (spirits) in jeder Gestalt; aber er hat doch ein Recht, zu verlangen, daß, „wenn man so eindringlich die Seite der Münze zeigt, auf welcher das Volk mit seinen Fehlern und Verbrechen abgestempelt ist, man umsomehr verpflichtet ist, uns zu helfen, die andere Seite anzusehen, auf welcher die Fehler und Laster der über das Volk gesetzten Regierungen nicht minder tief eingedrückt sind". Wie alle Demokraten geht er zu weit in seinem Bestreben, die Regierungen für Alles verantwortlich zu machen; aber eben durch diese Uebertreibung ist es ihm gelungen, ohne selbst eine politische Rolle zu spielen, mehr als irgend ein Zeitgenosse für die Besserung des Looses der Armen, soweit es von dem Staate abhängt, beizutragen.

Natürlich überträgt er seine englischen Sympathien und Antipathien auch auf das Festland, nimmt überall Partei für die Revolution und den Radicalismus, selbst für den Genfer des Herrn James Fazy, und klagt beinahe überall die Regierungen an. Namentlich sympathisirt er mit dem Schweizer Volk und haßt die italienischen Regierungen. Doch ist er nicht so befangen, daß er nicht auch die Fehler der Völker erkennte, und zu wahrheitsliebend, sie sich und dem Freunde verbergen zu wollen. So sieht er ahnend voraus, daß das amerikanische Volk der Sache der Freiheit mehr Schaden thun wird als irgend ein anderes, indem es zeigt, wie eine demokra-

tische Regierung schlimmer hausen kann als eine despotische oder oligarchische. So sieht er klar in der Verderbtheit der französischen Radicalen. Von Paris sagt er: „es ist ein böser und abscheulicher Ort, obschon wunderbar anziehend“, und er entdeckt schon in der politischen Haltlosigkeit von 1846 die Symptome der Krankheit, die das Kaiserreich unterwühlen sollte. Auch sah er schon mit klarerm Auge als die liberalen Politiker der Juli-Regierung die Gefahr des von Louis Philippe begünstigten Napoleon-Cultus, und da er den schweigsamen Prätendenten in London kannte, so sah er kommen, was gekommen ist. Reizend und treffend sind seine satirischen Aeußerungen über die conventionelle corrupte Moral der modernen französischen Tugend-Literatur. Die Franzosen waren ihm sonst nicht unangenehm — er schrieb ihre Sprache sehr passabel für einen Engländer, der sie erst nach dem fünfundzwanzigsten Jahre erlernt — und er vertrug sich wohl mit ihnen. Aber es war ihm doch mit den Franzosen wie mit den Italienern; es wurde ihm nach einiger Zeit unheimlich unter ihnen und er sehnte sich dann wieder zurück nach der rauhern Atmosphäre germanischer Wahrhaftigkeit. Doch sind ja gerade diese Reise-Erfahrungen und Eindrücke Dickens' dem Leser längst bekannt durch seine „American Notes“, sein „Italienisches Tagebuch“, seine „Wanderungen zu Hause und in der Fremde“, und wir hätten nur Nachlese zu halten. Hier war es mir nur darum zu thun, Dickens' politischen und religiösen Standpunkt zu charakterisiren.

Uebrigens würde man sehr fehlgehen, wenn man

glaubte, der Radicalismus und der Protestantismus von Dickens habe irgend etwas Jacobinisches oder Puritanisches an sich gehabt. Nein, er war ein heiterer Lebemann (was nur in Frankreich mit einem guten Familienvater unverträglich ist) und er bewegte sich in der vornehmsten und elegantesten Gesellschaft Londons, wo ihm, selbst wenn er nie berühmt gewesen wäre, schon sein Witz, seine Unterhaltungsgabe, seine Schönheit, welche er nicht verschmähte durch beinahe stutzerhaft modische, aber stets geschmackvolle Toilette zu unterstützen, einen Platz gesichert hätten. In der That ist die Londoner Gesellschaft der Pariser viel ähnlicher und weit weniger ausschließlich, als man auf dem Festlande gern annimmt. Es existirte damals und existirt noch heute in London eine Art socialer Freimaurerei, welche dem tout Paris ganz sprechend gleicht und alle gebildeten Stände und Professionen in sich schließt. Dickens war ein großer Freund des Königs der Fashion, des Halbfranzosen Comte d'Orsay; er verkehrte mit Lord John Russell und dem Herzog von Devonshire auf dem Fuße der Gleichheit, mit Lord Brougham (er nannte ihn Bruffom) und Lord (damals noch Sir) Lytton Bulwer auf dem vertrautesten kameradschaftlichen Fuße; ebenso mit Lord Dudley Stuart, Lord Nugent und vielen andern aufgeklärten und anspruchslosen Aristokraten. Dazu nun alle die Politiker, Richter, Advocaten, Aerzte, Professoren, Gelehrten, Schriftsteller, Schauspieler, Künstler, welche dieser Gesellschaft angehörten und unter denen nicht wenige einen bleibenden Ruhm erworben haben. Man denke nur — ich citire ganz zufällig von Hunderten —

Carlyle, Jeffrey, Mazzini, Campbell, Tennyson, Kemble, Thackeray, Marryat, Landseer — lauter Namen guten Klangs, mit deren Trägern Dickens täglich verkehrte und unter welchen ein Ding wie Standesunterschied vollständig unbekannt war.

Freilich waren ihm die Künstler und Schauspieler immer die Liebsten, trahit sua quemque voluptas; und trotz allem Interesse an der Politik blieb doch das vorherrschende Element in Dickens' Natur das künstlerische. Was ihn an Amerika verletzte, war die Abwesenheit alles dessen, was zu dem Künstler spricht; was ihn immer wieder mit Italien, trotz Schmutz, schlechter Regierungen, Lügenhaftigkeit, versöhnte, war sein künstlerischer Reiz: „Die Reinlichkeit der kleinen Kinderhäuser," schreibt er bei seiner Ankunft in der Schweiz, „ist wirklich wunderbar für Die, welche aus Italien kommen. Aber die schönen italienischen Manieren, die weiche Sprache, das schnelle Erkennen eines freundlichen Blickes und eines scherzenden Wortes, der bezaubernde Ausdruck des Wunsches, Einem in Allem angenehm zu sein: ich hab' sie hinter den Alpen gelassen. Denke ich daran, so seufze ich wieder nach Schmutz, Backstein-Fußboden, nackten Wänden, ungetünchten Decken und zerbrochenen Fenstern." Sein Kunsturtheil war für einen durchaus Unvorbereiteten kein schlechtes, wenn er's sich nicht durch seine demokratischen, moralisirenden und tendenziös philanthropischen Systeme verdarb. So sagt er treffende Worte von Reynolds, und daß ein Porträtmaler nur in ein Gesicht legen könne, was er in sich selber habe, so über Correggio, über Oelmalerei und Kupferstich u. s. w.

Freilich, wenn er von Hogarth oder den Caricaturisten neuerer Zeit spricht, so geht der englische Moralist mit ihm durch und er bildet sich ein, man male, „die Menschen zu bessern und zu bekehren“. Auch seine literarischen Urtheile zeugen von Geschmack, Kenntniß des Handwerks und jener Sicherheit des Gefühls, die man nur bei dem gebornen Künstler fühlt (ich rathe jedem Novellisten an, zu lesen, was er über Hawthorne sagt), und obschon es einem Deutschen der alten Schule schwer wird, seine Ansichten über die Nothwendigkeit praktischer Tendenzen in Werken der Einbildungskraft zu theilen, so kann man doch den Menschen deßhalb nur um so lieber gewinnen: er nahm eben seinen Lebensberuf ernstlich; auch darin ganz Engländer; er sah im Romanschreiben ein Apostolat, aber während die prosaische, sittenstrenge Philanthropie seiner Landsleute meist gar wenig von der milden Anmuth und der nachsichtigen Menschenliebe dessen hat, den sie so gerne anruft, und folglich auch gar wenig wirkliche Ergebnisse erzielt, so spürte man bei Dickens überall wirkliche Humanität im Erfüllen seiner Sendung. Die Erfolge aber, die er erzielte, konnten ihn nur darin bestärken: man denke nur an große Thatsachen, wie die Schulverbesserungsagitation, und an kleine, wie die Entfernung des von ihm gebrandmarkten Richter's aus dem Amte. Daher mochte denn manchmal ein gewisses Selbstbewußtsein entspringen, das die Mittelmäßigen, die ewigen Neider und Mäkler großer Naturen, verletzen konnte, das uns aber so berechtigt scheint, daß wir's nicht missen möchten, wie's uns an Goethe fehlen würde; es vervollständigt

uns unsern Dickens, und wir können es nur unterschreiben, wenn Forster von ihm sagt: „Er dachte nicht leicht von seiner Arbeit, und die Arbeit, die ihn gerade beschäftigte, war für ihn die Hauptsache. Aber das — richtige oder unrichtige — Gefühl der Wichtigkeit dessen, was er zu thun hatte, die Wichtigkeit, die es für Andere habe, daß die Macht, die er besaß, erfolgreich geübt werde, der hohe Werth, den er auf dieses sein Werk legte, sind noch keine Beweise der Anmaßung und der Eingebildetheit. Wenige Menschen haben je weniger von beidem gehabt. Es war ein Theil der ausgesprochenen Individualität, womit er so viel ausrichtete, das, was er sich vornahm, zu thun, so hoch zu schätzen. Anders hätte er nicht die Hälfte dessen bemeistert, was er beabsichtigte; und die Folge hat gezeigt, wie gerechtfertigt und wie wahr dieses Selbsturtheil war.“

XVIII.

Die umfassende Lebensbeschreibung des beliebtesten englischen Romanschriftstellers unseres Jahrhunderts aus der Hand seines treuesten Freundes liegt mir nun vollendet vor. Die Schlußbände bieten dieselben Vorzüge und Nachtheile wie die ersten. Es ist eben kein Buch, am wenigsten eine Biographie, sondern eine annalistische Brief- und Notizensammlung. Was der Leser auch über den Schriftsteller urtheilen möge, so muß er den Menschen doch lieb gewinnen, der mit dieser innigen Treue, mit dieser aufblickenden Bewunderung und doch mit Freimuth, unabhängigem Urtheil, feinem Tacte von dem Freunde gesprochen. Manchmal sogar mit zu viel Tact, und vielleicht schuldet der Herausgeber seinem Lande noch ein Supplement zu dieser Sammlung, ein Supplement, das er meinetwegen seinen Erben überlassen mag der Welt erst in fünfzig Jahren mitzutheilen, und worin er die Zerrüttung der Familienverhältnisse seines berühmten Freundes in ihrem Ursprung und Fortgang klar darlegt: Dickens' Leben ohne die Scheidungsgeschichte ist, wie Dickens' Charakterschilderung ohne Erwähnung

seiner heftigsten und dauerndsten Neigung, ein unvollständiges. Indeß, unvollständig oder nicht, sorgfältig geschrieben oder hingeworfen, componirt oder zusammengestoppelt, das Buch erzählt uns von einem Helden, dessen Genie, Charakter, Schicksale und Umgebung so merkwürdig sind, daß es niemand, der sich für echte Menschennatur interessirt, so leicht aus der Hand legen wird, ehe er es beendigt.

Weniger Menschen Leben ist so voll gewesen wie das von Dickens. Wie der Körper in üppigem, aber gesundem, sinnlichem Genuß und angestrengter männlicher Uebung der Kräfte abwechselte, so nahm der Geist unermüdlich neuen Stoff in sich auf, um ihn in ebenso unermüdlicher Weise erst zu verarbeiten, dann deutlich und anmuthig geprägt auszugeben; so wogte und stürmte das Herz zeitlebens in Liebe und Haß, in Mitleid und Zorn, in Begeisterung und Verachtung. Der Tag hatte mehr als vierundzwanzig Stunden für diese lebensvolle Natur, und der Raum existirte kaum für sie. Das ist anfangs gar schön anzusehen; schaut man aber länger zu, so will's einem bedünken, als seien Körper, Geist und Herz in einem ewigen Steeplechase begriffen, als ginge es schneller und immer schneller vorwärts, kraft der erworbenen Geschwindigkeit; man meint: die ganze Maschine gerathe nach und nach in eine so schwindelnd rasende Bewegung, daß sie zuletzt in die Luft springen oder in sich selbst verbrennen müsse. In den letzten fünfzehn Jahren dieses Lebens wird in der That das Tempo so rasch, daß es nicht mehr zu läugnen ist: der normale, gesunde Kreislauf ist in Fieber übergegangen,

und das Fieber muß tragisch enden. Immer hitziger arbeitet die Phantasie; aber schon haben ihre Geburten eine fatale Aehnlichkeit mit den aegri somnia vana; immer toller wird das Jagen, von Ort zu Ort, von einem Welttheil zum andern, vom Stimulans zum Narcoticum, immer rastloser, athemloser das Rennen und Stürzen nach Gold, Gold — immer wilder die Flucht vor sich selbst.

Schon bei „Bleakhouse“ hatte der Dichter „ein hypochondrisches Gewisper vernommen, das ihm zuflüsterte: er sei überarbeitet,“ und bei dem Romanschreiben, Zeitschriftredigiren, den Festen und Festivals fühlte er manchmal „als ob sein Kopf platzen wolle wie eine glühende Bombe.“ Seit „Little Dorrit“ (1856) hat er keinen bedeutenden Roman mehr geschrieben, und selbst in diesem sind die Spuren eines nervösen allzu angespannten Geistes nicht leicht zu verkennen. Bald darauf begann jene unglückselige Laufbahn der öffentlichen Vorlesungen, welche in Kurzem den ganzen Menschen aufreiben und unkenntlich machen sollte. Nicht als ob Dickens nicht früher schon an's Geldmachen gedacht oder vor dem Publikum aufgetreten wäre. Wie alle self-made Männer erfreute er sich von Anbeginn des reichen Lohnes, der ihm ein klingender, kostbarer Beweis des eigenen Werthes und der weitverbreiteten Anerkennung dieses Werthes war. Auch ließ er, dem Spieler gleich, das schnell und reichlich Erworbene gern springen, lebte und ließ leben, versagte sich und den Seinigen nichts, hatte für Freunde und Arme eine stets offene Hand. Nun aber bemächtigt sich seiner die fixe Idee des Vielverdienens, um für Gegen-

wart und Zukunft zugleich zu sorgen, in Fülle ausgeben und noch überdieß in Fülle zurücklegen zu können. Es gelang ihm auch über alle Maßen; denn trotz einer mehr als comfortablen Lebensweise mit zahlreicher Familie, großartiger Gastfreundschaft, trotz der vielen Reisen mit Kind und Kegel und Dienerschaft, trotz außerordentlicher Anschaffungen aller Art und ewigen Bauens, hinterließ er im Jahre 1870 ein Vermögen von zwei Millionen Mark, nachdem ihm im Jahre 1858, von allem Verdienst, den ihm seine zwölf großen Romane, seine Reisetagebücher, seine Weihnachtsgeschichten u. s. w. abgeworfen hatten, nichts mehr übrig geblieben war. Aber um welchen Preis ward diese Hinterlassenschaft erworben!

Dickens war immer ein ganz ungewöhnlich begabter Schauspieler, Declamator, Tischredner und Vorleser gewesen; seine Talente auf diesem Gebiete waren in ganz England bekannt: wie viele theatralische Belustigungen hatte er nicht in der Familie, im Freundeskreise veranstaltet; hatte er ja doch mit seinen Cameraden Wohlthätigkeitsvorstellungen in London und der Provinz gegeben, die gelungener waren als die irgendeiner Truppe vom Handwerk. Auch die erste öffentliche Vorlesung — man nehme das Wort im eigentlichen Sinne, nicht in dem an unseren Universitäten angenommenen — hatte einen mildthätigen Zweck gehabt. Es war zu Weihnachten 1853 in Birmingham; die Stücke, die er gewählt hatte, waren „Christmas Carol“ und das „Cricket on the Hearth“. Der Erfolg berauschte ihn; die 500 Pf. St. (10,000 Mark.) Einnahme thatens ihm an. Von

diesem Augenblick wurde er den Gedanken nicht mehr los. Freilich dauerte es noch einige Jahre bis er die Sache als ein Gewerbe ergriff und die Schriftstellerei aufgab, oder doch nur noch in zweiter Reihe betrieb; aber die Weise wie er schon damals die Einwürfe seiner Freunde gegen diesen Plan bekämpft, zeigt daß der Entschluß von Anfang an feststand. Umsonst erklärte ihm Forster mit edlem Freimuth: daß er der Würde des Schriftstellers viel vergebe, indem er allabendlich seine eigenen Werke vor dem Publikum aufführe; umsonst riethen ihm die Aerzte von der aufregenden Thätigkeit ab; umsonst sagte ihm eine innere Stimme: er sei auf dem Wege sich selbst zu verlieren; eine andere, stärkere, unübertönbare rief ihm zu: „Du mußt etwas thun, oder du reibst dein Herz auf. Ich sehe aber nichts besseres zu thun das halb so viel verspräche und meinem unruhevollen Gemüth halb so angemessen wäre." — „Am Donnerstag den 29. April 1858 hielt er die erste öffentliche Vorlesung zu seinem eigenen Benefiz; und ehe der nächste Monat vorübergegangen, war diesem Ausschiffen in ein neues Leben eine Aenderung im alten Heim gefolgt: von da an lebten er und seine Frau getrennt."

Was dieses neue Leben war, möge eine einzige Stelle aus seinen Briefen darthun. „Freitag kamen wir von Shrewsbury nach Chester, sahen daß alles in Ordnung war für den Abend, fuhren dann nach Liverpool. Zurück von Liverpool und Vorlesung in Chester; verließ Chester um 11 Uhr Abends nach der Vorlesung und fuhr nach London; kam um 5 Uhr früh nach Tavistock-

house, verließ es wieder an demselben Morgen um ¼ nach 10 Uhr und kam hieher" — nach Gadshill, seinem gewöhnlichen Aufenthaltsort in späteren Zeiten, wenn er sich überhaupt aufhielt, anstatt Tag und Nacht auf der Eisenbahn zuzubringen. Denn so ging's in einem fort. Oft las er sogar zweimal an einem Tage, jedesmal anderthalb Stunden und mit dem größten Nervenaufwande. Ueberall wurde er glänzend empfangen, wie kaum je zuvor ein Künstler, Staatsmann oder Held. Nie vielleicht hat es eine allgemeinere, tiefergehende, lebendigere Popularität gegeben als die Dickens', mit dem sich nur Garibaldi's Ruhm vergleichen kann: und eine angelsächsische Popularität ist angreifender als eine italienische, trotz der berufenen Kälte der Nordländer und der sprichwörtlich gewordenen Demonstrativität der Südländer.

Schon begann auch der Gegenstand dieser lärmenden Begeisterung zu spüren, daß die physischen Kräfte nicht mehr ausreichten: oft hält er sich für durchaus unfähig nur in den Saal zu gehen; manchmal muß er bis an die Schwelle getragen werden; aber der Anblick des Auditoriums elektrisirt ihn sofort: „Das Publikum reißt mich gleich aus diesem Zustande (der Prostration), und ich finde nach einer Viertelstunde, daß ich alles vergessen habe, außer ihm und dem Buche." Man kann sich die Erschöpfung denken, die der Anstrengung des Mimen folgte, der immer ganz in der Sache war, mit seinen Zuhörern lachte, mit den Geschöpfen seiner Phantasie weinte, in Zorn gerieth, liebte und haßte. Und diese Erschöpfung wurde immer größer: nach der Tour

von 1866 war er so schwach, daß er kaum noch gehen konnte. Dabei die quälendste unausgesetzte Schlaflosigkeit. Endlich muß er's lassen, die Aerzte zwingen ihn förmlich dazu; aber kaum sind die Kräfte seiner immer noch elastischen Natur halbwegs wiederhergestellt, im nächsten Jahre schon beginnt er wieder das tolle Treiben. „Der Enthusiasmus war grenzenlos," schreibt er von Liverpool im Februar 1867; „aber ich war der Ohnmacht so nahe, nachdem's vorüber war, daß man mich für eine halbe Stunde auf ein Sopha im Saale niederlegen mußte. Ich schreibe es meiner furchtbaren Schlaflosigkeit zu." Doch bis in diese wilde Jagd nach Aufregung, Betäubung, Geld verläßt ihn das künstlerische Gewissen nie: „Montag Abends schloß ich die fünfzig Vorlesungen (der dritten Serie) mit großem Erfolg. Du hast keinen Begriff, wie ich daran gearbeitet habe. Da ich die Nothwendigkeit fühle, je größer ihr Ruf wird, sie besser als im Anfang zu machen, habe ich sie alle auswendig gelernt, um von keiner mechanischen Rücksicht auf's Sehen nach den Worten beengt zu werden. Ich habe alle ernste Leidenschaft die darin ist, an allem mir Bekannten erprobt; die humoristischen Punkte humoristischer gemacht; meine Aussprache gewisser Worte verbessert, mir eine unbeirrbare Selbstbeherrschung ausgebildet; kurz, ich habe mich zum Herrn der Lage gemacht. Da ich mit „Dombey" endigte, den ich lange nicht gelesen hatte, so lernte ich auch diesen auswendig und spielte ihn mir selber vor, oft zweimal am Tage, genau mit derselben Sorgfalt und Anstrengung als den Abend und das über und über . . ."

Im Jahr 1868 ging's wieder nach Amerika hinüber, wo der Empfang, trotz der früheren Mißstimmung in Folge der „American Notes", ein glänzender war. Freilich, er mußte diese Triumphe theuer genug erkaufen. Man höre seine Diät. „Ich kann nicht so viel zu mir nehmen als ich durchaus nöthig hätte, und habe folgende Lebensweise angenommen: um 7 Uhr Morgens im Bett ein Glas frischen Rahm mit zwei Eßlöffeln voll Rum; um 12 Uhr ein Sherry-Cobbler (eine sehr starke amerikanische Mischung von Spirituosen); um 3 Uhr ein Seidel Champagner; fünf Minuten vor 8 Uhr ein geschlagenes Ei mit einem Glas Xeres; in den Pausen der Vorlesung die denkbar stärkste heiße Fleischbrühe; um 1/4 nach 10 Uhr Suppe und irgendeine Kleinigkeit zu trinken. Ich esse nicht mehr als 1/2 Pfund solide Nahrung in den 24 Stunden, nicht einmal so viel." An den Tagen wo er las — und das war fünfmal in der Woche — mußte er den ganzen Tag auf dem Canapee liegen; die Nächte reiste er meist, und er hatte ausgerechnet, daß eine Reise von ungefähr zehn Stunden ihm mehr als 30,000 Nervenstöße verursachte. Einer solchen Anstrengung war selbst seine unverwüstliche Spannkraft des Körpers und Geistes nicht gewachsen: sie gab ihm den Todesstoß. Noch einmal erholte er sich zwar in den elf Tagen gezwungener Ruhe während der Heimfahrt; da er aber, kaum in England angekommen, wie von unsichtbaren Dämonen gepeitscht, sich sofort von neuem in die unglückselige Hetzbahn stürzte, so konnte die Katastrophe nicht auf sich warten lassen. Theilweise Lähmung des

linken Fußes, häufige Ohnmachten, Schwindel u. s. w. waren die untrüglichen Vorboten des Endes: der allmähliche Selbstmord sollte am 9. Juni 1870 vollzogen sein. Dickens war 58 Jahre alt, als ihn der Tod in seinem geliebten, zu wenig genossenen Gadshill ereilte.

XIX.

Daß nicht allein der Durst nach Gold den unglücklichen Dickens in die fieberhafte aufreibende Thätigkeit seiner letzten Jahre gestürzt, liegt auf der Hand. Die Familienverhältnisse und die dunkle Empfindung der abnehmenden schöpferischen Kraft kamen als Zweites und Drittes hinzu.

Dickens' Ehe war eine Neigungsheirath gewesen; doch verräth schon früh die schwärmerische Verehrung für die Schwägerin, daß die Gattin ihm nicht alles war oder sein konnte. Nach dem frühen Tod dieser nie vergessenen, stets beweinten Freundin entsteht bald ein ähnliches Verhältniß zur andern Schwester; es ist als theile er sich zwischen eine leibliche und geistige Gattin. Agnes, welche Dora ersetzt und ihren Platz mehr als ausfüllt, stört nichts, versöhnt und verklärt alles; aber Agnes neben Dora, neben dem alternden child-wife, kann nur Auflösung bringen: denn kein rechtes Weib duldet eine Theilung, und wäre die Theilende die eigene Schwester, begnügte sie sich mit dem geistigen Theil. Immer unbehaglicher wird der Ton der beiden Gatten gegen einan-

der, kälter, dann aber auch wieder gereizter: er fühlt wohl, daß nicht alles ist wie's sein sollte, und hat doch nicht gelernt sich etwas zu verweigern. Der Gedanke an das was sein Herzensleben hätte sein können und was es war, nagte an ihm; und immer von neuem beschwor er die Gestalten seiner Phantasie herauf um die Gestalten des Lebens zu verscheuchen, versuchte er immer wieder jene „so glückliche und doch so unglückliche Existenz, die ihre Wirklichkeit in der Unwirklichkeit sucht und ihren gefährlichen Trost in dem ewigen Entfliehen aus der Herzensenttäuschung ringsumher findet.“ ... „Wie ist's,“ schreibt er ein andermal mit Anspielung auf seinen Lieblingshelden David Copperfield, „wie ist's daß mich nun immer, wenn ich trübe gestimmt bin, ein niederschlagendes Gefühl befällt, als ob ich das einzige Glück auf Erden verfehlt habe, als ob es einen Freund oder Gefährten gebe — das Englische erlaubt auch zu lesen: eine Freundin oder Gefährtin — den ich nie getroffen?“ Immer deutlicher wird es ihm, und immer entschlossener wirft er sich in den Strom, ringend, rudernd, um nicht allein mit sich zu bleiben und mit seinen Gedanken. „Wie sonderbar es auch sein mag nie ruhig zu sein, nie zufrieden, immer nach etwas zu streben das man nie erreicht, immer beladen mit Planen und Sorgen und Qualen; wie klar ist es doch wieder daß es so sein muß, und daß man von einer unsichtbaren Macht getrieben wird, bis die Reise zu Ende gearbeitet ist. Viel besser ist es vorwärts zu gehen und sich zu verzehren, als still zu stehen und sich zu verzehren. Was die Ruhe anbelangt, so giebt's dergleichen nicht im Leben für gewisse

Menschen.... O die alten Tage, die alten Tage! Werd' ich je — so frag' ich mich wundernd — werd' ich je wieder der Mensch werden der ich war? Etwas davon vielleicht — aber nie ganz wie es war. Ich finde, das Skelett in meiner Kammer wird immer größer."*)

Kaum bleibt ihm einige Tage nachher noch das schmerzliche Wort auszusprechen: „Die arme Katharine und ich sind nicht für einander gemacht, und da ist keine Hülfe. Sie macht mich nicht nur unglücklich und unbehaglich, sondern ich sie — und zwar viel mehr."

So trennten sich denn die Gatten für immer im zweiundzwanzigsten Jahr einer Ehe, deren Beginn so heiter und glücklich gewesen war. Aber auch die Trennung gab dem Aufgeregten die Ruhe nicht. Dickens war der Mensch nicht glücklich und zufrieden zu sein, wenn er wußte, daß jemand seinetwegen unglücklich und unzufrieden war; nur die Thätigkeit konnte ihm jene Schließerin der Herzenswunden, Vergessenheit, bringen, von welcher Lenau singt. Wohl schuf er sich eine neue Heimath, jenes Gadshill bei Rochester, das er als Kind bewundert und geliebt, wo ein Theil „David Copperfields" spielt, Falstaffs Gadhill; wohl schmückte und erweiterte er es unablässig, wohl suchte er Comfort auf

*) Es ist bekanntlich eine englische Redeweise, ein Sprichwort wenn man so will, das da, mit Anspielung auf eine alte italienische Novelle, behauptet: jedermann, selbst der anscheinend Glücklichste, habe seinen geheimnißvollen Winkel, wo er das an ihm nagende Unglück beherberge — wie jene reiche und heitere Italienerin das Skelett ihres Geliebten, den ihr eifersüchtiger Mann getödtet hatte, auf dessen Geheiß in ihrem Schlafgemach halten mußte.



Comfort darin zu häufen; aber er wollte des neuen Herdes nicht recht froh werden: immer wieder trieb's ihn hinaus ins feindliche Leben, zu „wetten und wagen, das Glück zu erjagen". Hin war die Heiterkeit, die nie versiegende, des Gesellschafters; hin der unbefangene Scherz mit den Kindern, die ihm gefolgt; nur seine treuen Doggen schienen ihn ohne Vorwurf anzublicken, und mit ihnen durchstrich er rastlos eilend den Schauplatz seiner Kindheit. Wie hart hatte die Hand des Schicksals auf dem darbenden Knaben geruht; wie viel härter ruhte sie jetzt auf dem reichbegüterten, ruhmbeladenen Manne!

So war Dickens ein anderer geworden und doch derselbe geblieben in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens: er war der alte Dickens, nur waren alle seine Thätigkeiten und Eigenschaften ins Superlative gegangen: etwas Uebertriebenes ist in all seinem Thun wie in seinen Erzeugnissen; der Adel der Gesinnung ist aber noch immer der Boden, auf dem diese ganze moralische Vegetation, selbst die wunderlichste, sproßt. Dickens war ein voller Mann, in Haß und Liebe; aber die Liebe war die Stärkere: rührend war er bei seinen Kindern, wenn sie krank waren, bei allen Kranken und Dürftigen, durch seine Gegenwart allein mehr Trost, Stärkung und Heilung bringend als Arzt und Arznei; großartig war seine Mildthätigkeit, die stets mit vollen Händen spendete, und nicht Geld allein, auch Zeit, Sorge, That und Liebe spendete. Wie der Mensch die Armen und Geringen liebte, von Grund seiner Seele liebte, nicht wie der demokratische oder kirchliche Propagandist, der für das Volk predigt, bettelt und kämpft, im Grund aber sich meint,

oder höchstens doch eine Abstraction, eine Idee meint, sondern wie ein San Francesco, der Fleisch und Blut liebt, der mitleidet — wie schön, wie tief ist doch das Wort, und wie ganz vergessen ist der Sinn in unserer Zeit der Wohlthätigkeitsbälle, Wohlthätigkeitslotterien, Wohlthätigkeitsconcerte. So in der Freundschaft; wie erhaben war der Mann über kleinlichen Neid. Die besten und größten Menschen der Generation waren seine Freunde, und nicht nur Maler, Politiker, Gelehrte, bei denen die besondere Concurrenz wegfiel und nur die allgemeine, am Erfolg überhaupt, bestehen konnte, auch die Roman-Schriftsteller, und zwar die größten, Thackeray und Bulwer, waren seine innigen hochbewunderten Freunde.

Dickens war durchaus ein ganzer Mensch. „Ich gebe mein Herz nur gar wenig Leuten; aber ich liebte lieber den unversöhnlichsten Menschen der Welt als einen Gleichgültigen, der, wenn mein Platz morgen leer wäre, zusammenrücken und mich nie vermissen würde.“ Dieß war die Grenze, wo das gesunde englische Gefühl der Sentimentalität innezuhalten gebot. Aehnlich ging's ihm mit seiner Phantasie: sie streift bis an Mysticismus, Aberglauben, Spiritismus; aber nie übertritt sie die Linie, wo der common sense Wache hält. So auch mit seinen politischen Ueberzeugungen: er war bekanntlich ein eingefleischter Demokrat und Radicaler, aber ohne alle phraseologische Selbsttäuschungen: er, der alte Abolitionist, spricht von der „traurigen Abgeschmacktheit, diesen Leuten (den Negern) das Stimmrecht zu geben.“ Manchmal zog auch er, wie's nicht anders sein kann, die Consequenz der Demokratie, den Cäsarismus und die Miß-

achtung der Freiheit; aber er kommt doch immer wieder davon zurück. Er hat das Glück als Engländer, die Logik nicht, wie ein Franzose es thut, als die höchste Gottheit zu verehren. So meint er im August 1854 noch: es sei kein Heil, bis ganz England „etwas von seiner eigenen Verachtung für das Haus der Gemeinen" empfinde; im September 1855: daß „das Repräsentativsystem Bankerott gemacht" habe in England, daß „die ganze Geschichte mit dem großen 17. Jahrhundert zusammengebrochen und keine Hoffnung mehr vorhanden ist." Er erklärt: sein Glaube an ein „regiertes Volk" sei unbegrenzt, und protestirt so gegen das selbstregierende Volk. Nach 1868 — dazwischen liegt die Wahlreform von 1867, hauptsächlich aber die zweite Reise nach Amerika, die ihm, noch mehr als die erste, eine heilsame Furcht vor demokratischen Institutionen eingeflößt — nach 1868 bescheidet er sich, wie jeder gute Engländer, dem die Mill'sche Schule den Kopf nicht verdreht, dabei, daß man „an den englischen Einrichtungen verbessere was schlecht sei, aber ohne es durch neue zu ersetzen."

Wohl machen die letzten Jahre Dickens' einen traurigen Eindruck, und man möchte fast wünschen er wäre in der Fülle der Kraft, etwa nach „Bleakhouse", vom gütigen Geschick weggenommen worden: sein Bild würde als ein harmonischeres, heitreres vor uns schweben: und doch selbst in diesen Jahren abnehmender Schöpfungskraft und zunehmender Unsicherheit erscheint er uns als Mensch, „wie jemand zu dem man Zutrauen haben und zu dem man aufblicken kann wie zu einem Führer mitten in einer großen Gefahr." (Sir Arthur Helps.) „Nie

war jemand so beliebt noch so betrauert," durfte Dr. Jewett von ihm in seiner schönen Leichenrede in Westminster Abbey sagen; und wir fügen hinzu, daß trotz aller vorübergehenden Verfinsterungen nie jemand ein größeres Recht hatte, so von seinem Land und seiner Generation geliebt und betrauert zu werden, als „der gute, der milde, der hochbegabte, der immer freundliche, edle Dickens — jeder Zoll ein Ehrenmann." (Thomas Carlyle.)

XX.

Brighton.

Die Fabel der Nibelungen wie der Edda reizt immer und immer wieder die modernen Dichter, aber sie ist wie Brunhilde selber: sie läßt sich nicht zwingen, es sei denn Sigurd, der Göttersohn, der Genius, lege die Hand an sie. Noch war die nordische Sage zu Goethe's und Schiller's Zeiten der deutschen Nation nicht hinlänglich vermittelt, als daß einer der Beiden an das Wagestück hätte denken sollen. Selbst heute ist sie uns noch viel fremder als die hellenische; trotz aller Bemühungen der Gelehrten, der Volkserzieher, der Dichter, trotz des immer lebhafter erwachten Nationalgefühls. Und es ist nur natürlich, daß dem so sei. Der Stoff an sich ist spröder, als der der griechischen Mythologie und Heldensage. Kein Homer hat ihn mit dem sicheren Instincte der Kunstwahl gesichtet, mit leichtem Meißel in heiter-schönen Umrissen hingestellt, kein Aeschylos oder Sophokles haben darin die Tiefe einer gereifteren Weltanschauung, die Weisheit einer milderen Bildung niedergelegt. Und selbst aus diesem Stoffe, der uns auf solche Weise soviel näher gebracht worden, ist es im Grunde nur Einem gelungen,

einen Bruchtheil dem modernen Bewußtsein ganz anzueignen: Goethen in der „Iphigenie“.

Was heißt das aber, eine alte Sage dem modernen Bewußtsein aneignen? Heißt's den ahnungsvollen Sinn derselben in abstracte Formeln bringen? Heißt's die Gestalten der Vorzeit handeln und reden lassen, wie wir heute handeln und reden? Heißt's das Wunderbare abstreifen oder auf natürliche Weise erklären, wie die rationalistischen Theologen die Wunder Jesu? Nichts von Alledem. Eine alte oder fremde Sage ist unserm Bewußtsein angeeignet, wenn es uns der Dichter ermöglicht, in ihr sofort unsere eigene Weltanschauung herauszufühlen und sie dabei doch so beläßt, daß jenes Geschlecht, welches sie erzeugt, wenn es wieder erstände, sie *und* sich selber sofort darin wiedererkennen müßte. Das hat Aeschylos mit dem Prometheus, Sophokles mit dem Oedipus, Goethe mit der Iphigenie gethan. Dazu aber gehört dreierlei: das Genie, die feinste künstlerische Ausbildung und ein vollständiges Durchdrungensein von dem Geiste der sittlichen, religiösen und politischen Weltanschauung der eigenen Zeit.

Es giebt gewisse Gedanken, oder, wenn man lieber will, Ahnungen und Gefühle, welche unter verschiedensten Gestalten, in allen Religionen und Heldensagen den Kern bilden; sie sind der Religion und Sage so wesentlich, daß Beide aufhören würden zu sein, wenn jene verschwänden. So wäre z. B. eine Religion ohne „unbekannte höhere Wesen, die wir ahnen“, gar nicht denkbar: aber die Formen, die der Mensch diesen Wesen leiht, sind mannichfaltig ins Unendliche. Der Dichter, der sich

eines alten oder fremden Stoffes bemächtigt, verändert nun dessen Form nicht, wie der Philosoph; aber er läßt uns in Zeus, in Odin jene selbigen „höheren Wesen" errathen, die wir unter anderen Gestalten uns heute vorzustellen gewohnt sind. So ist's mit der Idee des Schicksals, der Erbsünde, der Buße, der Gnadenwahl und vielen anderen Ideen, welche von einer wahren volksthümlichen Religion fast unzertrennlich sind. So sehr auch der Name und die Form dieser Ideen je nach Land und Zeit wechseln mögen, so abgeschwächt heutzutage das Gefühl derselben sein mag, sie bleiben in ihrem Wesen stets die nämlichen. Ob das Fatum den Oedipus verfolge oder ob Wallenstein sich „eine Mauer aus seinen eigenen Werken aufgebaut": Beide unterliegen dem Schicksal. Ob der sonderbare Held der „Andacht am Kreuze" gerettet ist, trotz aller Verbrechen, weil ihn der Gekreuzigte beschützt, oder ob Tom Jones trotz aller Peccadillen für uns ein edler Mensch bleibt: der Eine wie der Andere sind es durch Gnadenwahl. Will ein moderner Dichter uns einen Oedipus geben, der uns ganz verständlich sei und an dem doch auch den gläubigen Hellenen Nichts befremden sollte, so mag er wohl die Sage im Einzelnen ändern, aber er muß sie im Wesentlichen bestehen lassen: er muß das Schicksal so darzustellen wissen, daß es, je nach dem Standpunkte des Beschauers, als ein unerklärliches, beinahe zufälliges, oder auch als ein selbstverschuldetes, nothwendiges erscheine. So würde unzweifelhaft Goethe's Iphigenie keinem Hellenen fremd vorkommen, wenn auch der Dichter einzelne Nebenpunkte der Fabel geändert; ja die eigene

Sage dürfte ihm durch sie näher gerückt, bedeutsamer werden, während der deutsche Zuschauer sich durch Nichts unangenehm berührt fühlt, wie es ihm doch sicher mehr als einmal, selbst bei der Oresteia und der Antigone, ergeht. Dies hohe Ziel hat aber Goethe einzig dadurch erreicht, daß er die griechische Fabel seinen Landsleuten und Zeitgenossen dichterisch deutete, wie der Künstler uns die Natur deutet. Was wir abstract den Sieg der Gesittung über die Barbarei, der Wahrheit über die List, was wir den beruhigenden Einfluß der Schwesterliebe, die civilisatorische Macht des Weiblichen, was wir die ererbte blinde Leidenschaft und Bewältigung derselben durch Selbstüberwindung u. s. w. nennen würden, tritt hier concret, nicht allegorisch, vor uns hin, aber mit einer Deutlichkeit, die wir bei dem Euripides durchaus vermissen; und daran ist nicht so sehr das überlegene Genie des Deutschen, als die uns nähere Bildung seines Zeitalters und Landes die Ursache.

Der junge Dichter, dessen Drama ich eben gelesen*), hat offenbar etwas Aehnliches angestrebt, und, wenn es ihm auch nicht vollständig gelungen ist, die Aufgabe zu lösen, so will es mich doch bedünken, er ist wenigstens dieser Lösung in Bezug auf die germanische Sage näher gekommen, als irgend einer seiner Vorgänger, Hebbel nicht ausgenommen. Seine Charaktere sind noch etwas allgemein; sie dürften etwas individueller sein. Manches Unschöne und Rohe der Fabel ist nicht hinlänglich ge-

---

*) The Charm and the Curse. A Tale dramatized from the Edda. By Charles Grant. Jena and London 1873.

mildert. Der Sinn der Sage ist hier und da zu abstract und zugleich zu greifbar vorangestellt. Auch fehlts, wenigstens dem ersten Stücke des Doppeldrama's, an theatralischer Kürze: so schön sie auch sein mögen, sind die Reden zu lange und machen uns um so ungeduldiger, je lebhafter das Interesse, das uns der Dichter an der Handlung und an einzelnen Personen — wie Brunhild im ersten, Atli im zweiten Drama — einzuflößen gewußt hat.

Nicht genug dagegen ist die Sprache zu loben: man sieht, wie sehr sich Herr Grant das Studium Shakespeare's und Milton's hat angelegen sein lassen. Die Diction ist stets edel, ohne je auf Stelzen zu gehen, poetisch bei großer Knappheit und Einfachheit, die wiederum ihrerseits nie in Nüchternheit ausartet; und man wird an die goldene Zeit des englischen Verses erinnert, ohne daß je durch Archaismen in Ausdruck oder Wortstellung künstlich daran gemahnt würde. Nach der affectirten Kinder- und Salonsprache, der halsbrechenden Syntax und prunkenden Wortmalerei, der künstlichen Ueberfülle und dem gesuchten Miltonisiren der neuesten englischen Dichtung ist diese Einfachheit eine wahre Wohlthat. Es ist, als ob die Poesie wieder in ihr gutes, altes Recht eintrete, das Erfassen des Gedankens durch Ausdruck und Tonfall zu erleichtern, anstatt es, wie die fashionable Dichterschule Englands, zu erschweren oder gar die Abwesenheit von Gedanken und Anschauungen durch das Getöse mit sesquipedalibus verbis zu verhüllen. Ist man doch oft versucht, selbst bei den Meistern und Tonangebern, an die wohl hauptsächlich Victor Hugo

geltenden Worte Mérimée's zu erinnern: pour nos poètes, la rime d'abord, puis le bon sens, s'il y a place dans le vers. Nicht zufällig ist diese Coïncidenz des europäischen Geschmackes in allen Künsten und der Dichtkunst zumal: Theophile Gauthier's und Baudelaire's Beispiel ist in Deutschland und Italien so gut wie in England, in der Musik, Malerei und Bildhauerkunst so gut wie in der Poesie, nicht aus Nachahmung, sondern aus Zeitbedürfniß, befolgt worden: Sinnlichkeit und Ueberfülle im Gedanken und Bilde, wie im Ausdruck und der Gestalt, Anhäufung der Mittel, die Form als Selbstzweck herrschen überall vor; und der mäßigende beschränkende Verstand, wie die reine und keusche Anschauung fehlen unsern Modekünstlern meist gleicherweise.

Denn zu diesem Farbenreichthum, der sich in der Kostümmalerei so wohl fühlt, zu dieser, trotz der unendlichen Amplification der wenigen Gedanken, immer undurchdringlicheren Dunkelheit des Ausdrucks, zu dieser berninesken Bewegtheit der Formen gesellt sich und gehört nothwendig auch das absichtliche Concretseinwollen einer abstract gebildeten Zeit, ein gewisses ungesundes Behagen am Wollüstigen, ein Heidenthum ohne Naivetät, das mit der unbefangenen Freude den Alten am Nackten so wenig gemein hat, als gewisse orakelhaft symbolische Reimerei mit Aeschylos granitnen Versen, oder ein gewisser blendender Colorismus, man verzeihe das Wort, mit Paul Veronese's heiterer Fülle.

Nirgends war dem so in höherem Grade als in England, und daß ein englischer Dichter wieder eine so natürliche und kräftige, klare und einfache Sprache

einstimmt, wie Herr Grant, ist nächst dem Wiederauf-
nehmen des lange Zeit so vernachlässigten Byron schon
als ein Zeichen wiederkehrender literarischer Gesundheit
zu bewillkommnen; und es ist schon dafür gesorgt, daß
man von dem aufgefrischten Trockenthum nicht sofort
wieder in einen erneuten Popeismus verfalle.

Nun ist aber hier nicht allein über die Sprache,
sondern über die ganze Denk- und Fühlweise ein seltener
poetischer Reiz ausgegossen; und auch an dramatischer
Wirkung fehlt es nicht: einzelne Scenen sind sogar vom
höchsten tragischen Effect. Die Weise, wie der Dichter,
den Shakespeare'schen Vorgang benutzend und erweiternd,
aus den Gesprächen der ungenannten Lords oder Mäd-
chen, die als „Erstes, Zweites, Drittes" u. s. w. auf-
treten, eine Art Chor im antiken Sinne gemacht hat, ist
äußerst glücklich. Die eingestreuten allgemeinen Gedan-
ken sind selten, aber immer zutreffend, oft tief, durchaus
motivirt und wie geboten durch die Handlung. Doch
genug des literarischen Urtheils. Wer darauf Werth
legt, wird sich durch das Gesagte schon hinlänglich be-
wogen fühlen, das bedeutende Gedicht in die Hand zu
nehmen, das trotz mancher mißlungenen Partien gewiß
eine lohnende Lectüre sein wird. Ob es sich auch in
der Aufführung bewähren würde, ist eine Frage, die
ich nicht so ohne Weiteres bejahend zu beantworten wage.
Dagegen erlaube man mir noch einige Bemerkungen über
die Weise, wie unser Dichter jene oben angedeutete Auf-
gabe, einen uns fremd gewordenen Stoff unserm mo-
dernen Bewußtsein näher zu bringen, verstanden und
gelöst hat.

Daß Herr Grant diese versucht, daß er nicht, wie es wohl auch Dichter ersten Ranges, Racine unter Andern, gethan, sich damit hat begnügen wollen, den Stoff als Mittel zu benutzen, um Leidenschaften zu schildern oder dramatische Spannung zu erzeugen, daß er, wie die deutschen Dramatiker, die sich desselben Gegenstands bemächtigt, ihn wirklich in seiner transcendentalen Bedeutung dichterisch auszulegen sich vorgenommen hat, liegt auf der Hand. Ist es ihm aber auch gelungen?

Der Charakter der Sage ist mit großer Treue und poetischem Gefühl wiedergegeben. Die Aenderungen, die der Dichter vorgenommen, sind unbedeutend und meist zu billigen. Dahin gehört auch die Ersetzung der skandinavischen Namen des Originals durch die uns bekannteren mittelhochdeutschen. Hogni wird Hagen, Guttorm Giselher, Gunar Gunther, wodurch freilich, wenigstens für den deutschen Leser, die Nibelungentradition diejenige der Edda manchmal störend durchkreuzt; doch scheint der Verfasser dabei durch Rücksicht auf die Bühnenvorstellung geleitet worden zu sein. Eine ähnliche Rücksicht hat ihn bewogen, verschiedene materielle Einzelheiten durch andere zu ersetzen, wie z. B. die Flamme um Brunhildens Schloß durch einen Kampf mit der Walkyre. Daß an Stelle des Bades, bei dem sich die beiden Heldinnen streiten, der Tempel Odins gesetzt wird, daß im zweiten Theile die Scene mit Hogni's Herz, sowie mit den als Speise für den Vater aufgetragenen Söhnen Atli's, einfach in den Tod des Helden und in die Vorzeigung der kleinen Leichname umgeändert worden, ist zum Theil wohl auch der Vorstellbarkeit wegen geschehen, zum

Theil wohl aber auch, um unser Zartgefühl nicht zu verletzen:

> Segnius irritant animos demissa per aures,
> Quam quae sunt oculis subjecta fidelibus et quae
> Ipse sibi tradit spectator.

Nicht genug zu loben ist die Umwandlung der Sage in Bezug auf Guttorm (Giselher), der nicht von Sigurd's Hand fällt, sondern von Atli's und so das Geschick des Hauses Giuki's bis zu Ende theilt, und die Härte des einen Bruders, die Schwäche des andern, durch seine edle, jugendlich reine Gestalt wohlthätig mildert. Andere unerhebliche Aenderungen lasse ich unerwähnt. Es genügt festzustellen, daß in ihrem Wesen die Fabel der Edda unversehrt beibehalten ist. Ebenso ist der allgemeine Charakter derselben bewahrt, und die locale Farbe, die über das Ganze ausgebreitet ist, bildet vielleicht das größte poetische Verdienst des Gedichtes. Doch liegt gerade hier wieder in anderer Hinsicht auch ein Nachtheil. Die Handlungen der Männer sind zu groß: unsere Begriffe von List und Grausamkeit würden sich mit weit Wenigerem begnügen. Ebenso scheint mir die Motivirung im Einzelnen bald übertrieben, bald unzureichend. Der Haß Atli's gegen Gudrun's Brüder wird nicht genügend erklärt durch die Entehrung der Schwester noch durch das Brunhilden zugefügte Unrecht. Die Episode mit Herkya, der Beischläferin Atli's, könnte als unnöthig bei Seite gelassen werden, und das Gottesgericht der Feuerprobe vor unseren Augen ist eine zu starke Zumuthung für unsere moderne Fähigkeit des

Wunderglaubens. Doch kommen wir zur Grundidee des Ganzen und deren Vermittlung durch den Dichter.

Der Untergang eines Heldengeschlechtes ist der Gegenstand der Edda wie der Ilias, der Nibelungen und der Chanson de Roland. Bedeutsam knüpft die scandinavische Sage daran den Untergang einer Götterwelt. Zauberei und Fluch — a charm and a curse — führen diesen Ruin herbei. Es galt uns Modernen in der sinnlichen Liebe die Zauberei, in der wilden Leidenschaft den Fluch des Menschen zu vergegenwärtigen, in der Zerstörung eines Geschlechts und seiner Götter aber den Sieg einer höheren Weltanschauung über eine rohere. Der Abfall von dem, was einst die Berechtigung jener alten Weltordnung ausgemacht, mußte die Nothwendigkeit dieses Sieges uns klar machen. Das ist nun Alles unserem Dichter sehr ungleich gelungen. Der nahende Triumph des Christenthums, sehr einfach und schön am Schlusse des ersten Theiles angedeutet, wird, wenn auch nicht auf die plumpe Weise Hebbels, so doch immer noch gewaltsam und unvermittelt genug durch die Christensclavin des zweiten Theiles hereingezogen, während die Rohheit der heidnisch-barbarischen Weltordnung und die Nothwendigkeit ihres Untergangs auf's Anschaulichste und Natürlichste dargelegt ist. Sigurd's Vergessen der Brunhilde, seiner ersten Geliebten, ist ganz äußerlich durch den Zaubertrank der Mutter Gudrun's herbeigeführt. Herr Grant hätte in Wagner's „Tristan und Isolde" lernen können, wie ein solches Motiv verinnerlicht werden kann, ohne im geringsten abstract zu werden. Sehr schön dagegen und durchaus verständlich

will mir der Fluch, der auf dem ganzen Geschlecht ruht, durch die Schuld und die blinde Leidenschaft Aller erklärt scheinen und das Opfer des Unschuldigen wird, wie in der antiken Sage, zu einem tieftragischen Motive mehr. In dieser Hinsicht ist das Gedicht ganz modern trotz aller Bestimmtheit des historisch-lokalen Tones. Die ganze selbstherbeigeführte Verwicklung ist dabei in klaren Umrissen gezeichnet, so daß selbst der mit der Sage völlig Unbekannte sich leicht darin zurechtfindet.

Nicht so verständlich, unserm Gefühle nicht so nahe gebracht ist das übertriebene Pflichtgefühl der Vasallentreue. Hier hätte der Dichter des XIX. Jahrhunderts mildern müssen. Es ist unserer sittlichen Anschauungsweise geradezu unbegreiflich, daß Sigurd aus Treue und geschworner Eide halber eine Feigheit begehe, wie die Bezwingung Brunhilden's in ihrem Schlafgemach, oder daß Dietrich von Bern die drei Brüder der von ihm so geehrten Gudrun hundert gegen Einen angreifen sollte, um sich Atli'n treu und dankbar zu erweisen. Beides würde uns nur dann erträglich erscheinen, wenn dort Gunther, hier Atli ohne die Hülfe Sigurd's und Dietrich's untergehen müßten. In dem Drama aber, wie in der Sage, ist davon gar nicht die Rede. Sigurd thut das Unedle, nicht um seine Freunde aus Lebensgefahr zu retten oder vor Entehrung zu wahren, sondern um sein Wort einzulösen: so loyal sind wir nicht mehr. Von Dietrich's Dazwischenkunft ist gar, wenn ich nicht irre, in der Edda die Rede nicht: sie ist ganz müßiger Weise erfunden, wie überhaupt Dietrich füglich aus dem ganzen Drama hätte wegbleiben können.

Diesen allzu feudalmittelaltrigen Gefühlen der Treue gegenüber ist wiederum das Liebesverhältniß Oddrun's und Gunther's ein allzu neumodisches, und der Dichter hat nicht genug betont, wie das Verbrechen desselben auf der Illegitimität einerseits, auf der Unzartheit andererseits beruht, mit welcher die Geliebte in dem Geliebten den Schänder ihrer Freundin und Milchschwester Brunhilde vergißt. Dafür, daß Herr Grant im Kampfe Brunhilden's und Sigurd's, nicht wie Hebbel*) den Kampf zwischen den beiden Geschlechtern gesehen, kann ich ihm nur Dank wissen. Nichts, durchaus Nichts berechtigt zur Unterschiebung einer so modernen Idee unter die alte Sage, des abstracten, modernen und geschmacklosen Ausdruckes ganz zu geschweigen. Ueberhaupt sind die Gestalten, die Gedanken, die Gefühle, die Worte bei dem englischen Dichter viel unbewußter, naiver als beim deutschen.

Auch daß er die Eddasage lieber als die Nibelungensage zum Gegenstand gewählt, beweist viel größeren poetischen Takt. Eine Chriemhild und ihre langathmige Rachsucht ist es unmöglich, uns dramatisch schön erscheinen zu lassen; eine Gudrun, die ohne Vorbedacht im Augenblicke der schnödesten Herausforderung die Medeathat vollbringt, ist wohl eine Gestalt, die den Dichter reizen kann. Auch ist die ganze Nibelungensage schon durch das Christenthum verdorben, ihres

*) — — in dir und mir
Hat Mann und Weib für alle Ewigkeit
Den Kampf ums Vorrecht ausgekämpft.

wahren innerlichen Zusammenhanges beraubt. In der Edda besteht noch ein Verhältniß zwischen der Götterwelt und dem Hause Giuki's, wie in der hellenischen Sage zwischen dem Olymp und den Tantaliden: die ganze Anschauung der Blutrache ist eine heidnische: der ganze Codex von Moral ist ein heidnischer. Das Münster zu Worms mit seinem Glockenklang hat mir immer die Nibelungensage verdorben. Wo bleibt da die innere Einheit der Sage? Auf dieser Einheit aber beruht alle große Poesie, sei es unbewußt, sei es bewußt. Aufgabe des modernen Dichters ist es, bewußt den Zusammenhang darzulegen zwischen Natur und Mensch, zwischen Schicksal und Charakter, zwischen Zufall und Leidenschaft, zwischen Ahnung und Wirklichkeit, Glaube und That, Sitte und Individuum. Er geht eben auf die Wiederherstellung des Zusammenhanges, wie der Mann der Wissenschaft auf die Auflösung desselben geht: er sucht das Ganze, wie Jener die Theile, er knüpft die unsichtbaren Fäden immer wieder an, die Jener immer wieder zu zerschneiden nicht müde wird. Einen solchen Zusammenhang in der Eddasage gesehen zu haben verräth schon einen dichterischen Blick; ihn, wenn auch nicht immer mit gleichem Glück, uns aufgedeckt zu haben, beweist kein gewöhnliches dichterisches Können. Hoffen wir, daß Herr Grant hier nicht stehen bleibt.

II.

Französische Studien
englischer Zeitgenossen.

I.

Pariser Zustände im Lichte des englischen Romans.

1.

Liest man die englischen Zeitungen und Zeitschriften mit einiger Regelmäßigkeit, so kann Einem die auffallende Thatsache nicht entgehen, daß die französischen Verhältnisse darin einen weit größeren und hervorragenderen Platz einnehmen, als die des ganzen übrigen Festlandes. Man fragt sich dann wohl, worin dieses lebhaftere Interesse an Frankreich seinen Grund hat, da doch das ewige Einerlei der französischen Geschichte seit nahezu einem Jahrhundert so ganz dazu angethan scheint, die Aufmerksamkeit der Zuschauer zu ermüden, die Engländer aber weder durch Blutsverwandtschaft, noch durch Gemeinsamkeit der Interessen, noch auch im Grunde durch besonders lebhafte Sympathie mit Charakter oder Temperament ihrer Nachbarn jenseits des Canals auf diese hingewiesen sind. Wie kommt's, daß „Times",

„Daily News" und „Pall Mall Gazette", um nur die drei vornehmsten Organe der Tagespresse zu nennen, allmorgentlich lange Spalten mit telegraphischen Berichten über die Versailler Kammersitzungen, ja, über Pariser Leitartikel bringen, während z. B. die gesetzgeberische Umwandlung Deutschlands von 1867—1873, vielleicht eine der bedeutendsten Evolutionen der Weltgeschichte, nirgends eingehend besprochen, ja kaum vorübergehend erwähnt worden?

Denkt man jedoch einen Augenblick über die Sache nach, so wird man bald eine Menge von Erklärungsgründen entdecken, deren Einer schon hinreichte, und welche zusammengenommen die auffallende Erscheinung als eine ganz natürliche hinstellen. Und da müssen wir denn, um gerecht zu sein, vor Allem die Natur selber des französischen Geistes und Wesens nennen und mit Julian Schmidt wiederholen: „Es ist wahrlich nicht schwer, die Fehler dieser liebenswürdigen Nation herauszufinden; schwer ist es aber, sie nicht zu lieben, wenn man sich etwas ernstlicher mit ihr beschäftigt." Auch können die feineren Formen, mit welchen Naturanlage den Franzosen ausgestattet und die ein alter Wohlstand ihm zu pflegen erlaubt hat, dem so streng auf äußere Sitte haltenden Briten nur wohlthuend sein, wenn sie auch seinem undemonstrativen Sinne manchmal etwas übertrieben, ja sogar ein klein wenig lächerlich vorkommen mögen. Der dramatische Charakter der französischen Zeitgeschichte, die stets nur vierte Aufzüge zu haben scheint und, gleich gewissen modernen Schauspielen, gerade wenn die Lösung unabwendbar scheint, den Kno-

ten immer wieder von Neuem schürzt, die Kunst der Inscenirung und die schöne Diction der Spieler, welche nie fehlen und dem gerade aufgeführten Stücke, so verbraucht auch Gegenstand, Grundgedanke, ja Situationen sein mögen, stets neue Anziehungskraft leihen; die verwandte, leichtverständliche Sprache, die geographische Nähe — ist doch Paris so nahe als Edinburgh — Alles das trägt dazu bei, die Neugierde des englischen Publikums für französische Dinge rege zu halten.

Dazu kommt aber noch ein Anderes, mächtig Bestimmendes: England und Frankreich sind seit fast einem Jahrtausend in ununterbrochener Beziehung zu einander geblieben. Krieg und Besitz führte den Inselbewohner Jahrhunderte lang in das schöne Land. Sprache, Literatur, Staatsleben standen, wenigstens was die Form anlangt, unter vorwiegend französischem Einfluß seit ihrem Entstehen. Auch später noch, nach dem endlichen Sieg des sächsischen Elementes im Inselreich, dauerte der bald feindliche, bald freundliche Verkehr fort. Die Dynastien beider Länder waren im XVII. Jahrhundert enge verschwägert, und man weiß, wie tonangebend, tiefgreifend damals das Beispiel der Höfe war. Wiederum wie zu Chaucer's Zeiten hatte die französische Dichtkunst einen großen Vorsprung: auch die Männer, welche unter Königin Anna die englische Literatur erneuerten und reinigten, waren von ganz französischer Bildung, überzeugte Bewunderer der französischen Muster. Und wiederum, wenn Addison und Pope ihren Styl nach diesen Mustern bildeten, französische Poetik als unantastbar gelten ließen, so verschlang das französische Publikum

Robinson und Tristram Shandy; stellte Rousseau die Clarissa Harlowe neben die Odyssee. Nicht anders war es mit der philosophischen Bildung. Die englischen Denker standen in innigem Zusammenhang mit Frankreich: die Wechselwirkung war eine ununterbrochene. Malebranche und Gassendi waren so gelesen in England als in Frankreich selber; und wiederum Hobbes, Locke, Hume, so vieler Anderer nicht zu gedenken, gaben der französischen Philosophie des vorigen Jahrhunderts den Anstoß. Die englische und französische Aufklärung sind enge Verbündete. Die Wirkung von Voltaire's englischen Briefen war so tief und anhaltend als die von Gibbon's Verfall. Montesquieu's Ideen sind von dem englischen Verfassungsleben eingegeben, wie später die Guizot's und der Doctrinäre. So lehnte in unserm Jahrhundert Victor Cousin vor Allem an die Schotten an, während John Stuart Mill und seine Schule an Comte anknüpften. Und jene Reigenführer des vorigen Jahrhunderts, Montesquieu, Voltaire, wenden nicht nur ihre Blicke, sondern auch ihre Schritte nach England, verweilten dort Jahre lang, selbst Rousseau verschmäht es nicht, dort ein Asyl zu suchen, — freilich in anderer Gesinnung und mit weniger Nutzen als einst Saint-Evremond. Wie Bolingbroke, Chesterfield, Walpole hinwiederum sich zu halben Parisern machten; wie Bentham's Schriften zuerst in französischer Sprache erschienen, wie dann Mill in Frankreich, Guizot in England die ausgebreitetsten Verbindungen hatten, wie so der gesellschaftliche Verkehr mit dem literarischen und wissenschaftlichen Hand in Hand ging, wie die politische Feindschaft

an der Scheide beider Jahrhunderte England gleichsam dazu zwang, sein unwillig Auge stets auf Frankreich geheftet zu halten, — Alles das ist ja Jedem gegenwärtig; Alles das aber macht jene Gemeinsamkeit der Cultur, jenen Vorsprung namentlich der Cultur aus, welche beide Länder vor dem Reste Europa's voraus haben; denn was war zu jener Zeit der Zustand des übrigen Europa, staatlich, gesellschaftlich, literarisch, im Vergleich mit dem der beiden Westländer, wenn nicht eitel Barbarei oder todähnliche Lähmung? In andern Worten, während des XVIII. Jahrhunderts war der Schauplatz der Weltgeschichte in Frankreich und England, wie er einst in Griechenland und Rom, in Italien und Deutschland, in Spanien und den Niederlanden gewesen. Heute ist er freilich nicht mehr dort; aber es braucht mehr als Jahrzehnte, um eine so große Thatsache, wie diese Bühnenveränderung, zu begreifen, in sich aufzunehmen: sah doch Frankreich noch bis auf Corneille, ja bis auf Molière, nach Spanien und Italien hinüber. Unsere ganze europäische Cultur von heute ruht im Grunde noch auf der vereinten Arbeit Frankreichs und Englands im vorigen Jahrhunderte, wie die der kommenden Periode wahrscheinlich der Hauptsache nach auf der Arbeit Deutschlands von Herder und Kant bis auf Schopenhauer ruhen wird.

Merkwürdig bleibt die Verschiedenheit der Beurtheilung und Auffassung französischen Wesens in den verschiedenen Classen der englischen Gesellschaft, den verschiedenen Parteien, den verschiedenen Zeiten. Wie natürlich, steht die elegante Welt, vor Allem der Hof,

beinahe ausnahmsweise dem eleganten Frankreich bewundernd gegenüber, während die Mittelclassen im Allgemeinen den leichten Nachbarn bald Mißtrauen und Neid, bald Haß und Verachtung entgegenbringen. Je nachdem nun bei dem vorwiegend politisch-gestimmten Inselvolke die höfisch-vornehmen Kreise oder die puritanisch-bürgerlichen Elemente vorherrschen, tritt die eine oder die andere Anschauungsweise in den Vordergrund. Shakespeare unter der protestantischen Elisabeth behandelt die Franzosen immer nur als große Kinder, mit der selbstbewußten Ueberlegenheit des Mannes; etwa wie der Angelsachse später vom Irländer oder Hindu redet. Unter dem Commonwealth erreicht die nationale Antipathie ihren Höhepunkt: man sieht im Franzosen nur noch den Vertreter des Papismus, den abergläubischen, herrschsüchtigen, gewissenlosen Jesuiten; wie man hundertfünfzig Jahre später in ihm nur den Sans Culotte, den „Halbaffen, Halbtiger" Voltaire's sehen will. Mit ganz anderen Augen sieht das England der Stuart's das Geburtsland Henriettens, der Mutter, das Adoptiv-Vaterland Henriettens, der Tochter, die Heimath des Chevalier de Grammont an: die französische Herkunft allein genügt schon als wirksamster Empfehlungsbrief; sie ist der Stempel, der einem Menschen, einem Werke, einem Gedanken, wie dem Kleide, erst Werth und Anerkennung verschafft. Der Franzose wird als Lehrmeister, als Muster, als Ideal alles Dessen angesehen, was das Leben lebenswerth macht; diesem Ideal nahe zu kommen als der höchste Ehrgeiz, während die mittleren Schichten in religiös-sittlicher Strenge und Kurz-

sichtigkeit ganz Frankreich für ein Land von Roué's und Atheisten halten, das niedere Volk aber bei seinem schon gar frühe ausgebildeten Typus des schäbigen, beweglichen, überhöflichen, harmlos-eitlen französischen Haarkräuslers und Tanzmeisters bleibt, der auch allen Versuchen des Demagogen, ihn durch den Revolutionshelden in der Blouse zu ersetzen, widerstanden hat. Nicht viel anders aber war es unter der Königin Anna und noch unter Georg IV., nicht viel anders ist es heute, wo der antifranzösischen Strömung der vierziger Jahre in der Politik schon längst, seit einem Jahrzehnt auch, durch den Hof der Zukunft begünstigt, in der Gesellschaft, eine entgegengesetzte Richtung gefolgt ist. Zugleich hat sich — vielleicht zum ersten Male in so auffallender Weise — in den Mittelclassen eine entschiedene Reaction zu Gunsten Frankreichs und der französischen Ideen geregt. Die erste Erscheinung ist leichter zu erklären, als die zweite; doch sind beide im Grunde gleich natürlich.

Zwei Männer, und zwar — o Ironie des Schicksals — der Neffe des großen Feindes von Albion, und der letzte Träger der traditionellen europäischen Politik Großbritanniens, bewerkstelligten jenen großen Umschwung in der englischen Politik und Gesellschaft. Napoleon III. war es vorbehalten, jene entente cordiale der beiden Nationen zu verwirklichen, welche Palmerston so lange angestrebt hatte und nur durch Louis Philipp's Unaufrichtigkeit und kleinliche Selbstsucht verhindert worden war, zu verwirklichen. Das Bündniß gegen Rußland, der Pariser Frieden, der Handelsvertrag von 1860

waren die mächtigen Werkzeuge, die gegenseitigen Besuche der Souveräne die amtliche Aeußerung jenes Umschwungs. Die dem Prinz-Consorten, mit Recht oder Unrecht, beigemessene anti-englische Haltung während des Krimkrieges trug nicht wenig dazu bei, die hohe Gesellschaft Englands den deutschen Einflüssen ab-, den französischen zuzuwenden. Auch auf das Bürgerthum verfehlte die, nicht einmal erwiesene, Thatsache ihren Eindruck nicht; doch war hier ebenfalls der Hauptbeweggrund der Umwandlung ein anderer, wenn auch nicht jener, der äußeren Politik entnommene. Recht im Gegentheil waren es die Streitpunkte der inneren Politik, welche die Sympathien der Mittelclassen mehr nach Frankreich lenkten.

Die rationalistische und demokratische Bewegung, welche seit etwa fünfzehn bis zwanzig Jahren in England gegen Staatsreligion und Aristokratie ankämpft und, halb unbewußt, das unterbrochene Werk der Puritaner des XVII. Jahrhunderts wieder aufgenommen und fortgesetzt hat, fand ihre Doctrin am reinsten dargestellt, am vollständigsten verwirklicht in Frankreich; man schloß die Augen vor der Thatsache des französischen Katholicismus, man wollte in der Napoleonischen Monarchie nur ein vorübergehendes Accidens sehen und bestand darauf, den wahren Glauben Frankreichs nur in der demokratischen und rationalistischen Lehre der französischen Republikaner zu sehen, die Civilordnung, die Justiz, die Verwaltung Frankreichs als die, wenigstens annähernde, Verwirklichung des Gleichheits- und Laienstaats der vaterländischen Aristokratie und Staats-

kirche entgegenzustellen. Die Anwesenheit vieler Häupter der republikanischen Partei, welche die Verbannung nach London geführt, bestärkte noch den Wahn. Die Form, welche der französische Radicalismus im XIX. Jahrhundert hie und da angenommen — die philosophische Doctrine A. Comte's und die politische E. Laboulaye's — war übrigens ganz dazu angethan, die ernsten, überzeugten, leichtgläubigen Engländer, welche die Form dieses Radicalismus im vorigen Jahrhunderte abgeschreckt hatte, jetzt mit demselben zu versöhnen. Zugleich forderte sie der in Deutschland immer mehr auf die Spitze getriebene Historismus — man erlaube mir das ungefüge Wort — und die dort noch blühende metaphysische Speculation zu immer entschiedenerem Widerspruche heraus. Freilich fand auch die deutsche Idee im englischen Gelehrtenstand einen genialen Vorkämpfer; aber wie vereinzelt steht doch Carlyle neben einem John Stuart Mill, um den sich eine zahllose Schaar von Jüngern drängte und dessen Einfluß sich noch immer in Presse und Parlament fühlbar macht!

Dazu kommt endlich eine nicht unbedeutende Anzahl Solcher, die der politischen Doctrin ferne stehen, wie z. B. Dickens, aber durch Lebensgewohnheit im heiteren Frankreich, und verführt durch die Liebenswürdigkeit des französischen Privatmenschen, auch wohl, ohne sich's zu gestehen, durch die Bequemlichkeit einer für Alle sorgenden Staatsordnung verwöhnt, eine sehr natürliche Vorliebe für die Nation und ihre Zustände gewonnen haben. Die Abnahme des, oft etwas strengen und derben, aber kräftigen und gesunden sittlichen Ge-

fühls und Urtheils, welches einst die Nation kennzeichnete, trat besonders auffällig während des Krieges von 1870 in der weibisch-nervösen Parteinahme für den Unterliegenden hervor, dessen Unrecht man doch mit unzerstörbarem Wahrheitssinn zugab. Indeß, wer mag sich unterfangen zu entscheiden, welche Tugend die höhere sei, die herbe der Gerechtigkeit oder die Milde des Mitleidens?

Nun ist es aber nicht selten, daß der Insulaner noch weiter geht, Partei ergreift in den innern Angelegenheiten des Nachbarn, sich leidenschaftlich für oder gegen die Regierung Frankreichs erklärt, und diese seine Gesinnung im Vaterlande zu verbreiten sucht. Nirgends, kaum in Frankreich selber, hat Napoleon III. heftigere Feinde und ergebnere Freunde gehabt als in England. Die Einen sahen in ihm nicht nur mit echt englischem Gefühl für Rechtlichkeit und Sittlichkeit den Eidbrüchigen und Sittenlosen, sondern vor Allem den Vertreter eines Regierungssystems, das eben nicht geeignet war, ihrem demokratischen Ideale — unter dem es doch wiederum allein möglich — Anhänger zu erwerben; die Andern rühmten den modernen Menschen auf dem Throne, den Kenner des Auslandes, vor Allem Großbritanniens, an der Spitze Frankreichs, den vorurtheilslosen Stifter des westländischen Bündnisses und des Freihandels, den überzeugten Freund Englands. Wie wenig die französischen Republikaner an öffentlicher und privater Sittlichkeit der kaiserlichen Regierung nachgaben, sah der an der Oberfläche haftende Blick der voreingenommenen Gegner des Kaisers nicht, die mit eng-

lischer Naivetät und englischem Wahrheitsglauben die ganze sittliche Phraseologie der französischen Republikaner für baare Münze nahmen. Wie geringe Widerstandskraft aber am Ende die gutmüthig wohlwollende Natur des Kaisers den napoleonischen Ueberlieferungen seiner Umgebung entgegenzusetzen hatte, wollten die Bewunderer des Mannes ihrerseits nicht einsehen, weil sie noch immer bei ihm einen Rest jener Energie voraussetzten, die einst so Kühnes gewagt und vollbracht.

Es steht uns frei, beide Strömungen in der schönen oder der politischen Literatur zu verfolgen, und wenn wir die Erstere vorziehen, so ist es nicht allein, weil nach Aristoteles' oft angeführtem Ausspruch die Poesie mehr Wahrheit, jedenfalls eine höhere Wahrheit enthält, als die thatsächliche Geschichte, sondern vor Allem, weil sie die Leidenschaft weniger anregt und herausfordert und uns in ruhigere Sphären versetzt, als diejenigen sind, in denen die politischen Schriftsteller Englands sich bewegen, welche sich in den letzten Jahren mit Frankreich beschäftigt und meist auf's Heftigste nicht nur für die Besiegten gegen die Sieger von Sedan, sondern auch für die Republik, ja die Commune gegen das Kaiserreich Partei ergriffen. Aber auch die englischen Dichter und Romanschriftsteller haben sich vielfach mit dem Nachbarlande abgegeben. Am besten kannte, liebte und durchschaute es Thackeray; mehr auf der Oberfläche blieb, seiner Gewohnheit gemäß, Charles Dickens, dessen Beobachtung weniger auf den Grundcharakter und die Weltanschauung der Menschen, als auf ihre Sitten und Eigenheiten (oddities) zu gehen pflegte. Beide reichen

aber schon in frühere Jahre zurück. Unter den jetzt lebenden Romanschriftstellern hat der — oder vielmehr die — Vielgelesenste, wenn auch nicht Höchstgeschätzte, vielfach Frankreich zum Schauplatz, die Franzosen zu Helden ihrer phantastischen Erzählungen gewählt; doch beruht das Alles eben nur auf Phantasie, die Beobachtung hat damit gar Nichts zu thun. Vielleicht auch hat die ungemessene Bewunderung alles Französischen die Augen der fruchtbaren fashionablen Schriftstellerin geblendet, aber ihr Frankreich hat mit dem wirklichen absolut Nichts gemein und kann deshalb füglich hier unberücksichtigt bleiben. Dagegen liegen vor uns zwei Werke, die, beide voll der wärmsten Sympathie für Frankreich und mit der genauesten Kenntniß der Verhältnisse, jene zwei Richtungen der englischen Meinung in Bezug auf das Nachbarland klar veranschaulichen. Eins der drei nachgelassenen Werke Bulwer's, „the Parisians", giebt uns eine Schilderung der politischen und socialen Zustände Frankreichs unmittelbar vor Ausbruch des Krieges. Herr Trois-Etoiles, — ein Pseudonym Grenville-Murray's, des geistreichen Schilderers deutscher und französischer Dinge in der „Pall Mall Gazette", — führt uns in die fünfziger Jahre zurück. Sein Roman, der im Ton und der anti-imperialistischen Parteistellung Kinglake's Geschichtswerke ähnelt, schließt sich also auch der Zeit nach dem berühmten „Krimkriege" an.

„The Member for Paris" ist das Werk eines äußerst begabten Schriftstellers und eines schärferen Beobachters, eines Sachkundigeren als Bulwer, der hingegen wiederum die höhere Bildung, den weiteren Ge-

sichtskreis, die humanere Gesinnung für sich hat. Der alte Idealist führt uns unzählige Typen der Pariser Gesellschaft vor, die trotz ihrer idealen Allgemeinheit voller Wahrheit sind; der junge Realist stellt uns, mit leichter Namensveränderung, Herrn Billault und Paul de Cassagnac, Herrn Thiers und Arsène Houssaye, Jules Favre und Villemessant, ja selbst Herrn Worth, den Damenschneider vor und zeichnet Porträts, deren Aehnlichkeit Nichts zu wünschen übrig läßt, wenn auch die Kunst des Malers nicht immer vollendet zu nennen ist. Während Bulwer den Strömungen der öffentlichen Meinung und den Ideen nachgeht und die herrschenden Gesinnungen der verschiedenen Classen schildert, bringt uns Trois-Etoiles von dem Polizeilocal in's Gefängniß, aus dem Vorzimmer des Ministers in den Salon des Financiers, aus der Zeitungsredaction in's Palais de Justice, aus dem gesetzgebenden Körper auf den fashionabeln Maskenball, von einer Deputirtenwahl zu einem Demonstrationsbegräbniß — kurz, obschon der Knoten des Romans bei ihm fester geschlungen ist als bei dem Novellisten von Fach, beruhen seine Schilderungen doch ausschließlicher auf wirklicher Beobachtung als die seines berühmten Nebenbuhlers. Beide Werke aber, das des philosophischen Dichters und das des satirischen Photographen, geben zusammengehalten ein recht treues Bild, weniger Frankreichs unterm zweiten Kaiserreiche, als der Gestalt, welche dieses Frankreich in den besten Köpfen Englands annahm.

Die Engländer haben zwar im Allgemeinen die beneidenswerthe Gewohnheit nichts zu generalisiren, son-

dern das Einzelne als Einzelnes zu betrachten und gelten zu lassen. Hier sind aber denn doch beinahe alle Figuren als Typen, beinahe alle Verhältnisse als die normalen anzunehmen, und es lohnt sich wohl der Mühe, den beiden geistreichen Romanschreibern zu folgen, nicht um ihre Erzählungen zu analysiren, noch weniger sie ästhetisch zu würdigen, sondern um die dichterische Erzählung gleichsam in eine historische Studie umzusetzen. Der gelehrteste Geschichtsschreiber des französischen Staates kann etwas von den englischen Zeugen lernen.

2.

In wenig Ländern sind die Stände geschiedener als in dem gelobten Lande demokratischer Gleichheit; „und jede Classe ist," wie Bulwer's Zeitungsschreiber meint, nicht nur bereit anzuerkennen, daß alle anderen verderbt sind, sondern auch zuzugeben, daß in ihr selber Alles nicht ganz gesund sein könne, so lange die andern nicht reformirt würden." Die Ereignisse aber haben dieser natürlichen Trennung noch die unnatürliche Trennung in politische Parteien hinzugefügt, welche freilich hin und wieder mit den Ständen zusammenfallen. Doch würde man sich den gröbsten Mißgriffen aussetzen, wollte man ohne Weiteres den alten Adel als legitimistisch, die Finanz und Armee als bonapartistisch, den wohlhabenderen und angeseheneren Theil der Bourgeoisie, der Literatur und der Advokaten als orleanistisch, Kleinbürger und studirte Leute als gemäßigte Republikaner, die Arbeiter

endlich als Radicale und Communisten ansehen. Solche Coincidenzen der socialen und politischen Gruppen der Nation dürfen nur mit größter Vorsicht und als eine ganz allgemeine Orientirung im Labyrinthe der französischen Gesellschaft festgehalten werden.

Die mächtige und einflußreiche, vielbeneidete Stellung des reichen Adels in Frankreich ist, selbst nach achtzig Jahren der Revolution, eine Thatsache, welche der Fremde, der nur in Paris, und da nur in den politischen, literarischen oder finanziellen Kreisen lebt, leicht übersieht. Nicht so der unbefangene Beobachter, dem die Gelegenheit geworden, dem französischen Leben wirklich näher zu treten. Er kennt mehr als ein Städtchen Hautbourg, das die Blicke nicht von dem Herrenschlosse wegwendet, wo der Duc von Hautbourg und Clairefontaine seinen Hof hält, und das Füllhorn seines durch die Mitgift irgend einer Miß Guineaman wiederhergestellten Reichthumes über die dankbare Gegend ausschüttet. Seine Equipagen, seine Meute, seine Treib- und Hetzjagden, seine Gäste und seine Dienerschaft sind der Lieblingsgegenstand aller Unterhaltungen, und kömmt der Wahltag, nun so vermag der republikanische Winkeladvokat und sein Freund, der Doctor, nichts, der Unterpräfect und Maire wenig gegen den Herrn Herzog, seine Vettern, Lieferanten und Pfarrer, wenn er anders überhaupt sich dazu herablassen will, im gesetzgebenden Körper eines Bonaparte zu sitzen, oder gar die Unterstützung des kaiserlichen Herrn Unterpräfects und des Herrn Maire von Hautbourg anzunehmen.

In Paris freilich dient manches hôtel entre cour

et jardin jetzt einem Wechselagenten oder einer Feuerversicherungsgesellschaft als Wohnsitz; aber wenn der junge verarmte Marquis de Rochebriant auch nur noch als Miether einer Dachstube in den Palast seiner Väter ziehen kann, so braucht er nur seine Blicke auf das Hôtel de Vandemar gegenüber zu richten, wo das Familienwappen der Vandemar noch prangt, aus dessen Thorweg eben seine Vettern auf fehlerlosen englischen Vollblutpferden heraus reiten, in dessen hohen getäfelten Räumen sein Onkel, der alte Graf Vandemar, ihn als Familienglied nicht verleugnen wird. Freilich ein Voltairianer ist der alte Graf Bulwer's ebenso wenig, als seine Söhne sich durch ein von ihnen commanditirtes Lädchen ihr Taschengeld vermehren, oder als Trois-Etoiles' rechtmäßiger Herzog von Hautbourg Republikaner und Advokat ist. Von dem freien Gedanken, der die französische Aristokratie des vorigen Jahrhunderts ehrte und adelte, ist keine Spur mehr vorhanden; und mit der Laterne des Diogenes dürfte man vergebens im ganzen Faubourg Saint Germain nach irreligiösen Spöttern suchen. Auch an's Geldmachen denkt noch gar mancher hohe Herr, aber er zieht sicherlich eine reiche Heirath mit Herrn Poirier's Tochter, eine Börsenspeculation oder eine recette générale (Obersteuereinnahmestelle) dem mageren Verdienste eines Lädchens oder der harten Arbeit des Forums vor. Und gar ein Republikaner von sechszehn Ahnen, mit Schloß und Park, ist eine Erscheinung, die moralisch durchaus unmöglich ist: man sieht, selbst die bestunterrichteten Engländer lassen sich von den frühe empfangenen Eindrücken, namentlich von den Erinner-

ungen an das Frankreich des XVIII. Jahrhunderts, irre führen.

Schöne Tugenden hat sich deshalb der alte französische Adel doch bewahrt. Neben viel conventioneller Kirchengeherei und Fasterei begegnet man wol auch noch öfter hier als in irgend einer andern Classe der aufrichtigen, warmen, hülfreichen Frömmigkeit eines jungen Raoul de Vandemar; neben dem verlebten Spieler und dem berechnenden Rennpferdezüchter des Jockey-Clubs dem ritterlichen Ehrgefühl und hohen Sinne eines Enguerrand; neben dem weiten Gewissen des kaiserlichen Generalpächters der loyalen Vasallentreue Alain's de Rochebriant; neben der Nimrodsrohheit und Ignoranz der Mehrzahl dem politischen Verstande und den ausgesuchten Formen eines Vicomte de Mauléon; vor allem aber und beinahe ausnahmslos dem Muth und Patriotismus, der in der Stunde der Gefahr die Gewohnheiten des Wohllebens, wie die anerzogenen Vorurtheile zu vergessen weiß, um nur dem Vaterlande zu dienen. Kein Stand hat sich 1870 aufopfernder, heldenmüthiger, parteiloser gezeigt als der alte Adel. „Ihre Söhne waren die Ersten unter jenen Soldaten, die nie einen Führer verläumdeten, nie vor dem Feinde flohen; ihre Frauen waren unter den eifrigsten und sorglichsten Wärterinnen der Ambulancen, die sie gestiftet hatten und bedienten; ihre Häuser hatten sich weit geöffnet den Vertriebenen der Vorstädte, wie den Kranken und Verwundeten. Die Hülfe, die sie aus ihren, durch die Ereignisse beschränkten Mitteln ohne Schau gespendet, als der Hunger begann, würde unglaublich scheinen,

wollte man sie berechnen." Freilich in Friedenszeiten hält sich derselbe Adel meist für verpflichtet, abseits vom öffentlichen Leben der Nation zu stehen. „So lange Heinrich V. lebt," sagt Raoul de Vandemar zu seinem Vetter Alain beim Heimkehren aus dem warmen Boudoir und der warmen Gesellschaft einer frommen Freundin und ihres Vertrauten, des trefflichen Abbé de Vertpré, „so lange Heinrich V. lebt, können wir keine thätigen Bürger, müssen wir trauernde Zuschauer sein." So ist denn die Enttäuschung und Entsagung des legitimistischen Adels nur allzu natürlich. Vielfache Beziehungen zum bürgerlichen Großgrundbesitz, der keinerlei politische Fahne hat, erwecken dann wol den Gedanken an die Hoffnungslosigkeit der Partei, und lieber, als sie sich mit den verwandten Thronräubern von 1830 verständigen, wenden sie sich dem Kaiser zu, der einmal im Besitze ist und nur das in den Koth gefallene Scepter Frankreichs aufgerafft, nicht es den Händen des legitimen Fürsten entwunden hat; ja selbst jetzt, wo wiederum die Aussichten ihres Oberhauptes verschwinden, schließen sie sich in ihrer Rancune gegen den jüngeren Zweig der Familie und in der, allen Besitzenden gemeinsamen, Furcht vor dem Gambettismus wieder der kaiserlichen Partei an. Die Armee, in deren Officiercorps zwanzig Jahre lang kein loyaler Name zu lesen war, füllte sich seit 1860 mit Söhnen legitimistischer Familien. Wie mächtig noch immer der Einfluß dieses Adels, beweisen die Wahlen zum Frieden (Februar 1871); aber so mächtig ist eben kein Einfluß, daß er die Revolution ungeschehen, Heinrich V. möglich machen könnte, so lange er selbst sich

als ein „Ufer" betrachtet, an welches das Wrack Frankreichs doch am Ende antreiben müsse, anstatt wie ein muthiger Schiffer den Nachen zu besteigen und zur Rettung der Schiffbrüchigen die Hand zu bieten. Was Wunder, wenn sich die Blicke selbst der Treuesten nach jenen Abenteurern wenden, die wenigstens nie — die Hände in den Taschen behalten?

Auffallender Weise schien und scheint der reiche napoleonische Adel viel weniger geneigt das verwegene Schiff der Bonaparte zu besteigen als der Altfrankreichs. Bulwer's Herzogin von Tarascon, die trefflich mit der Finanz, wie mit dem legitimistischen Faubourg steht, Trois-Etoile's Fürst von Arcola, der sich sogar zum Oppositions-Candidaten hergiebt, sind ganz aus dem Leben gegriffen. Eher wären ihre Tendenzen orleanistisch; vergessen sie doch nicht, daß sie unter Ludwig Philipp zuerst wieder angefangen Figur zu machen. Ebenso zeigten der parlamentarische Adel (noblesse de robe) und die altansässige gediegene Finanz, wenn auch keine Feindseligkeit, doch eine würdevolle Zurückhaltung unter dem zweiten Kaiserreich. Diese Kreise nun schildern unsere Engländer durchaus nicht, hauptsächlich wol, weil sie dem Romanschriftsteller wenig Stoff bieten. Les peuples heureux n'ont pas d'histoire, sagt der Franzose; man könnte das Wort variiren: ruhige Leute haben keine Romane. Doch ist dies eine empfindliche Lücke. Liest man unsre beiden Gewährsmänner, so sollte man glauben, es gäbe in Frankreich nur politisirende Advokaten, servile Richter, versimpelte Notare und schwindelnde Finanzmänner, während im Gegentheil die Mehr-

zahl in diesen Ständen dem Berufsgeschäft mit unermüdlichem Eifer, gewissenhafter Ordnung, vorwurfsfreiester Redlichkeit obliegt. Langweilig mögen diese Kreise sein, aber sie machen doch immer ein Hauptbestandtheil der Pariser Gesellschaft aus, sie vertreten im Familienleben wie im Berufsleben den unverwüstlichen, gesunden Kern Frankreichs, um den herum sich immer wieder nach den furchtbarsten Stürmen und Zerstörungen neues Leben ansetzt. Auch sind sie, was die Engländer nicht sehen, die treuesten Bewahrer der großen literarischen Ueberlieferungen ihres Vaterlandes, welche die Tages-Literaten nur allzuoft zu vernichten drohen. Freilich haben sich schon seit geraumer Zeit viele unreine Elemente zugedrängt, oft gesinnungstüchtige Republikaner, wie Bulwer's Banquier Louvier, oder Liberale aus Louis Philippe's Zeit, in denen noch der Haß des bürgerlichen Erwerbers adliger Nationalgüter lebt und der demokratische Neid des Parvenu mehr als Genußsucht und ostentatorische Eitelkeit die Habgier stachelt, meist aber moderne Gründer, von denen Mr. Grenville Murray in der Person M. Macrobe's ein so sprechendes Bild gezeichnet, weit ähnlicher jedenfalls als Bulwer's genialer und makelloser kaiserlich gesinnter Speculant M. Duplessis.

„M. Macrobe hatte die Idee des Crédit Parisien in einem glücklichen Augenblick empfangen und verwirklicht. Am Tage nach dem Staatsstreich von 1851 gab es eine zahlreiche und höchst interessante Classe von Leuten, die früher nie einen Centime besessen, nun aber plötzlich zu Ehren und einträglichen Würden gelangt waren. Diese Leute, welche eine factiöse Opposition als

Abenteurer bezeichnete, die aber die unparteiischere Geschichte einfach Bonapartisten nennt, hatten mehr Ergebenheit als Münze und waren natürlich vom lebhaftesten Wunsche beseelt, ihre Privatmittel sobald als möglich auf das Niveau ihrer öffentlichen Stellung zu heben. M. Macrobe erschien und zeigte den Weg. Da er mit den meisten Würdenträgern auf vertrautem Fuße stand — war er doch mit mehr als Einem die schattigen Pfade der Bohême (des finanziellen, künstlerischen und literarisch-journalistischen Zigeunerthums) gewandelt —, so konnte er in der vertrauten Sprache der Freundschaft andeuten, was für ein überflüssiges Ding Capital ist, wenn man ein so treffliches Ersatzmittel wie eine Stelle und die besonderen Informationen besitzt, zu denen eine Stelle verhilft. Was er sonst noch hinzufügte, welche lockende Aussichten er hungrigen Augen vorzauberte, das sind Geheimnisse, in welche kein Ungeweihter dringen kann; aber die Folge war, daß eines schönen Morgens der Crédit Parisien wie ein Stern im Osten aufstieg und daß es ihm sofort wohl erging. Denn die Gesellschaft kaufte Grund und Boden in Paris, und, siehe da, Dank einem merkwürdigen Zufall, sollte bald nachher ein neues Boulevard an der Stelle gebaut werden und den Preis des Bodens verfünffachen; sie kaufte Schiffe, und, o Wunder, die neue Packetlinie war kaum organisirt, so erhielt sie auch schon von der Regierung den Auftrag, die Post zu übernehmen, Truppen zu transportiren, unterseeische Telegraphentaue zu legen; sie kaufte Häuser, und sofort fand die Regierung es nothwendig, sie um den doppelten oder dreifachen Preis der Ankaufssumme

zu expropriiren, weil der Platz gut für eine Kaserne, ein Theater, eine Kirche schien. Es mag vielleicht bemerkt werden, daß diese Art Geld zu machen eine etwas verdächtige Familienähnlichkeit mit dem veralteten Gewinnmittel falscher Würfel hat; aber auf solche simple Einwürfe genügt es zu antworten, daß der Zufall gar oft ein seltsam Ding ist; daß Männer im Amt immer Gegenstand der Verläumdung sind, und daß, wenn wirklich ein paar hohe Beamte, die in Verbindung mit dem Crédit Parisien sein sollten, in einer überraschend kurzen Zeit ganz unerklärlich reich wurden, an diesem Umstande wahrlich Nichts ist, das nicht ein Werk des Zufalls sein könnte."

In der That war es das Bündniß schwindelnder Börsenspeculanten und glücklicher Stellenjäger, welche des Kaisers Gutmüthigkeit und unbeschränkte moralische Toleranz, wie das um keinen Preis zu theuer befriedigte Ruhebedürfniß der Nation ausbeutete, um sich die Taschen zu füllen und sich's gut sein zu lassen. Zum großen Theil nun gehörte der officielle Verbündete des Gründers dem armen Kleinadel an. Zu stolz zum „redlichen Gewinn", oft talentvoll, meist nach französischer Art mit guter Gymnasialbildung ausgestattet, beinahe immer kühn, ja tollkühn, bald Novellist, bald Feuilletonist, heute Theaterdirektor, morgen Herausgeber einer kurzlebigen Zeitschrift, war er gewohnt, sich nach der Decke zu strecken, meist aber in jenen Kreisen zu verkehren, wo das Taschengeld sich höher zu belaufen pflegt, als Miethe und Haushalt; und war nicht unwillig, sein „Von" um den fixen Gehalt und die hohe

Würde eines Unterpräfecten oder gar eines Präfecten anzubieten. Hier hauptsächlich recrutirte sich im Beginne des neuen Régimes die Verwaltung, wie die Staatsanwaltschaft aus den ehrgeizigen Familien des reichgewordenen kleinen Bürgerstandes, welcher durch diese Pforte in den so angesehenen Richterstand, der von jeher die zweithöchste Stellung in der französischen Gesellschaft einnahm, zu dringen hoffte. War der heruntergekommene Edelmann aus sehr vornehmem Hause oder hatte er selber sein Vermögen in den höchsten Kreisen durchgebracht, gebot der juristische Parvenu über sehr viel Geld, gesellte sich das nöthige Glück, die hervorragende Begabung, die Energie des Charakters zur Scrupellosigkeit, dem Ehrgeize oder der Genußsucht, so brachte man's auch wohl weiter als bis zum Präfecten und Oberstaatsanwalt. Bulwer hat im Vorübergehen ein ganzes Schock jener Leute gezeichnet, die erst in Salons, dann in fashionable Clubs zu dringen gewußt, durch Heirath Millionärs, durch Madame's Liebhaber Gesandte geworden; oder solcher, die, einst socialistische Advocaten, sich bei Zeiten bekehrten und, als officielle Candidaten in den gesetzgebenden Körper geschickt, hohe Verwaltungsstellen erlangten; und Trois-Etoiles hat in seinem M. Gribaud den Typus des gewesenen procureur général, jetzigen kaiserlichen Ministers, treffend geschildert, dem er als Seitenstück den Typus der anderen Classe, wie er sich in Morny am Vollendetsten ausgeprägt, wol hätte gegenüberstellen können.

Eine Abart des französischen Adels, zu dem auch der müßige Rentier bürgerlichen Ursprungs, aber ererb-

ten Vermögens gezählt werden muß, ist der bescheiden bemittelte, aber unabhängige angebildete Salonsmann, der, wie Bulwer's Graf Passy, sechsmal seine politischen Ueberzeugungen wechselt, nicht etwa aus Geldinteresse, sondern aus Mode und weil er stets der Strömung folgt, vielleicht auch, weil er instinctiv immer für die bestehende Regierung Partei ergreift, gerade wie sein Gegenstück, der Vicomte de Brézé, mit jeder bestehenden Regierung unzufrieden sein zu müssen wähnt: „Ich glaube," so spottet etwas schwerfällig der englische Freund dieses ewigen Pariser Frondeurs, „wenn der Erzengel Gabriel auf Paris herabsteigen und die beste Regierung für Frankreich bilden dürfte, so die Weisheit der Seraphim erfinden könnte, es würden keine zwei Jahre, keine sechs Monate vergehen, so würde sich in diesem Paris, diesem foyer des idées eine mächtige Partei bilden, darunter Sie selber und andere hommes de plume, zu Gunsten einer Revolution im Interesse des guten Herrn Satan und ce cher petit Beelzebub."

3.

Ein wichtiger Umstand gab der Pariser Fronde unter dem Kaiserreich besondere Bedeutung und Gefährlichkeit. Nie war der Bruch zwischen der intellectuellen und politischen Welt vollständiger gewesen. Kaum ein Name, dessen die französische Literatur des Jahrhunderts sich rühmt, wurde je in den glänzenden Empfangssälen der kaiserlichen Minister gehört — vor 1870, wo dann

freilich, nicht zum Heile des Kaiserreichs, die ganze gelehrte Opposition eindrang und die alten Fehler lustig von Neuem beging. Ein Mérimée, ein Sainte-Beuve, die im Senate zu sitzen geruhten, sind Ausnahmen, die nur die Regel bestätigen: denn selbst ihr Ruhm, ihre Gelehrsamkeit, ihr Geist, die Unbestechlichkeit ihres Charakters schützte sie nicht vor rohester Verleumdung Seitens des gebildeten Pöbels, nicht vor dem Ostracismus der literarisch-akademischen Aristokratie. Es ist eine große Lücke in Grenville Murray's Schilderung Pariser Zustände, daß die Kreise der höheren Gelehrsamkeit, wie die noch unzufriedeneren des in Frankreich so compact organisirten Gymnasiallehrercorps nicht dargestellt sind; die Advocaten- und Journalistenopposition dagegen mehr als billig betont ist. Doch kennt er, und kennzeichnet er ihn wohl in wenig Worten, diesen Krebsschaden des zweiten Kaiserreichs: die Trennung zwischen geistigem und politischem Leben. Auch Bulwer hat jene Seite nur flüchtig, aber freilich mit meisterhafter Hand, berührt. Diesmal ist es nicht sein tragischer Chor, der englische Gentleman, der die Gefahren dieser Trennung andeutet, sondern ein deutscher Graf, den übrigens sein französischer Freund mit Recht für einen ganz unleidlichen Pedanten erklärt: „Des Kaisers Lob ist von keinem großen Dichter gesungen worden. Die Berühmtheiten einer früheren Zeit stehen abseits, oder ziehen das Exil einer gezwungenen Unterwerfung vor; ja, bekämpfen ihn aus dem Asyle an fremdem Gestade mit stets erneuerten Geschossen. Seine Regierung ist unfruchtbar an neuen Berühmtheiten. Die wenigen, die auftauchen, stellen sich

in die Reihen seiner Gegner. Sollte er je wagen, der Presse und der Gesetzgebung volle Freiheit zu geben, die so unterdrückte oder so feindliche Intelligenz würde in gedrängter Masse gegen ihn anstürmen. Seine Anhänger sind nicht dazu angethan noch geübt, solchen Angreifern zu begegnen. Sie werden eben so schwach sein, wie sie zweifelsohne heftig sein werden. Und das Schlimmste ist, daß die so massenweise gegen ihn aufstehende Intelligenz verkrüppelt und verrenkt sein wird, gleich Gefangenen, die, lange in Ketten gehalten und plötzlich frei geworden, ihre Glieder in heftigen Sprüngen ohne bestimmten Zweck üben. Die Leiter der emancipirten Meinung können auf diese Weise furchtbare Feinde für den Kaiser werden; aber auch gar schädliche und unzuverlässige Rathgeber für Frankreich."

Bulwer sieht überhaupt sehr klar, trotz seiner Vorliebe für Alles, was französisch ist, den geistigen, hoffentlich nicht unwiderruflichen, Verfall des begabten Volkes, das so lange den Reigen der Civilisation geführt; und er sieht ihn überall. „Ich beklage nicht so sehr, daß der französische Geschmack weniger wählerisch ist als früher, wohl aber, daß die französische Intelligenz heruntergekommen ist. Der Fall von „Polyeucte" auf „Ruy-Blas" ist tief, nicht so sehr in der Poesie der Form, als in dem Werthe des Gedankens; aber der Fall von „Ruy-Blas" zum besten Drama des Kaiserreiches bringt uns vollständig aus aller Poesie hinaus . . . Die Theatervorstellungen, denen ich beiwohnte, beweisen nur, daß das französische Volk verkümmert (is becoming dwarfed). Die Komödien, die ihm gefallen, sind nur

unterhaltende Zerrbilder kleiner Mäkel einer verderbten Gesellschaft. Sie bringen keine großen Typen der menschlichen Natur mehr; ihr Witz erleuchtet nicht mehr wie mit Blitzesklarheit tiefe und allgemeine Wahrheiten; ihre Empfindsamkeit ist nicht rein noch edel — es ist ein kränkliches und falsches Verkehren des Unreinen und Unedlen in Travestien des Reinen und Edlen . . . Alles, was wirklich noch übrig bleibt vom alten französischen Genius, ist das Vaudeville."

In einer so treffenden Bemerkung wie die letzte erkennt man sofort den klaren, ungetrübten Blick des wirklich Gebildeten, und solcher Bemerkungen sind viele in den „Parisians"; während die Charakterzeichnung Bulwer's leicht etwas Abstractes an sich hat, das sie unwahr macht. Seine Schilderung der Journalisten, — eines alten, wohlwollenden Kritikers, eines scrupellosen, aber genialen und charaktervollen Ehrgeizigen und eines jungen, eiteln und ehrsüchtigen Absynthtrinkers, — ist wahrheitsgetreu, und doch leben die Leute nicht, während uns Grenville Murray sofort unter alte Bekannte führt, wenn er uns die Zeitungsschreiber der verschiedensten, ja feindseligsten Parteien als gute Freunde beim Souper, als heitere Collegen im sehr erträglichen Gefängniß zeigt. Der Feuilletonist Rameau, der „nie etwas gelesen hat, das des Studiums verlohnte und hochmüthig im Verhältniß zu seiner Unwissenheit ist", ist ohne Zweifel ein ganz gewöhnlicher Schlag; aber die Roches, Tartines, Delormays, Tampons, Kerjous sind mehr als ein Schlag — es sind die Leute selbst; und, wenn auch unabsichtlich, ist schon die Thatsache, sie als numerus darzustellen,

ein glücklicher Griff. Es ist ein durchgehender Zug des Pariser Lebens, zugleich ein Beweis des tiefen Skepticismus, der den Grundton bildet, aber auch der feinen Formen, der veredelten Geselligkeit, die der Franzose von den Vätern ererbt und als ein schönes Bedürfniß empfindet, ein Beweis auch der gründlichen Harmlosigkeit und Gutmüthigkeit, die unter der anscheinenden Leidenschaft schlummert, daß die Vertreter aller Parteien in der Presse, nachdem sie sich den Morgen, die Feder in der Hand, zur höchsten Heftigkeit hinaufgeschraubt, sobald das Manuscript im Druck ist, ihre Feindschaft vergessen und wie Bulwer's alter Savarin — ein sehr schönes und ausdrucksvolles Exemplar des friedlichen, bürgerlichen, häuslich-geselligen Journalisten aus Louis Philipps Zeit, — und sein absynthverzehrter junger Rameau, eben so friedlich und freundschaftlich mit einander verkehren, als Grenville Murray's legitimistische und republikanische Journalisten. Nur der rothe Republikaner Albi — Blanqui? — macht eine Ausnahme: da die ganze Politik seiner Partei ja nur auf Haß und Neid fußt, so kann er sie auch nicht wohl im Privatleben ablegen, — ein feiner Zug bei dem sonst so parteiisch für die Republikaner eingenommenen Verfasser des „Member for Paris“.

Die Elemente, aus denen die Partei zusammengesetzt, erkennt aber Bulwer doch besser heraus als sein jüngerer Nebenbuhler; der Arzt, der es zu keiner Praxis bringen kann, der atheistische Schriftsteller, der nichtgelesene Bände über Mathematik und Elektrizität geschrieben; der belgische Internationalist, der polnische Vagabund,

der italienische Geheimbündler, der junge, vor der Zeit sittlich und körperlich verderbte Pariser Feuilletonist und Winkelpoet, vor Allen der ehrliche, ritterliche, irregeleitete Arbeiter, dem die schaal-plausibeln Ideen des politischen Nationalismus den Kopf verdreht, Alle zusammengehalten, geführt, ausgebeutet von dem „Revolutionsmacher, den alle Demokratien, alte wie neue, kennen und der die Hebel der Volksleidenschaften um so gewissenloser in Bewegung setzt, als er den Pöbel souveräner verachtet".

Neben diese mehr oder minder unreinen Elemente der Revolution nun, die auch er vorübergehend als die wahren Schuldigen an dem immer wiederkehrenden Despotismus brandmarkt, stellt nun Grenville Murray die honnete republikanische Partei, die Partei, um Namen zu nennen, der Jules Favre und Carnot, der Garnier Pagès und Cavaignac. Der practische Engländer läßt sich freilich nicht von seiner Sympathie und Bewunderung der Persönlichkeiten zur Gutheißung ihrer Theorien, oder gar zur Theilung ihrer Illusionen fortreißen. Der Muster-Republikaner, „einer der geachtetsten Führer seiner Partei, dessen anspruchslose Redlichkeit und schlichte, unbeirrbare Principientreue ihm bei Freund und Feind gleichermaßen den Namen „des ehrlichen Gerold" eingetragen hatte", der Vater des Helden, hat einen politischen Glauben, dessen Naivetät dem englischen Realisten durchaus nicht entgeht. „Die Republik, wie er sie träumte, wäre ein gar schönes Ding gewesen; leider hatte sie den Nachtheil, daß sie nicht eingerichtet werden konnte, ehe Jedermann die letzte Hefe vom Uebel von sich ausgeworfen hatte und in einen aufgeklärten Menschenfreund

verwandelt war. Ich glaube, in des würdigen Herrn republikanischen Verfassungsplänen war von Zuchthäusern gar nicht die Rede, noch weniger von solchen Beamten wie Henker, Gensdarmen und Gefängnißwärter. Er hatte eine Art über Schulen zu sprechen, welche Einem zu verstehen gab, daß das Verbrechen nur die Folge der Unwissenheit sei, und daß, wenn die Menschen nur erst einmal lesen, schreiben und rechnen könnten, auch die Nothwendigkeit für Zwangsanstalten vermieden würde." Das Portrait des „ehrlichen Gerold" ist ein Meisterstück und die Ironie, mit der der Maler des so treffenden Portraits über die politische Befähigung seines Mannes lächelt, thut der Verehrung, die er ihm zollt, keinen Eintrag. Doch scheint er mir Eines nicht recht eingesehen und in's Licht gesetzt zu haben, das in Frankreich nie fehlt, und namentlich in dieser Partei und bei dieser Art Charaktere nie fehlt, die, oft unbewußte, oft auch recht bewußte, theatralische „Pose", — wir haben kein deutsches Wort für die undeutsche Sache. Man sieht, auch bei Bulwer, der seinerseits die ganze Phraseologie der Legitimisten für ebensoviel Gefühle und Gedanken nimmt, daß die Engländer im Begriffe sind von einem Extrem zum andern zu gehen.

Früher erschien den ruhigen, würdevollen, schlichten, schweigsamen Insulanern die lebhafte Gesticulation, die rednerische und überfließende Sprache, die expansive Zurschaustellung des Enthusiasmus, des Gefühls, der Verachtung bei den lebhaften Franzosen als eitel Komödie; heute nehmen sie das Alles für baare Münze, und, weit entfernt einen Mangel an Würde in der ostensiblen

Weise ihrer Nachbarn zu sehen, vermeinen sie, Alles sei der unwillkürliche Ausdruck des innern Menschen. Nun ist aber in der That weder das Eine noch das Andere ganz wahr: es giebt unendlich viele absichtliche, überlegte Rollenspieler in Frankreich, von denen alle Eingeweihte wissen, daß sie Rollen spielen, die aber, da sie Consequenz, Ausdauer und Geschmack in ihrem Spiel zeigen, anerkannt werden: und ich könnte da, wären die Eigennamen nicht so unliebsam, eine nicht mehr unter den Lebenden weilende, angesehne Persönlichkeit der legitimistischen Partei und einen noch immer einflußreichen Führer der republikanischen Partei nennen, die sogleich die Sache veranschaulichen würden. Denn die Programme dieser zwei Parteien, im Vorübergehen sei's gesagt, eignen sich natürlich am Besten zur scenischen Aufführung und Declamation. Daneben giebt's indeß noch eine Unzahl ganz vulgärer Komödianten, vor Allem aber eine große Menge solcher, die, ohne es zu wollen und zu wissen, sich von der Rhetorik und dem Spiel fortreißen lassen. Der beste Franzose, wenn er kein Skeptiker ist, welche ich, als die wenigen zugleich Ehrlichen und Einsichtigen, stets ausnehme, da sie im Parterre sitzen, nicht auf der Bühne sich breit machen, — der beste Franzose ist bei aller seiner Aufrichtigkeit immer ein wenig Schauspieler. Er kann's nicht lassen: er muß jedem seiner Gedanken, seiner Gefühle, seiner Handlungen gleich ein Publikum verschaffen und er muß sie diesem Auditorium sofort in schöner Fassung zeigen. Jenes Bedürfniß des Gesehenwerdens und dieser Instinct für den schönen Schein machen ja gerade den Reiz des Fran-

zosen aus. Wenn er uns „tausendmal seiner Freundschaft“ versichert, so lügt er nicht, wie der unbiegsame Engländer vergangener Zeiten, der nur das „Ja, ja, nein, nein“ gelten ließ, früher wohl glauben mochte; er sagt aber auch nicht die ganz ungeschminkte Wahrheit. Es ist ein erfreuliches Zeichen der fortgeschrittenen Duldung und eines unbefangneren sittlichen Urtheils bei den Engländern, daß sie nicht mehr jeden demonstrativen Franzosen ohne Weiteres für einen Schelm oder Narren erklären; aber man schießt doch auch über's Ziel, wenn man nur lauteren Enthusiasmus, gediegene Gesinnung, tiefgefühlte Regungen hinter jedem freundlichen oder begeisterten Worte des Franzosen sieht. Seine Lebhaftigkeit darf nicht über die Natur seiner Spontaneität täuschen, welche weit seltener aus innerstem, durchwärmendem Feuer hervorgeht, als aus einer gewissen Nervenerregbarkeit (impulsiveness, würde der Engländer sagen) und einer Art Kopffieber, oft auch aus dem äußerst unschuldigen Wunsch zu gefallen, was denn der Fremde Alles leicht für etwas ganz Anderes nimmt. Die Principienreiterei nun gar, namentlich in der republikanischen, zum Theil auch in der legitimistischen Partei, beruht meist auf etwas noch weniger Bewundernswerthem: Enge und Steifheit der Intelligenz, Furcht vor dem qu'en dira-t-on und die Sucht, durch catonische Festigkeit zu imponiren. Dabei vergessen unsere englischen Beobachter in ihrer Nachsicht gänzlich die praktische Gefährlichkeit jener schönen Selbsttäuschungen und „Principien“: die Gerold haben noch stets den Weg gebahnt für die Albi.

In die seitwärts stehenden Kreise der Akademie, wie

in die bittere und permanente, obschon nur halblaute Opposition der „Université“, führen uns, wie gesagt, beide Engländer nicht ein, vielleicht, weil sie sie weniger kennen gelernt, vielleicht auch, weil sie in ihnen keine lebendigen Theile Frankreichs sehen, was freilich kein geringer Irrthum sein würde. Die unterirdische Arbeit schlechtbezahlter, versauerter Gymnasiallehrer, deren gesellschaftliche Stellung und pecuniäre Lage ganz außer allem Verhältnisse zu ihrer geistigen Bildung stehen, ist noch gefährlicher für das zweite Kaiserreich gewesen, als der elegante Krieg, den die vornehmen literarischen und nichtantastbaren Kreise auf der Oberfläche und wie spielend mit den Waffen des Witzes, der Anspielung und der aristokratischen Geringschätzung gegen es führten. Ueberhaupt sehen unsere beiden britischen Gewährsmänner das Geistesleben Frankreichs viel mehr in der Feuilletonliteratur des „Figaro“ und „Gaulois“, im Roman und Theater, als da, wo es wirklich pulsirt. In der That kommen wir, bei Bulwer wie bei Trois-Etoiles, nur gar zuviel mit dem jeune Paris zusammen, das durch Baudelaire, P. de Saint Victor, Théophile Gauthier bis an die jeune France der dreißiger Jahre hinaufreicht oder sich doch an sie anzuschließen behauptet. Die ganze leichte Literatur der extemporirten Schriftsteller, die „Tribus der Absynthtrinker“, die im Abiturientenexamen durchgefallenen Witzbolde, welche die Hauptstadt mit skandalösen Anecdoten und Kalauern versorgen, werden vor Allen der Reihe nach vorgeführt; und wer wollte leugnen, daß diesem ätzenden Elemente eine große Mitschuld an dem Unglücke Frankreichs beizumessen ist: daß ein witziger

Stadtschreiber, ohne alle Schulbildung, vom Estaminet und Billard in die „literarische Presse", von da in die Politik und endlich gar in den gesetzgebenden Körper, ja in die Regierung kommen sollte, ist freilich charakteristisch; aber um es begreiflich zu machen, mußten die Geschichtsschreiber dieses tollen Vorkommnisses auch die Waffe zeigen, mittelst deren so Unglaubliches möglich ward: der Witz. Hier haben wir sechs Bände über Frankreich, denen ich leicht noch zwanzig andere, aus englischen Federn geflossene, beifügen könnte, und von der französischsten aller französischen Eigenthümlichkeiten, dem Witze ist auch nicht eine Spur wahrzunehmen, — wie es dem aufmerksamsten und gescheidtesten französischen Beobachter Englands nie gelingen will, den Humor zu entdecken, geschweige denn zu verstehen und wiederzugeben.

Der aller kräftigen und gesunden Speise entwöhnte, fastidiöse Gaumen des Lesers, dem ein Band, ein Essay, ja ein Leitartikel schon zu viel und dem nur noch mit kurzathmigen Paragräphlein gedient ist, die Scandalsucht, die so gerne hinter die Coulissen sieht, erklären freilich viel, doch würde man nie die ungeheure Anzahl von literarischen Hofnarren und Possenreißern, noch weniger ihren Erfolg begreifen, brächte man nicht das unbesiegbare Bedürfniß des Pariser Publikums nach Witz und die Virtuosität besagter Clowns in der Production der verlangten Waare mit in Anschlag. Von diesem, meist platten, Witze findet man nun bei unsern Engländern ebensowenig als von dem raffinirten und geschmackvollen Witze der Geistesaristokratie. Man sollte glauben, liest man die britischen Schilderungen, ganz Frankreich habe

zwanzig Jahre lang nur im gröbsten Luxus gelebt: das high life mit seinen Maskenbällen und Pferderennen, mit seinem modischen Gefallen am bric à brac und seinen ebenso fashionablen Fastenpredigern war doch immer nur ein Auswuchs. Daneben und darunter lebte noch die ächte Pariser Gesellschaft mit ihren höheren Interessen und ihren feineren Formen. Mehr als ein dritter, ja vierter Stock öffnete sich noch allwöchentlich der Elite Frankreichs; und Staatsmänner, welche das Land regiert, Akademiker, welche die Wissenschaft erneuert, Edelleute, welche mit ihrem Namen und Reichthum auch die schönen Geschmacksüberlieferungen der Väter ererbt, große Künstler, deren Namen leben werden, wenn die aller gepriesenen Zeitungsschreiber des Tages längst verhallt sind, ließen sich's nicht verdrießen, ein paar hundert Stufen hinaufzusteigen, um ein paar Worte mit Ebenbürtigen zu wechseln. Ja sogar die Besseren unter den Regierungsfreunden suchten und erhielten Zutritt zu diesen letzten Zufluchtsstätten der französischen Geister. „Wie kommen Sie hierher?" fragt Horace Gerold eine Mme. de Margauld, die zum Kaiser hält, und die er bei Herrn Tiré trifft — freilich nicht in einem vierten Stock, wenn wir anders den Namen T—h—i—e—r—s buchstabiren dürfen —. „Oh, ich komme hierher wegen der angenehmen Gesellschaft. Wenn man Leute von wahrem Werth in Kunst, Literatur oder Politik (?) sehen will, muß man sie in den Oppositionssalons aufsuchen." Das sind aber nur flüchtige Andeutungen: diese Seite verdiente sorgfältig ausgeführt zu werden in einem Gesammtbilde der Pariser Gesellschaft unter Napoleon III.

4.

In der Darstellung der französischen Zustände kann man nie zu viel Gewicht auf den schon von der „Gesellschaft" getrennten Mittelstand legen, aus welchem Heer, Lehrerstand, niederes Beamtenthum sich hauptsächlich ergänzen und aus dem, wie überall und immer, der Industrielle, Gutsbesitzer und Großhändler nach gewissen Umwandlungen hervorgeht. Ich hob schon hervor, daß der im Stillen sehr einflußreiche Lehrerstand unseren Britten ganz entgangen ist. Auch der Beamte (l'employé), eine höchst achtbare, freilich durch den französischen Staatsmechanismus ganz zur Maschine herabgedrückte und von keiner wissenschaftlichen Bildung getragene Classe, scheint ihnen unbekannt geblieben zu sein. Dagegen hat der englische Satiriker die militärischen Gewohnheiten und Attituden der Zeit in seinem imperialistischen Zuavenofficier äußerst lebendig geschildert. Unter der Restauration und der Juliregierung hatte sich der Typus des bramarbasirenden Galants in Epauletten, wie er unterm ersten Kaiserreich geglänzt, Redouten und Weiberherzen erobert, einigermaßen verloren oder war doch in den Hintergrund getreten vor dem gebildeten, fleißigen Officier aus wohlhabender und guter Familie, der in den wohlunterrichteten und wohlerzogenen Prinzen des jüngeren Königshauses seine Muster sah. Der gewesene Unterofficier kam aber nach dem Staatsstreiche wieder auf die Oberfläche, und selbst der élève de Saint Cyr nahm den Ton und die Manieren der heraufgekommenen Kameraden an. Oefter beim Absynth als beim Studium an-

zutreffen, stets bereit, den Kaiser mit dem Degen in der Hand gegen jeden „Pékin" zu vertheidigen, nöthigenfalls besagten Pékin herauszufordern, stets von seinen Heldenthaten vor Sebastopol renommirend, stolz auf seinen bürgerlichen Ursprung, als Zeichen des Verdienstes, das ihn allein so weit gebracht, bis in „die Elite der Nation" *), ist er natürlich fest überzeugt, keine junge Frau könne ihn ansehen, ohne sich sterblich in ihn zu verlieben, und theilt er seinen Tag zwischen dem Kaffeehaus und dem Wohnzimmer seiner Cousine, die unbegreiflicher Weise ihren bourgeois de mari viel interessanter findet, als den selbstgefälligen Eisenfresser, der eine so bedenkliche Familienähnlichkeit mit dem Polizeidiener hat.

Wie gesagt, gehört dieser moderne Landsknecht meist den niederen Mittelklassen an, die unsre beiden Gewährsmänner, namentlich Bulwer, sonst etwas stiefmütterlich behandelt haben. Doch ist der gute Pochemolle im „Member for Paris" ein sehr treuer Vertreter dieser liebenswürdigen Schichte des französischen Volkes. Ein andrer Engländer, Dickens, der „Unnachahmliche", hat in seinen Briefen aus Boulogne einem solchen trefflichen französischen Bourgeois, dessen Landhäuschen, mit Park, Springbrunnen, Teich, Wäldchen, Felsen, Treibhaus, Alles in einem halben Morgen, er zwei Sommer über

*) Worte des Kaisers, die aber ganz der nationalen Anschauung entsprechen. Ich erinnere mich, einst den Brief eines Oberlieutenants an seine Schwester gelesen zu haben, in dem er ihr eine Kammerjungfer empfahl, weil sie die Schwester eines seiner Kameraden sei, der den Krimfeldzug mitgemacht, „qui a porté si haut la gloire de la France."

bewohnte, dem immer heitern Beaucourt, einen unvergänglichen Denkstein gesetzt. In diese Kreise hat sich all' die liebenswürdige Gutmüthigkeit (Bonhomie) geflüchtet, die einst der Grundzug des französischen Charakters war. Zufrieden mit Wenigem, von unerschöpflicher Gefälligkeit und makelloser Ehrlichkeit, überstolz, wenn ein Strahl von der Sonne irgend eines berühmten, oder nur genannten, ja nur decorirten Bekannten auf ihn fällt, selbstgefällig, wenn er im Stadtrath oder auf der Geschwornenbank seine Stimme abgegeben, eitel, aber von jener harmlosen Eitelkeit, die Andere weder verwundet, noch ihnen sich allzulästig aufdrängt, nicht von jener in sich selbst grübelnden, an sich selbst bildenden wie sie der deutsche Individualismus und Ich-Cultus unter uns entwickelt hat, noch von der concentrirten, verschämten und verbitterten Eitelkeit, welche der politische und literarische Mißerfolg so vieler aus ihrem Gleise gezogenen Mittelmäßigkeiten im revolutionären Frankreich gesäet hat; immer heiter zu Scherz und Calembour aufgelegt, könnten ein Beaucourt, ein Pochemolle die sicherste Grundlage eines kräftigen Staatsbaues sein, wie sie die feste Basis des französischen Wohlstandes sind, wenn sie sich dazu verstehen wollten, das Jahr über etwas weniger, am Entscheidungstage etwas mehr Politik zu treiben.

Wollte Gott, sie wären so gut conservativ gesinnt, wie Mr. Grenville-Murray seinen Pariser Handelsmann darstellt. Dem ist aber leider nicht so. Der Pariser Ladenbesitzer (Paul de Kock's boutiquier), der sich, wie Herr Pochemolle, am Lebensabend in sein Garten-

häuschen zu Meudon zurückzieht, kann's Politisiren nun einmal nicht lassen; er liest seine Zeitung allmorgentlich, hat seine Meinung über alle Tagesfragen, kurz er ist das Ideal des modernen demokratischen Bürgers voller Gemeinsinn, öffentlichem Interesse, nationalem Pflichtgefühl und wie die Modephrasen alle lauten. Nun will er doch auch seine politische Weisheit zeigen, der Regierung gute Lehren geben und sofort. So schickt er denn unfehlbar — und in den größeren Provinzstädten fängt er an, genau dasselbe zu thun — die Herren Jules Favre und Carnot in die Deputirtenkammer, die wieder ebenso unfehlbar Herrn Ledru Rollin und Gambetta und endlich Herrn Delescluze und Vermorel nach sich ziehen. Nun wird's unserm guten Pochemolle doch etwas zu heiß: er verkauft Nichts mehr, die Fremden bleiben aus, der Arbeiter wird trotzig, der Aufruhr tobt auf der Straße. Jetzt sollte er seinen Bürgermuth zeigen, sein Gewehr schultern und auf den Platz eilen: seine Gegenwart würde genügen, die Canaille einzuschrecken; aber so versteht der brave Patriot der Rue Saint-Denis die Bürgerpflicht keineswegs; das ist Sache der Polizei, dieses verachteten Gesindels von mouchards, agents provocateurs, Tyrannenschergen und verkauften Sbirren, gegen die er so oft in tugendhaftem Freimuth gedonnert: die soll ihm die Straße säubern: wozu wäre sie denn sonst da? Sie reicht aber nicht mehr hin: es gehören auch Cuirassiere und Artilleristen dazu, vor Allem aber Jemand, der sie commandirt, und eines schönen Tages ist „die Aera der Revolutionen geschlossen", der Aufruhr besiegt, freilich auch die Freiheit; und Herr Pochemolle

braucht wieder zehn Jahre, bis er sich von seinem Schreck erholt, wieder anfängt sich für's öffentliche Wohl zu interessiren und — den alten Kreislauf von Neuem zu beginnen. Im alten Frankreich hatte diese Neigung und Gewohnheit nicht viel zu sagen: da begnügte sich der witzige Bürger bei seiner chanson; heute hat er eine Stimme.

Bulwer hat die allgemeine Fahnenflucht der Bourgeoisie am 18. März 1871 lebendig gemalt; wie ihm denn überhaupt die Schilderung der Ereignisse und Stimmungen weit besser geglückt ist, als die der Charaktere. Doch ist ihm ein Portrait, das des ehrlichen, halbgebildeten, fanatisirten Arbeiters vortrefflich gelungen. Dieses Chaos von Atheismus und Aberglauben, von Ritterlichkeit und Abstraction, von künstlich hinaufgeschraubtem Haß gegen die Besitzenden, während er doch, der seine 15 Frcs. täglich verdient, dem Fabrikarbeiter gegenüber der wahre Besitzende ist, der allmälige Uebergang von der regelmäßigen Arbeit zur politischen Bummelei, unter dem Eindruck der plausibeln Gemeinplätze der Volkslehrer, das Verhältniß zu der abgehärmten illegitimen Lebensgefährtin — Alles das ist meisterhaft entwickelt und es veranschaulicht auf's Lebendigste jenen ächtfranzösischen, ebenso beklagenswerthen, als gefährlichen Typus, dem glücklicher Weise noch der ebenso ächtfranzösische Typus des blind-conservativen Bauern gegenübersteht, ohne den, bei der Zerstörungswuth der niederen Stadtbevölkerung, der abwechselnden Aufgeregtheit und Feigheit der Mittelklassen, der Theorienreiterei oder Witzelei der Gebildeten, dem Skepticismus der Redlichen

und Einsichtigen, Frankreich längst verloren wäre. Hier in diesen beschränkten ruraux, die Nichts kennen als ihre unmittelbarsten materiellen Interessen, deren ganzes geistiges Dasein in die Bande des Katholicismus geschlagen ist, liegt der Ballast, der das steuerlose Schiff immer wieder vom Umschlagen rettet. Auch diese Seite haben die beiden Engländer, die freilich nur Paris schildern wollten, vernachlässigt, und es ist nicht die einzige Lücke. So entgeht, wenigstens dem Verfasser des „Member for Paris", die Existenz einer wahren, tiefen, innigen Frömmigkeit in dem frivolen Paris neben der Mode- oder Conventions-Religion, die freilich die Regel ist und die er sehr geistreich analysirt und vergegenwärtigt. Bulwer sieht schon tiefer hier, Dank seinem Dichterauge, und malt mit Liebe und Genauigkeit jene von der englischen Weise so abweichende, milde und weiche, katholische Religiosität, die der Entwicklung des Geistes und der Kräftigung des Willens schädlicher sein mag als die protestantische, Herz und Phantasie aber nicht, wie jene, erkältet, sondern wohlthuend erwärmt. Ein Punkt endlich, und zwar ein Hauptpunkt, wo Beide sich in ihrer Unkenntniß oder ihrem Nichtverstehen Frankreichs begegnen, ist das weibliche Element in Staat und Gesellschaft.

Bulwer hat zwar versucht, aus George Sand und Daniel Stern eine femme de lettre ersten Ranges und hoher Geburt zusammenzusetzen, aber weder Baronne Dudevant, noch Comtesse d'Agoult würden sich in Madame de Grantmesnil erkennen wollen. Seine gutmüthige, stets Heirathen stiftende Madame Savarin ist

schon mehr aus dem Leben gegriffen; ebenso ist die fromme, wohlthätige Dame aus der Rue St. Dominique nicht ohne Vorbild, aber beide sind nur flüchtigst skizzirt. Dagegen sind weder seine verliebte Lorette, noch seine Financierstochter, weder Grenville-Murray's Georgette, noch dessen Mademoiselle Macrobe französische Frauen; es sind sammt und sonders englische Mädchen, die nie aus ihrem Eilande herausgekommen. Umsonst suchen wir nach einer wirklichen grande dame, jenem einzigen Erzeugnisse der französischen Geschichte und Cultur, einer Mischung von Grazie und Würde, von Freiheit und Sitte, Eleganz und Natürlichkeit, der man wohl noch begegnet und die hier ihre Stelle finden mußte, da sie das Ideal dieser Gesellschaft ist. Umsonst auch sehen wir uns nach jenem häufigeren liebenswürdigen Typus der Gesprächsvirtuosin um, die, gleich gewandt in Erzählung und Erwiederung, Ironie und Malice, im sous-entendu und in der prägnanten Schärfe des Ausdrucks, der französischen Unterhaltung noch immer ihren eigenthümlichen Reiz giebt. Nun gar die Kokette sans phrase, die banale sowohl, die den Gedanken kaum erträgt, nicht Allen zu gefallen, vom Fürsten bis zum Schuster, als auch jene andere schlimmere, die nur Einem rücksichtslos und mit souveräner Verachtung allen Anderen nachstellt; die Attituden-Künstlerin, der Blaustrumpf, die Modepuppe, die einzig und ausschließlich in ihrer Toilette lebt; die solliciteuse, die unablässig ihres Mannes Ehrgeiz stachelt und es übernimmt ihm die Schritte zur Befriedigung desselben zu ersparen; die einst Vergnügungssüchtige, jetzt Intriguante, morgen Fromme; die steiftugendhafte, correcte,

aber stets elegante Mutter wohlerzogener Töchter; das schon ganz durchtriebene Pensionatfrüchtchen, das von zukünftigen Siegen träumt; die treffliche Hausfrau, der keiner ansieht, wenn sie den Abend an einfach eleganter Tafel empfängt — von der sie nie aufzustehen braucht, wie die deutsche Schwester — daß sie den ganzen Morgen über in Küche und Keller gewirthschaftet; der weibliche Buchhalter, Obercommis, und maire de palais des Ladenkönigs; die sammtgekleidete, schmuckbedeckte Lorette in ihrem Daumont, die vielleicht beim Nachhausekommen ihren Herzensgeliebten, den entlassenen Sträfling, findet, der sie prügelt und ihr ihr Geld abnimmt; die muntere Grisette und die verschmitzte Zofe, — hundert andere Gestalten der französischen Frauenwelt glänzen durch ihre Abwesenheit, und man ist versucht zu denken, daß unsern beiden Sittenmalern doch ein großes Stück des Volkes, das sie studirt, ein Buch mit sieben Siegeln geblieben, daß weder der Seherblick des denkenden Dichters, noch das forschende Auge des Beobachters weiter gedrungen sind, als in's öffentliche Leben.

Das öffentliche Leben Frankreichs ist wohl in der That nie eingehender und mit mehr Verständniß dargelegt worden, als von dem englischen Aristokraten und dem englischen Republikaner, die uns zu Führern gedient haben auf dieser Reise durch Paris. Wer wissen will, wie Frankreich regiert wurde unterm zweiten Kaiserreich — wie es im Grunde immer, auch unter Herrn Guizot und General Cavaignac, regiert wurde, — der lese Grenville-Murray: kein Geschichtsschreiber wird ihm bessere und zuverlässigere Auskunft geben können über

die Weise, wie ein napoleonischer Minister die Stellen besetzte, die Polizei gebrauchte, die Wahlen inscenirte, die Presse beeinflußte, den gesetzgebenden Körper beherrschte, die Finanzen ausbeutete. Wer aber die Geschichte des „liberalen Kaiserreichs", die Vor- und Nachgeschichte des großen Krieges kennen will, der erwarte sie nicht von Herrn Ollivier's Enthüllungen, suche sie nicht in Benedetti's und Gramont's Indiscretionen, glaube sie nicht in Jules Favre's und Trochu's Apologien zu lesen; der nehme Bulwer's „Parisians" zur Hand; da wird er die steigende Fluth sehen, die unaufhaltsam vorwärts drang seit den 1860er Concessionen, seit Mexiko, drohender und gebieterischer seit Sadowa; er wird fühlen, wie jenes unsagbare Etwas, die Bewegung (l'agitation) sich der großen Stadt bemächtigt; das Individuum Nichts mehr ist, die nationale Leidenschaft wie losgelöst erscheint vom Einzelwillen; da wird er die Mitschuld der ganzen Nation, aller Parteien, aller Classen mit Händen greifen, und wer sie ihm zeigt, ist nicht verdächtig, er ist ein Freund, ein Bewunderer, ein Kenner der Nation, wie's immer nur wenige im Auslande geben kann. Gerade diese Verwickeltheit der Fäden, dieses Durcheinanderfließen der Strömungen war ja das Eigenthümliche der Lage, macht es noch heute möglich, daß jede Partei, ohne grobe Unwahrheit, die andre anklagen kann. Der Dichter aber steht drüber; mit sichrer Hand zaubert er den lebendigen Organismus im Spiegel der Kunst vor uns herauf, zeigt uns, was Charakter, Geist, Temperament, Geschichte der Nation, was die Einzelnen, was der Zufall gethan, giebt uns zu verstehen, wie und warum

das hochbegabte Volk, der Selbstregierung unfähig, doch die besten Regierenden nicht gewähren lassen kann, wie es die Dupe seines eignen Witzes wird und wie die Schuld der Väter sich rächt an Kind und Kindeskindern. Wird es je anders werden? „Gewisse moralisirende Zeitungen sagen uns," so spricht Bulwer's Frédéric Lemercier, ein ächter Stammgast der Boulevards, „die Pariser, ernüchtert durch das Unglück, seien auf dem Punkte, eine neue Existenz zu beginnen, fleißig und bedächtig zu werden, Vergnügen und Luxus zu verachten und wie deutsche Professoren zu leben. Glauben Sie kein Wort davon. Meine Ueberzeugung ist, daß, was man auch über unsere Frivolität, unseren Leichtsinn u. s. w. unterm Kaiserreich sagen mag, wir unter jeder anderen Regierungsform dieselben sein werden: — die muthigsten, feigsten, grausamsten, gutmüthigsten, vernünftigsten, gescheidtesten, widerspruchsvollsten, consequentesten Wesen, die Jupiter auf den Rath der Venus und der Grazien, des Mars und der Furien, je zum Vergnügen und Schrecken der Welt schuf; in einem Wort, Pariser."

Man sieht, dem politischen Instinct und der politischen Einsicht gebildeter Engländer entgeht, bei aller Sympathie, das tieferliegende Uebel nicht, das die französische Nation nicht dazu kommen läßt, eine gesunde und lebensfähige freie Regierung aufzurichten. Nichts kann sie darüber täuschen, wenn sie auch die Schuld der Herrscher noch so streng zu beurtheilen gewillt sind. Sie kennen heute ihr Nachbarland besser als je, sind gerechter gegen es als je, und doch denken im Grunde ihrer Herzen die Gerechtesten und Unterrichtetsten noch

ebenso über den politischen Charakter der Nation, als der Volksinstinct es vor Jahrhunderten that. Die Idee, welche unsre beiden ausgezeichneten Gewährsmänner von der politischen Befähigung der Franzosen und von dem Werthe ihrer staatlichen Einrichtungen und Anschauungen geben, ist keine schmeichelhafte. Im Grunde sind sie eben, trotz aller Sympathien für Frankreich, doch Engländer, deren politischer Menschenverstand sich durch keine vorgefaßten Theorien beirren läßt, und die sich, sobald sie die Sache nur einmal wirklich aus eigner Beobachtung, nicht wie Mill's Schüler aus Büchern und von Hörensagen kennen, durch keinen schönen Schein täuschen lassen. Sie sind aber auch Engländer im Muth und der Redlichkeit, mit der sie die Wahrheit auszusprechen wagen, selbst wenn sie mit ihren Neigungen collidirt, ihre Systeme stört.

Auch der französische Geist beginnt, wie man sieht, in immer weiteren Kreisen Englands nach seinen Vorzügen und Nachtheilen gewürdigt zu werden, wenn schon das intellectuelle Organ der Engländer weniger Verständniß für das geistige als für das politische Leben andrer Völker mitbringt. Die ganze philosophisch-religiöse, gesellschaftliche und sittliche Weltanschauung dagegen, welche dem politischen wie dem geistigen Leben zu Grunde liegt, ist selbst den schärfsten Augen jenseits des Canals noch unerreicht geblieben. Man tastet auf der Oberfläche herum und meint, man berühre die Lebensquelle selber. Dazu gehört eben noch etwas Anderes als des Gelehrten Studien, des Beobachters helle Augen, ja als des Dichters Seherblick; es gehört dazu nicht nur in,

sondern mit der Nation gelebt zu haben, in ihren Ideenkreis eingedrungen, ihre Leidenschaften mitempfunden, in ihr den Kampf um's Dasein gefochten zu haben, den Jeder auf seine Art ausfechten muß, d. h. mit ihr in steter Berührung der Interessen wie in praktischer Mitarbeit, in Liebe wie in Haß gelebt zu haben. Nur Einer hat je alle diese Bedingungen in sich vereinigt und nur diesem Einen ist es gelungen, die innere Seele Frankreichs zu malen, und ein eben so sprechend getreues als vollständiges, ebenso lebendiges als poetisches Gemälde des gesammten französischen Volkslebens im 19. Jahrhundert zu geben. Dieser Eine war Balzac, denn er war Bulwer und Grenville-Murray, Idealist und Realist in einer Person; aber er hatte das französische Leben nicht nur, wie die beiden Engländer, beobachtet und belauscht, er hatte es gelebt.

II.

Englische Beobachtungen über französisches Familienleben.

1.

Es gab eine Zeit — und sie ist noch nicht so lange her — wo der Engländer mit einem Gemisch von Verachtung und Mißtrauen auf den „foreigner" herabsah, und im Grund seines Herzens den Zweifel nicht zu unterdrücken vermochte, ob der Festländer wohl wirklich zu derselben Species gehöre, die Gott der Herr zum Meister über das Weltall eingesetzt und deren unzweifelhafte Nachkommen in ihrer ursprünglichen Reinheit und Kraft doch eigentlich nur in Großbritannien noch zu finden seien. Kaum vermochte er sich den Franzosen anders als in verschabtem oder grell buntem Kleide vorzustellen, dazu bestimmt der Welt ihre Köche, Perrückenmacher, Tanzmeister, zum höchsten ihre Possenreißer zu liefern, während der Italiener in seinen Augen ausschließlich den Beruf eines Tenors, Ballettänzers, Bri=

ganten, Sbirren, Facchino oder Lazzarone haben konnte, der Deutsche ihm aber gar als ein harmloses, zu Prügeln prädestinirtes Geschöpf erschien, besonders geeignet zu Kanonenfutter, metaphysischer Speculation und Kammerherrendienst verwendet zu werden. Selbst der wohlhabendere Insulaner, der sein Eiland in der Jugend verlassen, um den „grand tour“ zu machen, oder aber der Billigkeit, des Klima's und der Landschaft wegen seine Zeit auf dem Festlande verlebte, brachte sich fast ausnahmslos sein Stück England mit, und auch wenn er den Opfermuth so weit trieb auf seinen Morgenthee mit „buttered toast“ zu verzichten, so wäre es ihm doch nie eingefallen seine geistige Nahrung anderswoher als aus seinem Vaterland zu beziehen. Seine Kenntnisse über die Vergangenheit des von ihm bewohnten Landes gingen wenig über das hinaus, was er in seinem Murray fand, und über die Gegenwart desselben wurde er ja hinreichend, wenn auch auf einem kleinen Umwege, durch seine „Times“ unterrichtet. Wer von uns hat nicht solche alte Engländer gekannt, die ein Menschenalter in einer Stadt Frankreichs, Deutschlands oder Italiens geweilt, ohne ein Sterbenswörtchen von der Sprache der Eingebornen zu erlernen, und ohne zu ahnen, wie wohl der Minister heißen möge, der gerade jetzt die Geschicke dieses Landes lenkte?

Dem ist ganz anders geworden seit einem Vierteljahrhundert etwa; ja, die Sucht das Fremde kennen zu lernen, ihm gerecht zu werden, es zu bewundern und über die Heimath zu stellen, ist auf dem besten Weg, Altengland um einen guten Theil seiner schönsten sittlichen

und geistigen Ueberlieferungen zu bringen. Ich sage „der schönsten“, ohne mir zu verhehlen wie eng begrenzt der sittliche und geistige Horizont der Nation nach mancher Seite hin war: aber wer sagt „Ueberlieferung“, und sei es die humanste, weiteste, sagt auch in einem gewissen Sinn „Schranke“; und die Schranke ist eben so oft zum Heil als zum Uebel derer da, die vor ihr still stehen. Der Engländer, der geläufig mehrere Sprachen spricht, Büchner und Taine gelesen hat, sich für Wagner'sche Musik und Doré'sche Gemälde begeistert, in Baudelaire und Scheffel die französische und deutsche Dichtung zu finden meint, ist durchaus nicht mehr selten, und ich kenne mehr als einen, der diesen Cultus für das Festländische so weit treibt, daß er alles Heimische dagegen herabsetzt und von sich abzuthun sucht, um ganz vorurtheilsfreier Festländer zu werden. Nur daß ihm dieß glücklicherweise nicht so leicht gelingen will. Der brave, honette, aufrichtige Engländer blickt denn doch immer durch alle Oeffnungen des fremden Gewandes durch, das er sich angelegt. Er trägt es weder mit der Grazie des einen noch mit der Sorglosigkeit des andern, noch mit der theatralischen Kunst des dritten, und zwar eben weil er nur das Gewand entlehnt, den darunter sich bewegenden Körper nicht in seiner innern Eigenthümlichkeit erkennt, geschweige denn sich ihm in seinem Wesen assimilirt hätte. Daher eine gewisse ernst- und gewissenhafte Oberflächlichkeit im Urtheil der Engländer über fremde Völker, welche eng mit jener geistigen und sittlichen Steifigkeit zusammenhängt, die eine der lobenswerthesten Eigenschaften des englischen Charakters ist.

Da sie fast immer wahr und durchgängig ernst sind, so meinen sie, die andern seien es auch in derselben fast ausnahmslosen Weise: der Theil von Komödie, Phraseologie und Leichtsinn, welcher z. B. in unseren continentalen politischen Parteien steckt, entgeht ihnen ganz, und sie reden von einem italienischen, deutschen oder französischen Demokraten genau als ob sie es mit britischen Puritanern zu thun hätten. Sie sind eben doch Engländer geblieben, und wie der französische Radicalismus bei ihnen die nüchterne, utilitarische, aber zähe und tüchtige Gestalt angenommen, die wir seit einem Jahrzehnt kennen gelernt, so beurtheilen sie nun uns Festländer nach sich selber. Dabei ist ihre Kenntniß des Auslandes oft eine rein statistische, welche da à la Buckle meint das Wesen zu haben, wenn sie hundertfache Notizen und Zahlen schwarz auf weiß besitzt, während es doch bei begabten und belebten Nationen immer ein Etwas giebt, das sich der statistischen Kenntniß durchaus entzieht, wie ein edler Wein die Natur seines Aromas auch der sorgfältigsten chemischen Analyse zu verrathen weigert. Nun ist es aber gerade dieß, was die englischen Studien über das Ausland so oft kennzeichnet: wir erfahren genau wie viel Selbstmorde, wie viel Wahnsinnsfälle jährlich in einem Lande vorkommen, wie viel Wein oder Branntwein, Fleisch oder Brod, Bücher oder Zeitungen consumirt werden; selten wie eine fremde Nation denkt und fühlt. Freilich giebt es hier vielfache Ausnahmen, wie es deren denn immer welche gegeben, vor allem die Dichter, als welche, kraft ihrer künstlerischen Intuition, sofort das innerste Wesen der Dinge erkannten und erkennen. Wer ist tiefer in

Goethe eingedrungen als Byron, wer hat den Geist und die innerste Natur der italienischen Nationalbewegung besser verstanden als er?

Es wäre schwer einen sachkundigeren Berichterstatter über französische Zustände, einen gewissenhafteren, feineren und genaueren Beobachter zu finden als Hrn. Fr. Marshall, der Frankreich fünfundzwanzig Jahre lang bewohnt und uns mit einer an Bewunderung streifenden Sympathie das französische Familienleben geschildert hat.*) Und doch läßt sich auch hier nicht verkennen, daß die englische Gewohnheit jedem aufs Wort zu glauben, wie man beansprucht daß einem aufs Wort geglaubt werden soll, ihn oft verhindert hat, durch den „schönen Schein" hindurch ins Innere der Verhältnisse zu dringen. Das „quod videri vis esto" läßt sich nun einmal auf französische Dinge nicht anwenden. Hier genügt es nicht, im Schlimmen ebenso wenig wie im Guten, die Worte wörtlich zu nehmen. Hr. Marshall hat alles aufmerksam beobachtet, jede Bewegung, jedes Mienenspiel des Franzosen, den Bissen, welchen er zu Munde führt, den Stuhl, auf dem er sich niederläßt; aber er hat dieß alles für das „Ding an sich" genommen, um Hegelisch zu reden, hat sich mit der Erscheinungswelt begnügt, ohne nach jener ihr zu Grunde liegenden, oft mehr von ihr verborgenen als geoffenbarten, Welt „an sich" zu erforschen. Daher denn oft die Extreme harten, unverdienten Tadels und ebenso unverdienten Lobes sich begegnen. Doch

*) French Home Life. Edinburgh & London 1873.

herrscht im Ganzen durchaus der Ton des Optimismus vor.

Eine andere echt englische Eigenschaft — ich war auf dem Punkte zu sagen Untugend — die aber mit jener eben gerügten eng zusammenhängt, ist die merkwürdige Unfähigkeit oder Ungeschicktheit zu generalisiren. In jedem Einzelnen zeigt uns der Verfasser, der ein sehr gescheidter und offener Kopf ist, wie der Franzose, trotz seiner Erregbarkeit, Leidenschaftlichkeit und, in mancher Hinsicht, Leichtfertigkeit, jede Handlung, auch die kleinste, seines Lebens zu berechnen pflegt; nicht nur jede Ausgabe, sondern auch jede Verwendung seiner Kräfte, wie die Hausfrau jedes Atom der auf dem Familientisch aufgetragenen Gerichte verwerthet hat, wie sie jedes Fetzchen zu nützlichem Gebrauch in ihre Toilette zu verwenden weiß, wie der Mann seine Bekanntschaften, seine geselligen Vergnügungen auch nutzbringend zu machen versteht, wie Ehe und Kindererzeugen nach wohlüberdachtem Plane sich vollziehen u. s. w., Herr Marshall übertreibt sogar die Sache in etwas, aber es fällt ihm nie auf, was einen deutschen Dichter, wie Heine, der Frankreich doch ebenso viele Sympathien entgegentrug, zu allervörderst frappirte, daß alle diese Einzelheiten, die sonst ja nur einen ganz zufälligen Werth haben, in dem einen Keime der französischen Natur wurzeln, dessen Entwicklung ihre moderne Geschichte so ganz besonders begünstigt hat: daß das moderne Frankreich in seinem durchgängig conventionellen Wesen eben den organisirten Rationalismus darstellt, woraus allein seine großen Vorzüge wie seine Gebrechen zu erklären sind. Dagegen

mag nun freilich Herr Marshall einwenden, daß er es dem Leser überlasse diese Folgerung zu ziehen, daß er sich begnüge die Thatsachen zu sammeln und an die Hand zu geben; aber der Einwand ist doch nicht ganz stichhaltig: man fühlt eben nicht durch, daß diese Auffassung des inneren Zusammenhanges dem Verfasser vorgeschwebt hat, und seine Mittheilungen erhalten dadurch etwas Atomistisches, Zufälliges, das dem trefflichen Buch immerhin Eintrag thut.

Ist nun aber Herr Marshall kein philosophischer Geist zu nennen, so sind dagegen seine Vorurtheilslosigkeit und Unparteilichkeit nicht genug anzuerkennen, und die erstere dieser beiden Eigenschaften ist eben keine alltägliche bei Engländern. Ja, Herr Marshall hat nicht nur selber keine Vorurtheile, er bekämpft auch die Vorurtheile seiner Landsleute auf's eifrigste und erfolgreichste, und man thäte ihm sehr Unrecht, wenn man glaubte: er habe sich bei seinem Urtheil der vorgefaßten englischen Meinungen nicht zu entschlagen gewußt. Dasselbe ist im Gegentheil durchaus auf eigene Beobachtung gegründet, und weicht vielfach und entschieden von der in England gäng und gäben Beurtheilung ab. Er trifft auch meist das Richtige; oft jedoch läßt er sich beirren, sei es nun, wie eben ausgeführt, durch die täuschende Außenseite, sei es durch die Fülle und Einzelheit der Beobachtung, welche ihm den Blick verwirrt, mit anderen Worten: er sieht oft vor lauter Bäumen den Wald nicht. Dieses Uebermaß in der Beobachtung des Einzelnen, des unendlich Kleinen, der darauf gelegte übertriebene

Werth, die Unfähigkeit sich mit einer knappen Auswahl des Charakteristischen zu begnügen, der Ernst, mit dem Kleinigkeiten vorgetragen werden, die nur mit Heiterkeit, Laune und Leichtigkeit zu behandeln wären — das sind alles echt englische Fehler. Hier kommt nur leider hinzu, daß der Detailmaler kein Künstler ist, wie die großen Romanschreiber Englands, denen wir so herrliche Genrebilder verdanken, daß er das „Schreiben" nicht erlernt. An Klarheit fehlt es zwar seinem Style nicht, auch nicht an Fluß, oft hat er sogar Farbe; aber er ist breit, wiederholt sich, läßt den Hammer immer und immer wieder auf denselben längst eingetriebenen Nagelkopf fallen, und ermüdet dadurch oft. Wie dem indeß auch sei, das Buch bleibt ein werthvoller Beitrag zur Sittenschilderung Frankreichs, und es giebt ein außerordentlich lebendiges und getreues Bild des französischen Familienlebens, wie es sich dem unbefangenen und wohlwollenden Zuschauer darstellt, der eben nicht zu sehr in die Tiefe einzudringen begehrt. Es enthält eine unglaubliche Fülle des Materials, und es wäre wohl der Mühe werth es in's Deutsche zu übersetzen — oder, da ja heutzutage jeder gebildete Deutsche das Englische liest, ihm durch eine deutsche Ausgabe größere Verbreitung zu geben. Namentlich die deutschen Hausfrauen wird die Lectüre ansprechen und, ich wage hinzuzusetzen, belehren: der Küche und der Toilette sind nämlich darin umfassende, höchst genaue und in's Einzelne gehende Studien gewidmet, und es wird ja noch nicht als ein Mangel an Patriotismus oder gar an Galanterie gegen unsere deutschen Schwestern vermerkt werden, wenn man

dem Tisch und dem Anzug der Französinnen die Palme über die anderer Europäerinnen zuerkennt.

Damit nun könnte ich von dem trefflichen Werk Abschied nehmen, wenn mich nicht die Versuchung ankäme, einmal hier eine kleine Studie auf dem Wege der Rückschlüsse anzustellen, und indem ich suche, was dem Engländer in den französischen Sitten besonders bemerkenswerth dünkt, zu errathen, wie man in England von dergleichen Gewohnheiten oder Anschauungen denkt. Es sind dieses unwillkürliche, freilich nur negative Geständnisse, aber sie werfen immerhin Licht auf mehr als einen Punkt des englischen Lebens; und sie erlauben uns die unverwüstliche moralische Eigenart des Engländers, die ihm selbst in einem Vierteljahrhundert des Aufenthalts in der Fremde und bei aller Bewunderung dieser Fremde nicht abhanden kommt, zu erkennen und zu würdigen. Diese Eigenart besteht aber nicht etwa allein, wie der oberflächliche Beobachter zu glauben versucht sein könnte, in dem strengen Conventionalismus, der ängstlichen Wahrung des Decorum, der pharisäischen Schätzung der Respectabilität, welche dem Fremden zuerst in England auffallen, sondern vielmehr in der Hochhaltung der noblen Gesinnung als dem Letzten und Hauptsächlichsten, worauf es am Ende ankommt, und das, noch weit mehr als jener äußere Anstand, durch den Idealbegriff „Gentleman" bezeichnet wird. Selbst Herr Marshall, der überzeugte Panegyriker der französischen Zweckmäßigkeitsmoral, kommt doch am Ende zu dem echt englischen Standpunkte seiner Jugend zurück, von dem aus betrachtet edle und unwillkürliche Regungen, Kraft

und Muth den Mann mehr zieren und ehren als kluge und überlegte Betragenspläne. Oder sollte Herr Marshall vielleicht sein Capitel über den französischen Jugendunterricht erst nach dem Kriege geschrieben haben, als sich so plötzlich und uns allen unerwartet die eben nicht schöne und vor allem nicht würdige Kehrseite jener beneidenswerthen Civilisation Frankreichs offenbarte? Nach einzelnen Bemerkungen wäre man versucht es zu glauben.

Ist es doch dem Schreiber dieses ähnlich ergangen. Der unbegreifliche Umschlag, der sich nach dem vierten August — Weißenburg — in der Nation vollzog, die sich bis dahin nur leichtsinnig und trunken, keineswegs gehässig gezeigt hatte, rüttelte Alle, die wie Herr Marshall Frankreich aus fünfundzwanzigjährigem Aufenthalte zu kennen glaubten, höchst unsanft aus ihrer Bewunderung auf; und sie sind dann wohl auf Augenblicke zu bitter und hart in ihrem Urtheil geworden. Jener Ausbruch von Rohheit und jene Würdelosigkeit, welche als etwas ganz unmöglich Geglaubtes, eben im Verhältniß zur Bewunderung und Liebe, die man für die Nation hegte, die Bitterkeit des Zuschauers erregen mußten, erschienen dann als das wahre Wesen der französischen Natur, welches unter dem dichten Firniß geschlummert hatte, eine Anschauung, welche, ich will nicht sagen ungerecht, aber jedenfalls einseitig ist. Auch der edelste, klügste und beste Mensch kann im Augenblick eines furchtbaren Schmerzes einem augenblicklichen Wahnsinn zur Beute werden: das beweist gegen die Stärke seines Geistes und Charakters, nicht gegen seine Feinheit und Güte.

2.

Herr Fred. Marshall verbreitet sich sehr ausführlich über die französische Küche und über die Damentoilette, um zu beweisen nicht nur wie viel sparsamer der Franzose ist als der Engländer, sondern auch wie viel besser er den Zweck erreicht, den er sich vorgesetzt, als der Insulaner es thut: die Speisen des Franzosen sind nahrhafter als die des Engländers, seine Kleidung ist geschmackvoller und angemessener, wenigstens die Frauenkleidung. Dadurch tritt nun der Verfasser sofort allen möglichen Vorurtheilen entgegen, denen zufolge die Kochkunst des Franzosen darin besteht, durch die Schmackhaftigkeit der Speise über ihre Inhaltslosigkeit zu täuschen, und die Toilette der Französin sich durch leichten und kostspieligen Flitter auszeichnet. Aber die auf Facta gegründete Beweisführung Herrn Marshall's vom Gegentheil, die wir hier natürlich nicht wiedergeben können, will uns unwiderleglich scheinen, und selbst wenn wir es nicht aus eigener Beobachtung wüßten, würden wir nach der Lectüre des englischen Werkes zugeben müssen: die Französin versteht es, mit weniger Ausgabe nahrhaftere und schmackhaftere Speisen zu bereiten, dauerhaftere und geschmackvollere Kleidung herzustellen, als die Engländerin. Freilich, um zu diesem Resultat zu gelangen, muß sie thun wozu sich keine Engländerin verstünde: sie muß eine Zeit, ein Nachdenken und namentlich ein Interesse darauf verwenden, das nirgends sonst auf diese Gegenstände verwandt wird. Dieß giebt Hr. Marshall selber zu; nur meint er: die Sache sei in un-

sern Tagen wirklich solcher Sorgfalt werth. „Die Damentoilette ist in den letzten Jahren eine der großen Zeitfragen geworden, sie kann auf eine Stufe mit dem Pauperismus, der Auswanderung, der Trennung von Kirche und Staat, dem allgemeinen Stimmrecht gestellt werden. Sie hat noch nicht wie diese Gegenstände den Charakter politischer oder nationaler Probleme angenommen; die Regierungen haben sie noch nicht direct in die Hand genommen; aber ihre Wirkungen sind ungeheuer, ihr Einfluß hat sich auf alles erstreckt; ihre Bedeutung ist in Wirklichkeit wichtiger als die einer Menge Gesetze, welche uns beschäftigen. Der absolute Ausschluß der männlichen Hälfte der Gesellschaft von aller unmittelbaren Theilnahme an äußerem Schmuck hat die Männer dahin geführt, ihre Eitelkeit und ihren Geschmack am Schönen durch den übertriebenen Putz ihrer Frauen zu befriedigen. . . . Welches übrigens auch die Formen und Folgen dieser Erscheinung sein mögen, ihre Wirkung offenbart sich überall. Kaum würde man eine Französin finden die ihr entgeht. Auf die eine oder die andere Weise ist die Toilette im Allgemeinen ihr Hauptinteresse geworden." Aber während die Gefallsucht, diese Quelle der ganzen Toilettenleidenschaft, „in England die niedersten Classen mit einer merkwürdigen Heftigkeit und traurigen Resultaten ergriffen hat, hat sie sich in Frankreich namentlich in den höheren Schichten der Gesellschaft geoffenbart."

Die natürliche Anlage kommt der Französin dabei noch besonders zu Hülfe: „die Französin hat ein Gefühl für Formen und Farben, ihre Anwendung und

Vermannichfaltigung, welches ihr eigenthümlich ist und zu dem die Frauen anderer Racen nur in seltenen Ausnahmen gelangen . . . Dazu kommt eine Geschicklichkeit, eine Gewandtheit der Hand, welche ebenfalls der Race angehören und die Verwirklichung der abenteuerlichsten Gebilde der Phantasie möglich machen.“ Man liest zwischen den Zeilen, wie selten der Verfasser alle diese Eigenschaften bei seinen englischen Schwestern gefunden hat. „Auch würde man keine Engländerin unter hunderttausend finden, die fähig wäre, ihre Nationalität durch Anlegung fremder Kleidung zu verbergen . . . sie können es versuchen, aber es gelingt ihnen nicht; man erkennt sie sofort. Die einfache Thatsache dieser Nachahmungsversuche schließt aber das Geständniß von der Ueberlegenheit des französischen Typus ein; wir ahmen nur nach was uns gefällt.“ Da nun überdieß die Engländerinnen „als Nation nicht den geringsten Begriff von Toilette haben,“ so wenden sie sich natürlich jenem höheren Typus zu. „In Frankreich existirt das Muster, nicht bei den lärmenden Personen, die sich einen so wenig beneidenswerthen Ruf gemacht haben, sondern in einer andern und zahlreicheren Classe wirklicher Damen, welche die Toilette als ein legitimes Mittel zu gefallen und als einen natürlichen Ausdruck ihres persönlichen Kunstsinnes ansehen. Das sind die Frauen, die man (in England) betrachten und denen man nacheifern sollte; denn obschon sie die Chiffons lieben, und obgleich sie einen beträchtlichen Theil ihrer Zeit und ihrer Gedanken darauf verwenden, sie zu discutiren, und die Toilette auf die Höhe einer großen Frage erheben, so thun sie es doch

auf eine treffliche und vernünftige Weise, in einer Form und mit Ergebnissen, welche andere Frauen stolz sein können nachzuahmen."

Wir folgen Herrn Marshall in seiner Geschichte der Damentoilette unter dem zweiten Kaiserreich nicht, noch weniger in seiner analytischen Studie der verschiedenen Arten von Toilette. Uns genügt es hier nur festzustellen, um welchen Preis die Französin ihre Ueberlegenheit in dieser Beziehung erkauft, und fragen uns, ob die Landsmänninnen Herrn Marshall's bereit wären denselben Preis daran zu wenden. Eine Französin des Mittelstandes — und Herr Marshall beschränkt mit Recht seine Schilderungen auf diese, und kann nicht genug wiederholen, wie albern es ist ganz Frankreich nach den paar hundert extravaganten Stutzerinnen beurtheilen zu wollen, die man für tonangebend hält, weil sie sich vor allen andern hören und sehen lassen — eine Französin des Mittelstandes macht einen vollständigen und genauen Voranschlag über die ihr im Jahre für ihre Kleidung zu Gebote stehende Summe, und nachdem sie alle möglichen Vorkommnisse erwogen, alle Stoffe, Farben und Schnitte verglichen, stellt sie sich endlich, Dank der ausdauerndsten und sichersten Combinationsgabe, ein Ganzes an Garderobe zusammen, welches in der Quantität außerordentlich beschränkt erscheint und doch allen Anforderungen genügt, Wohlfeilheit, Dauerbarkeit, Einfachheit und Eleganz vereinigt; wobei es als eine erprobte Maxime der Sparsamkeit gilt, daß sehr theure Waare erster Qualität am Ende immer viel billiger zu stehen kommt als leichte Waare, die man zu einem Spottpreise

haben kann. Es braucht Wochen bis der ganze Plan festgestellt ist, alles noch Brauchbare der früheren Jahre seinen Platz angewiesen bekommen hat, Hut, Kleid, Ueberwurf und Sonnenschirm in Uebereinstimmung gebracht sind; namentlich aber alles und jedes den Umständen angepaßt ist; eben so viele bis alles verfertigt ist, denn das meiste wird zu Hause gearbeitet. Und dabei hat es sein Bewenden nicht; denn nun kommt noch die Sorgfalt in der Benutzung; nie darf das Kleid, das bei Besuchen oder kleinen Gesellschaften dienen soll, gebraucht werden, wenn man zu Fuß ausgeht; stets muß der Stadtanzug bis auf die Schuhe abgelegt und gegen Hauskleider vertauscht werden, sobald man nur heimkommt; jeder gefährliche Regentropfen, jeder indiscrete Sonnenstrahl muß vermieden werden: kurz, es ist eine wahre Knechtschaft oder, wenn man will, eine Kunst und Wissenschaft, welche die Engländerin durchaus keine Lust hat mit so viel Zeitaufwand und Sorgfalt zu pflegen. Dazu endlich der keineswegs unwichtige Umstand, daß die Französin mit ihrer Schönheit ebensogut hauszuhalten weiß, als mit ihrem Wissen, ihrer Kleidung, ihrer Küche: eine vierzigjährige Französin scheint und ist jünger als eine Engländerin von dreißig. Es wird ihr nicht einfallen in rauhem Wetter auszugehen, sich kalt zu waschen, sich den Sonnenstrahlen auszusetzen, ihre Kinder selbst zu nähren. Sie wird, was sie nur Vortheilhaftes besitzt, zu verwerthen, was sie Nachtheiliges hat, zu verbergen wissen: vor Allem sie wird ihre Toilette ihren körperlichen Ressourcen, wie ihren Haushalt ihren pecuniären Verhältnissen anzupassen nie versäumen.

Und ganz ähnlich ist es mit der Küche bewandt: nichts geht verloren, und alles, selbst das scheinbar Zufälligste, Launenhafteste, ist berechnet, worüber Herr Marshall die interessantesten und eingehendsten Berichte, die nur ein berufsmäßiger Topfgucker liefern kann, zum Besten giebt.

Nur der Hausrath macht bei alledem eine Ausnahme. Der diesem mangelnde Comfort hat offenbar hier dem Engländer einen ganz besondern Eindruck gemacht. Dieser ist flitterhaft, glänzend, prunkend, unbequem und unsolid gegen die englischen Möbel gehalten (obgleich unendlich viel gediegener und geschmackvoller als es die deutsche Armuth bis jetzt uns erlaubte). Herr Marshall meint: der Wunsch die Männer und Söhne zu Hause zu halten, trage mit zu dieser glänzenden Ausstattung bei; er täuscht sich aber offenbar, denn die vergoldeten Sessel und Stühle, wie überhaupt „der Salon", werden ja nur gebraucht wenn Fremde kommen, und das eigentliche Familienleben pflegt sich nicht in diesem Prunkgemache, sondern in der bescheidensten Umgebung abzuspielen. Hier ist doch wohl nur die liebe Eitelkeit und das Bedürfniß es den Reicheren nachzuthun, das bestimmende Motiv. Auch verlangt die Befriedigung des Geschmacks, der Bequemlichkeit und der Gediegenheit in diesen Gegenständen fast Reichthum und bis zu einem gewissen Grad eine künstlerische Erziehung oder wenigstens Gewohnheit, die dem französischen Mittelstand abgeht. In allem andern aber ist eine wohlberechnete Sparsamkeit, das Bestreben sich mit wenigem zu begnügen, das wenige aber so gut als möglich zu haben, das Vermeiden namentlich alles nicht durchaus

Nothwendigen oder doch Nützlichen, die vorherrschende Sitte.

Damit vergleiche man nun die englische improvidence. Was da nicht alles verschleudert wird! Wie achtlos man die Dinge braucht und mißbraucht! Wie viel mehr Raum der Laune und der Begierde gelassen ist! In England dienen eben die Dinge dem Menschen, in Frankreich dient der Mensch den Dingen. Das eine kann so gut übertrieben werden wie das andere. Der englische Leichtsinn, die englische Verschwendung, das Leben von der Hand in den Mund beim Lord und beim Kaufmann, der eine halbe Million jährlich einnimmt, wie beim Arbeiter der 20 Mark die Woche verdient, der Ueberfluß immer und überall ist ein Zeichen der Maßlosigkeit ebensowohl als der Fülle. Dagegen ist jenes durchgehende Berechnen aller Lebensumstände gerade das was der Franzose bon sens, der Engländer common sense nennt und, wie schon Bulwer in seinem „England and the English“ vor vierzig Jahren bemerkte, so sicher zu besitzen glaubt und so gar nicht besitzt. Dieser Menschenverstand, die rasche und richtige Beurtheilung der Verhältnisse und die demgemäße Einrichtung des Lebens und Handelns ist die hervorragende Tugend des französischen Privatlebens: sie bringt Maß und Geschmack in alles; sie lehrt nicht allein die Uebertreibung meiden, sie ist auch direct nutzbringend; ja man kann sagen: sie bringt Methode in den Egoismus, indem sie ihn auf das Nothwendige und Nützliche beschränkt. Der englische, naturwüchsige, etwas rohe und rücksichtslose Egoismus mag gesünder sein; der geregelte Egoismus der

Franzosen, der auf seine Befriedigung ausgeht ohne dem Egoismus anderer schroff entgegenzutreten, macht offenbar das Leben leichter, angenehmer und geschmackvoller. Die grellen Gegensätze, das grobe An-den-Tag legen des Hochmuthes, der Gewinnsucht, der Sinnlichkeit, dann wieder das ungeschickte Verstecken und Leugnen dieser und der andern Todsünden, welches in bare Heuchelei ausartet, machen sich überall breit im englischen Leben und finden ihren Hemmschuh nicht wie in Frankreich im mäßigenden Verstand, sondern in der Langsamkeit des Temperaments, das uns Germanen allen von der Natur zutheil geworden. Daher denn auch die vielen nationalen Vorurtheile. Man verwechselt eben fortwährend Temperament mit Charakter und Geist. Die Franzosen haben ein außerordentlich erregbares nervöses Temperament, das aber sehr wohl einen ganz klaren Verstand und ein recht kaltes Gemüth neben sich zuläßt. Es kann Augenblicke geben, wo das Temperament durchaus den ganzen Menschen fortreißt, wie wir es ja bei Jähzornigen und Hypochondern oft sehen, und wie wir es bei den Franzosen nach den Niederlagen von 1870 erlebt; aber das sind Ausnahmen; im allgemeinen zeigt es sich nur als Epidermalerregung, welche sich in den ganz unbedeutenden, die Handlungen begleitenden Formen — Bewegungen, Physiognomie, Sprache — nicht in der Handlungsweise selber kundgiebt. Diese äußere Beweglichkeit und Lebhaftigkeit, welche dem Engländer als Mangel an Würde erscheint, gilt ihm auch als sicheres Anzeichen innerer Beweglichkeit und Lebhaftigkeit, und so entsteht das falsche Vorurtheil, so erhält es sich.

Wenige Menschen sind im Grunde unbiegsamer, unfähiger im Aufnehmen neuer Gedanken, im Einnehmen verschiedener Standpunkte, als die Franzosen: mit dreißig Jahren ist ihre sittliche und geistige, politische und religiöse Weltanschauung meist fix und fertig (leur siége est fait), und es wird dann kein Jota mehr daran geändert, welches auch die späteren Erfahrungen sein mögen; alle Nüancen, Paradoxien und Veränderungen beschränken sich auf die Ausdrucksweise, daher denn auch in keinem Lande mehr als in Frankreich Entwickelung und Sinnesänderung als Abfall betrachtet und getadelt wird. Gerade das Gegentheil findet in England statt, wo die Menschen es nicht verschmähen, bis in das Greisenalter zu lernen, oft noch spät ihre ganze Anschauung zu ändern und dieß mit edler Offenheit — der Franzose würde sagen: mit cynischer Schamlosigkeit — zu bekennen. Ein Canning, ein Peel, ein Gladstone würden in Frankreich einfach wie ein Baroche oder Billault angesehen werden, die aus persönlichem Interesse zu dem bestzahlenden Führer übergehen. Dagegen würde es wieder einem Engländer nicht leicht möglich sein, sich gesprächsweise in heiterem Scherz über das zu ergehen, was ihm ehrwürdig und heilig dünkt, wie der gläubigste Kirchengänger und treueste Gatte in Frankreich es über Pfäfflein und unglückliche Ehemänner zu thun liebt. So ist es denn kein Wunder, wenn der im Grund äußerst verständige Franzose dem innerlich viel beweglicheren Engländer bald als frivol, bald als unstät erscheint, und daß der lernbegierige, theilnehmende, ganze Engländer dem früh blasirten Franzosen den Eindruck

eines naiven und unbeholfenen Menschen macht. „Il croit que c'est arrivé“ (er glaubt, daß sich die Sache wirklich zugetragen hat, wie das Kind von dem erzählten Märchen), sagt er von dem Insulaner, der sich wirklich für eine Sache interessirt, ohne davon einen weltlichen Vortheil zu erhoffen. Nicht als ob Exemplare solcher ganz uneigennützigen Theilnehmer nicht auch in Frankreich zahlreich vorkämen; aber im allgemeinen ist doch dort, mehr als in England, die Aussicht auf ein Bändchen, eine Stelle, eine Namensnennung in der Zeitung, eine zu erlangende örtliche Wichtigkeit mit jenem interesselosen Interesse verbunden.

Mit der leichten Erregbarkeit des nervösen Franzosen hängt aber auch seine liebenswürdigste Eigenschaft zusammen — eine Eigenschaft, die dem Germanen, und zwar dem Engländer mehr noch als dem Deutschen, so sehr abgeht: jenes allgemeine humane Wohlwollen, das eben mit dem stark ausgesprochenen Individualismus des Germanen unverträglich ist, und selbst bei unseren keltischen Nachbarn eingestandenermaßen oft in Banalität ausartet. Alles, das Freudige wie das Schmerzliche, bewegt sofort die Oberfläche, und dieser Affect findet unmittelbar seinen Ausdruck in einem Wort oder einer Geberde der Theilnahme, während es bei dem Engländer schon etwas sehr starkes sein muß, wenn es die träge Natur zum Mitleiden oder zum Mitfreuen aufrütteln soll, freilich dann aber auch den ganzen Menschen mit all' seinem Wollen und seiner ganzen Leidenschaft, nicht nur die Oberfläche, in Bewegung setzt, namentlich aber in Bewegung erhält. Auch die leichte

Begeisterung, die ebenso leichte Entrüstung der Franzosen, muß durch ihr Temperament, nicht durch ihre Leidenschaft erklärt werden. Kein Volk hat wie die Franzosen für Griechenland und Polen geschwärmt, keines heftiger und beredter gegen moskowitische und neapolitanische Tyrannei protestirt: aber das Contingent, das Frankreich zu den Philhellenen gestellt, war ein geringes im Vergleich mit dem Englands und Deutschlands; wie wenige Franzosen kämpften in den polnischen Ebenen und den sicilianischen Bergen — wie schnell ward Garibaldi ihnen ein Gegenstand des Spottes. Kaum hat sich eben die momentane Aufregung beruhigt, so tritt der helle bon-sens wieder in seine Rechte. Wer weiß, ob es zu allen den Revolutionen und Aufständen gekommen wäre, welche Paris seit nahezu einem Jahrhundert gesehen hat, wenn die Herausforderung oder Versuchung dazu nicht an Ort und Stelle stattgefunden? Der gründliche Katzenjammer, der sich sofort nach der Ernüchterung einzustellen nie verfehlt hat, beweist zur Genüge, daß die Aufregung, die dazu getrieben, selten eine tiefgehende, noch weniger eine anhaltende Leidenschaft war.

3.

„Die Franzosen sind überzeugt, daß sie ein glückliches Volk sind. Und sie sind es wirklich, wenn die Heiterkeit und das gegenseitige Wohlwollen hinreichen, es zu beweisen.“ Die Quelle dieses Glückes sieht Herr Marshall in dem „Ehesystem, auf dem sich ihr häusliches

Leben aufbaut, und welches ihrem Charakter und ihren Bedürfnissen angemessen ist, eben weil es Heiterkeit mit sich bringt.“ Warum aber verwirklicht die französische Ehe das französische Ideal von Glück? fragt nun unser Engländer, und meint: weil der Franzose es durch seine Anstrengungen und Klugheit erwerbend verdiene. Wie er die Ehe nicht leichtsinnig aus Leidenschaft oder Laune schließe, sondern nach kühler Berechnung aller Vortheile und Nachtheile, aller Aussichten, welche Familie, Stellung und Charakter der Auserwählten eröffnen, so überlasse er es auch nicht dem Zufall, ob ihm dieses Glück erhalten bleibe. Er (und sie, die Französin) sehe ein, daß unsere Neigungen, unsere Bedürfnisse, wie unsere Phantasie mit der Zeit, dem Alter und der Stellung sich ändern, und daß folglich auch „unsere Versuche, sie zu befriedigen, je nach dem zu verfolgenden Gegenstand, eine andere Gestalt annehmen müssen.“ Demgemäß beginnt der französische Ehemann, wenn wir Herrn Marshall's Angaben buchstäblich nehmen wollten, was wir uns dießmal jedoch erlauben nicht zu thun, schon am Tage nach der Hochzeit seiner jungen Frau auseinanderzusetzen, wie wenig dauerhaft die schönen Gefühle sind, die sie beide jetzt gegen einander hegen, und wie das Glück seiner Natur nach nur etwas vorübergehendes ist. Freilich sind auch unserm Gewährsmann zufolge nicht alle Franzosen auf dieser Höhe der Lebensweisheit angelangt; aber Herr Marshall sagt uns: „in den höchsten Schichten der französischen Gesellschaft gebe es Männer, welche verdienten Professoren in der Wissenschaft des Glücks genannt zu werden, die mit gewandtem Finger

und forschendem Auge die Elemente desselben analysirt haben; die, wie geschickte Aerzte, bei jeder Störung des häuslichen Lebens sofort ein Heilmittel anzuwenden wissen; bei denen die Praxis der Theorie würdig sei, und die es beweisen, indem sie im Herzen ihrer Frau wie in ihrem eigenen Herzen stets ein lebhaftes Gefühl der Dankbarkeit und der Liebe wach erhalten."

Wenn es erlaubt, ja geboten ist, eine Nation in ihrem Ideal und in denen zu studiren, die diesem Ideal am nächsten kommen, so ist diese übertrieben scheinende Schilderung des französischen Ehemannes freilich eine durchaus richtige. Wie sonderbar muß aber das alles dem Engländer vorkommen, der derlei zum erstenmal hört, ihm, der meist nur zwei Arten kennt, eine Ehe zu schließen und ein eheliches Leben zu führen: die leidenschaftlich oder innig, stürmisch oder ruhig Geliebte heimzuführen, oder geradezu cynisch ein Vermögen, eine Stellung zu erheirathen; einfach und ohne alle Kunst und Nachhülfe glücklich in unbefangen erwiederter Liebe, oder aber im Gegentheil mit dem Gefühl eines verfehlten Lebensglücks weiterzuleben. Noch sonderbarer muß es ihm vorkommen, daß diese französischen Eheglückskünstler so sehr äußerer Anregung und anderer Leute bedürfen, um ihren Lebensplan erfolgreich durchzuführen. Die geselligen Beziehungen üben in der That einen sehr großen Einfluß auf die französische Ehe aus. „Das Leben der Französinnen ist so ganz frei von all' den Einschränkungen und Hemmnissen, die wir Engländer uns selbst auferlegen; es besteht überhaupt eine solche Freiheit und Leichtigkeit, sich zu jeder Stunde des Tages und des

Abends zu besuchen, daß die Berührung der Bekannten zu einem Grad von Häufigkeit gelangt, von dem wir uns keinen Begriff machen.“ Mit Ausnahme der höheren Classen, wo das Clubgehen eingerissen ist, „leben die Männer gewöhnlich ganz mit ihren Frauen, begleiten sie, so oft sie nur immer können, theilen ihre Freundschaften und Zerstreuungen.“ In der That gehen in Frankreich Mann und Frau stets zusammen aus und — sie gehen fast alle Abende aus, wäre es auch nur, um eine Whist- oder Klatschpartie bei Freunden zu machen. Dem scheint in England anders zu sein, und wirklich stimmen meine, allerdings sehr oberflächlichen, Beobachtungen damit zusammen; auch mir hat es scheinen wollen, daß der Engländer seinen Abend entweder im Club oder zu Hause zuzubringen pflegt, und daß jenes gemeinschaftliche Ausgehen am Abend, welches die Regel in Frankreich ist, dort nur selten vorkommt. „Die Franzosen betrachten eben die Ehe nicht,“ sagt Herr Marshall treffend, „als einen Zustand, in dem nur zwei Personen verbunden sind, sondern als eine Association, welche in keiner Weise die gewohnten Beziehungen jedes Theiles mit der Außenwelt angreift.“ Das gerade Gegentheil dürfte von der englischen Ehe gesagt werden. Dort hört mit der Gründung eines neuen Hausstandes die Beziehung zur Stammfamilie thatsächlich auf, oder sie wird doch eine einfach freundschaftliche. In Frankreich heirathet der junge Mann zugleich Schwiegereltern, Schwäger und Schwägerinnen, Vettern und Basen, und umgekehrt. Die Familie steht eben dort über der Ehe, während in England die Ehe über der Familie im weitesten Sinne

steht — auch dieß wieder eine Folge der individualistischen Natur des Engländers, der socialen des Franzosen.

Bis dahin findet unser englischer Beobachter alles schön und gut in der französischen Familie, und er läßt es sich angelegen sein zu beweisen, daß diese nach der Eheschließung fortdauernde Geselligkeit der Sorgfalt für das Hauswesen nicht den geringsten Abbruch thut; doch giebt es einen Punkt, und zwar einen Hauptpunkt, wo ihm denn doch die englische Ehe als das höhere Verhältniß erscheint: ich meine in Bezug auf die durch sie ermöglichte, ja geförderte geistige Bildung und Entwicklung der Gatten. „Der Gedanke, daß Mann und Frau sich in dieser Hinsicht gegenseitig fördern könnten, fällt ihnen (den Franzosen) gar nicht bei; ausgenommen in den Fällen, wo die Erwerbung von Kenntnissen und die Verbreitung derselben an andere ihren Lebensberuf ausmachen (d. h. bei Lehrern und Lehrerinnen). Wenn die Franzosen einmal die Schule verlassen haben, studiren sie nicht mehr.... In einer Menge französischer Salons sieht man nie ein offenes Buch; in einigen sind sogar die Zeitungen eine Ausnahme.“ Bücher und Zeitungen sind eben in das Arbeitszimmer des Mannes gebannt, was Herr Marshall anzugeben vergißt, denn der Franzose liest, wenn die Französin es nicht thut. Wie ganz anders freilich sieht es in einem englischen Wohnzimmer aus! Wie häufig ist der Fall, daß eine Engländerin sich selbst an den strengstwissenschaftlichen Arbeiten ihres Mannes betheiligt; wie durchgängig, fast ausnahmlos, daß alle Erholungslectüre, womit ich keineswegs nur das Romanlesen meine, zwischen beiden Gatten gemein-

schaftlich ist, und die langen Winterabende am summenden Theekessel traulich ausfüllt. Daß nun diese Gemeinsamkeit der geistigen Interessen einen großen Reiz des ehelichen Lebens ausmacht, sieht auch Herr Marshall wohl ein: „Das Gefühl," sagt er, „findet seine volle Befriedigung in der Mehrzahl der französischen Ehen, die häuslichen Pflichten werden mit Aufmerksamkeit, ja Eifer erfüllt; das Haus ist, soweit es die Börse erlaubt, geschmückt, Dank dem klugen Ehrgeiz der Frauen, es so anziehend als möglich zu machen: aber der Geist wird wenig gepflegt, und das Vergnügen, welches diese Pflege in der Ehe hervorzubringen vermag, ist fast unbekannt."

Indeß hat unser englischer Zuschauer manche Nüancen hier doch übersehen. So meint er: die französische Frau, Herrscherin in ihrem Salon, übe gar keinen Einfluß nach außen; denn sie habe keine politischen Meinungen u. s. w. Er vergißt, daß sie auch ohne Meinungen Interessen haben kann und hat, und daß sie dieselben sehr wohl nach außen zu vertreten und zu vertheidigen weiß. Die Wahrheit ist, daß gerade der Einfluß der Frauen nach außen, den Herr Marshall bestreitet, in Frankreich ein ungemessener ist: kaum wird eine Stelle vergeben, von einer Botschaft herab bis zu einem Tabaksladen, die nicht wenigstens durch Mithülfe eines Fraueneinflusses erlangt wird. Freilich sind die Französinnen meist ganz gleichgültig in ihren politischen Ueberzeugungen — die wenigen Legitimistinnen und Republikanerinnen ausgenommen — aber gerade diese Gleichgültigkeit kommt ihnen zu statten, wenn es z. B. gilt, unter dem Kaiserreich eine Beförderung ihres unter

der Julireregierung angestellten Gatten zu erbitten und zu erwirken.

Gerade zu diesen Erfolgen muß denn auch die Koketterie der Französin dienen, von der Herr Marshall ein so reizendes und doch keineswegs zu geschmeicheltes Bild entwirft. Er zeigt, wie diese Gefallsucht, welche nur äußerst selten zur ehelichen Untreue führt, den Höhepunkt der Kunst erreicht, wie sie eine zweite Natur geworden, und wie diese raffinirte Kunst nothwendig ist, um die Häuslichkeit zu retten. „Niemand, der nur die geringste Kenntniß von der Gestalt hat, welche das moderne Leben annimmt, kann läugnen, daß in allen Ländern Europa's die Männer immer weniger in Gesellschaft gehen und ihre Befriedigung mehr und mehr fern von den Salons suchen. Dieß ist ebenso wahr von England als von Frankreich; aber die französischen Frauen kämpfen entschlossener als die unsrigen gegen diese wachsende Gefahr an." Instinctiv mag dieß in der That ein Beweggrund mehr zur Uebung jener Kunst sein, der einzige ist es sicherlich nicht, und die liebe Eitelkeit, die sich in alles Menschliche drängt, wird wohl auch hier das erste Bestimmende sein. Wie dem auch sei, so viel ist sicher, daß jene Kunst für die Engländerinnen offenbar eine vollständige terra incognita ist: nicht als ob sie nicht auch mit ihrer Dosis natürlicher Gefallsucht geboren würden, ja, sie üben sie meist viel directer und aggressiver als die Französinnen; aber sie üben sie kunstlos, fast unbewußt, wie M. Jourdain Prosa sprach, und nach dem von der Natur selbst vorgezeichneten Ziele: die Neigung eines Mannes zu gewinnen, der ihnen selbst

eine Neigung einflößt. Die allgemeine, fast gegenstandslose, beinahe uneigennützige Gefallsucht der Französin aber ist ihnen kaum bekannt, noch weniger die Vervollkommnung dieser Naturanlage zur höchsten Kunst, die stillschweigende Beredtsamkeit jeder Bewegung, jedes Mienenspiels, die Gewandtheit der Rede, das schelmische Versteckenspielen des Gesprächs, welches die Französin auszeichnet und welches ihrem Umgang einen so großen Reiz verleiht. Bis zu welchem Punkte diese Kunst ausgebildet, muß man bei Herrn Marshall nachlesen, der in der That nichts übertrieben hat und dessen Conclusion wenigstens mir erlaubt sei, hier wörtlich anzuführen, sei es auch nur, um zu zeigen, was in England eine unerhörte Seltenheit zu sein scheint.

„Sie (die Französinnen) sind im allgemeinen angenehm, oft etwas manierirt und prätentiös, oft auch sehr einfach und unaffectirt, selten schüchtern und linkisch. Eine vollständige Kaltblütigkeit, eine ruhige Gleichgültigkeit, welche ganz wie das Resultat einer langen Lebenserfahrung erscheint, aber meist nur das Ergebniß der Gewohnheit ist, von ihrer Kindheit an Fremde zu sehen — das sind ihre Hauptcharaktere. Sie kommen in ein Zimmer voller Menschen, verlassen es, empfangen ein Dutzend Unbekannte, sprechen, lachen mit einer anscheinenden Unbefangenheit, welche es schwer macht zu glauben, daß sie kokettiren, und doch spielen viele unter ihnen eine kleine Rolle ohne irgend einen anderen besondern Grund, als den unbestimmten Wunsch zu gefallen. Das Bedürfniß anzuziehen steckt einmal im gallischen Blute; es kann von dem tiefen Gefühl einer gebieterischen

Pflicht im Zaum gehalten werden; es kann für Augenblicke durch andere, dringendere Bedürfnisse zurückgedrängt oder in seinem Ausdruck durch die tausend Umstände der Stellung modificirt sein, aber es ist im Grunde der Herzen aller Französinnen, obgleich es sich in so vielen Gestalten offenbart, daß es nicht immer leicht ist, es zu erkennen."

Nun liegt offenbar eine feine Schmeichelei für die Männer in dem Gedanken, daß eine Frau ihnen gefallen will; die Französin aber, „die sich oft der Sache nur halb bewußt ist, giebt dem Manne gern zu verstehen, daß es ihr angenehm sein würde, wenn man ihr den Hof macht, theils als Zeitvertreib, theils als eine Huldigung, die man ihr schulde. Der Mann weiß, neunzehnmal auf zwanzig, daß er vergessen sein wird, sobald er nur den Rücken gedreht hat, und daß ein anderer seinen Platz genau mit demselben Erfolg einnehmen wird; aber diese Gewißheit hält ihn nicht ab zu thun, was man von ihm erwartet während der Viertelstunde, die er hier zubringt. So gehen die beiden weiter, ohne irgend etwas übles zu denken, und nach einer Woche sagt die eine: Herr X. ist ein angenehmer Mann, und der andere: Madame Z. ist reizend. In diesen Gränzen — und in der ungeheuren Mehrheit der Fälle hat alles dabei sein Bewenden — hat das französische System große Vortheile: es befördert die Anmuth der Rede, es bringt Höflichkeit und schöne Manier hervor, und es bietet eine mächtige Gegendose gegen die Gifte, welche die Gemüther der Männer in andrer Richtung erregen."

Alles recht gut und schön: daß aber ein so an-

muthig reizender, jedoch stets in den Gränzen der Klugheit gehaltener, Verkehr eben bei der heftigen Leidenschaft und der kräftigen Sinnlichkeit der Engländer rein unmöglich wäre, liegt auf der Hand. Hier, wie bei allen anderen Fleischessünden, die Dante bekanntlich durch einen tiefen Abgrund von den Gesinnungssünden trennt, ist zweifelsohne die französische Gestalt die anmuthigere, angenehmere; sie erspart uns den unschönen Anblick der rohen Excesse, die wir in England so oft sehen und meist nur durch die steife Fessel conventionellen Zwanges oder aber durch eine ganz idealistische, oft puritanische Lebensauffassung, zurückgehalten finden; aber diese Gestalt, welche das Geschlechtsverhältniß annimmt, kann eben doch nur da aufkommen, wo die geringere Achtung vor dem Gefühl der Liebe es erlaubt, mit demselben zu spielen, und läßt deßhalb, trotz der reizenden, stets erneuten Anregung des Augenblicks, nicht jene Unbefangenheit und Freiheit zu, die der freundschaftlich-kameradschaftliche Verkehr mit den weniger anmuthigen Engländerinnen gewährt, solange Eros sich nicht hineinmischt, oder wenigstens, wenn er sich doch patzig mit Pfeil und Böglein eindrängt, offen bekannt werden kann. Freilich muß zur Steuer der Wahrheit hinzugefügt werden, daß der Dreiste sich in England rascher und öfter als in Frankreich da einmischen soll, wo man ihn gern ferngehalten hätte. Gerade weil das Gefühl (l'affection) und die Aeußerung dieses Gefühls, wie Herr Marshall oft wiederholt und doch wahrscheinlich dem englischen Vorurtheil gegenüber nicht genug wiederholen kann — gerade weil die Empfindsamkeit in unsinnlichen Verhält-

nissen, als dem zwischen Mutter und Tochter, Schwester und Bruder u. s. w., in Frankreich so übertrieben entwickelt und verausgabt wird, also schon wenn auch nicht verbraucht, so doch ohne den Reiz der Neuheit ist, wenn das Geschlechtsverhältniß anfängt, so bleibt dieses oft die Arena des kühlen Witzes und Witzgeplänkels, die bekanntlich weit weniger gleitend ist als der Boden der Sentimentalität, und weniger verrätherisch als das schluchtenvolle und zerklüftete Terrain der Leidenschaft. Sobald aber die Engländerin jenen freieren Ton der Französinnen nachahmen will, in dem sich der „lose Bube" nicht, oder doch nur von ganz ferne hören läßt, verfällt sie nur allzuleicht in Geschmacklosigkeit und, so hart es auch klingen mag, in Rohheit, die natürlich nur abstoßend auf die Männer wirken kann, nie aber jenes reizende Verhältniß erleichtert, das Labruyère so schön definirt hat; und worin die Geschlechtsverschiedenheit, ohne die Leidenschaft zu entfesseln, den freundschaftlichen Verkehr verfeinert, veredelt und erhebt.

4.

Die französische Mädchenerziehung in dem höheren Mittelstande hat etwas ungemein bestechendes, und unser Engländer, wie die meisten seiner Landsleute, die nach Frankreich kommen, ist geneigt sie der englischen bei weitem vorzuziehen, namentlich seit das Kloster und das Pensionat beinahe ganz außer Mode gekommen sind und die meisten Mädchen der gebildeten Classe in der Fa-

milie erzogen werden. Es ist nicht zu läugnen, das französische System hat einen großen Reiz, und ich begreife sehr wohl, daß die großen Gefahren, denen das englische Mädchen in seiner Freiheit ausgesetzt ist, die unweibliche Selbstständigkeit und ungraciöse Vordringlichkeit, welche jene Freiheit oft mit sich führt, dem Engländer bedenklicher und meidenswerther scheinen als die Nachtheile der französischen Unfreiheit, deren hauptsächlichster geistige und sittliche Beschränktheit ist. Doch muß man jene Gefahren auch nicht allzu hoch anschlagen, und nichts spricht gerade beredter für die relative Reinheit und Noblesse des englischen Gentleman als der so seltene Mißbrauch, dem die weibliche Freiheit und Schwäche seinerseits ausgesetzt ist. Viel mag dabei auch auf Rechnung des langsameren Temperaments, des geringeren Unternehmungsgeistes kommen; in der Hauptsache ist es aber doch die germanische Achtung des Weibes, wie sie schon Tacitus bewundert, welche der Schirm der Jungfräulichkeit ist. Ungleich häufiger schon ist die Gefahr des „Sichverplemperns", d. h. unbedachter Verlobungen. Jedenfalls hat die französische Weise, die Mädchen zu Hause zu halten, ihre sehr guten Seiten und trefflichen Ergebnisse. Sicher und unbefangen, rein und anmuthig, weiblich und thätig sind die meisten französischen Mädchen, die sich nie von ihrer Mutter getrennt, nur mit ihr ausgehen, sie bei ihrem Unterricht und ihrer Arbeit immer neben sich sehen, nur mit ihrer Mutter denken und fühlen; aber wie trostlos eng ist ihr Gesichtskreis, welche Bigotterie, welcher Conventionalismus, welche systematische Ertödtung der Phantasie und der erwachenden natürlichen

Triebe. An das alles denkt Herr Marshall wohl nicht, wenn er das französische System durchaus in England eingeführt sehen möchte; oder wenn er daran denkt, so hält er es für das geringere Uebel; ja, er ist fast auf dem Punkte, diese Beschränktheit zu bewundern; denn er nennt „die französischen Frauen unbestreitbar den Männern sehr überlegen. . . . Die höchsten sittlichen Tugenden, die entschlossene Pflichterfüllung, die Hingebung und der Opfersinn, das Festhalten an Grundsätzen und der religiöse Glaube, der die Grundlage alles übrigen ist, finden sich überall bei den Französinnen, während sie bei den Männern äußerst selten sind."

Aber muß Herr Marshall andrerseits nicht auch selber zugeben, daß man, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten, in keinem Land einen Unterschied im Denken und Interesse zwischen den Geschlechtern findet wie in Frankreich? Man sieht bald, daß „obschon Mann und Frau, Brüder und Schwestern in bewundernswerthester Harmonie mit einander leben, sie in ihrer Lebensanschauung und in der Auffassung der Lebenspflichten weit von einander abweichen." Was heißt das anderes als: die Frauen werden in einem so engen geistigen Gesichtskreis gehalten, daß sie alle höheren Gebiete den Männern allein überlassen müssen? Und welches Licht wirft dieß wieder auf das Verhältniß, von dem wir oben geredet? Und kann die Frau auf dieser Stufe eine andere und höhere Rolle beanspruchen als die der Bettgenossin, Amme, Wirthschafterin, Wahrerin der gemeinsamen Interessen, wenn's hoch kommt, treuen Beratherin in den praktischen Lebensfragen? Ist denn das Theilen oder Aus-

tauschen der religiösen und sittlichen, politischen und literarischen Ueberzeugungen so ganz werthlos? Glücklicherweise erleidet Herrn Marshall's Beobachtung vielfache Ausnahmen. Die Mittheilsamkeit des Franzosen, die rasche Auffassungsgabe der Französin bringen in vielen Fällen eine Nacherziehung zuwege, welche in wenigen Jahren die letztere auch zur geistigen Genossin des ersteren macht.

Uebrigens ist diese systematische Beschränkung des jungfräulichen Horizonts nicht der einzige Punkt, welchen der Engländer rügt. So erzählt er uns namentlich über die herrschende Verwöhnung der Mädchen herrliche Anekdoten, die gewiß ebenso wahr als lebendig sind. Vielleicht hätte er hinzufügen können, daß auch diese Erscheinung in der Natur der französischen Ehe ihren Grund hat: daß bei der englischen Ehe, wo der Gatte die Hauptperson ist, das Kind nur die zweite Stelle haben kann; daß in den meist zahlreichen Familien der Engländer ein solches Verziehen nicht so leicht um sich greift, als wenn nur ein oder zwei Kinder da sind; daß bei der englischen Sitte, die Kinder in die nursery zu bannen, die Gelegenheit sie zu verwöhnen sich so viel seltener bietet. Jedenfalls ist dieses Laster — das Wort ist stark, aber ich ziehe es nicht zurück — jedenfalls ist dieses Laster des Kinderverziehens in keinem Lande so selten als in England, und es erklärt dieser Umstand allein ein gutes Theil der englischen Charaktertüchtigkeit. Kein Zweifel, die französische Innigkeit des Verhältnisses zwischen Mutter und Tochter, wie überhaupt das Vorherrschen des Gefühls in den Beziehungen zwischen Kin-

dern und Eltern, hat etwas sehr Bestechendes, Rührendes und Anmuthiges. Tüchtige Menschen aber erzieht man nicht mit dieser frühzeitigen Entwicklung der Sentimentalität, wie denn auch die Franzosen früherer Zeiten nicht in dieser weichlichen Atmosphäre aufwuchsen. Indeß, welches auch immer die Nachtheile der allzu großen Verzärtelung sein mögen, welche die Erziehung der französischen Mädchen so oft verdirbt, im allgemeinen, meint der Engländer, sei das Resultat dieser Erziehung „reizende junge Frauen hervorzubringen; etwas unwissend, voller Vorurtheile, tiefer Empfindungen und starker Liebe fähig, neugierig selber das Leben kennen zu lernen, sehr begierig zu gefallen, Bewunderung und Zuneigung zu gewinnen, aber in neun Fällen auf zehn zurückgehalten durch einen tief wurzelnden religiösen Glauben und ein hohes Pflichtgefühl. Wenn wir zugeben, daß die Hauptfunction der Frau die ist, Freude um sich zu verbreiten, unser Leben zu verschönern und ihre Töchter zu lehren ihrem Beispiel zu folgen, so müssen wir anerkennen, daß das französische System seinen Zweck erreicht. Aber wenn wir behaupten: eine Mutter habe eine noch höhere Aufgabe, und ihre höchste Pflicht sei die, aus ihren Söhnen Männer zu machen, so müssen wir eingestehen, die französischen Mütter erfüllen sie nicht."

Herr Marshall, der die französische Mädchenerziehung, namentlich die dadurch systematisch entwickelte Gefühlsäußerung so sehr bewundert, kann keine Ausdrücke finden, die stark genug seien, die Knabenerziehung der Franzosen zu tadeln; und hier dürften denn doch die englischen Vorurtheile den freien Blick etwas mehr als

gut ist beschränken. Der Werth, welchen der Engländer auf Unabhängigkeitssinn, Muth und männliche Kraft bei den Knaben legt, thut oft anderen Erfordernissen der Erziehung Eintrag. Die englischen Schulen sind weder dazu angethan, den Knaben die Gewohnheit der Zucht beizubringen, noch ihnen viele und gediegene Kenntnisse auf den Lebensweg mitzugeben; und, was man auch zum Gegentheil sagen mag, sittliche Laster herrschen auch dort, vor allem die Sucht nach Rang und vornehmen Beziehungen, der schnöde Mißbrauch der Gewalt, der sich in der Unterdrückung und Mißhandlung der Schwachen kundgiebt, und die frühe Befriedigung der Genußsucht mit ihren Folgen von Schulden, Ignoranz, Rohheit und oft gefährdeter Gesundheit. Wenn man Herrn Marshall glauben dürfte, so wären alle jungen Franzosen heimtückische Schleicher (sneaks) ohne eine Spur von Muth (pluck), schwächlich und weibisch, ohne wahres Ehrgefühl. Dieß alles ist sehr übertrieben, obschon ein Körnchen Wahrheit in der Sache ist; nur vergißt Herr Marshall die Ursache da zu suchen, wo sie ist: in dem System des Internats, und wird dadurch ungerecht gegen den Charakter der Nation. Jedenfalls ist es etwas sehr englisch, wenn er behauptet: „Die Masse der männlichen Jugend jenseit des Canals erscheint in einem sehr traurigen Lichte, wenn man sie nach den Begriffen beurtheilt, die wir von dem Ideal eines Knaben haben.“ Die „animal spirits“ und die Musculartugend sind doch wahrlich auch nicht das höchste Kriterium der Männlichkeit.

„Die einzigen Knaben in Frankreich,“ fährt unser

Autor fort — und hier kann ihm Schreiber dieser Zeilen, der den französischen Landadel durchaus für den gesündesten Theil der Nation hält, nur beistimmen — „die einzigen Knaben in Frankreich, die unsere Begriffe von Muth, Männlichkeit und Ehre verwirklichen, sind die Kinder der Landedelleute, deren Zahl leider sehr gering ist. Sie lernen reiten, jagen, in der freien Luft leben und sich als Männer betragen." (Man sieht, wie das Ohrläppchen des Engländers immer unter der angenommenen Maske des Franzosen hervorguckt.) „Die ungeheure Mehrheit der französischen Knaben sind zweifelsohne kleine Kläffer, poseurs, Angeber und Feiglinge. ... Durch gegenseitigen Unterricht scheinen sie in der Schule die niederen Begriffe zu erwerben, die so allgemein bei ihnen sind. Sie schneiden Gesichter gegen einander, geben sich Fußtritte oder Stöße; aber wer hätte je gehört, daß sie sich wirklich prügelten, einen Ehrenpunkt vertheidigten oder jene etwas derben Spiele spielten, die Kraft und Gewandtheit erfordern? Im Gymnasium bringt man ihnen die Kenntniß der Bücher bei, im Hause die Zärtlichkeit. Sie können Gelehrte und Liebende werden; aber sie kommen sicherlich nicht zu dem, was wir Männlichkeit nennen. Das ganze französische Leben ist anders als das englische. Der Reichthum ist in Frankreich mit einer gewissen Gleichheit vertheilt; man findet wenige große Vermögen. Die Knaben werden fast ausschließlich für gewisse Professionen erzogen, für den Handel, die Industrie, die öffentlichen Aemter, mit der Aussicht ihr ganzes Leben mit einem ungenügenden Einkommen leben zu müssen und nie kostspielige Vergnügen zu genießen.

Die Erziehung, deren unsere Kinder bedürfen, um im Stande zu sein, den meist energischen Beschäftigungen und den Vergnügungen ihres zukünftigen Lebens nachhängen zu können, ist unnütz und unbekannt in Frankreich. Wir können uns Reisen und Pferde, Cricket und Ballspiel bezahlen — alles Dinge die Geld und Muße erfordern. Die Franzosen haben weder das eine noch das andere, oder die Ausnahmen sind doch äußerst selten, so daß, da sie das Bedürfniß nicht empfinden, sich eine Vorbereitung zu geben, welche die Männer kräftig, aufgeweckt und zu allem bereit macht, sie dieselbe nicht erhalten. Ihre Erziehung hat einen andern Zweck, und dieser andere Zweck, welche Vortheile er auch haben mag, steht auf einem niedrigeren Niveau als der unserer Erziehung. Außerdem erhalten die Knaben in Frankreich nicht einmal die ganze Frucht der ihnen gegebenen Erziehung. Zwei Dinge lehrt man sie besonders, ihre Mütter wenigstens thun es: die Familie zu lieben und an Gott zu glauben. Sie lernen beinahe immer ersteres, selten das andere..... Bei Besprechung der Ursachen von Frankreichs Niederlage hat man in Europa den Wirkungen der Knabenerziehung nicht genug Aufmerksamkeit geschenkt: der vollständigen Abwesenheit hartnäckigen Muthes, die sie charakterisirt, und der Leichtigkeit, mit der die höchsten sittlichen Lehren verschwinden, sobald die reifere Jugend herannaht.... Die Knaben sind weibisch .... obgleich das Wort nicht einmal recht zutreffend ist; denn die Knaben haben Fehler, welche die Mädchen nicht haben. Diese sind wenigstens offen und natürlich ..... die Knaben im Gegentheil sind klein-

lich, neckisch und geradezu feig in dem Sinne, den wir dem Worte bei einem Kinde geben. Bis sie geändert werden können, und zwar durchaus geändert, ist wenig Hoffnung vorhanden, daß Frankreich seinen Rang unter den Nationen wieder einnehme. Es wird seine Schulden zahlen, es wird wieder reich werden; aber solange seine Knaben nicht Muth, Redlichkeit und Offenheit lernen, werden sie nie Männer werden, welche die höchsten Pflichten fühlen und erfüllen können. Viele unter ihnen können Männer werden die erstaunlich viel besser sind als ihre Jugend es versprach ..... aber diese Fälle sind nicht die Regel, und der Mangel an religiösem Glauben, an politischer Ueberzeugung, an entschlossenem Willen, an Hingebung an eine Sache wird fortfahren, die Bevölkerung Frankreichs auf eine klägliche Weise zu kennzeichnen, solang' ihre Jugend bleibt was sie ist. Doch ist es angenehm mit ihnen zu verkehren. Sie haben im allgemeinen gute Lebensart (darin sind sie uns überlegen); sie sind beinahe immer zärtlich und liebend; sie sind sogar ziemlich gehorsam (?), und wenn man sie nur nach dem Aeußeren beurtheilte, könnte man glauben sie versprächen viel. Sie sind ergebene Söhne und treue Brüder; sie arbeiten mit Eifer; solange sie klein sind, sagen sie ihre Gebete. Die Disciplin (?) macht sie tapfer, wenn sie Soldaten werden; die Ueberlieferung hat dieselbe Wirkung bei den hoch Gebornen; aber es ist zu verwundern, daß diese Knaben auch noch das geringste Theilchen verborgenen Muthes bewahren, denn ihre ganze erste Erziehung scheint darauf angelegt, jede Spur davon auszurotten. ...."

Ich habe diese langen und zahlreichen Stellen angeführt, und widerstehe nur mit Mühe der Versuchung, das Capitel vollständig wiederzugeben. Aber, wie gesagt, ich suche in diesen Studien über Frankreich mehr was England, als was Frankreich charakterisirt, und jeder Leser wird sofort herausgefühlt haben, wie einseitig der englische Standpunkt hier ist, der alle nachtheiligen Folgen der französischen Erziehung in der Abwesenheit der Religion und der Leibesübungen begründet glaubt!

Auch der demokratische Charakter der französischen Schulen, gegenüber dem aristokratischen der englischen Anstalten, genügt nicht ganz, um die Uebel der französischen Erziehung zu erklären. Man vergleiche unsere deutschen Verhältnisse: unsere Gesellschaft ist in einem noch viel höheren Grade demokratisch als die französische: herrscht dort Gleichheit in der Mittelmäßigkeit des Wohlstandes, so herrscht sie bei uns in der Armuth. Unsere Gymnasien gleichen in nichts den englischen Schulen: sie sind in Städten anstatt auf dem Lande; die Leibesübungen spielen eine untergeordnete Rolle; fashionable, kostspielige Zerstreuungen sind unbekannt; die Selfpolice der vornehmen Knaben, welche das Selfgovernment der vornehmen Männer in England vorbereitet, existirt nicht, und trotz alledem bringen unsere Gymnasien keine Weichlinge hervor; der Grund ist einfach der, daß unsere Gymnasien keine Kostgängerschulen sind, welche den Knaben der Familie entfremden, sondern Tagesschulen, wo die Beziehung zur wirklichen Gesellschaft immer aufrecht erhalten bleibt; vor allem aber ist im Geist unserer Erziehung viel mehr als in unserem Turnen, das freilich

sehr heilsam für uns war und ist, die Ueberlegenheit zu suchen. Die französische Erziehung wird durch Ueberwachung, Strafe und Belohnung geübt, die deutsche durch Entwicklung des Gewissens, des Pflichtgefühls und des Interesses. Nicht der Ehrgeiz, die Furcht oder die Hoffnung halten unsere Knaben zur Arbeit und zum Gehorsam an. In Frankreich wird der Knabe bei der Arbeit (l'étude), dem Spaziergang, der Erholung (récréation), der Mahlzeit, dem Schlaf überwacht, was unseren Knaben absolut unbekannt ist. Hier und hier allein, nicht in etwas mehr oder weniger Leibesübung oder Religionsunterricht, liegt der Grund, warum die deutsche Erziehung Männer bildet, die französische gefügige Werkzeuge in der Hand der Gebieter oder leidenschaftliche Rebellen gegen die Obrigkeit. Falsche verfrühte Ehrbegriffe erhalten die französischen Knaben wohl, aber keinen Begriff von der Ehre des freiwilligen und bewußten Gehorsams, von Freiheit und Unabhängigkeit, wie sie Kenntnisse erlangen, ohne daß ihr kritischer Forschungssinn entwickelt würde.

Wohl ist die nationale Erziehung — die der Mädchen sowohl als die der Knaben — die Quelle großen Unheils für die Nation — aber wer hat die Quelle vergiftet? Herr Marshall stellt sich diese Frage nie. Es ist der alte Fluch Frankreichs: der jesuitische Katholicismus. Die Revolution und das erste Kaiserreich haben zeitweise andere Dogmen begünstigen können als die ihrigen; ihre Methode ist geblieben, und solange die Nation dieß nicht einsieht, mag man noch so viele Leibesübungen und Religionsunterricht in die Schulen ein-

führen, Geist und Charakter der Nation werden gleicherweise entmannt bleiben.

Uebrigens, wenn auch Herrn Marshall's Erklärungen der Erscheinung etwas zu sehr die englische Farbe tragen, das factische Ergebniß seiner Beobachtungen bleibt leider trotzdem fast ganz unanfechtbar, und darum mag es hier wörtlich, wenn auch sehr abgekürzt, wie alle vorhergehenden Citationen, seine Stelle finden.

„Die Ziele, welche man sich in Frankreich steckt, sind keine hohen, und wir haben selber erlebt, wie die Annahme und Anwendung eines niederen Typus sittlicher Erziehung die Nation in ihrer Gesammtheit gebrochen hat. Ihr Betragen während des Krieges wechselte zwischen mürrischer Ueberreiztheit und nervöser Niedergeschlagenheit. Mit Ausnahme einiger tapferen Männer, die ihre Pflicht während und nach dem Kriege nobel erfüllten, haben die Franzosen sich wie eine Schaar ihrer eigenen Schuljungen aufgeführt, die nicht wissen wie man gute Schläge ertheilt, und noch weniger wie man sie hinnimmt. . . . Was hilft's, sich gegen das Kaiserreich zu wenden und Injurien auf Napoleon III., als den Urheber der Schmach Frankreichs, zu häufen? Alles das ist nur Zufall, Einzelheit im Ganzen. Wenn Frankreich nur im Kampfe geschlagen worden wäre, so würde es in fünf Jahren wieder hergestellt sein, denn seine materielle Elasticität ist wunderbar und seine Macht sich wieder aufzurichten beinahe ohne Grenzen. Aber seine Krankheit ist viel bedenklicher als seine Niederlage — sie steckt im Blute des Volkes. Sie haben sich dem Jagen nach Geld und einer leichten vergnügten Existenz er-

geben. Sie haben kleine Dinge und kleine Ziele verfolgt und sind unfähig geworden für große. Sie sind plötzlich überschwemmt worden von einem unerwarteten Unglück, und sie wissen weder es mit Kaltblütigkeit anzuschauen noch die rechten Wege einzuschlagen, um herauszukommen. Eine seit zwei Generationen verfehlte Erziehung hat sie auf diesen Punkt gebracht, ohne daß sie selber eine Ahnung davon haben. . . . Wenn Frankreich seinen Platz als Großmacht wieder erlangen will; wenn es die Achtung der Welt wieder zu gewinnen wünscht, anstatt um ihre Sympathie zu betteln; wenn es lieber herrschen als unterhalten und gefallen will, so muß der Anfang seiner Anstrengungen die vollständige Wiederherstellung der Kindererziehung sein. Wie diese jetzt beschaffen ist, können die Franzosen reizende Gesellschafter, glänzende Gesprächskünstler, liebende Gatten und zärtliche Väter werden, voll wärmster Gefühle und überfließender Erregung; aber sie haben klar bewiesen, daß sie vollständig unfähig sind, weise Bürger und starke Männer zu werden.“ Und von wem hofft der Engländer eine Reform? Von den Frauen allein. Bis jetzt „strengen sich die Mütter freilich nur an gute Söhne, nicht gute Bürger“ aus ihren Kindern zu machen; aber ohne römische Matronen zu sein, sind sie den Vätern doch unendlich überlegen: denn dasselbe Erziehungssystem das die Männer verweichlicht, macht die Frauen besser und edler. „Der erste Schritt, um Frankreich aus dem Moraste zu ziehen, in den es gesunken, muß von den Müttern gemacht werden.“

5.

Es ist hundertmal gesagt worden, das Französische sei die vollkommenste Unterhaltungssprache, und auch unser englischer Schilderer französischer Dinge wiederholt den Gemeinplatz, der indeß nicht an Wahrheit verliert, weil er ein Gemeinplatz ist. Nur scheint uns Herr Marshall auch diesen Punkt allzu äußerlich aufgefaßt zu haben; nicht eine gewisse Anzahl Wörter, die der einen oder der andern Sprache fehlen, nicht einmal gewisse grammatische Formen und syntaktische Regeln machen eine Sprache mehr oder minder geeignet, als Gesellschaftssprache zu dienen; ihr Geist ist es, und der von ihr gemachte Gebrauch, der ihr diesen Stempel aufdrückt. Das Englische hat eine eben so logische Satzbildung, wie das Französische, ist ebenso knapp und genau wie dieses im Ausdruck, hat einen größeren Wortschatz, der dem größeren Formenreichthum des Französischen die Wage hält, und doch ist es nie zu einer Unterhaltungssprache in dem Sinne geworden, den wir mit diesem Worte zu verbinden pflegen. Alles das ist in noch höherem Grade mit dem Italienischen der Fall, welches nicht allein ein reichhaltigeres Vocabularium, sondern auch eine mindestens eben so reiche Grammatik wie das Französische besitzt; aber auch das Italienische ist keine Conversationssprache geworden. Der gallische Geist ist's, dem des Irländers sehr verwandt, rasch in der Auffassung und eben so rasch in der angemessenen Wiedergabe des Aufgefaßten, der seine Sprache ausgebildet und ihr seinen Charakter aufgedrückt hat, während der

irische Kelte sich einer von Germanen ausgebildeten und bestimmten Sprache bedienen muß, also nie dazu gelangt sich so seinem Geist adäquat auszudrücken wie der Franzose.

Zu diesem Geiste der Sprache kommt die feste, gesellschaftliche und literarische Ueberlieferung. Auch Italien kannte im XVI. Jahrhundert eine ähnliche Gesellschaftsvirtuosität wie Frankreich, das selber bei ihm (und bei Spanien) zur Lehre ging, aber es hatte die Einheit des Hofes nicht, der in Frankreich und Spanien bestimmend wirkte, wie denn letzteres auch eine Gesellschaftssprache im höheren Sinne besitzt. Hier wie dort trugen die höfischen Schriftsteller unendlich viel dazu bei, dieser Umgangssprache einen höheren Ton zu geben, und es ist nicht zu bezweifeln, daß, wenn die Literaturperiode der „wits“ Königin Anna's ein halbes Jahrhundert gedauert hätte, anstatt zwei Lustren, England heute eine solche Sprache besitzen würde.

Was man aber mit einer Unterhaltungs- oder Gesellschaftssprache eigentlich meint, hat Herr Marshall gar nicht definirt. Ich würde sagen: sie ist erkennbar an ihrer beweglichen Festigkeit. Sie muß allgemein, traditionell, conventionell, aber doch nicht so krystallisirt sein, daß sie dem Individuellen keine Freiheit der Bewegung ließe. Unsere Sprachen sind alle noch zu flüssig, zu biegsam; das Individuum kann mit ihnen machen, was es will, sich Wörter bilden, wenn es keine findet für seine Gedanken und Eindrücke, oder für die Nüancen seiner Gedanken und Eindrücke; es ist ihm erlaubt, der Satzbildung und Wortstellung Gewalt anzuthun, um seiner Leidenschaft angemessenen Ausdruck

zu geben. Nicht so im Französischen. Hier ist das fertige Material; es sind zubehauene Steine — Blöcke wie Edelsteine — am Sprachkünstler ist es, diese je nach Bedürfniß rasch zusammenzufügen, sei's zu einem Gebäude, sei's zu einer Mosaik; er hat keinen Steinbruch zur Verfügung, um sich anderes Material zu holen und demselben die ihm nöthige Form zu geben; noch weniger darf er die ihm gegebenen Stücke nach Belieben behauen. Daher das etwas Mathematische der französischen Sprache, daher aber auch ihre allgemeine Verständlichkeit; nichts muthet Einen fremd an, jeder erkennt sofort in den zusammengefügten, bekannten Formen den Zweck und die Absicht des Künstlers. Die Schwierigkeit ist natürlich ungleich größer, sich in einer solchen Sprache schnell und angemessen, dabei auch noch geschmackvoll auszudrücken; aber eben diese Schwierigkeit fordert zur Uebung auf, und die Uebung macht den Meister — zumal wenn die Naturanlage noch hinzukommt, wie bei den Franzosen.

Auf den ersten Blick hat die französische Rede wie die französische Literatur etwas Einförmiges, Allgemeines, Abstractes; man muß tief in die Sprache eingedrungen sein, um die Individualitäten zu unterscheiden — aber welch ein Reiz ist dann auch in diesem Durchscheinen der Individualität durch den harten Marmorstoff! Ein Reiz, den weder der gefügige Thon noch der schnell erkaltende Gyps wiedergeben können. Daher uns denn auch die Rohheit der modernen französischen Schriftsteller, welche dieses spröde Material so willkürlich behandeln und damit umspringen, als wäre es noch eine flüssige Masse, als zerbräche es nicht unter ihren dreisten Fin-

gern, nur die Unbeholfenheit und künstlerische Inferiorität der Leute beweist, keineswegs ihre Kühnheit oder gar Originalität. Ein Voltaire wußte seine Eigenthümlichkeit auch in der Sprache Bossuets und Pascals zu zeigen, ohne ihr Gewalt anzuthun, und ein Thiers, ein Mérimée, ein Renan brauchen weder Neologismen noch Archaismen, weder Ellipsen noch Inversionen, um ihre Individualität in den alten, schönen, bestimmten Formen auf's klarste darzustellen.

Diese Seite nun der französischen Sprache hat unser Engländer gar nicht berührt, obschon sie doch die hauptsächlichste ist, und es ist dies ziemlich natürlich, da ja auch die englische Prosa und Unterhaltungssprache sich in dieser Allgemeinheit und Gemeingültigkeit dem Französischen mehr nähern als beispielsweise das Deutsche oder Italienische; ihm fallen naturgemäß andere, mehr äußerliche, Charaktere des Französischen auf; so die Urbanität desselben, die freilich das Englische in seiner Kürze und knappen Ausdrucksweise, mit seinem „Ja, ja" und „Nein, nein," nicht kennt, und die das Deutsche und Italienische mit ihrem umständlichen Formelwesen noch weniger aufkommen lassen. Wahre Urbanität ist allgemein und leicht; Monsieur kann man jedem sagen, und es ist schnell abgethan; wenn man sich erst besinnen muß, ob man mit einem geehrten oder hochgeehrten Herrn, einem Wohlgebornen oder einem Hochwohlgebornen, einem Illustrissimo, Pregiatissimo, Stimatissimo, Chiarissimo oder Onorevole zu thun hat, so oft man jemandem schreiben will; wenn man Namen und Titel wissen muß, um ihn anzureden, wenn man,

statt des simplen pardon, merci, eine große Umschreibung anzuwenden hat, so ist es aus mit der Allgemeinheit wie mit der Leichtigkeit des Verkehrs.

Eben weil unser Engländer jenen oben von uns bezeichneten Charakter der französischen Sprache nicht ganz erfaßt hat, ist er auch so verlegen, wenn es gilt, den anscheinenden Widerspruch eines sehr genauen Idioms mit der Lust am absichtlich Dunklen, am Unterschieben, am Insinuiren, am Zuverstehengeben, am halben Verhüllen und Errathenlassen zu erklären. Er meint: es sei eine Folge der Unterhaltungslust, dadurch werde das Gespräch und mit ihm das Vergnügen verlängert. So raffinirt ist aber weder der Geist eines Volkes noch der seiner Sprache; während die unbestreitbare Thatsache, die dem französischen Gespräch einen so großen Reiz verleiht, sich zur Genüge daraus erklärt, daß eben der Einzelne seinen Witz, seine Feinheit gerade durch die spröden Formen hindurch, die er doch achten und ehren will, gern zeigen möchte. Es ist die den Franzosen eigenthümliche Achtung vor der Tradition, die oft bis zur Routine ausartet, und die ihm ebenso eigenthümliche Eitelkeit: die erste nivellirt, die zweite sondert aus; der Kampf beider bringt jene verschleierte Zweideutigkeit hervor, die dem Fremden, wenn er sie anders in dem raschen Federballspiel des Gespräches zu erhaschen versteht, so sehr gefällt. Weiter ist der Franzose eben Künstler, d. h. er hat seine Freude an der Form an und für sich (hier die Sprache, der Ausdruck), abgesehen von dem Stoff (Gedanken und Gefühl), um den es sich eigentlich handelt: so wird der Gesprächsgegenstand zur Neben-

sache, die Kunst der Wortwahl und Wortzusammenstellung zur Hauptsache. Vor allem gilt es aber wieder, das fast unmöglich Scheinende zu leisten, mit Zeichen gewisser Begriffe ganz heterogene Begriffe hervorzurufen, und was des heiteren Spieles mehr ist, für das man eben seine Künstlerfreude an der Form haben muß. Der directe Engländer, dem es nur darum zu thun ist, seinen Gedanken oder sein Gefühl auf die geradeste, einfachste, schnellste Weise mitzutheilen, der beim Gespräch ganz im Stoff aufgeht, kann sich natürlich nur schwer von dieser Art des Redeturnierens Rechenschaft ablegen, obschon seine mehr dichterischen Vorfahren aus Shakespeare's Zeit gerade darin eine besondere Virtuosität erlangt hatten, folglich wohl auch sich darin gefielen.

Dazu kommt dann noch das Gefallen der Franzosen und Französinnen an Natürlichkeiten. Kommen diese einfach als Natürlichkeiten vor, so werden sie auch im Gespräch so behandelt, und das Kind wird einfach bei seinem Namen genannt; man findet es eben, wie mir scheint mit Recht, weit keuscher und unbefangener, von einer Dame zu sagen: elle est grosse, als elle est dans une position intéressante (family way, guter Hoffnung, und andere abgeschmackte Umschreibungen). Stellen sich aber solche Gegenstände von ihrer komischen Seite dar, so giebt ihnen die Verhüllung und Doppelsinnigkeit der Sprache, wie die Maske in der Faschingszeit, eine Art Freibrief der Heiterkeit und der Ausgelassenheit, der diese verhindert, in ursprünglicher nackter Rohheit aufzutreten. Die moderne englische Prüderie ist nun freilich das gerade Gegentheil dieser zarten und pikanten

Behandlung des Natürlichen, daher ihr dasselbe auch so leicht unanständig oder gar corrupt vorkommt, während es doch nur naiv und heiter ist.

Von der Abwesenheit gewisser Wörter, wie Herr Marshall und viele vor ihm gethan, auf die Abwesenheit gewisser Ideen und Gefühle zu schließen, ist ein trügerisches Spiel, das meist irre führt. Geben wir zu, daß die Franzosen kein Wort für listener (Zuhörer, Aufhorcher) oder für sober (nüchtern, im Sinne von „nicht betrunken") haben, weil sie nicht zu hören verstehen und weil die Nüchternheit bei ihnen selbstverständlich ist. Aber daß die Franzosen keine Lehrer haben sollen, weil sie das Wort nicht besitzen, daß die französischen Backfische nicht wie die englischen ihre Köpfe zusammenstecken und kichern sollen, weil das Wort giggle im Französischen kein genaues Aequivalent hat; daß die Franzosen keine Reiternation seien, weil sie sonst ja ein einziges Wort für „reiten" hätten — das hieße behaupten: wir Deutschen putzten uns die Nase nicht, wüschen uns nicht, tafelten nicht, weil wir keine Wörter für Schnupftuch, Handtuch, Tischtuch (mouchoir, serviette, nappe) haben, hieße den Engländern vorwerfen, daß sie keiner dauernden Eindrücke fähig sind, weil sie das Wort „unvergeßlich" nicht besitzen. Wer ist „impulsiver" als die Franzosen, die das Wort „impulsiveness" nicht kennen, wer angeregter als sie, denen das Wort „Anregung" abgeht? Machen die Franzosen keinen Unterschied zwischen Blume und Blüthe, weil sie, wie Herr Marshall richtig bemerkt, nur ein Wort für beides haben? Giebt ein Franzose nie einen Fußtritt, weil er fünf Worte braucht, die Handlung

auszudrücken, er, der eine eigene Wissenschaft der Fußtritte (la savate) hat? Kennt der Italiener, kannte der Grieche etwa die blaue Farbe nicht, weil der italienischen und griechischen Sprache die specielle Bezeichnung derselben fehlt?

Auch hier hat der Engländer nur das vereinzelte, zufällige Detail gesehen, anstatt das, freilich noch immer Ausnahmen unterworfene, Gesetz. Die Wahrheit ist, daß die Sprache des Franzosen, so wenig wie seine Natur, eine sinnliche ist. Wie in ihrer Kunst und in ihrem Leben das abstracte, ordnende Verstandesprincip über das intuitive, spontane, concrete vorherrscht, so in der Sprache; sie drückt jede Art von Gedanken und Gefühlsschattirungen auf eine wunderbar mannichfaltige Weise aus: an Bezeichnungen der Schall- und Lichtwirkungen z. B. ist sie spottarm; man versuche einmal Goethe's „Hochzeitlied" in's Französische zu übersetzen:

Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,
Da pispert's und knistert's und flistert's und schwirrt's

oder:

Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal.

oder auch nur die täglich von uns gebrauchten Nuancen von „schimmern, schillern, glitzern, glittern, glänzen, leuchten, flimmern" u. s. w. auf französisch wiederzugeben. Daher denn auch die Armuth der Franzosen an Onomatopöen: seit Jahrhunderten wiederholen sie den einen, ihnen einzig geltenden, Vers des Orestes:

Pour qui sont ces serpents qui sifflent sur vos têtes;

und wenn ihre Sprache nicht ist

Like our harsh northern whistling, grunting guttural,
Which we're obliged to hiss and spit and sputter all;

so können wir uns damit trösten, daß ihrem abgeschliffenen Idiom auch die sinnliche Macht abgeht, die sich in solchen Zeilen bekundet.

An Zärtlichkeitsausdrücken (endearing terms) ist das Französische nicht sehr reich, meint Herr Marshall, und wir können ihm nicht Unrecht geben, obschon es uns kein Mangel dünken will, daß die Franzosen das fade, läppische darling nicht haben; nur möchten wir dem Engländer zu bemerken geben, wie gerade er mit so viel Nachdruck — und ich füge hinzu mit so viel Recht — betont hat, daß die Franzosen in ihren häuslichen Lebensbeziehungen das zärtlichste und expansivste Volk der Welt sind; die Abwesenheit der besonderen Ausdrücke bewiese also nicht viel. Wo ich nun aber gar nicht mit Herrn Marshall übereinstimmen kann, das ist in der Bewunderung des französischen tu, das keineswegs eine so große Zärtlichkeit und Herzlichkeit enthält, wie das deutsche Du z. B. Der Engländer wird ganz dithyrambisch, wenn er die Innigkeit des tu dem armen Landsmann beschreiben will, der nur sein einziges you kennt. Leider ist das französische tu aber vielmehr ein Zeichen der Kameradschaftlichkeit, als der Zärtlichkeit, und wer ein tiefes Gefühl der französischen Sprache hat, wird es als eine verletzende Profanation empfinden, daß die Ehegatten anfangen sich vor Leuten zu dutzen, die Kinder tu statt vous zu ihren Eltern zu sagen — doch auch dieß nur in den Mittelständen; in den höheren, wie in den niederen, bleibt das achtungsvolle und keusche vous die Regel in diesem Falle, wie ehedem. Man verwechsle doch ja das französische Dutzen nicht mit dem

deutschen und italienischen. Bei uns thut es der Würde des Kaisers keinen Eintrag, wenn er am Abend von Sedan die Kaiserin telegraphisch mit Du anredet; alle italienischen Staatsmänner dutzen sich gegenseitig; in Frankreich würde das erste zu sehr an den Alcoven, das zweite an das Schulzimmer erinnern. Unser Schiller selber — Heinrich Heine machte mich auf diese Feinheit aufmerksam — läßt Wallenstein Sie zur Herzogin sagen, während er die Gräfin Terzky, zu der er in einer Art kameradschaftlichen Verhältnisses steht, mit Du anredet. Doch ist, wie gesagt, diese Redeweise im Deutschen weniger choquant als im Französischen, weniger absolet als im Englischen, und die Sache erklärt sich leicht. Das deutsche Sie ist ja nicht Ihr, es setzt voraus: „Ew. Gnaden", wie das italienische Lei auch nicht vous bedeutet, sondern Vostra Signoria, das spanische Usted ebenfalls Vuestra Merced sagen soll. Dieß bringt unbewußt etwas Förmliches, Ceremonielles in die Umgangssprache, wenn auch der Ursprung und die Elision längst vergessen sind. Das französische vous und das englische you erinnern an nichts dergleichen: eine Frau kann ihren Mann, ein Kind seinen Vater vous oder you nennen, ohne daß sie ihn deßhalb als „Herrn" anzureden scheinen. Auch hier verräth sich die ältere, einheitlichere Gesellschaftstradition Frankreichs und Englands. Wie Kaiserin und Königin nur „Madame" sind, nicht mehr noch minder als die Bürgersfrau, so ist auch das vous und you die allgemeine Münze einer lange geeinten Civilisation: es dient für alle Verhältnisse. Es wird noch lange Jahre brauchen, ehe es so in Deutschland

und Italien werden wird: doch sind wir auf dem Wege der Vereinfachung — das Er und Ihr sind schon beinahe verschwunden, und der Gebrauch des voi nimmt stark ab. Auch das Du und te wird dadurch immer mehr den Charakter inniger Zärtlichkeit verlieren, um nur den der ungenirten Geselligkeit zu behalten, den es schon jetzt, wenn auch nicht so ausschließlich wie das französische tu, hat.

Ich wäre noch lange nicht fertig mit Herrn Marshall's Buch; aber ich denke die Leser haben genug, wenigstens von meinen Bemerkungen über des Engländers Werk, wenn nicht von diesem Werk selber, das ich allen Freunden der „Völkerpsychologie" auf das wärmste empfohlen haben will; sie werden nicht viele aufrichtigere, gewissenhaftere, fleißigere und billigere Beobachter finden, und da hier Geist, Geschmack, Scharfsinn und Scharfblick, sowie eine außerordentlich reiche Erfahrung hinzukommen und der Verfasser, echt englisch, mehr bei Thatsachen als Raisonnements verweilt, so kann man sehr Vieles und Wissenswerthes von ihm lernen.

III.

John Morley's Studien über das 18. Jahrhundert in Frankreich.

Voltaire, by John Morley. — London, Chapman and Hall, 1872. Ein Band in 8⁰.
Rousseau, by John Morley. Ib. 1873. Zwei Bände in 8⁰.
Diderot, Essays in der „Fortnightly Review". 1875.*)

1.

Ein merkwürdiges Buch ließe sich über die Geschichte der Popularität Voltaire's schreiben, in welchem die Bibliographie wohl keine untergeordnete Rolle spielen dürfte. Als alle Schriften Dante's und alle seit dem Quattrocento zu Tage geförderten Ausgaben der Divina Commedia aufgezählt wurden, fand es sich, daß dieses trockene Namenregister dem Scharfsehenden mehr Aufschluß gab über die wahren Ursachen des politischen und literarischen Verfalls in Italien während des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, als die Geschichte

*) Offenbar Kapitel eines zu veröffentlichenden Werkes.

sämmtlicher politischer Thatsachen vor oder nach 1800 zu liefern vermochte. Die Popularität Voltaire's ist zu keiner Zeit größer gewesen, als während der Restauration, als das gebildete Frankreich, im Wahne „die Revolutionsperiode" ein für allemal hinter sich zu haben, der Reaction und „den Vorurtheilen" ungestraft trotzen zu dürfen meinte. Das unvernünftige Bündniß der conservativen Interessen mit der katholischen Kirche veranlaßte stets von Neuem die nicht minder gefährliche und absurde Coalition der Liberalen mit dem Bonapartismus. Man war in der Opposition naiv genug, den Unterzeichner des Concordats für den Vertreter und Vollstrecker Voltaire'scher Ideen zu halten; und die Hülfe des Geistes, der das Leben und die Bewegung selbst gewesen war, wurde angerufen für den „modernen Staat", der sich in den Einrichtungen des Consulats versteinert. Es wimmelte von Gesammtausgaben (sowohl Volks- als Luxusausgaben); täglich erschien eine neue Studie oder ein neuer Essay über Voltaire. Ganz wie zu Lebzeiten Fréron's gerieth man in Eifer für und wider den Patriarchen von Ferney. Vorzüglich mundete jene mittlere Philosophie Voltaire's dem Mittelstande, der noch nicht daran dachte, wie die eingeschüchterte Bourgeoisie von heute, sie mit dem Materialismus revolutionärer Atheisten in einen Topf zu werfen. Die gegen 1830 in's Leben getretene Generation — eine der feinsinnigsten, aber auch schwächsten, die Frankreich hervorgebracht hat — verhält sich Voltaire gegenüber äußerst zurückhaltend, wenn sie ihn überhaupt mehr als dem Namen nach kennt; und unter den seltenen Lesern, die er noch heute zählt,

verläugnet ihn mehr als Einer, der Geschmack an ihm findet. Der Mehrzahl ist er ungenießbar; denn die vielen aufeinanderfolgenden Revolutionen, durch die Frankreich in den letzten fünfzig Jahren heimgesucht worden ist, haben schließlich mit den Furchtsamen zusammen auch jene feineren skeptischen Geister in die conservative Partei hineingetrieben, denen überall und zu allen Zeiten antirevolutionäre Instinkte innewohnen; und die gern auch den geringsten Vorwand ergreifen, um sich solchen geheimen Neigungen mit Anstand hinzugeben.

Im Auslande ist es aber nicht so. In der öffentlichen Meinung Deutschlands behielt das Interesse des Fortschritts das Uebergewicht über das Interesse der Erhaltung, selbst nach der Episode von 1848. Die aufgeklärten Classen befanden sich gegenüber Friedrich Wilhelm dem Vierten, ja sogar gegenüber Wilhelm dem Ersten bis zu seinem Bruche mit der legitimistischen Partei im Jahre 1866 genau in der Lage, in der die französische Bourgeoisie gegenüber der Regierung der Restauration stand. Der Socialismus war noch zu schwach oder zu entfernt, um ein Gegengewicht zu bilden. So neigte man sich, vermöge einer natürlichen Reaction gegen den speculativen und historischen Geist, der schließlich die religiöse und politische Bewegung des Landes in's Stocken gebracht hatte, wieder auf die Seite des Rationalismus und gemeinen Menschenverstandes, „lequel est né français“, wiewohl er zeitweise aus seinem Vaterlande verbannt zu sein scheint. Nie, seit Wieland's Zeit, hat man in Deutschland mehr Freunde und Lobredner des französischen achtzehnten Jahrhunderts, besonders

aber Voltaire's auftauchen gesehen, als gerade in den Jahren, die unmittelbar dem verhängnißvollen Kriege von 1870 vorangingen.

In England, wo, allem Scheine des Gegentheils zum Trotze, bewundernswürdige aber irrationelle und veraltete Einrichtungen noch größeren Widerstand leisten, als ihn die Kraft des Angriffs verlangt, ist der politische und philosophische Rationalismus, — das was man früher „französische Ideen" nannte — Mode geworden nicht allein bei der Menge, sondern auch unter den vorzüglichsten Köpfen und in der höheren Gesellschaft. Hier hat die Furcht den Blick noch nicht so getrübt, daß man überall das rothe Gespenst zu sehen vermeint. Sollte indeß jemals eine vierzehntägige Commune alle diese fashionable Voltairianer in das entgegengesetzte Extrem treiben, Herr John Morley folgte ihnen sicher nicht. Er kennt seinen Voltaire zu gut, um ihm je revolutionäre Einflüsse auf die Massen zuzuschreiben. Würden die Werke dieses großen Chirurgen, der aus dem socialen Leibe so viele Krebsschäden mit der Wurzel herausgeschnitten hat, ohne je ein Lebensorgan zu verletzen, von dem jetzigen Geschlecht Frankreichs mit der Liebe und dem Verständniß gelesen, das Herr Morley hinzubringt, so würde es sich vielleicht doch besinnen, ehe es sich in die Arme der Kirche würfe, unter dem Vorwande, der Commune zu entgehen. Herr Morley hat vortrefflich eingesehen, daß, bei der gegebenen Geschichte, dem Temperament und dem Geist Frankreichs, Voltaire das für sein Vaterland gewesen ist, was die Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts für Deutschland und Eng-

land waren: nämlich Schöpfer einer neuen, nicht Zerstörer jeder Religion. Uebrigens, was auch eine vereinzelte Stimme hie und da sagen mag, und ungeachtet aller Heucheleien oder panischen Schrecken, ist der Deismus, wie er von Voltaire aufgefaßt wurde, die lauwarme Religion der Mehrzahl gebildeter Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts. Vielleicht würde der Gesellschaft wie den wohlverstandenen conservativen Interessen ein größerer Dienst damit geleistet, hielte man diese Fahne aufrecht und vertheidigte man sie energisch gegen die Angriffe von rechts und links, als indem man sie in die Tasche steckt und sich unter die Standarte des Syllabus flüchtet, wie es heute unter den französischen Conservativen Mode geworden.

2.

Niemand ist berechtigter von Voltaire zu sprechen, als Herr Morley. Er gehört zu den seltenen Schriftstellern des Auslands, die ihren Schriftsteller nicht lesen, um ein Buch darüber zu schreiben, sondern die ein Buch schreiben, weil sie einen großen Schriftsteller gelesen und wieder gelesen, über ihn nachgedacht und abermals nachgedacht haben, und weil sie das Bedürfniß empfinden, ihre Gefühle über den Gegenstand ihres Nachdenkens auszudrücken. Da er sich mit den Ueberbleibseln des alten Régimes, welche noch in seinem Vaterlande bestehen, in Opposition befindet, hat es auf den ersten Blick den Anschein, als wäre Herr Morley im

Grunde ein Rationalist französischer Schule. Er ist aber hinlänglich Mann seines Zeitalters, um die Dinge von ferne anzuschauen, vergessen zu können, daß er dabei betheiligt ist, und das Für und Wider zu sehen. Er ist es vielleicht zu sehr. Die festländische Eigenschaft geistiger Weite thut der wesentlich englischen gesunder Beschränktheit immerhin Eintrag. Weder Denker noch Schriftsteller hat seinen Vortheil dabei. Diesem fehlt es an gehöriger Concentration, während Jener zu abstrakt wird. Der neue Geschichtschreiber Voltaire's, so gründlich auch seine klassischen Studien sein mögen, entbehrt jener Unmittelbarkeit, jener Lebendigkeit und robustezza der englischen Autoren der alten Schule, die sich wenig um Theorien und Grundsätze kümmerten, die Welt ohne Arg anschauten und darstellten, und sich ehrfurchtsvoll vor den bestehenden Mächten beugten, so in der Gesellschaft kraft des Rechts der Geschichte walten. Eher scheint Herr Morley jener utilitarisch-demokratischen) Strömung anzugehören, die seit Franklin und Bentham nicht aufhört, die Hälfte Englands mit sich fortzureißen. Man fühlt eben, daß er Comte gelesen hat, und daß Hegel ihm nicht fremd geblieben ist. Durch die Gewohnheit der Speculation wird der etwas prosaische common-sense jener Partei fast erstickt, während die Sucht Jedem gerecht zu werden die positive Unbefangenheit der traditionellen Schule ein wenig trübt.

In der That hat Herr Morley einen Fehler, den man manchem Anderen wünschen möchte: den, allzu gerecht zu sein und die Dinge von zu vielen Seiten anzuschauen; man ist zuweilen versucht, ihm etwas mehr

Beschränktheit zu wünschen. Er hat eine Fülle von neuen und scharfsinnigen, oft sogar tiefen Ansichten; man merkt, daß er über die Wechselfälle des menschlichen Thuns und Denkens nachgedacht hat; allein „die Braut ist zu schön". Alle diese persönlichen Anschauungen, welche zum Nachdenken anregen, verwischen die Umrisse und trüben die Farbe des Bildes. Daher, wenn auch Herrn Morley's Standpunkt bisweilen an den Taine's erinnert, sind doch beide Schriftsteller in ihrer Art zu verfahren vollkommene Gegenfüßler. Taine — ohne sich vielleicht darüber Rechenschaft zu geben — gebraucht ein philosophisches System als einen Rahmen, innerhalb dessen er die üppigsten, lebensvollsten Bilder malt, während Morley uns, unter dem Vorwande eines Bildes, eine Philosophie der Geschichte liefert. Wenn aber der französische Kritiker ernstlich meint, der Rahmen sei die Hauptsache und seine Bilder wären von untergeordneter Bedeutung, so scheint der englische Biograph denn doch zu ahnen, daß seine Arbeit eher eine Darstellung der Idee Voltaire's, eine Studie über die Entstehung und Wirkung dieser Idee genannt zu werden verdiente, als eine Lebensbeschreibung oder ein eigentliches Porträt.

Nicht nur dem Stoff, sondern auch der Form nach, entfernt sich Herr Morley von der englischen Tradition. Ueberall in seinem Style stößt man auf Spuren des Auslandes und moderner Formeln. Gewiß hätte man Unrecht, von einem englischen Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts die Sprache eines Addison oder eines Fielding zu fordern; allein es giebt doch Mittel und Wege, einer Stylüberlieferung treu zu bleiben, in-

dem man sie den Bedürfnissen des neuen Gedankens anpaßt. Die rhetorische Phrase eines Macaulay, die Ironie eines Thackeray, die Familiarität eines Dickens zählen ihre Vorfahren in der englischen Literatur des vorigen Jahrhunderts; Herrn Morley's Schreibart aber ist dem englischen Geiste ebenso fremd, wie der Styl Carlyle's, nur in einer anderen Weise; er ist weniger ursprünglich und dichterisch, aber reiner und natürlicher. Man fühlt ihm wohl die Gewohnheit an, sich im Kreise der Ideen zu bewegen, die in Deutschland umgehen; allein die wünschenswerthe Gewandtheit, dieselben in seiner Muttersprache wiederzugeben, geht ihm ab. Es ist eben nicht Jedermanns Sache, Gedanken zu handhaben, die seiner Zeit und seinem Vaterlande neu sind, wie es z. B. Renan thut, ohne jemals dem Geiste und der Gefälligkeit der eigenen Sprache Gewalt anzuthun.

Herrn Morley's abstrakte, obgleich glänzende, zugleich kühne und ernste Schreibart zeigt vortrefflich die große Veränderung, die unter dem Einflusse einer Schule junger, aus der Veste des altenglischen Geistes selber, aus Oxford, hervorgegangener Schriftsteller eben mit der englischen Literatur vorgeht. Die abstrakten Geistesgewohnheiten und die vorgefaßten Meinungen, mit denen diese Neuerer die Alten gelesen haben, verrathen sich in ihrem Styl ebensowohl als in ihren Gedanken. Dem englischen Geist — der unter Allen sich am meisten dem antiken nähert — sind luftige Verallgemeinerungen verhaßt. Diesem Volke, das ein so beträchtliches Stück Geschichte geschaffen, und vortrefflich geschaffen hat, ist alle Philosophie der Geschichte zuwider. Im Buche Herrn Morley's aber

findet man kaum etwas anderes als Allgemeinheiten und Geschichtsphilosophie; glänzende und bewunderswürdige Allgemeinheiten wohl, aber doch immer Allgemeinheiten; man sehnt sich von Zeit zu Zeit nach einer Anekdote, nach einem Detail, und das Talent, welches der Verfasser in den wenigen Stellen offenbart, wo er sich herabläßt, Thatsachen zu erzählen, ist ganz dazu angethan, unser Bedauern darüber zu vermehren, daß er es nicht öfter thut. Herrn Morley sind alle großen Schriftwerke des achtzehnten Jahrhunderts genau bekannt, und er ist nicht weniger in der staatlichen Geschichte dieser Periode bewandert; er begnügt sich aber damit, philosophische Schlüsse aus dieser Literatur und Geschichte zu ziehen. In früheren Zeiten fühlte man stets hinter jedem englischen Schriftsteller den Staatsmann, den Reisenden, den Dichter, den Denker, oder mindestens den Fachgelehrten, hier ahnt man den Literaten ex professo, der die Stadt nie verlassen hat, der die Welt nur aus Büchern kennt und sie nur durch das Medium der Reflexion und des Systems anschaut.

Herr Morley giebt selbst eine vorzügliche Definition jener vagen, vielfarbigen Gattung, die man „Literatur" zu nennen pflegt; dahin gehört aber auch sein Buch; es ist sogar ein sehr schönes Beispiel davon. Es ist sehr wahr, daß zwischen dem Literaten des achtzehnten Jahrhunderts, wie ihn Herr Morley so glücklich charakterisirt, und dem Literaten des gegenwärtigen ein großer Unterschied herrscht. „Der moderne Literat entspricht dem antiken Sophisten, dessen Rolle die war, laufende Vorurtheile zu bestätigen, auszuschmücken und weiter zu ver-

breiten. Gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts aber hieß Schriftsteller in Frankreich zu sein so viel, als ein officieller Gegner der laufenden Vorurtheile und der sophistischen Vertheidiger dieser Vorurtheile in Kirche und Parlament zu sein.“ Nichts kann richtiger sein; beeilen wir uns hinzuzufügen, daß Herr Morley selbst ein solcher Literat ist, der sich aus dem vorigen Jahrhundert, dem er offenbar angehört, in das unsrige verirrt hat. Aus vielen Zügen sieht man, daß er auch uns angehört — besonders durch die augenscheinliche Besorgniß um die gehörige Entwicklung seiner eignen Ideen an Stellen, wo er eher die Ideen seines Helden darstellen, dessen Züge malen, dessen Handlungen erzählen müßte; durch seine Unabhängigkeit aber, durch einen Muth, wie durch seine Freiheit von Vorurtheilen ist er ein directer Abkömmling der Tapferen aus jener Phalanx streitender Schriftsteller, welche der Ruhm des vorigen Jahrhunderts sind. Diese Kühnheit, vereint mit einer warmen, wiewohl durchaus nicht blinden, Verehrung für den großen Mann, von dem er spricht, einer ausgedehnten Gelehrsamkeit, einer großen Gerechtigkeitsliebe und einer gediegenen festen Denkweise ist es aber auch, was das Werk zu einem der bemerkenswerthesten stempelt, die überhaupt über Voltaire erschienen sind.

Eine andere Eigenschaft zeichnet das neueste Werk des geistreichen Engländers vor ähnlichen Werken der Art vortheilhaft aus: es ist keine unnütze Aesthetik und keine allzunützlichen Analysen und Citate 2c. darin. Freilich setzt es bei dem Leser eine vollständige Bekanntschaft mit Voltaire's Leben und Schriften voraus.

Niemand soll es zur Hand nehmen, um daraus biographische Thatsachen zu erfahren, oder gar sich die Lectüre von „Candide“ oder dem „Essai sur les moeurs“ zu ersparen. Für Letzteres kann man Herrn Morley nicht dankbar genug sein; denn es ist hohe Zeit, dem Mißbrauche Einhalt zu thun, der durch die Ueberschwemmung mit Literaturgeschichte die ganze Bildung der europäischen Gesellschaft zu unterwühlen droht. Man kann Niemandem zumuthen, heutzutage Brockes' „Irdisches Vergnügen in Gott" oder auch nur Klopstock's „Messiade" zu lesen. Man gebe immerhin Abrisse von Wolff's, ja von Leibnitz' philosophischen Werken; aber, wie es Sitte ist, dem Ausländer „Faust im Auszüge", dem Deutschen eine „Analyse der göttlichen Comödie" zu bieten, darin liegt im Keime der Ruin aller wahren Bildung. Weit besser, unendlich besser ist es, gewisse Werke vollständig zu ignoriren, als ihr Inhaltsverzeichniß auswendig zu lernen. Handelt es sich doch bei wahrer Bildung nicht um die Quantität der aufgestapelten Kenntnisse — und welcher Kenntnisse: von Capitel-Ueberschriften, Namen, Daten, Formeln! — sondern um die Entwicklung und Erweiterung der Gedanken- und Gefühlswelt. Wohl giebt es Dinge in der Literatur jedes Volkes, die nur eine historische Bedeutung haben: solche mögen immerhin zusammengefaßt und analysirt werden, wenn diese Bedeutung wirklich so groß ist, daß man nicht einfach daran vorbeigehen kann; wo aber neben dem historischen und über dem historischen Werthe ein künstlerischer fortlebt, da sollte doch nur die Wahl zwischen offener, aufrichtiger Unkenntniß und wirklicher Kenntniß sein. Künstlerische aber nenne

ich im weitesten Sinne alle Erzeugnisse, in denen die Form sich vom ausgesprochenen Gedanken oder Gefühle nicht trennen läßt, ohne daß dieser Gedanke oder dieses Gefühl ihren Eindruck auf den Leser, Zuschauer oder Zuhörer verfehlen. Nun ist Voltaire's Form nicht allein im reizend leichten, klarfließenden Style, in der Erfindung seiner unterhaltenden Erzählungen zu suchen, sondern auch und speciell im Witze, in der Antithese, in der scheinbaren Paradoxie, im Einzelnen. Keine Analyse — wäre sie selbst von D. Fr. Strauß entworfen — kann uns Voltaire's Wirkung auf das achtzehnte Jahrhundert veranschaulichen, geschweige denn uns den Genuß ersetzen, mit dem wir noch heute bei der Lectüre eines „Mikromegas“ über die Schwächen der Menschennatur, unsere Vorurtheile und Eitelkeiten lächeln.

Herr Morley wendet sich aber nicht an die „Gebildeten“, welche Voltaire nur vom Hörensagen kennen; er schreibt für die, welche ihn gelesen haben, sucht ihnen die Genesis seiner Ideen zu zeigen, das Verfahren seines Talentes darzulegen, die Grundanschauung und den Grundcharakter des streitbaren Denkers zu ermitteln, seine Wirkung nachzuweisen. Ueber mehr als Einen Punkt erlaubt sich der Schreiber dieser Zeilen das Urtheil Herrn Morley's nicht zu theilen, doch würde es ihn zu weit führen, auch nur den zehnten Theil des inhaltsvollen, gedankenschweren Buches durchzugehen. Herr Morley zeigt sich darin weit subjectiver, als in seiner so bedeutenden Schrift über Burke, und das neue Werk hat dadurch an Fülle gewonnen, was es an künstlerischem Werthe verloren hat. Der Chor spricht so viel

mit, daß er die Haupt-Acteurs oft nicht zum Worte kommen läßt — allein er hat so viel Neues, Originelles, Tiefes, Anregendes zu sagen, daß man ihm nicht böse werden kann; nur wird's schwer, ihm in den engen Grenzen eines Essays in alle Winkel seiner geistigen Schatzkammer zu folgen.

3.

Herrn Morley's Buch besteht aus sieben Capiteln von gleich großem, obgleich sehr verschiedenartigem Interesse. Müßte ich unter so vielen interessanten, tief gedachten Seiten irgend welche als besonderer Aufmerksamkeit würdig nennen, so würden es vielleicht die sein, welche von den Beziehungen zwischen Friedrich dem Großen und Voltaire, und der von Voltaire vorgeschlagenen — annähernden — Lösung der philosophischen Probleme handeln. Ich wiederhole aber, daß das ganze Buch sorgfältig gelesen zu werden verdient, und bin sogar überzeugt, daß eine getreue, vollständige Uebersetzung auf dem Festland großen Beifall finden würde. Selbst die oben angedeuteten Fehler, — wenn eine gänzliche Befreiung von allen vaterländischen Vorurtheilen und Traditionen überhaupt zu den Fehlern eines Schriftstellers gerechnet zu werden verdienen, und hierauf lassen sich doch alle meine Bemerkungen schließlich zurückführen — selbst diese problematischen Fehler verschwänden in der Uebersetzung. Das was in Betreff des Styls und der Gedanken den englischen Leser nothwendig stutzen

macht, würde den deutschen oder französischen keineswegs verletzen. Ja, Letzterer käme sogar in Versuchung, diesen Ausländer, der Frankreich so gründlich kennt, es so richtig wie gerecht beurtheilt, für einen sehr freisinnigen, seltsam kühnen Landsmann zu halten. Man vergleiche nur das Morley'sche mit dem Strauß'schen Werke, und das Charakteristische bei dem englischen Schriftsteller wird sogleich in's Auge fallen. Der deutsche Biograph in der That, trotz einer beinahe unbedingten Verehrung für Voltaire, hört nicht auf, wesentlich deutsch und protestantisch zu sein; auch möchte ich bezweifeln, daß sein Buch die Uebersetzungsprobe glücklich bestehen würde, während der englische Verfasser vielleicht in der Fremde auf größeres Verständniß und mithin auf mehr Beifall rechnen dürfte, als im eignen Vaterlande.

Nicht als ob er in seiner Studie England etwa unglimpflich behandelt hätte. Vielmehr widmet er der Schilderung der Macht, welche „englische Einflüsse“ auf Voltaire's Leben und Werke ausgeübt haben, ein besonderes Capitel: es war auch nicht wohl anders möglich. Man kann nicht zu viel Gewicht legen auf dergleichen geistige Beziehungen zwischen verschiedenen Völkern, besonders zu Zeiten, wo sie leicht unterschätzt und politischen Interessen und Leidenschaften aufgeopfert werden. Als Voltaire und Montesquieu England besuchten, war es soeben aus einem langen Kampfe mit Frankreich und zwar als Sieger hervorgegangen. Bald sollte der Krieg zwischen den Erbfeinden von Neuem ausbrechen und Frankreich bei dem Pariser Frieden noch mehr einbüßen, als bei dem Utrechter. Schon damals brannte

der alte Nationalhaß des hundertjährigen Krieges in den unteren Schichten beider Völker mit fast gleicher Lebhaftigkeit, wie unter Revolution und Kaiserreich; die gebildeten Geister aber, — ein Umstand, der wohl bemerkt zu werden verdient, — hatten Muth und Adel der Gesinnung genug bewahrt, um gegen den Strom zu schwimmen, der die Mehrzahl mit sich fortriß. So fiel es weder Montesquieu noch Voltaire ein, sich durch das Studium Locke's und Newton's gedemüthigt zu wähnen, weil sie Landsleute von Marlborough waren!

Noch soll man mir hierauf etwa erwidern: Voltaire sei unempfindlich gewesen gegen die Niederlagen von Höchstädt und Malplaquet oder unberührt geblieben von dem Roßbacher Schlage, denn Herr Morley hat die patriotische und politische Seite seines Helden zu vortrefflich darzustellen verstanden, um dergleichen Anklagen Raum zu gestatten. Er gehörte vielmehr zu jener Gattung bedeutender Männer, die selbst bei blutendem Herzen die Interessen der Menschheit über den Nationalhaß zu stellen wissen; die sich nie dazu hergeben, ewige Ideen vorübergehender Leidenschaft aufzuopfern. In ähnlichem Sinne weigerte sich ja unser Goethe, als uns der Jenaer Schlag getroffen hatte und er bereit war, seinen Herzog ins Exil zu begleiten, die Rolle eines Tyrtäus zu spielen, Wissenschaft und Kunst zu Dienern des Hasses herabzuwürdigen, indem er es den Staatsmännern und Kriegern überließ, für die Vergeltung zu sorgen.

Villemain hatte bereits die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, daß der Aufenthalt in England für Voltaire entscheidend wirkte; nun beweist es uns Herr Morley

bis zur Evidenz; merkwürdig ist es aber, daß Voltaire, der die englische Philosophie so vortrefflich verstand, von englischer Politik wenig oder gar nichts begriffen zu haben scheint. Er hatte bald eingesehen, daß die im XVI. Jahrhundert von den Händen Italiens in die Spaniens übergegangene geistige Hegemonie, im XVII. von Spanien nach England gewandert war, während Frankreich berauscht von einer ganz äußerlichen Größe, und stolz auf die feine Form, in die es die Gedanken der Vergangenheit einzukleiden wußte, noch immer auf den alten katholischen Irrwegen fortgeschlendert war, die es von Spanien überkommen hatte. Von Bacon bis Hume hatte England eine Reihe von Denkern hervorgebracht, durch welche die wissenschaftliche Welt verjüngt worden war. Voltaire gebührt nun das außerordentliche Verdienst, sein Vaterland mit dieser ihr fremden Welt bekannt gemacht zu haben; ja, es gebührt ihm das noch weit größere, diese Bewegung weiter fortgesetzt und die Leitung derselben von England nach Frankreich verlegt zu haben. Die Encyclopädisten, ja, sogar Rousseau, sind einzig und allein durch diese Uebertragung englischer Ideen nach Frankreich zu erklären; wie man sich auch von Goethe und Schiller keine richtige Vorstellung machen kann, wenn man Wieland und Herder vergißt, welche die französischen Ideen des XVIII. Jahrhunderts bei uns einbürgerten, indem sie dieselben den Anforderungen ihres Vaterlandes anzupassen verstanden.

Das Schlimmste, was einem Volke begegnen kann, — davon liefert Spanien im XVII. Jahrhundert das Beispiel — ist, daß es sich allen ausländischen Ein=

flüssen in der Ueberzeugung eigner Vortrefflichkeit entziehe und sich darauf steife, alles Fremde zu ignoriren. Das Vortheilhafteste aber was ein Volk thun kann — dies beweist Deutschland im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts — ist, daß es alle geistigen Fortschritte des Auslandes sorgfältig studire und sich anzueignen bemühe. Dies that aber Voltaire für sein Vaterland: daher „es kaum einen Franzosen von einiger Auszeichnung während der zwei Generationen zwischen dem Tode Ludwigs des Vierzehnten und der Revolution gab, der nicht nach England ging oder wenigstens die englische Sprache lernte. Viele thaten Beides." *)

4.

Voltaire wurde durch seinen Aufenthalt in England noch kampflustiger als zuvor. Die Wirkung der Presse, der Einfluß der Denker auf den Gang der dortigen Ereignisse machten ihm begreiflich, daß das Licht nicht dazu da sei, um unter den Scheffel gestellt zu werden, und daß Wahrheit verkündigen und Lüge bekämpfen zu den Pflichten des Schriftstellers gehöre.

Was ihm in England zunächst auffiel, war „die sociale und politische Bedeutung der Literaten und die Thatsache, daß diese Macht eine allgemein anerkannte war. .... Der Dichter, den man in's Gefängniß werfen ließ, weil er die von dem Bedienten eines Edelmanns erhaltenen Stockschläge übelgenommen hatte, befand sich in einem

*) Worte Buckle's in seiner „Geschichte der Civiliiation".

Lande, wo Newton und Locke durch einträgliche Posten in der Staatsverwaltung belohnt wurden, Prior und Gay bedeutende Gesandtschaftsstellen bekleideten und Addison Staatssecretär war."

Nur zu groß sollte in der Folge die Umwälzung der Dinge in Frankreich sein, und es war Voltaire, der jene Federherrschaft eigentlich begründete, die seither das Unglück Frankreichs gewesen und nicht weniger wirklich ist, weil dort die Schriftsteller mehr nach Aemtern trachten als sie einnehmen. „Die Leiden Frankreichs (und seine Geschichte seit der Revolution ist wesentlich eine Leidensgeschichte) rühren, mehr als von irgend einem anderen Umstande, von der Vorherrschaft her zu welcher die Schriftsteller in diesem Lande gelangt sind; und diese unheilvolle Vorherrschaft wurde, wiewohl ohne Absicht, von Voltaire zuerst begründet." Wenn England aber von diesem Uebel weniger zu leiden hatte, so kam es daher, daß die englischen Schriftsteller weniger Systematiker waren als die französischen, das englische Volk weniger Anlage zu abstrakten Schwärmereien hat, und vor Allem, weil die Abnahme des Einflusses der Schriftsteller auf die staatsmännischen Kreise in directem Verhältniß stand zu der Zunahme des Einflusses, den die Literatur auf die Menge ausübte.

Der Gegensatz zwischen englischer Freiheit und französischer Abhängigkeit fiel Voltaire sehr auf; aber er sah die Ursachen nicht: den Protestantismus und das Selfgovernment. Er meinte, dieselben socialen Erfolge ließen sich durch eine Philosophie des gemeinen Menschenverstands wie durch einen aufgeklärten Glauben an die Offenbarung

erreichen, und ein Aufheben aller Hemmungen der Bewegungsfreiheit der Bürger müsse genügen, den freien Staat zu begründen. „Niemals erhob er sich," sagt Herr Morley, „über die einfache politische Vorstellung des morgenländischen Märchens: ein guter Despot unterstützt von einem weisen Vezier."

Im Gegentheil, das, wodurch dieses von aristokratischen Coterien und einem feilen Parlamente regierte England damals schon zu einem freien Lande geworden war, entging Voltaire sowohl wie Montesquieu, welcher das Geheimniß der englischen Freiheit in der Trennung und dem Gleichgewicht der Gewalten entdeckt zu haben glaubte. „Von jeher schlossen französische Staatsmänner und Publicisten systematisch ihre Augen gegen die große Wahrheit, daß es keine königliche Straße giebt für nationale Wohlfahrt, und daß die Völker absichtlich das Glück von sich stoßen, so lange es ihnen nicht auf eine gewisse Art entgegenkommt."

Heute ist es Mode, im entgegengesetzten Sinne zu übertreiben — mit Worten, versteht sich. In der Wirklichkeit ist nicht dasjenige Land das freie, wo Jedermann in die öffentlichen Angelegenheiten eingreift, und die Nichttheilnahme sollte in normalen Zeiten die normale Stellung der Bürger bleiben. Unsere Clienten, Kranken, Schüler, Kunden, Gemeinde haben doch das erste Recht auf uns, und, was man auch einwenden mag, der Staat kommt nur in zweiter Reihe in Betracht, so lange die Existenz des Staates selbst nicht bedroht wird. Das Land der Freiheit wäre also das, wo Jeder das Recht hat, sich an der öffentlichen Sache zu betheiligen und

in kritischen Momenten von diesem Rechte Gebrauch macht. Jeder wohlgeordnete Staat wird von Leuten regiert, die das Regieren zum Studium und zur Erfahrung ihres Lebens gemacht haben; Bürger, welche sich selbst direct regieren, etwa in ihren Mußestunden, wenn sie mit Schuhmachen und Felderpflügen fertig sind, sind eine ebenso utopische Vorstellung, wie die von weisen Despoten, die Alles selbst besorgen. Vielleicht dürfte sogar das Beispiel New-Yorks als ein Beweis gelten, daß selbst locales Selfgovernment mehr Nachtheile als Vortheile bietet, sobald die Localität eine gewisse Ausdehnung erreicht.

Was nothwendig ist, um zu verhindern, daß diejenigen, welche mit der Staatsverwaltung beauftragt werden, mögen sie nun Beamte oder Aristokraten, Abgeordnete oder Bureaukraten sein, das allgemeine Interesse vernachlässigen, ist die Oberaufsicht, die Controle, nicht die Mitwirkung der Bürger; es ist vor Allem die Möglichkeit für den Herrscher — das Volk — sein Veto einzulegen. Dies hatte aber England schon zu Voltaire's Zeit, und der Muth, die Mannhaftigkeit, mit der englische Bürger diese Controle anzuwenden, dieses Veto einzulegen wußten, war der Ursprung und die erste Bedingung der Freiheit, wie sie bei unsern Vettern verstanden und geübt wird.

Es lag nicht an Voltaire, wenn dergleichen männliche Gewohnheiten nicht auch nach Frankreich verpflanzt wurden, selbst ohne daß er sich klare Rechenschaft darüber gegeben hätte. Voltaire war groß in vieler Hinsicht; aber seine bewundernswertheste Größe war der Muth.

Niemand in Frankreich, weder vor noch nach Voltaire, hat den Muth gehabt, sich über die öffentliche Meinung und das qu'en dira-t-on? hinwegzusetzen wie er, oder, wie er, beglaubigte Ideen, Schlendrian und intellectuelle Abhängigkeit anzugreifen. Dadurch wurde eben dieser durchaus nicht revolutionäre, keineswegs absprechende und absolute, gar nicht neuernde oder paradoxale Geist zum Befreier Frankreichs und der Welt. Wenn dieses Land wieder einmal einen Mann von gleich großem Geist findet, der den Muth hat, laut zu sagen, was er für die Wahrheit hält, selbst auf die Gefahr hin, für einen Sonderling, einen Menschen ohne Lebensart, einen Freund der Paradoxieen, einen Böswilligen oder gar einen Landesverräther zu gelten — dann wird es auch die Führerhand gefunden haben, die es aus dem Chaos leitet.

5.

Eines der interessantesten Kapitel in diesem interessanten, so tief und originell, so unabhängig und vorurtheilsfrei gedachten Buche ist das vierte (Berlin), an das man mir erlauben möge noch einige kurze Bemerkungen anzuknüpfen.

Natürlich wird man bei einem Denker und Geschichts-Philosophen, wie Herr Morley, nicht die platte, unwürdige, ja rohe Auffassung der Persönlichkeit Friedrich's zu befürchten haben, die uns bei dem Rhetoriker Macaulay verletzt. Herr Morley läßt sich nicht einen Augenblick durch die sogenannten moralischen Untugenden des Königs

den Blick für die Größe des Staatsmannes und Feldherrn trüben. Doch will es uns bedünken, daß auch er noch der landläufigen Meinung über Friedrich's Privat-Charakter zu große Zugeständnisse macht. Es ist immer eine mißliche Sache, so den Privat-Charakter vom öffentlichen zu trennen; bei einer echten Persönlichkeit — und die war Friedrich doch wohl — verschmelzen beide so innig, daß es schwer ist, zu sagen, wo der eine anfängt und der andere aufhört. Nun kann man nicht umhin, ein wenig betroffen zu sein, wenn man bei einem Schriftsteller wie Morley Sätze liest, wie diesen: „Die Leute, die von ihrem Helden Reinheit, Gemüth (sensibility), Großmuth, Ehrgefühl oder männliche Achtung für die menschliche Natur verlangen, werden keinen Zug zu Friedrich empfinden." Auch von der „seichten Gefühligkeit seiner Jugend" redet Morley und behauptet, daß „kein Cyniker so hart und gefühllos sei, als der Mann, der einmal sentimental war", eine Behauptung, die ein Blick auf Wieland's Leben hinreichend widerlegt. Lassen wir die „Reinheit und das Gemüth", zwei gar relative Begriffe: giebt es doch Leute, die Goethen Beides absprechen, wenn wir in ihm das Ideal der „Reinheit und des Gemüthes" in unserem Sinne sehen. Doch selbst wenn man den schönen Jugend-Enthusiasmus Friedrich's nur für Phrasenhaftigkeit nehmen will, — wozu man durchaus kein Recht hat, denn alle jugendliche Posabegeisterung ist ja rednerisch — wie kann man dem Fürsten Großmuth absprechen, der nie daran dachte, sich an den Verfolgern seiner Jugend zu rächen, und der, als achtundzwanzigjähriger König, nicht

der Feinde, sondern nur der Freunde seiner schlimmen Tage sich erinnern wollte? Wie kann man von Mangel an Ehrgefühl bei dem Könige reden, der kurz vor Roßbach, als Alles verloren schien, dem Grafen Fink die denkwürdigen Worte schrieb: „Wenn ich das Unglück haben sollte, vom Feinde gefangen genommen zu werden, verbiete ich, die geringste Rücksicht auf meine Person zu nehmen, oder irgend in Betracht zu ziehen, was ich in meiner Gefangenschaft schreiben könnte. Wenn mir dies Unheil widerführe, so will ich mich für den Staat aufopfern, und verlange, daß man meinem Bruder gehorche, welcher, sowie meine Minister und Generale, mir mit dem Kopfe dafür haftet, daß man weder eine Provinz, noch ein Lösegeld für mich bietet, und daß man den Krieg fortsetzt, als ob ich nie existirt hätte." Wer hatte da ein echteres Gefühl von high honour, der Skeptiker von Sanssouci, oder der „ritterliche" Valois in Madrid? Daß Friedrich keine hohe Achtung für die Menschheit gehabt, ist freilich wahr; doch ist's wahrlich eine starke Zumuthung der Optimisten, Jemandem daraus ein Verbrechen machen zu wollen. Man braucht eben nicht so weit wie Schopenhauer zu gehen und in der Welt vom sittlichen Standpunkte aus eine Diebshöhle, vom geistigen ein Tollhaus zu erblicken; aber das Recht, seine Mitmenschen zu verachten, kann man doch wahrlich Niemandem bestreiten, am wenigsten dem Fürsten, der, christlicher, als er es selbst zugeben wollte, die Menschen, die er verachtete, deßhalb nicht weniger liebte. Oder beruht etwa das ganze Christenthum nicht auf dem Pessimismus und der Charitas?

Gründet es sich vielleicht wirklich auf den Optimismus unserer modernen Menschheits-Bewunderer? Hat Friedrich sich etwa nicht für den Fortschritt der Menschheit interessirt? Hat er sich nicht um ihr Wohlergehen gekümmert? Hat er nicht ein ganzes langes Heldenleben dem Dienste der Menschheit gewidmet? Hat er nicht gewissenhaft die Stelle ausgefüllt, die er angestrebt: die eines procureur des pauvres? Es ist Friedrich mit seiner Menschenliebe gegangen wie mit seinem Patriotismus. Wie man von ihm hat sagen können, daß er französisch gedacht, aber deutsch gehandelt hat, so kann man auch von ihm sagen, daß er als Misanthrop und Skeptiker gesprochen, aber als Philanthrop und Gläubiger gewirkt hat. Der Glaube Friedrich's, wie des ganzen Jahrhunderts, war freilich nicht, was man heute unter Glauben versteht, der Glaube an die sichtbare Kirche und die Offenbarung; wenn man aber Wärme und Ganzheit der Ueberzeugung, Opfermuth und Ausdauer für ideale Zwecke, wenn man das Hingeben an und für das Unpersönliche Glauben nennt, so hatten Friedrich und das Jahrhundert ihn gewiß — so große fanfarons de vices sie übrigens auch in Worten sein mochten.

Ohne dem Heroen-Cultus zu opfern, erkennt Herr Morley mehr, als es heute zu geschehen pflegt, die Bedeutung großer Persönlichkeiten in der Geschichte an, und seine Seiten über die Sendung Voltaire's und Friedrich's gehören zum Besten, was er geschrieben. „Voltaire und Friedrich waren die zwei Führer der beiden Hauptbewegungen jener Zeit in dem großen Werke der Umgestaltung des alten Europa in das neue . . . . . . Vol-

taire's Werk war es, die Thätigkeit des menschlichen Verstandes zu schärfen, seine Freiheit zu verkünden, sowie die Herrschaft der alten geistigen Ordnung zu zerstören. Friedrich's Werk war es, die alte politische Ordnung umzustoßen. Die Summe ihrer Anstrengungen war der bestimmte Anfang jener Revolution im Gedanken und der politischen Gestalt des Westens, worin die große örtliche Umwälzung in Frankreich .... nur als eine secundäre Phase betrachtet werden darf ..... Friedrich ertheilte dem Deutschen Reiche, Voltaire der katholischen Kirche den Todesstoß." Nichts kann genauer und unanfechtbarer sein, als diese Definition; nur haben alle solche Definitionen etwas zu Bestimmtes, dem sich die lebendige Geschichte nicht gerne unterwirft. Voltaire's Werk knüpft so enge an Locke und die englischen Freidenker an, diese wieder mittelbar an Bacon, daß von einem Anfang nicht gut die Rede sein kann, wie es schwer hält, von einem Ende der geistigen und politischen Bewegung zu reden, welche den Gegenstand von Herrn Morley's Werk bildet. Um seine Behauptung auf Friedrich anzuwenden, muß er sogar der Geschichte Gewalt anthun. Die Kriege zwischen dem Westfälischen und dem Utrechter Frieden haben in seinen Augen gar keine geschichtliche Bedeutung: kein höheres Interesse, keine Idee wurde darin verfochten; es waren nur Kriege persönlicher Laune und zufälliger Verwicklungen. Daß der Kampf Frankreichs gegen das Haus Habsburg schon ein Act jener Zerstörung des Römischen Reiches deutscher Nation war, die Friedrich vollbringen sollte; daß der alte Todesstreit zwischen dem protestantischen Holland und dem katho-

lischen Spanien sich in dem Kampfe Wilhelm's III. und Ludwig's XIV., Englands und Frankreichs, fortsetzte; daß es sich mittelbar handelte um Newton oder Bossuet — das will Herr Morley durchaus nicht zugeben: „es war ein Jahrhundert eines rein künstlichen Kampfes"; es waren „zwecklose und blutige Erschütterungen, die über Europa hinwütheten und der Menschen Leben zu Staub zermalmten in der rothen Schlachtenmühle." Man braucht nur des Jahres 1689 zu gedenken (des Widerrufes des Edictes von Nantes und des Ausbruches des Orleanischen Krieges), um sich zu überzeugen, wie willkürlich Herrn Morley's Behauptung ist. Im Uebrigen indeß ist seine Schilderung der Folgen, seine Würdigung der historischen Bedeutung des Siebenjährigen Krieges eine vollendete zu nennen; auch was er über den „neuen Typus der Monarchie" sagt, die Friedrich in Preußen verwirklichte, ist trefflich und für England neu.

Ich sagte schon oben, Herr Morley bekenne sich nicht gerade zum Heroen-Cultus. Wie alle Schriftsteller seiner Schule — Herr Morley kann den Positivisten nicht verleugnen — hat er ein heimlich Grauen vor großen Persönlichkeiten. Er meint, solche Persönlichkeiten zu bewundern, dazu gehöre, daß dieselben selbst sich über die Tragweite ihres Handelns Rechenschaft abgelegt. Man sieht, es guckt doch die mechanische, rationalistische Anschauung an unbewachten Ecken heraus. Was der Gläubige des Heroen-Cultus bewundert, ist eben durchaus nicht das bewußte Handeln; im Gegentheile möchte man versucht sein, gerade das unbewußte Handeln als den Gegenstand seiner Bewunderung aufzustellen. Ebenso-

wenig ist's ihm um den Erfolg zu thun: er sieht die Welt metaphysisch an, das Maß hat in seinen Augen keinen Werth: er sieht ja die Größe nicht in der Quantität, sondern in der Qualität; ob sie Gutes oder Böses stiftet, sittlich oder unsittlich handelt, ist ihm einerlei. Die bittere Verstimmung, die Herr Morley z. B. gegen Napoleon zeigt, ist ihm fremd: er wird den schnellen und umfassenden Blick, die Gewalt oder den Zauber der Persönlichkeit, die Unbeugsamkeit des Willens — kurz Alles, was die menschliche Größe ausmacht, beim wilden Häuptling eines geschichtslosen Stammes ebenso bewundern, als beim Leiter eines unserer alten Culturstaaten. Hätte auch Napoleon nicht das Gebäude aufgerichtet, an dem die Nation nun schon siebzig Jahre vergeblich rüttelt, er wäre doch eine der größten menschlichen Erscheinungen gewesen, welche die Geschichte kennt.

Bei Voltaire freilich kann sich auch unser Engländer seinen nüchternen, moralischen Standpunkt nicht bewahren. Unwillkürlich muß er ihn bewundern, den Mann, der gewiß auch gar manche Kleinlichkeiten an sich hatte und weder als ein Muster der Tugend, noch als ein Bewunderer der Menschheit gelten kann. Die Größe übermannt ihn. Er vergißt die Schatten und blickt nur auf zu dem Geisteshelden, dem Europa, mehr als irgend einem Anderen, seine geistige Freiheit verdankt, dem Repräsentanten einer geistreichen, höchstgebildeten, um die Menschheit hoch verdienten Nation in dem Augenblicke ihrer schönsten Blüthe, dem Vertreter des französischen Genius im XVIII. Jahrhundert.

— ——— ——

6.

Das Werk des ausgezeichneten Herausgebers der „Fortnightly Review" über Rousseau schließt sich als eine Ergänzung dem früheren über Voltaire würdig an. Wir begegnen darin denselben eingehenden und umfangreichen Studien, derselben Sicherheit des Wissens, derselben Vorurtheilslosigkeit und Kühnheit gegenüber der englischen Convention. Freilich sind auch manche Fehler des ersten Werkes hier in potenzirter Gestalt anzutreffen, und ist der neue Fehler einer etwas zu breiten Behandlung des Gegenstandes hinzugekommen. Der moderne Styl, welcher der englischen Sprache Dinge zumuthet, die sie nicht leisten kann, und welcher dadurch ihren eigenthümlichen Charakter beeinträchtigt, macht sich's hier viel bequemer als im „Voltaire" oder gar im „Burke" desselben Verfassers. Die Klarheit, Knappheit, Einfachheit und Kraft, die wir an der englischen Prosa des XVIII. Jahrhunderts so hoch schätzen, wird auf diesem Wege ganz verloren gehen, wie der englische Vers unter den Händen der modernen Euphuisten ganz von den Traditionen abgekommen ist, die Byron z. B. trotz aller Wagnisse noch pietätsvoll achtete.

Herr Morley gehört überhaupt ganz seiner, unserer, Generation an: nicht allein in der Form, auch in der ganzen Anschauungsweise und in der Natur seiner Befähigungen; und zwar unserer Generation in ihrer englischen Abart. Er ist gewissenhaft in der Erforschung und Darstellung der Thatsachen und glaubt deßhalb objectiv zu sein. Er ist gerecht gegen alle Personen, Dinge

und Ansichten, selbst die widerstrebendsten, und verliert sich selbst gar oft über dieser allseitigen Gerechtigkeit. Er hat über alles nachgedacht, und kann sich's nicht versagen seine Weisheit auszukramen, selbst da wo wir keine Zeit haben auf sie zu hören. Er ist, wie beinahe alle bedeutenderen Schriftsteller dieser Generation, immer besorgt: der Leser möchte voraussetzen, er, der Autor, habe gewisse Seiten seines Gegenstandes nicht gesehen; und so eilt er sich, ihn zu enttäuschen, indem er ihm die allseitigsten, feinsten, tiefsten Bemerkungen, die Früchte aufmerksamer Beobachtung und reifen Nachdenkens über Menschen und Dinge mittheilt; es trifft sich aber, daß der Leser es vorzieht, nicht durch alle Fenster nacheinander zu blicken, sondern einen Aussichtspunkt, von dem aus das Charakteristischste am deutlichsten und schönsten hervortritt, festzuhalten. Dieses Virtuosenthum im Verständniß giebt dem ganzen Geschlecht, das jetzt im frischen Mannesalter steht, seine eigenthümliche Signatur. Es stempelt sie alle, die vielseitigen Versteher, zu Advocaten, um nicht den so oft mißverstandenen Namen der Sophisten zu gebrauchen, welche jeder Sache und jedem Clienten eine gute Seite abzugewinnen wissen und, indem sie allen persönlichen und historischen Umständen Rechnung tragen, vor lauter Verständniß Gefahr laufen, den Sinn für das schlechthin Gute und Schlechte zu verlieren. Soweit geht's nun bei Herrn Morley nicht; dazu ist er zu sehr Engländer: ein Engländer ist nun einmal in einer Atmosphäre geboren und herangewachsen, von der er sich nie ganz frei machen könnte, selbst wenn er noch so „historisch" zu sein suchte. Auch braucht

man nur eine Seite von Herrn Morley zu lesen, und z. B. mit J. Burckhardt, C. Justi, Renan oder Bonghi zu vergleichen, um sofort von dem absoluten Ton frappirt zu werden, in dem hier die Sache der Relativität vertheidigt wird, die der Festländer stets, wie sich gebührt, als Künstler, Beschauer, Philosoph, nie als Apostel führt.

Auch das Ausführen, wo das Andeuten, Anregen, Zuverstehengeben ausreicht, gehört zu den Angewohnheiten unserer Generation. Wollte man in frühern Zeiten seine aphoristischen Gedanken über Welt und Weltlauf mittheilen, so wählte man die Form der Maximen, Betrachtungen u. s. w.; wollte man eine Theorie auseinandersetzen, besprechen, bekämpfen, die der Abhandlung, des Essay; heute wird dieß alles „historisch" bewerkstelligt: wir nehmen uns einen Mann, eine Epoche, ein Ereigniß, und benützen dieß, um bei dieser Gelegenheit unsere eigenen Gedanken an den Mann zu bringen. Niemand springt über seinen Schatten, und so meinen wir denn auch Herrn Morley gar keinen Vorwurf mit dieser unserer Bemerkung machen zu wollen, fühlen wir uns doch selber der Angewöhnung so gut wie andere schuldig. Was wir gesagt, soll eben nur zur Charakteristik dieser unserer Generation dienen.

Bei unserm Autor kommt nun, wie gesagt, noch der Engländer hinzu, und es ist interessant zu sehen, wie er sich gerade einem Franzosen gegenüber benimmt und ausnimmt. Gab es je einen anti-englischen Geist und Charakter, so war's Rousseau. Seine Rhetorik, seine Allgemeinheit und Apriorität, seine Gewissenlosigkeit in

Fest- und Aufstellung von Thatsachen, sein ewiges sich selbst Belügen und Belügen anderer, das durchweg Ungentlemanische, wie das Unpraktische in seinem Wesen, die ganze Unreinlichkeit seiner Natur müssen es dem Engländer absonderlich schwer machen, gegen ihn gerecht zu sein, und Herr Morley ist mehr als gerecht: es will uns sogar manchmal bedünken, daß er im Entschuldigen und Beschönigen eben so weit geht, wie weiland der witzige Schulmeister St. Marc Girardin in seiner systematischen Verketzerung des „Bürgers von Genf."*) Aber er wendet das System auf echt englische Art an, d. h. mit Ueberzeugung und Gewissenhaftigkeit. Ein Franzose, wenn er allen Schwächen eines historischen Charakters gerecht wird, hat entweder an seinem künstlerischen Sinn oder an seinem Skepticismus einen trefflichen Hülfsgenossen. Der Engländer aber ist weder Künstler noch Skeptiker: er ist immer Realist und Protestant. Daher ist er auch so arglos und so ungelenk. Er bewegt sich immer „tout d'une pièce", wie die Franzosen sagen. Gewiß kann man nicht einen heftigeren Gegner des englischen „cant" und der englischen conventionellen Frömmigkeit, sowie der englischen Socialvorurtheile finden, als Herrn Morley: es ist ein wahres Vergnügen, ihn von der „grotesque luxury of religious

---

*) Diese pedantische Kleinmeisterei und der reactionäre Ton des Philisters, der in Rousseau den Demokraten nicht vergessen kann, sind in den Essays der „Revue des Deux Mondes" sehr abgeschwächt, ja ausgemerzt worden, während sie in der ersten Form (den Vorlesungen in der Sorbonne) auf's verletzendste hervortraten.

unction" oder von den Bischöfen, katholisch oder protestantisch, reden zu hören, welche „ihre todten und verwesenden Ideen mit geschwollener bombastischer Phrase verhüllen". Namentlich ist ihm die specifisch englische protestantische Heuchelei ein Dorn im Auge — freilich ein widerwärtiges Laster, das nirgends so schamlos auftritt wie in England, gerade wegen jener Ungelenkigkeit, die macht, daß ein Engländer nur ganz wahr oder ganz verlogen sein kann, daß ihm jenes Schweben zwischen Wahrheit und Unwahrheit, das die allgemeine Atmosphäre der lateinischen Nationen ausmacht, nicht nur unmöglich, sondern auch unbegreiflich ist. Aber ein unbiegsamer Rundkopf ist Herr Morley deshalb doch: er vertheidigt Demokratie und Rationalismus gegen Toryism und anerkannte Kirche genau in derselben Weise wie der Puritaner des XVII. Jahrhunderts Gospel gegen Popery vertheidigte. Die Strenge eines Franzosen gegen Rousseau ist im Grunde milder als die Milde des Engländers; denn diese beruht auf einem edlen Irrthum, und würde sich, das fühlt man, in unbarmherzige Strenge verwandeln, wenn der Irrthum zerstört würde. Eine außerordentliche Naivetät und Unkenntniß continentaler Sinnesweise ist in der That die Grundlage jener Milde, und gereicht dem Verfasser, wie der Nation, der er angehört, zur höchsten Ehre. Er möchte gern, im Gegensatz zu den intoleranten Priestern und moralischen Humbugs seines Vaterlandes, entschuldigen, wo zu entschuldigen ist; aber seine Entschuldigungen sind immer die eines durch und durch ehrlichen, rechtlichen, rein gesinnten Mannes, der eine ähnliche sittliche Basis

wenigstens annähernd bei dem zu Entschuldigenden voraussetzt. Mit ein wenig mehr Cynismus hätte Herr Morley sicherlich die Dinge etwas anders gesehen, als er sie sieht. So setzt er z. B. voraus, um Rousseau's Zusammenleben mit der geistig und sittlich ganz untergeordneten Therese zu erklären, der Sonderling habe vielleicht „ein excentrisches Vergnügen daran gefunden, der Welt zu beweisen, daß er Verdienste an einem Weibe zu finden wisse, das für jedermann ein elendes Geschöpf (desperate) war!" Die nächste, einfachste, Erklärung des Räthsels entgeht dem rein und streng gesinnten Manne ganz, der seinen Rousseau nicht für fähig halten mag, durch Gewohnheit und Bequemlichkeit sich fesseln zu lassen, wie so viele andere. Nicht als ob Herr Morley immer für Rousseau Partei nähme; er weiß vorkommenden Falles recht streng zu sein, wenn auch immer, und zwar mit vollem Recht, die allgemeine Entschuldigung des unglücklichen Philosophen durch seinen krankhaften Zustand im Hintergrund und gleichsam in der Luft des ganzen Buches schwebt; aber er ist immer zu hoch, hier wie überall: ein bißchen Leben in den literarischen Kreisen Frankreichs würde ihn da besser belehren als alle Bücherstudien.*)

Mit diesem Mangel aber an etwas heilsamem Skepticismus, den wir durch hundert andere Stellen belegen

*) Sehr charakteristisch ist eine Citation aus George Sand, worin dieser idealistischste aller französischen Dichter Rousseau für berechtigt erklärt, die Kinder Thereiens auszusetzen, da er Grund gehabt habe sie nicht für die seinigen zu halten. Die ganze französische Moral steckt da in nuce.



könnten, verbindet sich die abstracte Natur seines Talents, um Herrn Morley gar oft irre zu leiten. Wäre er etwas mehr Künstler und etwas weniger Gelehrter gewesen, eine Ungeheuerlichkeit wie der Vergleich zwischen Manon Lescaut und Madame de Warens hätte ihm nicht entschlüpfen können. Wie man die Sachen doch lesen kann! Uns wollte es bedünken, daß nie zwei lebendigere, gelungenere Porträts gezeichnet worden als jenes der leichtsinnigen, leidenschaftlichen, beweglichen, jungen Geliebten des Chevalier des Grieux, und dieses der passiven, neutralen, sanft sinnlichen, fast phlegmatischen Herrin der Charmettes, und hier kommt ein gescheidter feiner Kopf und findet eine frappante Aehnlichkeit heraus zwischen diesen beiden reizenden Geschöpfen künstlerischer Darstellung. Man wagt kaum mehr sich selber zu trauen nach einer solchen Erfahrung. Und etwas weiter tönt gar des Herrn Pastors gestrenge Stimme recht störend durch: Mme. de Larnage, die liebenswürdige Reisegefährtin Jean Jacques' nach Montpellier, eine charmante Philine, die kein Leser der Confessions je vergessen hat, wird einfach „an obscene woman“, und damit ist sie abgethan. Noch schlimmer fährt die liebe kleine Zanetta mit ihrem pikirten guten Rath in echtestem, zierlichstem Venetianisch: der Engländer sieht in der ganzen Sache nur einen Beweis, „wie ein Zug sympathetischer Phantasie jemanden besser als eine ethische Vorschrift vor der Sünde bewahren kann!“

Nun hat's freilich Herr Morley nicht auf eine einfache biographische Erzählung abgesehen; er hat Tact genug besessen um zu begreifen, daß niemand nacherzählen

darf, was die „Confessions“ erzählt haben. Wollte Gott, man hätte „Wahrheit und Dichtung“ gegenüber immer dieselbe Zurückhaltung bewiesen — aber dann, wozu überhaupt derlei unbedeutende Thatsachen, wie z. B. die einzige Fußreise von Chambéry nach Turin, erwähnen, die ja an sich gar keinen Werth haben, und nur durch die unnachahmliche Kunst des Erzählers geworden sind was sie sind. Herrn Morley's Talent ist, wie gesagt, ein durchaus abstractes, und wenn die erste Bedingung eines wirksamen Schriftstellerthums ist zu wissen

Quid valeant humeri, quid ferre recusent,

so kann man die Selbsterkenntniß nur billigen, mit der er sich von einem Gebiete fern gehalten, auf dem er sich nicht zu Hause wußte. Er hat also gar kein plastisches Bild seines Helden oder seiner Zeit zu entwerfen gesucht. Seine Absicht ist offenbar nur, die individuelle und historische Genesis der Ideen Rousseau's zu schildern und daran die Darstellung ihrer Wirkungen und Folgen zu knüpfen. Man thäte ihm demnach Unrecht, wenn man eine fortgesetzte zusammenhängende Erzählung von ihm fordern oder nur erwarten wollte. Ihm ist's darum zu thun, Rousseau's Charakter und Genius zu studiren und zu erklären; das ist ihm nun, mit wenigen Ausnahmen, trefflich gelungen: er wollte zeigen, wie dieser Genius und dieser Charakter, verbunden mit der allgemeinen Stimmung der Zeit, dieser sich anschließend oder gegen sie reagirend, unter den besondern Umständen eines bewegten Lebens die Früchte getragen, welche die Welt kennt. Und auch hier wieder ist's ihm nur um die Ideen zu thun, welche Rousseau in die

Weltgeschichte eingeführt, durchaus nicht um die künstlerische Form, in die er sie gekleidet, oder um die Gestalten, die seine Phantasie geschaffen. Die „Confessions“, eines der wunderbarsten Kunstwerke, die je geschrieben worden, werden nirgends besonders besprochen, während jedem andern Werke des Philosophen ein eigenes Capitel gewidmet ist; nur des literarischen Werthes der „Rêveries“ wird einmal vorübergehend mit der ihnen gebührenden Bewunderung gedacht. Die „Nouvelle Héloise“ wird als Reaction der Sentimentalität und des Deismus gegen Rationalismus und Atheismus richtig hervorgehoben; der Roman (wir meinen das herrliche erste Buch, mit dem der Roman eigentlich fertig ist, da die fünf übrigen Bücher gar nicht mehr in die Rubrik der Phantasiewerke gehören) wird durchaus nicht ästhetisch gewürdigt. Sollten wir die nicht eben glückliche Form näher bezeichnen, die Herr Morley für seine Ausführungen gewählt, so würden wir sagen: es ist die eines fortlaufenden Commentars zu den „Bekenntnissen“. Die von Rousseau erzählten Thatsachen werden kurz erwähnt, dann in Bezug auf ihre Authenticität kritisch geprüft, endlich die Consequenzen nachgewiesen, die sie für die Charakterbildung und den Ideengang des Mannes gehabt. Kommt er zu einem der Werke Rousseau's, so wird wiederum genau untersucht, wie es entstanden, dann analysirt, mit den vorher oder gleichzeitig herrschenden Ideen verglichen, den Wirkungen desselben bis auf die Gegenwart herab nachgegangen. Endlich ergreift der Verfasser die Gelegenheit, seine eigenen Ansichten über die betreffenden Punkte (den Werth der Civilisation,

die Ungleichheit unter den Menschen, Ehe, Theater, Selbstmord, Erziehung, vor allem die Theorien vom Staate) darzulegen. Es lohnt wohl die Mühe, ihm in jener Kritik und diesen Auseinandersetzungen zu folgen; und der Leser wird die darauf verwandte Zeit nicht bereuen.

7.

Niemand kann Rousseau gerecht werden, der nicht die Warnung Goethe's beherzigt — eine Warnung, die er uns bei der Würdigung Herders, unsers deutschen Rousseau, zuruft — nicht jedermann zu beurtheilen als ob er gesund wäre. Herr Morley scheint uns nur allzu viel auf die Krankheit des Sonderlings schieben zu wollen. Vieles muß auch durch seine Erziehung, das Meiste natürlich aus seiner angebornen Natur erklärt werden. Rousseau's Unverträglichkeit, sein Mißtrauen, seine Verfolgungsmanie sind offenbare Symptome der Geisteskrankheit, unter welcher der Aermste gewiß mehr litt als er Andern Leiden verursachte, weßhalb wir's einem Grimm, Diderot oder Hume nichtsdestoweniger nicht verdenken können, wenn sie endlich die Geduld verloren, um so mehr als die Geisteskrankheit Rousseau's durchaus nicht ärztlich constatirt oder nur allgemein anerkannt war, seine monströsen Verdächtigungen gegen diese aufopfernden Freunde also Glauben finden und ihnen unendlich gefährlich werden konnten. Vornehme und reiche Leute, wie der Marschall v. Luxemburg und Mr. Davenport,

mächtige Souveräne, wie Friedrich II., mochten sich über Rousseau's Verleumdungen und seinen beispiellosen Undank leicht hinwegsetzen: ihre Lage ihm und der Welt gegenüber war eine ganz andere als die seiner literarischen Cameraden: jene konnten die Vorwürfe des Kranken gar nicht berühren, weder in den Augen der Menschen noch in ihrem eigenen Wirkungskreise; diesen wurde das Leben in ihrer Gesellschaft, ja ihre schriftstellerische Thätigkeit dadurch verbittert, gehemmt, gelähmt.

Rousseau's Indelicatesse, seine Tactlosigkeit, sein falscher Stolz und seine absolute Würdelosigkeit, gewisse Gemeinheiten — das Wort ist nicht zu hart — haben wohl ihren Grund in den frühen Gewohnheiten der Gesindestube. Niemand, sagt Herr Morley mit Recht, verstand das Volk besser als Rousseau, der wirklich mit und in dem Volke gelebt hatte; aber alles hat seine zwei Seiten: Rousseau ist ohne classische Bildung, ja überhaupt beinahe ohne alle Bildung, einer der größten Schriftsteller seiner Nation geworden; als Gesellschaftsmensch ist er immer ein „gemeiner Mann" geblieben, so viel er auch mit vornehmen Herren und Damen verkehren mochte; auch fühlte er sich unter diesen nie ganz wohl. Selbst als er an Mad. d'Houdetot, seinen Freund und Wohlthäter Saint-Lambert verrathend, glühende Liebesbriefe schrieb, war es ihm doch behaglicher in Theresens Bett und Küche. Seine Rohheiten gegen Mad. d'Epinay und Mad. de Franqueville sind nur bei einem Ex-Lakaien zu erklären und zu entschuldigen. Solange man ihm schmeichelte, behagte es ihm freilich selbst bei

den hohen Herrschaften; denn Burke hat trotz der Uebertreibung nicht so ganz Unrecht, wenn er von ihm sagt: „Er hatte kein andres Princip, das sein Gemüth beeinflußt, seinen Verstand geleitet hätte, als die Eitelkeit.“ Bei den kleinen Leuten aus dem unbelesenen Stande dagegen war's ihm stets wohl, weil alle zu ihm aufschauten und er sich gehen lassen konnte. Auch im rohesten Volke sind Tugenden anzutreffen, denen man nur selten in höheren Ständen begegnet, und sie sind um so rührender, als sie spontaner sind, keinerlei conventionellen Beigeschmack haben, durch Erziehung, Gewohnheit und Noth erschwert werden. Diese wußte Rousseau zu schätzen: daß es aber auch ein Ganzes von — meinetwegen künstlicher — Sittlichkeit giebt, welche das Resultat der gesellschaftlichen Bildung ist, und sich nicht nur in sogenannten schönen Manieren, sondern auch in Schonung, Tact, Rücksicht, Selbstbeherrschung, Maß, ja in den ganz conventionellen Begriffen der Ehre und des Anstands darthut, soll uns niemand läugnen wollen, und diese Sittlichkeit blieb Rousseau zeitlebens eine terra incognita. Wir danken dieser vollständigen Ignoranz der gesellschaftlichen Moral die einzige Idylle der Charmettes; ein Gentleman, in des Wortes moralischer Bedeutung, hätte sich lieber die Hand abhauen lassen, als daß er eine Jugendgeliebte, eine Wohlthäterin prostituirt hätte. Die Tugend des Sichselbstvergessens, wenn es sich um die Ehre andrer handelt, war eben eine Tugend, die Rousseau sehr wohl von jener von ihm so verachteten, von Herrn Morley so streng beurtheilten vornehmen Gesellschaft des XVIII. Jahrhunderts hätte lernen

können. Ja, in diesem Sinne tugendhaft war wohl nie eine Gesellschaft in so hohem Grad, als jenes in anderer Beziehung so verderbte und so laxe Geschlecht.

Dagegen hat nun Rousseau freilich, wie die Rohheiten und Geschmacklosigkeiten des gemeinen Mannes, so auch eine Lebhaftigkeit und Frische der Empfindungen, die in dem Maße nur dem von der gesellschaftlichen Bildung Unberührten vergönnt sind. Rousseau's Natursinn und seine Leidenschaft sind die des Hirten, der sein Leben hinvegetirt; nur daß sie bei diesem keinen Ausdruck finden. Die Einzigkeit von Rousseau's Erscheinung in der Literatur ist gerade, daß bei ihm jene dunkeln Empfindungen eine Stimme fanden, was weder vor noch nach ihm dagewesen ist. Selbst Goethe, trotz aller Naivetät, genießt die Natur als ein Gebildeter; wie er auch die Liebe empfindet als ein Gebildeter: er legt seine Gedanken in die Natur, vermenschlicht sie, indem er mit seiner Zauberhand die geheimen Bezüge zwischen Menschenschicksal und Naturwandlungen aufdeckt. Rousseau fühlt wie der Bauer, und ein Gott gab ihm zu sagen wie er fühlte. Ihm bereiten die warme Sonne und der frische Quell, der Erdgeruch und der würzige Walddust ein sinnliches Wohlbehagen, das ihn exaltirt; aber es fällt ihm nicht ein, in „des Mondes Blick des Freundes Auge mild“, in „der eilenden Welle die wechselnde Lust“, in „Sturm und Regen“ die Ruh- und Rastlosigkeit der Liebe zu sehen: ihm ist die Natur kein „Gleichniß“, ihm ist sie „Ereigniß“, und so läßt er sie uns in seiner Wundersprache nachempfinden. Man muß sich nicht durch Rousseau's Rhetorik darin irre machen lassen: diese ge-

hört eben auch ins Capitel der Geschmacklosigkeit. Für jeden Ungebildeten, Halbgebildeten, Jugendlichen hat die Rhetorik einen Reiz, dem sie nicht leicht widerstehen. Rousseau hat die Rhetorik am Ende überwunden: in den „Confessions“ giebt er seinen Gefühlen, den edeln wie den unedeln, den ganz adäquaten knappen Ausdruck, unter dem sie am plastischsten hervortreten; aber auch diese vollendete Kunst dankt er keinen Vorbildern und Lehrern, sondern nur sich selbst; auch in der Sprache war Rousseau bestimmt, der größte aller Autodidakten zu sein.

Unter den vielen Eigenschaften des gemeinen Mannes, die Rousseau geblieben, ist wohl die liebenswürdigste, sein Vagabundensinn. Da ist nichts Gemachtes, Gewolltes, wie beim Künstler-Zigeuner; kein Bedürfniß nach Aufregung, wie beim Abenteurer — nein, er fühlt die Lust des freien Wanderns genau wie der Handwerksbursche; er will nicht pittoresk noch absonderlich sein, noch gewaltigen Naturschönheiten nachjagen: er fühlt sich glücklich und heiter in der bescheidensten Landschaft, fern von den Menschen, allein mit seiner Phantasie unterm freien Himmel, ohne Zweck dahinschlendernd. „Der Mann lebte,“ sagt Herr Morley treffend, „ohne irgendeine geistige Richtschnur, bestimmt von einer Reminiscenz, einer vorübergehenden Laune, einer zufällig angetroffenen Person, von allem, außer bleibenden Zielen und bestimmten Gegenständen; jeden Augenblick bereit, den reiflichst erwogenen Plan stetiger Anstrengung für den Zauber eines Schlummers in üppiger Landschaft aufzugeben.“ Rousseau war durchaus keine Einsiedler-Natur;

er floh das Leben in der sogenannten Gesellschaft nur, weil er sich keinerlei Zwang aufzuerlegen wußte, aber die Umgebung kleiner Leute konnte er kaum entbehren. Nichts kann seine Schilderungen der Wonne übertreffen, die er in der relativen Einsamkeit von Montmorency und auf der Sanct-Peter-Insel genoß. In dieser praktischen Misanthropie, welche dem theoretischen Philanthropen so übel ansteht, war Rousseau das rechte Gegentheil seiner großen Zeitgenossen und speciellen Antipathien, Friedrich's II. und Voltaire's, welche wohl theoretisch die Menschen verachten mochten und recht grimmig über sie schimpfen konnten, factisch aber ihr Leben im Dienste der Menschheit hinbrachten. „Der Anblick des Elends und des Bösen in der Welt brachte Voltaire dazu, mit seinem Gotte zu hadern, während es Rousseau nur dazu brachte, sich mit seinen Freunden zu zanken," sagt Herr Morley witzig. „Rousseau" — um noch eine feinsinnige Stelle aus dem trefflichen Capitel anzuführen — „liebte die Menschen am meisten, wenn er sie am wenigsten sah. So schlimm dieß auch war, berechtigt es uns doch nicht, seine Menschenliebe als etwas Erkünsteltes darzustellen. Es war eine Seite idealer Exaltation, welche die Tiefen seines Geistes mit eben so echter Gewalt aufstörte, als es die ist, welche in Naturen einer andern Art die Sympathie mit dem Realen und Concreten ... entzündet."

Doch, erkünstelt oder nicht, jene abstracte Menschenliebe wird für uns nie den Werth des spontanen Mitleidens edler Naturen haben. Rousseau hat eigentlich nie einen wirklichen Menschen lieb gehabt, trotz aller seiner Sentimentalität, oder bewundert, trotz alles seines Enthusias-

mus — höchstens wenn sie todt waren, wie der Abbé de Saint-Pierre — dazu war er zu ausschließlich mit sich selbst beschäftigt (wrapt up in himself, würde der Engländer sagen). Außer dem trefflichen Keith hat niemand, der ihn näher zu kennen die Gelegenheit gehabt, von seiner Güte zu erzählen gewußt, und Keith war eben doch ein zu vornehmer Herr, um, bei aller scheinbaren Intimität, die Gelegenheit zu haben Rousseau näher zu kennen, d. h. da, wo seine persönlichen Interessen und Leidenschaften mit denen anderer in Collision kamen. Rousseau war, wie alle Träumer es in einer Hinsicht sind, Egoist im vollsten Sinne des Wortes; aber er war noch überdieß ein nervöser Träumer, und so begnügte sich sein Egoismus nicht damit, nichts für Andere zu thun, sondern er konnte auch bei der leisesten Berührung Andern recht viel Uebles zufügen. Es liegt in dem Wesen solcher Naturen, Alles von Andern zu verlangen und sich nie für Anderer Schuldner zu halten, und es hat wohl Niemand diese Lebensmethode weiter getrieben als Rousseau. Indeß wir wollen hier ja keine Charakteristik Rousseau's geben, und beeilen uns kurz die Punkte anzuführen, in denen Herr Morley uns Neues zu bringen, sowie diejenigen, in denen er uns das Richtige verfehlt zu haben scheint.

Herr Morley legt mit Recht ein besonderes Gewicht auf Rousseau als Wiedererwecker der Religiosität und Sentimentalität im Zeitalter des Rationalismus, und er zeigt sehr schön, wie gerade jene außerordentliche Reizbarkeit und Empfindlichkeit, welche ihn zum sinnlichsten und selbstischsten aller Menschen machte, ihn auch

mehr als alle Andern zu dieser seiner weltgeschichtlichen Rolle befähigte. Vielleicht betont er nicht hinreichend das Priesterliche in Rousseau's Persönlichkeit; denn etwas Pfäffisch-Genüßliches in Hamann's Art, mit dem er überhaupt viel Aehnlichkeit hat, ist doch bei Rousseau nicht zu verkennen; nicht einmal die kleine Dosis Heuchelei, die dazu gehört, fehlte: die salbungsvollen Ermahnungen an Madame d'Houdetot über ihr sündliches Verhältniß zu Saint-Lambert, um dessen Nachfolge er sich bewarb, sind Tartuffe's würdig; seine Beräucherung Voltaire's, den er haßte, würde jedem Kirchenfürsten einer verabscheuten weltlichen Obrigkeit gegenüber Ehre gemacht haben; seine sittlichen Distinctionen erinnern an die unreinlichsten Seiten des Muckerthums; der heilige Eifer, mit dem er in Bossuets Fußstapfen trat, um das profane Vergnügen des Theaters zu verpönen, gab schon Voltaire die Frage ein: ob denn Jean Jacques ein Kirchenvater geworden? Sein affectirtes Musikabschreiben mahnt bedenklich an den fadenscheinigen Rock gewisser demüthigen Gottesdiener. Für beinahe alles dieß hat Herr Morley ein entschuldigendes Wort; durchgehends glaubt er an die Aufrichtigkeit seines Helden, ja sogar seine Feigheit (man denke an die Flucht aus Genf, an die Anschuldigung des Mädchens in Turin) entschuldigt er. Es ist immer schwer bei solchen retrospectiven psychologischen Untersuchungen, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden; aber nach dem Eindruck zu urtheilen, will es immer bedünken, als schraubte sich Rousseau hinauf zum Glauben wie zur Liebe und zum Gefühl. Es klingt wie ein unlösbarer Widerspruch: aber der Mann, der

das Gefühl dem Verstand gegenüber wieder in sein Recht gesetzt und die Frömmigkeit wieder zu Ehren gebracht hat, war eine durchaus rationalistische Natur. Wahres Gemüth und wahre Frömmigkeit waren ihm ganz fremd; äußerste sinnliche Reizbarkeit und eine gewisse fieberhafte Kopfphantasie vertraten deren Stelle bei ihm. Sein Phantasiren wie sein Denken war in der That immer ein Irrereden — man erinnere sich nur der Inspiration seines Erstlingswerkes auf dem Wege nach Vincennes — und wehe dem, der ihn daraus weckte. „Jean Jacques ist ein Verrückter von Geist," sagte d'Alembert sehr weise, „aber er hat nur Geist, wenn er im Fieber ist; drum ist's besser ihn weder zu heilen noch zu schimpfen."

Sehr gelungen sind gerade die Seiten des Werkes, das wir hier empfehlen, wo Herr Morley auseinandersetzt, daß und warum Rousseau kein eigentlicher Denker war, und wie ihm dazu beinahe alles fehlte. War er doch ganz und gar Laune, der genialste „Humorist" im französischen und eigentlichen Sinne des Wortes, der je gelebt. Alle seine Themen, wie seine „Meinungen", „Ueberzeugungen" u. s. w. sind nur Einfälle, die der Rhetor und Sophist auf's glänzendste behandelt, indem er sich selbst und andere glauben macht, es seien Resultate langer Forschungen und Grundlagen eines vollständigen Systems. Wo wir uns von Herrn Morley durchaus trennen müssen, ist, wenn er meint, Rousseau habe diese seine Ansichten sehr zu Herzen genommen; wie denn überhaupt, wir haben es schon früher gesagt, Herr Morley gar nicht genug Gewicht auf den Künstler in Jean Jacques legt. Freilich, selbst wenn er kein Künst=

ler gewesen wäre, seine Persönlichkeit war so ausgezeichnet, und sie stand jedesmal so ganz hinter jedem seiner Einfälle, die er hernach als Künstler ausführte, daß sie immer, selbst noch so sorglos ausgeführt, ihren Eindruck nicht verfehlt hätten.

Alles was Herr Morley über das Verhältniß von Rousseau's Optimismus zu dem des Jahrhunderts, über die allgemeine Richtung dieses Jahrhunderts nach Vereinfachung der Religion, der Gesellschaft, der Kunst sagt, ist trefflich, und wohl noch nicht so folgerichtig und vollständig dargelegt worden. Ebenso kann die Vorgeschichte der politischen Ideen Rousseau's, namentlich in England, der Einfluß Locke's auf den Genfer Philosophen, die Analyse und Kritik dieser Ideen, sowie die Geschichte ihrer Einflüsse, nicht genug gelobt werden. Sehr schön ist auch der Nachweis geführt, wie durchaus unanwendbar Rousseau's politische Ansichten sind, sehr überzeugend ihr ganz mechanischer, ja arithmetischer Charakter hervorgestellt; und man kann dem Engländer nur dankbar sein, wenn er sich ein für allemal gegen die absoluten Redensarten vom Machen oder Werden der Staatsverfassungen ausspricht, indem er erklärt: die Wahrheit liege in der Mitte, indem „Einrichtungen ihr Dasein und ihre Entwicklung vorsätzlicher menschlicher Anstrengung verdanken, welche in Verbindung mit den, natürlich im menschlichen Charakter und seinem Felde der Thätigkeit begründeten, Umständen wirken." Wohin die Rousseau'sche Staatsweisheit führen mußte, zeigt der Verfasser am Jacobinismus Saint Just's und Robespierre's. — Rousseau's Einfluß in Deutschland hat Herr Morley viel-

leicht nicht ganz richtig gefaßt. Die Umwandlung seiner Ideen von social-politischen zu literarischen, wie Hettner sie so meisterhaft dargestellt, ist ihm entgangen. Weit mehr als in Karl Moor, der sich gegen die gesellschaftliche Ordnung auflehnt, ist ja doch die Rousseau'sche Idee in Herder zu finden, der sie auf die Poesie anwandte.

Was indeß auch die kleinen Ausstellungen sein mögen, die wir an dem bedeutenden Werke des Engländers zu machen hätten, wie vielfach wir uns auch von dem Verfasser in seinen Grundansichten trennen müssen, eines können wir nicht genug an ihm anerkennen: er ist stets gerecht und billig. Obgleich ein überzeugter Demokrat der neuen Schule, und somit ein entschiedener Gegner der jacobinischen Demokratie, die Rousseau zu ihrem geistigen Vater hat, verkennt er nie die historischen Verdienste, welche jene glänzenden Paradoxien um die Befreiung der Menschheit gehabt haben. Sein Buch über Voltaire hatte uns schon bewiesen, daß er auch die Verdienste des aufgeklärten Despotismus zu würdigen weiß, eine Vorurtheilslosigkeit, die man bei Leuten seiner politischen Farbe gar selten findet. Ob sein Gerechtigkeitssinn noch weiter gehen und auch die Verdienste einer wohlgefügten Aristokratie anerkennen würde? Es ist erlaubt daran zu zweifeln. Die innere Auflehnung gegen die überlieferten englischen Zustände läuft wie ein Grundton durch alle Schriften des geistreichen Engländers; und wer ist nicht solcher Schwäche schuldig? Wer hat nicht ein schärferes Auge für die Fehler seiner unmittelbaren Umgebung als für die der Fernestehenden?

III.

Zur Literatur- und Sittengeschichte

des achtzehnten Jahrhunderts.

Fielding's Tom Jones.

1.

Die Romane Henry Fielding's waren die etwas lebhafte Antwort, welche die fade Empfindsamkeit und das verständige Moralisiren des tugendhaften Richardson dem ungeduldig gewordenen merry old England entrissen. Was war dieses heitere Altengland? „Tom Jones" selber sagt es uns. Keinem meiner Zuhörer ist dieß lebensvolle Gemälde unbekannt, dessen Ausführung so absolut vollkommen ist, daß die Rolle des Kritikers sich auf stumme Bewunderung zu beschränken hätte, wäre es mürrischen Sittenrichtern nicht gelungen, in den meisten englischen Bibliotheken dieß unvergleichliche Buch an einen Ort zu verbannen, ähnlich dem des Museo borbonico, an welchen der selige König von Neapel die herrlichen Nacktheiten der alten Kunst verwiesen hatte.

Man weiß wie selten man bei englischen Werken jenes glückliche Verhältniß der Theile und jene Harmonie des Ganzen antrifft, welche uns bei den meisten classi-

schen Schriften der Franzosen bewundernswürdig scheinen. Hier aber haben wir es mit einer glänzenden Ausnahme zu thun: Tom Jones ist in der That ein wahres Meisterstück in Bezug auf Composition. Nichts kann breiter angelegt, großartiger sein, als der Prolog und die Einleitung, durch welche wir mitten in die Umgebung versetzt werden, in der das Drama vor sich gehen soll; nichts wunderbarer als die Mannichfaltigkeit der Begebenheiten und Situationen, aus denen es besteht. Und doch wie natürlich, wie leicht gestaltet sich das alles! Wie genau greift Eins in's Andre! Wie nothwendig geht jede Thatsache aus der vorhergehenden hervor! So schreitet die Erzählung ruhigen, unmerklich beschleunigten Schritts vorwärts, wie ein mächtiger Strom, der seinem Falle naht. Die Neugierde des Lesers wird durch eine geschickte Verzögerung des Ausgangs stets von Neuem erregt, bis sie schließlich in athemlose Spannung übergeht. Am Ziele angelangt, löst sich Alles auf, und beim Zurückblicken wird man mit Vergnügen gewahr, daß Nichts verloren ist, daß die Ereignisse sammt und sonders ebenso nothwendig als wahrscheinlich, daß in diesem Gedränge von Einzelnheiten nichts, absolut gar nichts überflüssig war, und daß in diesem Complex, ja scheinbaren Chaos von Begebenheiten und Personen die symmetrischste Regelmäßigkeit herrscht.

Ebenso leicht und natürlich wie der Plan, ist aber auch die Sprache in diesem Meisterwerke. Nichts Erzwungenes. Es ist als müßte Jedermann mit dieser Klarheit, dieser Lebendigkeit, diesem Farbenreichthum schreiben können. Und doch, welche hohe Kunst liegt

nicht unter dieser scheinbaren Leichtigkeit verborgen! Wie fühlt man bei diesem extemporirten Schriftsteller von vierzig Jahren aus jeder Zeile die vorbereitende Weihe einer kräftigen, classischen Bildung heraus! Was mich an diesem Style, außer seiner eleganten Sauberkeit, besonders frappirt, ist seine Mannichfaltigkeit und die durchgängige Ironie. Gewöhnlich wird uns der einfachste sermo pedestris geboten, den man sich vorstellen kann; fällt es aber einmal dem Verfasser ein, zeigen zu wollen, „was er im Erhabenen leisten kann“, wie bei Sophien's Auftreten, so erreicht er mit Leichtigkeit eine Höhe der Poesie, deren Reiz um so mächtiger wirkt, als er sie stets durch eine feine, anmuthige Ironie zu mäßigen versteht. Die zarteste, duftigste Sprache, die kaum ihren Gegenstand berührt, schildert das Geheimniß erwachender Liebe in der jungfräulichen Brust der Heldin. Fielding stehen das homerische, zugleich familiäre und erhabene, Gleichniß ebenso zu Gebote wie der Unterhaltungston der Gevatterin. Gewiß würde man nicht leicht in der ganzen englischen Literatur ein Seitenstück auftreiben zu dem epischen Style, in dem die Schlacht zwischen den Straßenjungen und der schönen Molly Seagrim erzählt wird. Wie weit ist das von der trockenen, kalten Correctheit eines Swift, der seine Späße mit dem Ernst eines Mathematikers zum Besten giebt, von der realistischen Vulgarität eines De Foë, von der weitschweifigen, wässrigen, flachen Prosa eines Richardson! Selbst der so gerühmte Addison'sche Styl, wie farblos erscheint er neben der funkelnden Lebendigkeit, welche die Fielding'sche Sprache beseelt!

Und doch herrscht in all dieser Mannichfaltigkeit ein und derselbe Grundton: eben jener Ton der Ironie, der allen Launen des Styls ihre Einheit giebt. Dieser Umstand ist von Taine nicht genügend beachtet worden; er hat den durchweg sarkastischen Cynismus Fielding's viel zu ernst aufgefaßt. Es ist nicht eine Zeile in „Tom Jones", in der das unscheinbare Lächeln, das um des Erzählers Lippen spielt, nicht bemerkbar wäre. Sogar jenes Urbild des von hoher Intelligenz erleuchteten Wohlwollens, Mr. Allworthy, stellt uns der Verfasser wie ein Weltmann vor, dem es nicht entgeht, daß sein Schützling eine etwas linkische Rolle in den Londoner eleganten Salons spielen würde. Dabei herrscht ein beständiger Wechsel in dem Charakter dieser Ironie selbst. Bald trifft sie als milde, wohlwollende, bald als scharfe, ja unbarmherzige Satire die Dinge dieser Welt: höhere und niedere Volksclassen, Politik und Theologie, Aerzte und Juristen, Vorurtheile und Albernheiten, Literatur und Moral; hier wird sie eine besondere, dort eine allgemeine; einmal erhebt sie sich bis zur milden Höhe einer sokratischen Ironie; ein anderes Mal läßt sie ihr derbes Lachen erschallen als ob wir in der Schenke säßen. Keine Verdrehtheit des Geistes und Herzens, der Sitten und des Geschmacks entgeht dieser scharfen Geißel. Fielding handhabt eben die Ironie wie den Styl, als vollendeter Meister. Niemand gelingt es wie ihm, die Lumpen, in die sich die Eitelkeit zu hüllen liebt, unbarmherzig wegzureißen, ohne nur desgleichen zu thun. Sein Geist ist wie eine Blendlaterne, die auf die verborgensten Winkel der menschlichen Natur ihr plötzliches Licht wirft und

ihre höchsten und niedrigsten Regungen aufdeckt, ebenso plötzlich aber sich umkehrt und die sich in Sicherheit wähnenden Lacher selbst grell beleuchtet.

Niemals jedoch artet seine Ironie in das höhnische Grinzen Swift's oder in das erzwungene Lächeln Sterne's aus. Man fühlt sofort die Güte, das Wohlwollen heraus, die Allem, selbst seinem grimmigen Haß gegen alle Heuchelei — denn es ist ja vielmehr Liebe zur Redlichkeit als Abscheu der Lüge — zu Grunde liegen; und dann, diese Ironie ist stets ebenso unmittelbar wie maßvoll. Fielding ist viel zu sehr Künstler, um sich in der Uebertreibung zu gefallen; wie er sich einerseits nicht auf sein hohes Roß zu setzen braucht, um die Erhabenheit zu erreichen, hat er andererseits nicht nöthig, Gesichter zu schneiden, um das Gelächter der Zuschauer hervorzurufen. Sein Roman ist daher wohl komisch im höchsten Sinne, aber niemals burlesk. Er sagt selbst in der Vorrede zu „Joseph Andrews": „Zwei grundverschiedenere Gattungen, als die des Komischen und Burlesken, kann es nicht geben. Während Letzteres stets nur das Absurde, Unnatürliche darstellt, muß Ersteres innerhalb der Grenze „der Bescheidenheit der Natur" bleiben. Die einzige Unterhaltungsquelle, die wir dem überhaupt hierfür empfänglichen Leser anzubieten vermögen, soll die getreue Nachahmung der Natur sein."

Fielding ist aber eigentlich auch ebensowenig humoristisch als burlesk. Der Humorist sieht die ganze Welt so wie sie sich in seiner eigenen Individualität abspiegelt, anstatt sie zu sehen, wie sie wirklich ist. Der Humorist weint oder lacht nicht, weil die Gegenstände an sich

lächerlich oder beklagenswerth sind, sondern der jedesmaligen Gemüthsstimmung gemäß, in der er sich gerade ihnen gegenüber befindet. Seine Laune, seine Stimmung, sein humour ist der Maßstab, wonach Alles gemessen wird, während für den eigentlichen Komiker dieser Maßstab im Gesetz des gesunden Menschenverstandes liegt, dem sichersten, universellsten aller moralischen Kriterien.*)

Man findet daher bei Fielding niemals eine Uebertreibung in den Charakteren, Dank eben seiner wahren Künstlerehrfurcht „vor der Bescheidenheit der Natur"; ebensowenig aber verlieren seine Charaktere an Deutlichkeit der Umrisse, weil er sie stets im Auge behält, genau wie er sie von Anfang skizzirt:

> . . . . servatur ad imum
> Qualis ab incepto processerit et sibi constet.,

anstatt sie immer wieder, je nach seinen persönlichen Einfällen, umzugestalten. Es ist dieß um so wichtiger, als Fielding selbst gesteht, daß er seine ganze Poesie in der Charakterschilderung suche. Daß die Kunst der Charakteristik zu den Hauptverdiensten englischer Schriftsteller gerechnet werden muß, wird Jedem einleuchten, der sich viel mit ihnen abgiebt; um so größer aber ist der Ruhm Fielding's, auch hierin neben Shakespeare den ersten Platz einzunehmen. Wenn die Menge der in seinem Werke vorkommenden Personen eine wahrhaft erstaunliche zu nennen ist, so dünkt uns doch noch erstaunlicher und bewundernswürdiger die beständige Wahrheit inmitten solcher Fülle. Unter Hunderten von Charakteren von lebendigster In=

*) S. unten, S. 401, eine nähere Charakteristik des Humors.

dividualität giebt es keinen, welcher die Grenzen der Natur überschreitet; nichts wird auf die Spitze getrieben; nirgends ist ein Uebermaß, sei es der Tugend, sei es des Lasters, zu finden; Alles ist menschlich. Von Caricatur keine Spur, weder in einem noch dem anderen Sinne. Alle hat er selbst gesehen, selbst beobachtet; Alle haben wirklich gelebt. Uns ist als hätten wir sie persönlich gekannt; als hätten wir gestern mit Squire Western gejagt, und als sollten wir morgen mit dem braven Pastor Supple zu Mittag essen. Fielding ist wesentlich Realist, obwohl nicht im Sinne, der heutzutage von französischen Künstlern diesem Worte beigelegt wird und in dem ich es soeben selbst gebraucht habe, sondern in der deutschen göthe'schen Bedeutung desselben. Er trägt nicht irgend eine allgemeine, abstracte Vorstellung in seinem Kopfe, als da sind Geiz, Ehrsucht, Heuchelei, für die er in der Geschichte oder im Leben eine passende Verkörperung sucht; nein, er findet in seiner unmittelbarsten Umgebung concrete Wesen, denen Allen er eine ewige, allgemeine, ideale Seite abzugewinnen versteht. Seine Personen sind daher auch keine mit Namen bekleidete herumwandelnde Abstraktionen, sie sind nicht verkörperte Laster oder Tugenden, wie die Richardson's, sondern lebende, wirkliche Wesen, deren Tracht zwar ihrer Zeit angehört, deren Grundcharakter aber ewig ist wie die menschliche Natur.

Was den Hauptreiz aller Charaktere in „Tom Jones" ausmacht, ist ihre Naivetät. Der Verfasser gefällt sich besonders darin, die keimende Leidenschaft und deren allmäliges Heranreifen zu belauschen; er thut es mit unendlicher Kunst, eher indem er die Symptome leise

andeutet, als indem er sich auf eine Besprechung des allgemeinen Charakters der Leidenschaft einläßt. Die handelnden Personen selbst spielen Alle ihre Rolle unbewußt; sie leben in den Tag hinein, in der unmittelbaren Gegenwart, ohne krankhaft zu grübeln, ohne eine andere Leitung als die des Instinkts. Die Gesundheit, meines Erachtens der charakteristische Zug von Fielding's Natur, ist zugleich das Charakteristische der Welt, in die Tom Jones uns versetzt. Fielding's Moral steht in grellstem Widerspruch mit der Richardson's, und wenn sie auch nirgends gepredigt wird, so wird sie doch auf jeder Seite des „Tom Jones“ gelehrt: das Wahre allein ist das Gute, das Falsche allein das Schlechte. Dieß das Wesen dieser Moral des Instinkts; daher die herzliche Sympathie mit offenen, loyalen, leichtsinnigen, unüberlegten, von Leben strotzenden Naturen wie die des Helden; daher die Antipathie gegen alle Heuchelei, gegen Hinterlist, Schlauheit, Feigheit und Verstellung aller und jeder Art.

Man hat an dieser allerdings etwas bequemen Moral viel zu mäkeln gefunden; gedenken wir nur des gleichzeitigen Neid- und Empfindlichkeitsgeschreis von Richardson. Es gehört sogar noch heute zum guten Ton in England, auf Fielding den Stein zu werfen. Dieser unerträgliche Cant geht sogar zu dem Punkte, daß der erste Romanschriftsteller unserer Zeit, der Verfasser des „Pendennis“, sich genöthigt glaubt, wenn er sich an seine zimperlichen britischen Leser wendet, die Moralität von „Tom Jones“ anzugreifen; dabei scheinbar seines eignen, generösen, zärtlichen, aber auch schwachen, eiteln und egoistischen Helden ganz zu ver-

gessen, der doch der ächte Tom Jones des XIX. Jahrhunderts ist und den das darauffolgende möglicherweise auch nicht ganz tadellos finden wird. Denn wie es Coleridge in Bezug auf „Tom Jones“ vortrefflich sagt: „Die Sitten verändern sich von einer Generation zur anderen, und es scheint fast, als ob die Moral sich mit ihnen änderte; für einige Wenige thut sie es auch, obgleich sie sich für Alle außer den Bösewichtern nur scheinbar ändert. Ein junger Mann, der sich heutigen Tags so benähme, wie man berechtigt ist anzunehmen, daß es Tom Jones mit Lady Bellaston zu Upton und an anderen Orten gethan habe, wäre eben kein Tom Jones mehr; der heutige Tom Jones, wenn auch vielleicht im Grunde nicht viel sittlicher, würde eher sterben als er sich dazu hergäbe, sich von einer alten Coquette unterhalten zu lassen.“

Man ist allzusehr geneigt, diese Verschiedenheit der Zeitalter außer Acht zu lassen; man denkt nicht daran, daß es in unseren Tagen auch einem Chevalier des Grieux kaum gelingen würde einen Tiberge zu finden, der ihm die Hand drückte, die soeben beim Kartenspiel betrog. Dagegen übersieht man viel zu sehr das Wesen der durchaus gesunden, offenen, loyalen Natur Tom's, dessen „helles Lachen die Luft reinigt“, um mich der Worte Charles Lamb's zu bedienen. Ist nicht auch das Wesen von Manons Liebhaber edel, trotz aller Verirrungen? Entspringen diese nicht selbst aus einem im Grunde edlen, uneigennützigen Gefühl? — Uebrigens ist die dichterische Gerechtigkeit, sowohl im englischen wie im französischen Roman durchaus nicht abwesend. Hier wie dort büßt

der Held schwer genug alle seine Fehler; da aber diese nie den Charakter erniedrigen, ist es natürlich, daß der Dichter ihn nicht in jene malebolge verweist, wo Dante Laster straft, die aus dem Mißbrauch der Intelligenz herrühren, um sie desto klarer von solchen zu unterscheiden, welche ihre Quelle in der Schwachheit des Fleisches haben und daher die Sympathie des Dichters wie der Menschheit nicht verscherzen.

2.

In welche Gattung von Romanen soll „Tom Jones" gezählt werden? Offenbar weder zu den historischen Romanen mit Charakterschilderungen im Sinne Walter Scott's, noch zu denen ohne diese Beimischung, wie die Alexandre Dumas'. Trotz des durchgehend ironischen Grundtons ist er auf den ersten Blick von dem eigentlichen satirischen Roman, von „Gulliver" zum Beispiel, zu unterscheiden; auch wird man ihn, ungeachtet des in ihm enthaltenen Moralsystems, doch nie für einen moralisirenden Roman wie die „Pamela" von Richardson halten wollen. Ebensowenig aber dürfte er in die Kategorie des Familienromans gesetzt werden, dessen unvergleich[illegible] Muster uns Goldsmith in seinem „Vicar of Wake[illegible] geliefert hat und der sich heutzutage besonderer [illegible]pflege er[illegible]. Zu den Socialromanen — weder in der [illegible] Art Bulwer's und Sue's, noch von [illegible] und Tiefe der Thackeray'schen und Bal[illegible] — darf man ihn gewiß nicht rechnen.

kann man ihn wohl einen philosophischen, didaktischen, oder gar einen Schelmen-Roman nennen? Gewiß nicht. Wenn er aber in keiner dieser Kategorien untergebracht werden kann, was ist denn „Tom Jones?" Ich liebe in der Regel solche enge Schulclassificationen nicht, welche freie Geisteserzeugnisse willkürlich einkerkern; giebt es aber moderne Schriften, die sich absolut der bestimmten Classification entziehen, und keiner Rubrik einzureihen sind, obschon oder weil sie von allen etwas haben, so sind es Romane wie „Don Quixote", „Wilhelm Meister" und „Tom Jones". Will man aus diesen dreien eine besondere Gattung machen, so habe ich nichts dagegen einzuwenden. Wir könnten sie wohl zur Unterscheidung von allen anderen Nationalromane nennen; immer aber müßten wir zugeben, daß es dem Genie allein gebührt, diese besondere Gattung zu pflegen, wie auch daß sie jedenfalls die höchste und umfassendste ist, in der sich der moderne Dichter zu versuchen vermag. Schon Goethe sagte in solchem Sinne: „Der Roman ist eine subjective Epopöe, in welcher der Verfasser sich die Erlaubniß ausbittet, die Welt nach seiner Weise zu behandeln. Es fragt sich also nur, ob er eine Weise habe; das Andere wird sich schon finden."

Unter epischer Dichtung versteht die moderne Kritik bekanntlich nicht etwa die „Italia liberata" des Trissino noch die „Henriade" Voltaire's, sondern die wahre Volksdichtung, wie Ilias und Odyssee, das Nibelungenlied, die Edda, das Rolandslied und das Poëma del Cid. Worin aber besteht die Eigenthümlichkeit dieser Dichtungen? Ist es nicht zunächst darin, daß sie uns

ein vollständiges poetisches Bild des gesammten Lebens eines gegebenen Volks zu einer gegebenen Epoche seiner Geschichte liefern? Was den eigenthümlichen Charakter einer Nation ausmacht, ihre gesammte Cultur, ihre Ueberlieferungen und ihr Glaube ist darin von Dichters Hand niedergelegt für alle Ewigkeit. Die Ilias war bekanntlich zugleich die älteste historische Urkunde, das Gesetzbuch und die Heilige Schrift der Griechen. Aber Homer's Gedichte wurden nicht allein von den griechischen Theologen oder besser Mythologen und Geschichtschreibern als eine Hauptautorität betrachtet; auch die Philosophen, Staatsmänner, Krieger, Künstler, Geographen, ja sogar die Gewerbtreibenden und Kaufleute beriefen sich darauf wie auf eine unfehlbare Autorität. In der That sind sie der vollständigste und getreueste Ausdruck des griechischen Geistes bei seinem ersten Erwachen und in allen seinen Aeußerungen.

Ist eine Epopöe in diesem Sinne heutzutage wohl noch möglich? Ich glaube nicht; denn es gehörte dazu ein bis auf die äußeren Formen poetisches d. h. natürliches Leben und große gemeinsame Thaten; die vollständigste Solidarität mußte zwischen allen Theilen der Nation obwalten; eine gewisse Gemeinschaft und Gleichheit der Bildung und des materiellen Lebens zwischen dem König und dem letzten der Bürger, zwischen Odysseus und Thersites war nothwendig; vor Allem aber mußte ein gemeinschaftlicher nationaler Schwung das gesammte Volk erfassen und fortreißen. Daher sehen wir die Epopöe nur zu Zeiten jugendlichen Aufschwunges wie in Griechenland und im Mittelalter entstehen; oder

aber in einem Moment der höchsten Kraftentfaltung und des tragischen Endes eines ganzen Volkes, wie in Portugal im XVI. Jahrhundert.

Unser modernes Leben ist zu positiv, unsere Civilisation zu verfeinert, unsere Thätigkeit zu getheilt; vor Allem fehlt es uns an jener Einheit der Elemente, welche primitive Zeitalter auszeichnet, um eine Darstellung des Nationallebens unter gleichen Bedingungen hervorzubringen wie die Alten oder die Menschen des XI. Jahrhunderts.

Große Spaltungen sind in unserer Gesellschaft durch die Bildung entstanden; wir finden uns wie durch Klüfte von einander getrennt; der Abstand einer Volksklasse von der anderen ist bei uns fast unüberspringbar geworden; jede spricht sogar ihre eigne Sprache. Heutzutage gehört weder Feldherr, Staatsmann, Richter noch Dichter mehr zum eigentlichen Volke; zwischen einem Achilles und dem Tagelöhner, dessen Schicksal er mitten unter den Ehren des Elysiums beneidet, waren weit mehr Berührungspunkte als zwischen dem Handwerker unserer Zeit und dem Manne, der eine höhere Bildung erhalten hat. Einerseits ist unsere Vergangenheit zu groß, sie dehnt sich zu weit aus um sich umfassen zu lassen, und zu große Zwischenräume trennen uns von ihr als daß sie die Menge ergreifen könnte. In der durch das Schriftthum geschwächten Erinnerung des Volks, in der lebendigen Ueberlieferung — wenn überhaupt noch eine da ist — stehen uns ein Condé und Wallenstein eben so fern, sie sind eben so verschollen in unserem Gedächtniß wie Pharamund oder Marbod; oder besser ge-

sagt, sie existiren gar nicht mehr für uns. Hierzu füge man die Zersplitterung unserer Thätigkeit. Wir haben keine Nestore mehr, die Herrscher, Weiser, Feldherr und Redner in einer Person wären; ja die Zeit liegt uns schon fast eben so fern, wo ein Thukydides sich zugleich als Admiral und General, als Arzt und Staatsmann, als Historiker und Philosoph auszeichnen konnte. Wir werden durch unsere Beschäftigungen ebenso von einander getrennt, wie durch unsere Vorurtheile und Erziehung: wir sind Alle Fachmänner. Wie selten endlich ist inmitten unserer modernen, rein politischen Kriege ein wahrhaft volksthümliches, unmittelbares Unternehmen, wie der trojanische Krieg oder der erste Kreuzzug?

Wäre demnach bei uns eine genau im Sinne der Alten gedachte Epopöe kaum möglich, so könnte doch vielleicht noch jetzt etwas dem Aehnliches entstehen, wenn sich eines jener großen Genies dazu fände, dessen sicherer, ruhiger Blick das ganze Leben seiner Zeit überschaute; und dabei denke ich eben an einen National-Roman im Genre des Don Quixote und des Tom Jones, der sich schon durch die Form — die Prosa und das Wegfallen der Maschinerie — besser zur Darstellung des modernen Lebens eignet und sich leichter der bunten Mannigfaltigkeit unserer Civilisation anbequemt. Dieses Genre scheint mir sich am Besten als Rahmen zur poetischen Schilderung unseres National-Charakters und unseres modernen Lebens zu eignen. Dies war es auch, irre ich nicht, was Fielding damit sagen wollte, als er seinen „Tom Jones“ wiederholt „ein episches Gedicht in Prosa“ nannte. In der That sollte der Schriftsteller, der zwan-

zig Jahre vor Lessing der Poetik Boileau's und Addison's den Krieg erklärte,*) — sein großer Vorfahr Michel Cervantes hatte nicht einmal die Geburt dieser großen Theoretiker abgewartet, um ihre Theorien zu zerstören**) — in der That sollte Fielding auch die wahre Natur des Epos fünfzig Jahre vor Fr. Aug. Wolf ahnen und kennzeichnen; und er beansprucht mehr als einmal in „Tom Jones" die Ehre der Erfindung dieser Gattung, obgleich die Worte, durch die er „Joseph Andrews" auf dem Titelblatt als eine „Nachahmung des Cervantes" bezeichnet, eher auf einen Nebengedanken an Don Quixote, die erste jener drei Prosa-Epopöen, die ich eben anführte, hinzuweisen scheint.

Cervantes, in einem Sinne das bedeutendste Genie der modernen Zeit nach Dante und Shakespeare, ja Goethe'n selbst an Unmittelbarkeit und Schöpfungskraft fast überragend, Cervantes war es gelungen, im Moment wo die Monarchie Philipps des Zweiten im Begriffe stand, nach blendendem Glanze vor der Zeit unterzugehen, alle Strahlen dieses erlöschenden Lebens noch einmal in einen einzigen leuchtenden Brennpunkt zu sammeln, welcher mehr Licht auf die Geschichte Spaniens wirft als sämmtliche Chroniken und Geschichtsbücher, die im Staube der Bibliotheken begraben liegen mögen. Man hätte keinen glücklicheren Augenblick für ein solches Unternehmen wählen können. Ganz waren die ritterlichen Traditionen noch nicht erloschen. Der Dichter selbst hatte

*) S. Tom Jones. V. Cap. 1.
**) S. Don Cristoval de Lugo, Prolog.

im Laufe seines wechselvollen Lebens an jenem letzten Kreuzzuge theilgenommen, dem die Schlacht von Lepanto ihren Glanz verlieh; er hatte unter Verbrechern Sclavenfesseln getragen, hatte im eignen Vaterland Ungnade und höchstes Elend erdulden müssen. Diese Epoche, in der die großen Nationalkämpfe mit den Mauren noch in der Erinnerung Aller lebten, in der der Spanier sich mit gerechtfertigtem Stolz als Beherrscher der ganzen Neuen, und der halben Alten Welt fühlen konnte; diese Epoche in der das längst begonnene Werk der Inquisition und des Despotismus seine tödtlichsten Früchte noch nicht hervorgetrieben hatte, wiewohl sie sich bereits ahnen ließen und über welche gerade diese Ahnung einen melancholischen Zauber verbreitete; diese ganze Epoche ersteht vor unserem innern Auge in der Geschichte des sinnreichen Hidalgo de la Mancha.

Vom stolzen Granden bis zum schlichten Mauleseltreiber, vom gelehrten Baccalaureus bis zum prächtigen Kirchenfürsten, Bürger und Bauern, Schauspieler und Soldaten, Ziegenhirten und Mönche, alle und jede Klasse der damaligen spanischen Gesellschaft stehn vor uns. Wer glaubt nicht, wenn er Don Quixote liest, er kenne das Spanien des XVI. Jahrhunderts ebenso gut wie das eigne Vaterland; wer durchwandert nicht Castiliens Kastanienwälder mit dem Ritter von der traurigen Gestalt und seinem getreuen Knappen; wer von uns steigt nicht mit ihnen ab in den gastfreien und knoblauchduftenden posadas, wo es so viel Prügel regnet und so wenig Polizei zu sehen ist? Wer hat sich nicht mit ihnen niedergelassen an jenen großartigen herrschaftlichen Festen, wo

das ganze Volk in nationalem Jubel an der öffentlichen Freude sein Theil nimmt. Für die Ewigkeit hat der Dichter dieses große Gemälde entworfen. Sämmtliche Geschichtswerke mögen untergehen; es genügt ein einziges übriggebliebenes Exemplar des Don Quixote, um uns mit dem Spanien Philipps des Zweiten so vertraut zu machen, wie wir es mit dem Lande sind, das wir bewohnen.

Hierbei fällt mir eine Bemerkung ein, die ich nicht unterdrücken will, weil ich daraus einen Schluß zu ziehen gedenke. Offenbar ist die Thatsache, auf die ich die Aufmerksamkeit lenken möchte, eine zufällige, deßhalb aber nicht minder bemerkenswerth. Welches war das Ziel, welches Cervantes vor Augen hatte, indem er seinen unsterblichen Don Quixote verfaßte? Welches die erste Absicht Goethe's, als er sich Wilhelm Meister zum Gegenstand nahm? Welchen unmittelbaren Zweck hatte Fielding, als er Tom Jones schrieb? Es waren rein zufällige Umstände, Absichten literarischer Polemik, welche diese drei großen, modernen Epopöen in's Leben riefen.

Cervantes nahm sich vor, eine Satire auf die schlechten Ritterromane zu schreiben, und er entfaltete das Bild seines ganzen Zeitalters, seines ganzen Volks, ja einer ganzen Civilisation mit unnachahmlicher Farbenpracht, und er gab uns zugleich die Tragödie der Idee.

Goethe sah Lessing's Bestrebungen, ein National-Theater in Deutschland zu gründen, scheitern; er war Augenzeuge der Streitigkeiten zwischen entgegengesetzten Schulen gewesen, von denen die eine nur bei Shakespeare, die zweite nur bei Racine und die dritte nur bei Di-

derot schwur. Ihm war darum zu thun, mitzusprechen und verständlich zu machen, wie nothwendig es sei, daß die zu schaffende Bühne vor Allem deutsch sein müsse; er war bemüht, die Theater-Zustände in Deutschland zu untersuchen und darzustellen, nachzuforschen welche Vortheile das Vaterland aus diesem oder jenem Vorbilde gewinnen könne, und den Weg anzudeuten, den man befolgen müsse. Er wollte demnach einen Lehrroman schreiben, und sieh da! unter seiner Feder wird daraus eine Nationaldichtung, ein Epos, dem auch nicht einmal die Maschinerie fehlt. Ehe noch das alte germanische Kaiserreich vom Strome der Revolution erfaßt wird, die in mächtig unaufhaltsamer Fluth bald die Kronen und Gebietsgrenzen fortzureißen, die Stände mit einander zu vermischen, uralte Einrichtungen umzustürzen droht, malt der Dichter fast unbewußt, jedenfalls unbedacht diese gesellschaftlichen Zustände, welche bestimmt sind kurz darauf unterzugehen, und überläßt dem Deutschland des XIX. Jahrhunderts als Vermächtniß das unvergleichliche Bild des XVIII.

Und in der That steht hier das ganze deutsche XVIII. Jahrhundert vor uns; biedere Kaufleute aus der großen Reichsstadt, von Vorurtheilen, Ueberlieferungen, Monopolen und Gilden eingehegt; alter Reichs-Adel, der Versailles spielt, sich zwar nicht gerade gewandt bewegt im französischen Frack, aber voll ist von den humanen Ideen jener Zeit; die großen Heere und kleinen Militärexecutionen, die unzähligen Gebietsgrenzen mit ihren nicht minder zahlreichen Zollämtern; die ernsten Magistrate der kleinen Städte; die herumziehenden, stets dürftigen Schauspieler niederen Ranges, wie die vor-

nehmen Liebhabertheater; der Pietismus der Herrenhuter und die dogmenfreie Frömmigkeit; die Illuminaten und die Freimaurer-Feierlichkeiten; die philanthropischen und spiritistischen Vereine; der mystische Rausch, der sich dieser Gesellschaft bemächtigt, die doch so stolz auf ihre Aufklärung ist; diese ganze seltsame Welt, wir finden sie im „Wilhelm Meister" wieder, und dies ist sicherlich nicht sein geringstes Verdienst.

Fielding, der Richardson'schen Empfindsamkeit überdrüssig, müde immer und überall von den tugendhaften Kammerjungfern und unmöglichen Liebhabern Clarissa's und Clementina's zu hören, möchte den verlassenen Weg der Natur wieder aufsuchen; er möchte die falsche Sentimentalität entlarven, Engel und Teufel aus der Literatur verbannen, um wieder den Menschen einzuführen, den Menschen mit seinen Schwächen und seiner Größe; und er schreibt jenes Meisterwerk von Natur, Schwung und Poesie, welches uns hier beschäftigt. Fern lag ihm der Gedanke, das Gemälde seiner Zeit und seines Vaterlandes für immer auf die Leinwand zu werfen; aber es fand sich, als er nun die Gestalten des guten Mr. Allworthy und des braven Squire Western gezeichnet, den Philosophen Square und den Theologen Thwackum, den Wildhüter Black George und den Schulmeister Partridge, die willige Molly und die keusche Sophia, Mistreß Blifil und Lady Bellastone, den armen Lieutenant und den reichen Lord geschaffen, als er Stadt und Land, die endlosen Mahlzeiten und halsbrecherischen Jagdparthien, die Landstraßen und die alten Gasthäuser, die Bürger und die Zigeuner, die Postwagen und die Straßenräuber,

die Salons und die Kaffeehäuser, die Politik und die Literatur geschildert hatte — es fand sich, sage ich, daß er ein vollständiges Bild des merry old England, von dem ich vorhin sprach, geliefert hatte.

Die drei mit einander hier verglichenen Romane wurden indeß nicht nur deshalb nationale und populäre Bücher bei den drei Völkern, weil jeder die Gesellschaft desselben zu einer bestimmten Zeit schildert, sondern auch weil in jedem der drei die Darstellung des Nationalcharakters selber zugleich mit der Individualität eines großen Dichters in der Persönlichkeit ihrer Helden enthalten ist. Diese zwei Dinge aber stehen in engster Verbindung mit einander, da ja das Dichtergenie stets der höchste Ausdruck seines Volks ist, und somit Cervantes, Fielding und Goethe als ideale Typen der drei Nationalitäten gelten können.

Ist es schwer, in dem Ritter von der traurigen Gestalt den ruhmreichen Kreuzfahrer von Lepanto zu erkennen, den letzten fahrenden Ritter Spaniens, das größte Genie, das sein an großen Dichtern so reiches Vaterland hervorgebracht hat, um ihn dann zu verkennen, verhöhnen, verachten und verfolgen? Ist es schwer, in dem kühnen, stolzen Hidalgo, der unter seinem zerrissenen Mantel ein Heldenherz und ein unbeflecktes Gewissen verbirgt, den großen Dichter, den großen Patrioten, den großen Christen herauszufinden, der sein Lebelang die alte Chimäre von der Zerstörung des Islams im Herzen hegte?

Ich hatte einmal Gelegenheit zu bemerken, daß kein Dichter wohl je alle Seiten des Nationalcharakters vollständiger in sich begriffen hat als Goethe. In ihm ist

in der That sowohl der deutsche Träumer, wie der deutsche Philosoph und Künstler, ja sogar der vorzügliche Geschäftsmann wiederzufinden, dessen Ausdauer und Ordnungsliebe alle Handelsstädte in der Welt nach und nach zu deutschen Colonien umgestaltet. Und so erscheint uns auch Wilhelm; voller Poesie und Reinheit; begierig zu lernen, stets bemüht sich Systeme über Alles und Jedes aufzubauen, zum Dociren geneigt, mehr eigensinnig als energisch, zugleich sparsam und fähig den Werth des Geldes zu schätzen; nie ohne irgend eine sentimentale Neigung im Herzen und irgend eine schöne Abstraction im Kopfe; aus weichem Teige geknetet, den zwei schöne Augen gleich schmelzen, ohne der Reinheit und Naivetät seines Gemüths Eintrag zu thun; Italien träumend wie jeder Deutsche und wie jeder Deutsche damit endigend, daß er ein guter braver Philister wird, und noch in den Dämpfen seiner Tabakspfeife das Ideal, das seine Jugendjahre erleuchtete, hegt und pflegt.

Um aber zu unserem liebenswürdigen Helden zurückzukehren, ist denn Tom Jones nicht jener vortreffliche Harry Fielding wie er leibt und lebt, mit allen schönen, gesunden Eigenschaften des echten Engländers ausgestattet, wie auch mit den Lastern des Briten, nicht seinen künstlichen, dem cant, der Heuchelei, der jüdischen Ehrfurcht vor der Form; sondern mit den natürlichen, dem Uebermuth, der Rohheit und der Sinnlichkeit? Ja wohl ist er Fielding; aber er ist noch mehr, er ist John Bull selbst, dieser brave, nicht allzu zarte, nicht allzu feine aber hochherzige und muthvolle Tom, treu bis an sein Ende, obgleich unbeständig wie ein Kind; immer bereit mit den

Fäusten darein zu schlagen, zuweilen betrunken, oftmals roh, nie gemein oder unedel. Wie wird Einem so wohl bei seiner lauten Heiterkeit, welches Gefühl der Sicherheit gewährt nicht sein Händedruck! Welche Redlichkeit, welche Gesundheit, welche kräftige Frische, welche Offenherzigkeit liegt nicht in dieser goldenen Natur, und ungeachtet mancher Schwäche, welch unverwüstlicher Schatz von Zärtlichkeit und Herzensfeinheit!

Allerdings darf man bei ihm den Idealismus des Don Quixote nicht suchen, ja nicht einmal den des Wilhelm Meister. Tom ist der echte Engländer, dem nur das augenblicklich Gegenwärtige Sorge macht, der sich nicht um das Ideal kümmert; er ist vor Allem praktisch und zwar ist er es so sehr, er ist dermaßen in dem Genuß und der Ausnutzung der Wirklichkeit befangen, daß er darüber gern jene Grundsätze und vagen Strebungen vergißt, die allein für den tapferen, stets von der Beisterung in die höheren Sphären der Phantasie hinaufgetragenen Ritter von der Mancha existiren. Wilhelm aber braucht nicht einmal aus der Wirklichkeit hinauszutreten, um seinen Idealismus zu bewahren. Bis in die Mittelmäßigkeit und Einfachheit seines engen Lebens bewährt und nährt er die Flamme des Ideals.

Auch wird der Don Quixote immer das Lieblingsbuch des enttäuschten, in seinem Glauben verletzten Mannes sein, der sich mit einem bitteren Lächeln und einer melancholischen Ironie für die Leiden rächt, die ihm die Gesellschaft verursacht hat; während Tom Jones dem Skeptiker und Epicuräer, in dieser Worte edelstem und höchstem Sinne, als Begleiter dienen wird; der Gefährte

dessen, dem nichts imponirt, der sich entschließt die Welt so hinzunehmen, wie er sie findet, das Beste daraus zu machen, was sich daraus machen läßt, sie zu genießen, so lange es dem Nächsten nicht schadet, und der Vorsehung wie dem nothwendigen Lauf der Dinge die Sorge um den menschlichen Fortschritt überläßt; Wilhelm Meister ist und bleibt das Laienbrevier aller derjenigen, die das gemeinsame Leben Aller theilen wollen, ohne auf die sittliche Ausbildung ihres Ich's zu verzichten, aller derjenigen, die tief im Herzen den Glauben an die Fähigkeit des Menschen, sich zu vervollkommnen, hegen; aller derjenigen, welche Nachsicht haben mit den Verirrungen und Schwächen ihrer Nebenmenschen, aber aufrichtig und inbrünstig darnach trachten, sich zu bessern. So wird, je nach der Richtung seiner Natur und Ansichten, Jeder in einem dieser drei Werke eine tiefe, unerschöpfliche Schatzgrube der Weisheit finden. Denn, indem sie — und hierin liegt ihre Bedeutung — das getreue Abbild einer gegebenen Epoche und eines gegebenen Landes bieten, ist in jedem eine moralische Idee enthalten und entwickelt, deren Wesen ewig ist wie die Menschheit. Möge der Ausgangspunkt immerhin eine literarische Polemik gewesen, möge die Satire immerhin unter der Hand des Dichters zu einer Nationalepopöe umgebildet worden sein, jeder dieser Romane hat nichtsdestoweniger zugleich seine allgemeine, menschliche Bedeutung, und diese ist es, die ihre allgemeine Popularität erklärt.

Ohne mich auf eine weitere Erörterung einzulassen, bemerkte ich vorhin, daß Don Quixote unter der Form

einer komischen Epopöe in Wahrheit eine Tragödie der Idee sei. Es liegt in der That eine abstracte Wahrheit, — ich hätte beinahe gesagt: Allegorie — unter der so concreten, so bestimmten Form dieser wunderbaren Schöpfung verborgen. Sind wir nicht alle gerührt worden durch die Redlichkeit, die Güte, den Heroismus und die erhabene Einfalt des Ritters? Ist man immer zum Lachen aufgelegt, kommen Einem nicht oft auch die Thränen in die Augen, wie Heine sagt, wenn wir einen elenden Barbier über den edlen Hidalgo triumphiren sehen, und wenn dieser sich am Ende noch einmal zusammenrafft und ausruft: „Das Leben könnt Ihr mir nehmen, aber niemals werdet Ihr von mir erlangen, daß ich aufhöre die Dulcinea del Toboso für die Schönste und Tugendhafteste ihres Geschlechts zu erklären!“ Was ist aber schließlich diese Dulcinea, diese Dame seines Herzens? Ist sie nicht das Ideal, das sich dieser seltsame, erhabene Schwärmer selbst geschaffen hat? Chateaubriand hat irgendwo gesagt, Don Quixote sei der tugendhafteste, tapferste, wenigst verrückte Mensch, von dem er je gehört habe; und Heine, daß für den wahren Weisen Don Quixote nie verrückt war. Er ist es ja auch nur in den Augen des unverschämten Gesindes und vornehmen Pöbels, die der Dichter auftreten läßt, des Pöbels, der Alles verhöhnt und verachtet, was sich aus dem gewöhnlichen Gleise entfernt, und sich über Alles empört, was sich von dem socialen Typus, den er sich einmal geschaffen, oder an den er sich gewöhnt hat, abschweift; wahnsinnig ist er nur für gemeine, positive Geister, die nicht verstehen, wie man sich für Dinge begeistern kann, die keinen Nutzen

tragen; er ist es für diejenigen, die sich für die Auserwählten im Reiche des Verstandes halten, weil sie immer klug genug waren, den Hieben zu entgehen und sich mit guter Art aus dem Spiele zu ziehen. In den Augen des unbequemen zurückgestoßenen Apostels aber, in denen des verhöhnten, verspotteten Dichters ist Don Quixote keineswegs verrückt; er ist es sogar nicht einmal in denen der Menge, deren derber gesunder Menschenverstand die tiefe Wahrheit herausfühlt, die unter diesem hochherzigen Wahnsinn verborgen ist, und deren noch unverfälschte Einbildungskraft immer bereit ist, sich für die dichterische Größe des Ritters zu begeistern. Denn, wie Heine es mit gewohnter Feinheit bemerkt, das Volk begleitet ihn; es flucht wohl ein wenig von Zeit zu Zeit; es beklagt sich auch über die Schläge, die ihm die hohen Verheißungen des Herrn eintragen; manchmal lacht es auch wohl mitunter ob seiner naiven Illusionen; folgt ihm aber doch, begleitet ihn bis an's Ende; Sancho Pança verläßt Don Quixote nicht; haben wir doch Alle Gelegenheit gehabt, es mit Augen zu sehen, vor etwa fünf Jahren, als er zu Marsala seine Auferstehung feierte.*)

Ob Cervantes das lange Märtyrerthum der Begeisterung und die schmerzlichste Art desselben, das Märtyrerthum der Lächerlichkeit zu schildern beabsichtigt hatte, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß er es gethan hat. Und sind denn aufrichtiger Enthusiasmus, reine ideale Liebe, Schwärmerei für das, was in der Welt für Chi-

*) Gesprochen im Jahre 1865.

märe gilt, sind denn Ehrfurcht vor der Vergangenheit, Hoffnung auf Fortschritt, Glaube an ein vergangenes oder zukünftiges goldenes Zeitalter, Ruhmescultus, Vertrauen in die Gerechtigkeit, — sind sie nicht alle mit dem Namen Wahnsinn gebrandmarkt worden, jedesmal wo sie im Strudel der Welt unbefangen ihr Haupt emporhoben? Wann und wo durften sie sich je ungestraft zeigen? Stand nicht jederzeit der Scheiterhaufen oder der Hohn für sie bereit? Wurde nicht von jeher der uneigennützige, ritterliche Glaube vom positiven, auf den Nutzen berechneten Egoismus, von der Trägheit des Schlendrians, vom bequemen Genuß, vom armseligen Trieb Glück zu machen — wohl zu unterscheiden vom edlen Ehrgeize, der Quelle alles wahrhaft Großen hienieden — ja wollen wir Alles sagen, vom praktischen Verstande selbst als persönlicher Feind angesehen; sind jene großen Anstrengungen, jene erhabene Sehnsucht, die uns über den wirklichen Stand der Dinge erheben, nicht zu allen Zeiten als Wahn bezeichnet worden?

Wenn je ein Dichter von seinem Jahrhundert durchdrungen war, so ist es gewiß Goethe, doch lassen sich alle die Grundsätze, die das Unserige mit Vorliebe vertheidigt und deren Eigenthümlichkeit in der Achtung vor der Wirklichkeit und deren Rechtfertigung besteht, auf jeder Seite des Wilhelm Meister ahnen. Mich bestimmter auszudrücken: der Grundgedanke des Wilhelm Meister, abgesehen von allen Nebenbetrachtungen und Zufälligkeiten, scheint mir dieser zu sein: echte Dichtung stammt nicht aus den Wolken, sie hat ihre ewig frische Quelle in der Wirklichkeit; die Wahrheit ist nicht in der trüge-

rischen Symmetrie logischer Abstractionen zu suchen, sondern in der unmittelbaren Anschauung, welche die zufällige Hülle der Vorfälle durchdringt und das Wesen der Dinge erfaßt; die Weisheit läßt sich aus keinem Moralgesetzbuch oder Katechismus lernen, das Leben allein giebt sie; durch das Leben allein geschieht die Erziehung des Menschen; keine Lehre vermag die Erfahrung zu ersetzen; und diese kann Niemand für uns erwerben, wir müssen sie uns nothgedrungen selbst erringen. Mit dem Kopf voll Theorien und schönen Träumen, muß Wilhelm, obgleich es ihm keineswegs an praktischem Verstande fehlt, doch gar vielen Illusionen entsagen; durch wie viele Irrthümer muß er hindurch, ehe er sich der Wahrheit nähern darf! Wie viele Mal geräth er nicht auf Abwege, ehe er auf die rechte Straße gelangt! Mehr als ein Abgott wird verabscheut, nachdem er angebetet worden; allein nach allen diesen Irrthümern, diesen bitteren Erfahrungen gelangt er zu einem Ergebnisse, das ebenso entfernt ist dem Geiste, der sich mit dem engen Wirklichkeitshorizont zufriedenstellt, als der alle und jede Grenzen mißachtenden Einbildungskraft Recht zu geben. Sollte in der That der Schluß nicht etwa so heißen: ein wirklich ideales Leben ist ohne praktische nützliche Thätigkeit unmöglich; wahre Nützlichkeit aber, im höheren Sinne des Wortes, ist ohne Grundsätze und ein Ideal im Herzen zu haben ebenso unmöglich?

Der Grundgedanke des Tom Jones ist dagegen ein sehr verschiedener; trotz allen scheinbaren Realismus begeistert er sich für die Hauptidee des XVIII. Jahrhunderts — dieses Don Quixotes unter den Jahrhunderten —

für den Glauben an die unveränderliche Güte der menschlichen Natur im Gegensatze zur Grundidee des Christenthums — der Ueberzeugung von der angebornen Verwerflichkeit des Menschengeschlechts. Fielding macht kein Hehl daraus; er erklärt beständig, sein Gegenstand sei die menschliche Natur (human nature) wie sie eben ist, mit allen Schwächen und Größen. Sie ist es, die von ihm in Schutz genommen wird, wenn er die unmittelbare Liebe der Jugend der berechneten Neigung des reiferen Alters entgegenstellt (there is a great difference, sagt er, mit der ihm eigenthümlichen bezaubernden Ironie, between the reasonable passion which women at a certain age conceive towards men, and the idle and childish liking of a girl to a boy etc.), wenn er Tom's gute Regungen und die moralischen Theorien Blifil's in Conflict bringt, wenn er die Unzulänglichkeit des Verstandes und die Allmacht des Instinkts und Temperaments darthut. In diesem Punkte jedoch entfernt er sich gänzlich von der Idee des XVIII. Jahrhunderts, wie sie in Frankreich formulirt wurde, wo zu allen Zeiten und in allen Dingen die Oberherrschaft des Verstandes und die Freiheit des Willens postulirt wurde. Fielding gehört wesentlich dem germanischen Stamme an, der das Dogma der Prädestination und die Hobbes'sche und Schopenhauer'sche Philosophie erzeugt hat. Indem er in Tom Jones eine durchaus redliche, gesunde, gute Natur schilderte, die alle Laster seiner Zeit befleckt haben ohne deren innersten Kern anzugreifen, in Blifil dagegen einen natürlich schwachen, unwahren Charakter, den keine

moralische Theorie zu adeln vermag, wird Fielding beinahe zum Fatalisten.

Als ächter Engländer — ich rede hier von dem Engländer wie ihn die Natur schafft, nicht wie ihn die Gesellschaft entstellt hat — stellt Fielding die unwandelbare Sittlichkeit des Gewissens hoch über alle sociale und conventionelle Moral. Sein Held geräth häufig auf Abwege, indem er sich von der Natur führen läßt, und wir können ihn doch nicht anders als herzlich lieb haben, weil er bei allen Verirrungen der Sinnlichkeit ein großmüthiges Herz, einen gesunden Verstand, kurz eine frische, unmittelbare, durchaus liebenswürdige Natur bewahrt, die uns stets Pascal's Worte zu wiederholen scheint: Gebt Acht, daß Ihr nicht Thiere werdet, indem Ihr nach dem Engel strebt.

Ist demnach die Idee des Don Quixote eine wesentlich spanische, gehört sie durchaus dem XVI. Jahrhundert an; ist sie in Wahrheit das tragische Verscheiden des Mittelalters, das sich nur noch in Spanien erhalten und überlebt hatte; ist der Grundgedanke Wilhelm Meisters nichts anderes als die Idee, welche in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts Deutschland beherrschte und dessen Kraft und Schwäche ausmachte, die Idee, die unserem ganzen so hochgepriesenen geschichtlichen Geiste zu Grunde liegt und die Hegel in den Worten: „Alles was ist, ist vernünftig," zusammenfaßte, — so ist dagegen die Idee des Tom Jones die Protestation gegen die Verderbtheit des Menschengeschlechts einerseits und die Verklärung des natürlichen Instinktes andererseits, eine wesentlich englische, die dem

vorigen Jahrhundert angehört, dessen Philosophie bekanntlich ihre Geburtsstätte in England hatte. Ohne diese ideale Bedeutung aber hätte Tom Jones schwerlich seine Zeit überlebt, und wäre er ein noch so vollendetes Kunstwerk in der Form gewesen; noch hätte Gibbon, indem er auf die Verwandtschaft der Fielding'schen Familie mit dem Habsburgischen Kaiserhause anspielte, sagen können: „Die Nachfolger Karl's des Fünften mögen auf ihre englischen Brüder herabsehen; doch wird der Roman Tom Jones, diese köstliche Schilderung menschlicher Sitten, den Palast des Escurial wie den kaiserlichen Adler Oesterreichs wohl überleben."

Lawrence Sterne.

1.

Gab es je einen Schriftsteller, bei dem eine genaue Kenntniß des Lebens und Charakters zur richtigen Werthschätzung seiner Schriften Noth that, so war es Sterne, dessen Persönlichkeit mit seinen Werken so innig verwebt ist, daß es durchaus unmöglich wird sie, von einander zu trennen. Alles bei ihm beruht auf persönlicher Beobachtung: in seinem Roman sind die dramatis personae sowohl als die Begebenheiten der Erinnerung entlehnt, und es begegnen uns in demselben fortwährend Anspielungen auf die geringsten Erfahrungen seines täglichen Lebens; seine Predigten sind Monologe, veranlaßt durch die jedesmalige Stimmung, in der sich der Prediger eben befand; und in der „empfindsamen Reise" spielt die Erfindung eine noch weit bescheidenere Rolle. Seine Werke lassen sich übrigens besser als durch alle Commentare der Kritiker durch die Ungleichheit der Stimmungen des Kränkelnden, durch dessen launenhafte, von den unmerklichsten atmosphärischen Einflüssen abhängigen Natur, welche man für die einer nervösen Frau halten sollte, durch seine Anfälle tollster

Ausgelassenheit, die mit Perioden der Verstimmung abwechselten, und seinen unverbesserlichen, fast immer mit nachfolgender finsterer Melancholie gebüßten Leichtsinn erklären. Leider scheinen über seine Lebensgeschichte keine weiteren Urkunden vorhanden zu sein, als die er uns selbst gegeben hat. Will man sein Bildniß haben, so muß man sich wiederum an ihn selbst wenden: — „Er war," sagt er mit Beziehung auf Yorick, bei dem er sich selbst zu malen gedachte:

„Er war ein Wesen so quecksilberner hyperraffinirter Art, ein in allen seinen Abstufungen so heteroclytes Geschöpf, mit soviel Feuer und Leben, und Herzensfröhlichkeit in seiner Art zu sein, daß auch der mildeste Himmel kein solches zweites Exemplar zu erzeugen oder zusammenzusetzen vermocht hätte. Bei allen Segeln trug der arme Yorick kein Loth Ballast. Er war ohne einen Schimmer von praktischem Sinn in weltlichen Dingen, und verstand mit sechsundzwanzig Jahren sein Fahrzeug gerade so gut zu lenken, wie ein kleines, leichtsinniges, übermüthiges Mädchen von dreizehn; daher ihn, bei seinem ersten Ausflug in die Welt, der frische Wind seiner Laune, wie es leicht zu denken ist, zehnmal am Tage in das Tauwerk Anderer trieb; und da sich meist ernste, gemessene Geister auf seinem Wege befanden, ist es ebenso leicht sich vorzustellen, daß er das Unglück hatte, meistentheils mit solchen in Verwickelung zu gerathen. — Eine kleine Beimischung von Tactlosigkeit mochte sich auch wohl bei dergleichen Conflicten entdecken lassen, — denn — die Wahrheit zu gestehen — Yorick hegte eine unüberwindliche Abneigung und einen rechten Widerwillen gegen den Ernst, nicht gegen den Ernst an sich — denn da wo es Noth that, konnte er Tage- ja Wochenlang der ernsteste Mensch von der Welt sein" — ich fürchte der gute Yorick täuscht sich hier ein klein wenig über sich selbst — „aber er war der Feind des affectirten Ernstes, und erklärte ihm nur dann offen Krieg, wenn er ihm als Deckmantel der Unwissenheit oder Dummheit vorkam; dann aber, wo er ihn auf seinem Wege antraf, was ihm auch als Schutz oder Herberge dienen mochte, ließ er ihm keine Gnade widerfahren . . . . Um Euch die Wahrheit

zu sagen, er war ein Jüngling, der die Welt nicht gebraucht (?), den die Welt nicht verbraucht (??) hatte. Ebenso unvorsichtig und unbedacht war er über alle anderen Gegenstände der Unterhaltung, bei denen Klugheit verlangt, daß man sich einige Zurückhaltung eindrücke." (Ich versuche wie's eben gehen will, das schlechte Wortspiel wiederzugeben, wie ich mich bemühe den verwickelten und verworrenen Styl des Verfassers wiederzugeben.) „Yorick aber hatte keine anderen Eindrücke als die, welche ihm die Natur der Thatsache einflößte, von der die Rede war, welche Eindrücke er in einfaches, biederes Englisch zu übersetzen pflegte, ohne irgend welche Umrede, und allzuoft auch ohne Ansehung der Person, der Zeit und des Orts; daher wenn eine elende oder unedle Handlungsweise erwähnt wurde, er sich nie die Zeit nahm einen Augenblick nachzudenken, wer der Thäter derselben, welches dessen Stellung war, noch wie weit sich dessen Macht ihm zu schaden erstreckte; nein, war die That eine garstige, so war der Thäter ein garstiger Mann, ohne weitere Umrede; und so mit Allem. Da nun seine Commentare in der Regel das Unglück hatten mit einem Witzworte zu endigen, oder von etwas Scherzhaftem im Ausdrucke belebt zu werden, so verlieh dieses den Unvorsichtigkeiten Yorick's Flügel. Mit einem Worte, obgleich er nie die Gelegenheit suchte, aber sie auch nicht vermied, das zu sagen was ihm eben durch den Kopf ging, so gerieth er nur allzuoft in seinem Leben in Versuchung, seinen Geist und sein Leben, seine Hiebe und Witze zu verschwenden. Es fehlte nicht an Leuten die sie auflasen."

Es verlangt vor Allem Gerechtigkeit oder doch Billigkeit, zwei Dinge, die fast allen Beurtheilern Sterne's gefehlt haben, um nicht allzustrenge zu sein gegen diesen „lüderlichen Gesellen", wie Warburton ihn nannte, der trotz aller Fehler eine so liebenswürdige sympathische Natur war; man muß bedenken, wie Goethe es eindringlich anempfiehlt, „daß er Lebensgenosse eben jenes Warburton gewesen..... Um Sterne zu begreifen darf man die sittliche und kirchliche Bildung seiner Zeit nicht unbeachtet lassen."

Die Lebensgeschichte des fröhlichen Pfarrers von

Sutton, der sich weder durch seine Gemeindepflichten, seine Schwindsucht, noch seine Ehehälfte daran hindern ließ bis zu seinem letzten Tage das Leben zu genießen, ist in ihren allgemeinen Umrissen bekannt. Der Sohn eines armen Officiers, der in Jamaica an den Folgen einer Verwundung gestorben war, die er in einem Duell in Gibraltar erhalten hatte, führte Sterne in seiner frühesten Jugend das Wanderleben eines Soldatenkindes, und bewahrte davon, wie alle Leser des „Tristram Shandy" wohl wissen, die lebhafteste Erinnerung. Ein wohlhabender, in Yorkshire ansässiger Vetter interessirte sich für den Jungen und sandte ihn in die Schule nach Halifax, später auf die Universität Cambridge. Er arbeitete weder hier noch dort; ging jedoch daraus hervor „mit den nöthigen Diplomen, und am 20. August 1738 wurde der lange, fünfundzwanzigjährige, hagere, brustleidende, schlechtgewachsene Junge, mit losen, herabhängenden Puppenarmen, einer Nase wie ein Kreuz-Aß, schwarzen Augen, die von geistvollem wiewohl ganz weltlichem Lichte strahlten, und einem Munde um welchen Voltaire's Lächeln spielte, — the Reverend Lawrence Sterne."*) Seit zwei Jahren — eine lange Zeit für Yorick — war er in eine sehr unbedeutende junge Dame verliebt, die jedoch damals wohl eine Art beauté du diable besessen zu haben scheint, von der sie leider in späteren Jahren keine Spur behielt. In der Zwischenzeit, bis er sie heirathen konnte, wechselte er mit ihr die pedantischsten, sentimentalsten

*) Worte P. Stapfer's in seinem trefflichen Buche: Lawrence Sterne, sa personne et ses ouvrages. Paris 1870.

Briefe, die ein Gymnasiast wohl jemals seiner Schönen geschrieben hat. Kaum hatte er seine Anstellung in Sutton erhalten und seine „liebe Lumley“ geheirathet, als sich der Ton seiner Briefe merklich änderte; es gab nämlich auch dann immer noch Briefe: man mußte sich schreiben, da der Gemahl, der wenig Anlage zur Häuslichkeit hatte, jede Gelegenheit ergriff um den heimischen Herd zu verlassen. Auch scheint er sich bei späterem Alter und trotz åller Gewohnheit mit den ruhigen Freuden der Häuslichkeit niemals recht versöhnt zu haben. „Nescio quid est materia con me; sed sum fatigatus et ægrotus de mea uxore plus quam unquam“, schreibt er seinem Freunde Stevenson nach zwanzigjähriger Ehe, und in einer jener mittheilsamen Stunden, die man bei einem Ehemanne weniger häufig sehen möchte. Nichtsdestoweniger, wirft man einen Blick auf Mrs. Sterne's Profil in der Federzeichnung, welche Herr Stapfer seinem Bande beigefügt hat, so ist es nicht schwer, sich die Unbeständigkeit des Reverend zu erklären. Uebrigens war er niemals rücksichtslos gegen Diejenige, welche seinen Namen trug, und wenn man in seinen Briefen vergebens nach Liebe sucht, so begegnet man darin wenigstens einer großen Fürsorge und Freigebigkeit. Einer seiner Freunde, ein Herr Tallot, begegnete ihm nach langer Trennung in Toulouse im Jahre 1764, „wo er sich gut amüsirt hätte ohne seine Frau, die ihm überall nachlief und an Allem theilnehmen wollte. Dieses Benehmen der guten Frau verursachte ihm manche schlimme Stunde; aber er erträgt alle diese Unannehmlichkeiten mit einer Engelsgeduld.“

Sterne gehörte übrigens zu denjenigen Naturen, welche Goethe frauenhafte nennt; er konnte nicht gut ohne irgend einen weiblichen Gegenstand seiner Gedanken leben: „Ich muß immer irgend eine Dulcinea im Kopfe tragen," sagt er; „für mich ist das eine Bedingung der moralischen Harmonie." Anderswo heißt es: „Ich bin fest überzeugt daß, wenn ich je einer schlechten Handlung schuldig werde, es nur in der Zeit zwischen einer und der anderen Leidenschaft sein wird." Er wünscht auch seinen Freunden dieses für ihn unentbehrliche Gefühl. „Ich freue mich zu wissen, daß Du verliebt bist," schreibt er dem Einen; „es wird Dich wenigstens vom „spleen" befreien, welcher für Männer wie für Frauen gleich schlechte Folgen hat." Darauf erzählt er mit Wohlgefallen, wie er es anfängt, um sich selbst und die Gegenstände seiner Neigung davon zu überzeugen, daß er verliebt ist: „Zuerst bemühe ich mich die Dame, oder vielmehr ich fange damit an mich selbst glauben zu machen, ich sei wirklich verliebt; dann führe ich meine Sache ganz à la française, das heißt: auf sentimentale Art. Die Liebe ist Nichts ohne Empfindsamkeit, sagen die Franzosen. Und doch, obgleich sie so viel Wesens um das Wort machen, denken sie sich dabei nichts Bestimmtes. So viel über den Gegenstand genannt Liebe."

Die Erzählung der zahlreichen Liebschaften Sterne's ist sehr unterhaltend, und sogar trotz des Anscheins sehr rührend. Man ist insgemein in der Welt übereingekommen, sich nur von großen Leidenschaften und tiefen Gefühlen rühren zu lassen; ich, für meinen Theil, sehe

nicht ein, warum man nicht auch ein wenig Sympathie solchen empfindsamen, aber wenig ausschließlichen Seelen entgegentragen sollte, deren Gefühle, eben weil sie der Oberfläche näher liegen, leichter zu erregen sind, deren unersättliches Bedürfniß zu lieben sich stets von Neuem zu befriedigen sehnt, und da es sich ohne wirkliche Gegenwart nicht helfen kann, sich ganz aufrichtig auf alle die liebenswürdigen Gegenstände wirft, die sich ihm der Reihe nach darbieten. Unter seinen vielen Abenteuern befindet sich indeß auch eine Liebschaft unseres Clergyman, welche nicht den naiven, einfachen Charakter der übrigen trägt. Es liegt etwas unsagbar Krankhaftes in dieser Leidenschaft zweier Schwindsüchtigen, die Beide verheirathet sind, und von denen der Eine wenigstens sehr ungeduldig ist Wittwer zu werden. Eliza Draper scheint einen wirklich begründeten Ruf von Schönheit und von Geist gehabt zu haben. Sie war in Indien geboren, und der Abbé Raynal in seiner berühmten Histoire philosophique du commerce des Indes widmet ihr enthusiastische Seiten:

„Gebiet von Anjinga, du bist nichts! aber du hast Eliza hervorgebracht. Der Tag wird kommen, wo die Handelsniederlagen nicht mehr bestehen, welche die Europäer auf den asiatischen Küsten gestiftet haben. Das Gras wird sie bedecken, oder der gerächte Indier wird auf ihren Trümmern gebaut haben .... Aber wenn meine Schriften einige Dauer haben, wird der Name Anjinga im Gedächtniß der Menschen bleiben. Die, so mich lesen werden, die, welche der Wind nach diesen Ufern weht, werden sich sagen: hier wurde Eliza Draper geboren, und wenn es unter ihnen einen Briten giebt, wird er sich beeilen stolz hinzuzufügen: und geboren von englischen Eltern."

Sterne trägt kein Bedenken, der schönen Indierin

seine Hand anzubieten. „Ich fange an wirklich zu glauben, daß Sie ebensoviele Tugenden besitzen, wie die Wittwe meines Onkels Toby," schreibt er ihr, indem er sogleich mit seiner gewohnten Leichtfertigkeit und durch einen seltsamen Uebergang hinzufügt: „Da wir von Wittwen reden, bitte ich Sie, Eliza, wenn Sie jemals eine werden sollten, nicht daran zu denken, sich irgend einem reichen Nabob zu verschenken, da ich selbst darauf reflectire Sie zu heirathen. Meine Frau kann nicht mehr lange leben, und ich kenne Niemand den ich lieber an ihrer Stelle wüßte wie Sie. Allerdings bin ich fünfundneunzig Jahre alt an Gesundheit und Sie nur fünfundzwanzig; aber was mir an Jugend fehlt, soll durch Geist und gute Laune ersetzt werden. Swift hat seine Stella, Scarron seine Maintenon, und Waller seine Saccharissa nicht so geliebt. Sagen Sie mir, in Antwort auf diesen, daß Sie mein Anerbieten billigen und darauf eingehen." Es war dies, — um von dem Zartgefühl solcher Zukunftsträume nicht zu reden — ein etwas schnelles Verfahren, auch machte Sterne seine Rechnung gänzlich ohne den Wirth; denn Mrs. Sterne fand es für gut, ihn lange zu überleben. Uebrigens hätte Eliza diesem seltsamen Vorschlage keine Folge leisten können, indem ihr Mann sie selbst für sich beanspruchte.

„Das Schiff, welches sie zurückbrachte, war bereits drei Wochen unterwegs, als eines Nachmittags gegen Mitte April Sterne in ein Kaffeehaus eintrat, einen Bogen Briefpapier mit Goldschnitt verlangte, und — in domo coffeatoria — an eine hohe Londoner Schönheit schrieb: „Schöne Frau, welchen Waschlappen hast Du

aus meiner Seele gemacht! u. s. w." Die Dame, an die er diese Liebeserklärung richtete, war Lady Percy, Tochter des Ex-Ministers, Lord Bute, eine Schönheit, die mehr Bewunderung fand und sie weniger unlieb annahm, als ihr Mann gewünscht hätte, der sich schließlich von ihr auch scheiden ließ." (Stapfer a. a. O.)

Inmitten aller dieser flirtations — denn es wäre ein Irrthum diese Liebschaften Sterne's für liaisons zu halten — hegte er im Herzen ein Gefühl ernsterer, beständigerer Art: die väterliche Liebe. So viel falsche Sentimentalität wir in Sterne's Liebesbriefen finden, so wahr und rührend ist dagegen der Ton seiner Briefe an seine Tochter Lydia. Er ist fortwährend um sie beschäftigt, und seine letzten Worte auf dem Sterbebette sollten an sie gerichtet werden.

Im Leben des Vicars von Sutton und Stillington scheint die Tafel eine fast ebenso große, ja vielleicht noch größere Rolle gespielt zu haben als die Liebe, bei der immer ein wenig Affectation mit im Spiele war. Sterne s p i e l t e eben doch immer ein wenig das mauvais sujet. Es war damals in Altengland jene Zeit der langen und üppigen Trinkgelage, von denen uns Fielding eine so lebhafte Schilderung hinterlassen hat. Wenn ihn kein Besuch bei einer schönen Dame, kein Abendessen in einem Café nach York rief, so pflegte Sterne sich in ein Schloß der Umgegend zu begeben, wo lebenslustige Freunde die Gemeinde der zwölf Mönche von Medmenham unter Anrufung der Devise, welche Rabelais einst über die Abtei von Thélème schrieb: Fay ce que vouldras, gegründet hatten. Diese lustige Brü-

derschaft scheint in Wahrheit den nicht allzustrengen Gelübden ihres Ordens mehr als gewissenhaft nachgekommen zu sein; doch darf man nicht gar zu eilig über den Verfasser des „Tristram Shandy“ den Stab brechen wegen seiner Theilnahme an diesen Liebesmahlen, die manchmal in Orgien ausgeartet zu sein scheinen; denn sie waren allgemeine Sitte in dem Jahrhundert und im Lande, dessen feinster Kopf, Addison, sich täglich zu betrinken, dessen lauterstes Herz, Goldsmith, die Nächte an der Tafel zuzubringen pflegte. Die Sitten unserer Zeit und anderer Länder geben dem Leben Sterne's einen roheren Anschein, als es in Wirklichkeit hatte. Sterne war ein feiner, empfindlicher Epicuräer, — so sehr, wie er überhaupt ein Engländer der Zeit sein konnte: — er war kein gemeiner Lebemann. Er pflegte feinere, ja sogar ausgesuchte Genüsse. Die Stunden, die er nicht der Liebe und der Tafel widmete, wurden nicht allein auf Jagd und dem Fischfang zugebracht, sondern auch mit Malerei, Musik und Lectüre ausgefüllt. Freilich muß ich hinzufügen, daß wenn die Bücher, an denen er sich erfreute, niemals geistlos waren, sie sich nicht gerade immer durch Anständigkeit auszeichneten. Neben Cervantes und Montaigne waren es zunächst Rabelais, Brantôme und die crazy tales seines Freundes Stevenson, die seine Mußestunden erfreuten. Tristram Shandy ist voll von Reminiscenzen solcher Lectüre, und selbst die Predigten Sterne's sind nicht frei davon.

Erst im Alter von sechsundvierzig Jahren ergriff Sterne die Feder, und zwar um die zwei ersten Bände seines Tristram zu schreiben. Selten hat ein Werk

größeres Aufsehen erregt. Die Empörung und Bewunderung, die es hervorrief, waren gleich übertrieben; Letztere behielt jedoch die Oberhand. Das Buch wurde in alle Sprachen übersetzt; die Auflagen vermehrten sich rasch und füllten immer von Neuem die stets leeren Taschen des Verfassers. Neue Bände folgten den beiden ersten und wurden von den Verlegern mit Gold aufgewägt. Die Subscriptionsliste für die Predigten, die Sterne — wie man sieht a rising man — organisirte, indem er geschickt die Fluth zu benutzen wußte, erreichte unerhörte Ziffern. Trotz des Scandals, den ein so sittenloser Roman wie „Tristram Shandy" nothwendig hervorrufen mußte, verschaffte er dennoch seinem Verfasser eine neue und dritte Pfründe, die Pfarrei von Coxwould. Von nun an bringt er alle seine Winter in London zu, wo er sein rasch verdientes Geld auf die tollste Weise ausgiebt und bald der „lion" — im englischen Sinne des Worts — der Gesellschaft wird.

„Alle wollten ihn sehen," schreibt Stapfer; „die elegante Welt wollte ihn besitzen. Zehn dem Geburts- oder Geistesadel angehörige Personagen hatten ihn bereits zu Tische eingeladen, und so groß war die Ueberschwemmung von Einladungen dieser Art, daß die Letzteingeschriebenen sich genöthigt sahen, wegen der langen Reihe von früheren Engagements ihr Fest auf zwei, man sagt sogar auf drei Monate, aufzuschieben. Ein neuer Salat, ein neues Kartenspiel und einige Rennpferde wurden nach Tristram Shandy benannt. Alle Frauen wollten den Modescandal unter dem Kopfkissen haben; nach und nach, je nachdem sie mehr Muth faßten,

legten sie ihn sogar auf ihre Salontische, Hunderte von Nachahmungen, Nachdrucken und Flugschriften erschienen. Reynolds malte des Verfassers Bild; Hogarth zeichnete ein Titelblatt für das Buch; Warburton, Bischof von Gloucester und ein Theolog von Bedeutung, empfahl die zwei kleinen Bände auf's Wärmste seinen Collegen den Bischöfen, indem er laut verkündigte, der Vicar von Sutton sei der Rabelais Englands, und mehrere Bischöfe sandten dem neuen Rabelais ihre Complimente."

Das Londoner Treiben frommte Sterne's Gesundheit ebensowenig wie seinem Geldbeutel. Freilich nahm er die eine wie den andern nicht sehr in Acht. Als das Geld auszugehen anfing, sagte er heiter: „Ich werde schreiben mein Lebelang, und nächsten Winter, meine Herren, (die Verleger) werde ich von Neuem kommen und Sie am Barte zupfen, wenn mich dieser garstige Husten bis dahin nicht getödtet." Es fehlte aber wenig daran, daß er von dem garstigen Husten weggerafft wurde, und er sah sich genöthigt, einen milderen Himmel als den Londons aufzusuchen. Er reiste also nach Paris ab, wo er 1762 ankam und wo die Londoner Huldigungen von Neuem anfingen. Diderot, Crébillon, Suard stritten sich um ihn. Er wurde bei Hofe vorgestellt, predigte in der Gesandtschaft vor dem damaligen tout Paris, ließ sich bei allen Modedamen sehen. Seine Person hatte noch mehr Erfolg als sein Buch: man war an einen solchen Grad von Originalität in Paris nicht gewöhnt. „Was Einen überzeugt," sagt ein Gleichzeitiger, „daß Alles in diesem Engländer wahr sei, ist, daß er sich überall und immer gleich bleibt; er wird niemals

durch Vorurtheil bestimmt, sondern läßt sich stets von seinen Eindrücken fortreißen; in unseren Theatern, in unseren Salons, auf unseren Brücken, immer ist er die Beute der Gegenstände und der Personen, immer bereit fromm oder verliebt, verrückt oder erhaben zu sein."

Daß ein solches Régime seiner Gesundheit nicht besonders zuträglich war, läßt sich leicht begreifen, noch kann man sich wundern, daß ihn ein Blutsturz nach sechsmonatlichem Pariser Aufenthalte mahnte, seine Koffer zu packen und den Süden aufzusuchen. Er läßt also seine Frau und seine geliebte Tochter, kommen um sich mit ihnen auf den Weg nach Toulouse zu machen; dann geht's nach Aix, Montpellier und Marseille: überall langweilt es ihn in der Provinz. Endlich hält er es nicht länger aus, und da seine Frau darauf beharrt im Süden zu bleiben, kehrt er direct nach Paris zurück nach mehrmonatlichem Aufenthalt in der Provinz. Amor suchte ihn natürlich auch in Paris auf und hält ihn dort zwei Monate gefangen. „Ich war acht Wochen lang," schreibt er seinem Freunde Stevenson, „unter dem Joch der zärtlichsten Leidenschaft, deren Herrschaft je ein zärtliches Herz gefühlt hat." Eine neue Mahnung aber, in Form eines Bruchs von Blutgefäßen in der Brust, kam, um ihn daran zu erinnern, daß er der Ruhe bedürfe, und er reiste wieder ab nach Coxwould. Sein Geldbeutel hatte diesen Rückzug eben so nöthig wie seine Brust. Obgleich er erklärte, „er sei nie glücklicher, als wenn er keinen Shilling mehr in der Tasche habe, — denn wenn er einen hatte, konnte er nie sagen, daß er ihm gehöre" —, mußte er doch „von Neuem dem Publikum

eine Steuer auflegen.“ So wie er sich etwas erholt hatte, sowohl in Bezug auf Geld als auf Gesundheit, machte er sich wieder auf den Weg nach Frankreich und drang dießmal bis nach Italien vor. Bei seiner Rückkehr gelang es ihm erst nach langen Nachforschungen seine Frau und Tochter aufzufinden, und bemühte sich vergebens sie zu bewegen, mit ihm nach England zu gehen, „indem er versprach, ihnen die Sommer in Coxwould und die Winter in York so angenehm als möglich zu machen.“ Er vermochte nicht den Eigensinn von Mrs. Sterne zu besiegen, und ging nach London, um dort in einer Miethwohnung einsam zu sterben. Ich habe schon gesagt, daß sein letzter Gedanke für seine Tochter war, die er seinem Freund auf's Wärmste anempfahl.

Seine Leiche wurde aus dem Kirchhof von jenen Dieben, die man die Leute der Auferstehung genannt hat, entführt und dem Professor der Anatomie zu Cambridge verkauft. „Unter den (zur Section) Eingeladenen befand sich ein alter Freund Sterne's. Da dieser der letzte Ankömmling und verspätet war, konnte er nur mit Mühe in den Saal hineindringen. Er erkannte sogleich die Leiche, schrie laut auf und wurde ohnmächtig vor Entsetzen; allein die Section hatte bereits stattgefunden.“ — Sterne hatte sein fünfundfünfzigstes Jahr erreicht.

2.

Mit Recht gilt Sterne für den Typus des Humoristen. Aber was ist Humor? Sterne's letzter Biograph, Herr Stapfer, hat die Meinungen Verschiedener über diesen Punkt, als die von Taine und Montégut, Car-

lyle und Thackeray, Hegel und Jean Paul, endlich auch noch die von Dumont und Büchner, gesammelt, leider aber die der Wahrheit am Nächsten kommende Definition H. Hettner's vergessen. Er selbst scheint mit keiner unter diesen Definitionen einverstanden zu sein; dagegen ist die seinige eine ganz ebenso vage, und mir scheint es, daß sie wenig oder gar nichts bestimmt. In seinen Augen ist der Humorist „der tragi-komische Maler nicht einer Kategorie von Menschen und Narrheiten, sondern des Menschen überhaupt und der menschlichen Narrheit." Von diesem Standpunkte aus jedoch wäre es schwer einen komischen Dichter aufzutreiben, der nicht Humorist wäre. Molière selbst, so weit entfernt er ist von dem was der Engländer Humor nennt, müßte in diese Dichtergattung eingereiht werden; denn man erräth bei ihm wohl, wie bei Aristophanes, Macchiavelli und Terenz, hinter dem Lächeln die Thräne, die ihm in das Auge steigt beim Anblick des menschlichen Treibens. Mich dünkt, es sei kaum nöthig, eine Definition so weit herzuholen, die sich Dem von selbst bietet, der die Dinge unbefangen anschaut.

Das Wort Humor hat mehr als einen Sinn im Englischen; jeder von ihnen aber entspricht mehr oder weniger seiner Etymologie. Im gewöhnlichsten Sinne versteht der Engländer unter humour einen gewissen heiteren Uebermuth, einen übersprudelnden Witz ohne Schärfe noch Bitterkeit, die Gabe, die Dinge von der heiteren eher als von der lächerlichen Seite anzuschauen, die Ruhe des praktischen Philosophen, eine Art wohlwollender Ironie, die sich wohl hütet sarkastisch zu werden,

weil sie sonst verletzen könnte, mit einem Worte, die schlichte Heiterkeit eines Menschen, der guter Laune ist, oder die Launigkeit. Früher wurde das Wort in einem quasi-pathologischen Sinne gebraucht, den es aber jetzt beinahe ganz verloren hat. „Wenn eine besondere Eigenschaft," sagte der alte Ben Johnson, „sich dermaßen eines Menschen bemächtigt, daß sie alle seine Neigungen, Kräfte, allen Geist in eine Richtung treibt, so nennt man sie mit Recht humour." Man sagt ja auch im Französischen „il a de l'humeur" von Einem, der sich von einem Gegenstand so absorbiren läßt, daß er davon unzufrieden und verbittert wird; im Deutschen: er ist „launisch".

Es giebt aber noch einen anderen Sinn für das Wort, den ich den literarischen nennen möchte; und ich gestehe, daß ich nie begriffen habe, warum man nicht die Worte Laune und launenhaft anwendet anstatt Humor und humoristisch. Was ist denn am Ende Humor anders, als die gute oder böse Laune des Individuums; auf die Literatur angewandt, was ist es anders als die persönliche Stimmung, die Rührung des Augenblicks, oder der momentane Eindruck, den man an die Stelle der Kunst setzt? Wenn ein Schriftsteller seine eigne Persönlichkeit über jeden Grundsatz, jede Regel erhebt, wenn er sich über jede geistige Disciplin hinwegsetzt, weder Plan noch Ordnung irgendwelcher Art im Auge, sich ohne vorgefaßten Gedanken, ohne bestimmten Gegenstand, hinsetzt um zu schreiben; wenn er, ohne sich an irgendwelche überkommene Form zu halten, eine Erzählung anfängt und durch Gespräche oder Betrachtungen je nach dem Zufalle seiner Einbildungskraft zu unter-

brechen, wenn er einen Gegenstand ohne Weiteres aufnimmt und dann wieder fallen läßt, nur weil ein anderer hinzugekommen ist, der ihn mehr anzieht; wenn er von dieser neuen Abschweifung wiederum zu einer frischen Parenthese übergeht, je nach den verschiedenen Gegenständen, die ihm der Zufall vor die Augen rückt oder die Gedankenverkettung seinem Geiste vorführt; wenn er lacht und weint, gerade wie ihm selbst zu Muthe ist, ohne sich im Geringsten darum zu kümmern, ob das, wovon er spricht, allgemein trübe oder heitere Gefühle erregt, — wenn, um mich kurz zu fassen, ein Schriftsteller sich lediglich von seiner Laune führen läßt, so ist er ein Humorist. Wenn ich zu Deutschen redete, so würde ich den subjectiven Schriftsteller eigentlich den humoristischen nennen, im Gegensatz zum objectiven oder klassischen. Mit anderen Worten, wenn die Persönlichkeit des Verfassers in einem Werke gar nicht zum Vorschein kommt, wie in der Ilias oder im Britannicus, so ist das Werk ein klassisches; sieht man dagegen nichts außer der Persönlichkeit, wie in Tristram Shandy, so ist es ein humoristisches. Es giebt aber zahlreiche Zwischennüancen zwischen diesen zwei Extremen: die Divina Commedia, Faust, Don Quixote, Timon von Athen, René, gehören einer Reihe von Geisteserzeugnissen an, die, da sie das Charakteristische beider an sich tragen, und zugleich persönlich und unpersönlich sind, dem modernen Geschmack näher liegen, weil moderne Zeiten der Individualität eine Stelle eingeräumt haben, die ihr von den Alten nicht gegönnt wurde. In diesem Sinne verstehe ich auch die Worte Goethe's: „Der Humor ist eines der Elemente des Genies, aber, sobald

er vorwaltet, nur ein Surrogat desselben: er begleitet die abnehmende Kunst, zerstört, vernichtet sie zuletzt."

Bei Sterne nun waltet der Humor vor. Er macht auch selbst gar kein Hehl daraus. „In Wahrheit beherrscht mich meine Feder, ich nicht sie," sagt er irgendwo, und er giebt uns hundert Varianten dieses Bekenntnisses. Er prahlt damit, daß er ein Original sei, der nur seiner Inspiration folgt und sich allen augenblicklichen Stimmungen überläßt; und er schreibt die große Anzahl englischer Humoristen „der Unregelmäßigkeit und Unbeständigkeit des englischen Klimas zu." Die Abwesenheit irgend welchen Plans, die veränderliche Laune Sterne's, seine heftigen Ausfälle, sind Herrn Stapfer nicht entgangen, denn er sagt von ihm, daß „er sich wohl hüte sich vergessen zu lassen; er fordert uns ganz besonders zur Bewunderung seines Talents, seines Geistes und der Anmuth seiner Person auf. Er wünscht, wir sollen wissen, daß er allein ein wirkliches Dasein habe; die kleine Vorstellung, die soeben stattfinden wird, sei an sich ganz und gar nichts, aber Er gebe sie."

Es ist nicht meine Absicht, mich hier auf die Frage einzulassen, woher es kommt, daß die Alten und die Franzosen so arm, England und Deutschland dagegen so reich an Humoristen sind. Noch weniger kann es mein Wunsch sein eine erschöpfende Würdigung Sterne's zu geben; wohl aber liegt mir daran noch einmal festzustellen, wie nothwendig es ist, daß der Literarhistoriker die Persönlichkeit der Schriftsteller gehörig studire, namentlich wenn es sich um Humoristen handelt. Es ist erlaubt, die Person des komischen Dichters bei einem Aristophanes, einem Mo-

lière oder einem Fielding zu vergessen, während man keinen Augenblick die Individualität, ja nur das Temperament eines Swift, eines Jean Paul oder eines Sterne aus den Augen verlieren darf. Es mag uns wenig daran gelegen sein zu wissen, ob Homer einen finsteren oder heiteren Charakter hatte; ob Racine reizbar oder empfindsam; Swift wäre aber geradezu unverständlich, wenn man nicht wüßte, daß er an Galle litt, Sterne, wäre seine Nervosität nicht bekannt.

Auch die „Predigten" Sterne's, an deren Aufrichtigkeit, trotz des seltsamen Tons der darin herrscht, und der noch seltsameren Lebensweise des Predigers, nicht zu zweifeln ist, tragen einen wesentlich psychologischen Charakter und gehen sämmtlich von dem am Schluß des Jahrhunderts herrschenden Optimismus aus. Allerdings vermag sich der fremde und heutige Leser nur schwer einer großen Verwunderung über die durchaus weltliche Färbung dieser Kanzelberedtsamkeit zu erwehren. Unwillkürlich denkt man dabei an die istruzioni der italienischen Mönche — den Unterschied, der zwischen beiden Religionen und Völkern liegt, natürlich abgerechnet —; gewiß weniger lebhaft und mäßiger gefärbt, versteht sich auch glatter in der Form und im Gefühl zarter, bleibt der Grundton dieser volksthümlichen Unterhaltungen der nämliche vertrauliche, vernachlässigte, gar wenig religiöse. Sicher ist es, daß wenn man unter den Kirchenrednern einen Verwandten für Sterne suchen müßte, Einem weder Bossuet, Bourdaloue noch Massillon einfallen würden, sondern Abraham a Santa Clara, aber ein Abraham a Santa Clara, der Montaigne gelesen und Voltaire studirt hätte.

Alles ist auch nicht unbedingt zu bewundern in Sterne's Roman. Die Bewunderer „Tristram Shandy's" sind, wie mich dünkt, gewöhnlich allzu nachsichtig gegen die vielen Plagiate des Verfassers. Die Stellen aus Rabelais, Daubigné, Burton, denen man bei Schritt und Tritt darin begegnet, sind nicht etwa mit dem Texte verschmolzen; es sind auch nicht vage Reminiscenzen, noch weniger Ideenkeime, die Sterne entwickelt hätte; nein, es sind geradezu wörtliche Entlehnungen; fremde Federn mit denen sich der Romanschreiber schmückt, indem er auf die Unwissenheit der Leser seiner Zeit und seines Landes in Bezug auf solche ältere Schriftsteller rechnet. Uebrigens kann man nicht genug darauf hinweisen, wie künstlich und wie manierirt nicht nur seine Form, sondern auch seine Denkweise ist. Seine Methode, den letzten Keimen menschlicher Handlungen nachzuspüren, bis auf die zartesten Fäserchen der Charaktere zu zerlegen, seine berechnete Empfindsamkeit, seine leichtfließende Thräne, die außerordentliche Erregbarkeit (man möchte sagen der Epidermis), die ihn dahin bringt, daß er sich selbst schließlich täuscht, wie ein Schauspieler, der sich so in seine Rolle hineindenkt, daß er sich am Ende einbildet, er empfinde die Gefühle, die er spielt; der hyperraffinirte Charakter dieser Affekte, der verschwenderische Mißbrauch der Rührung, die Abwesenheit von Lebensfrische, die Possenreißerei, die häufig das Komische vertreten muß, die beständige Sucht nach Originalität in Ausdruck und Gedanken, die absichtliche Excentricität, endlich aber und vor Allem die krankhafte Zügellosigkeit Sterne's, jene lüderliche Ausgelassenheit, aus der keine ächte Leidenschaft,

keine wahre Sinnlichkeit, ja sogar nicht einmal eine wahre Rohheit, sondern (man gönne mir den Ausdruck) einfache Polissonnerie spricht, das Alles wird gar zu leicht außer Acht gelassen von den lobpreisenden Kritikern des Romanschreibers, ja von Goethe selber, der sogar seine Lüsternheit „zierlich und sinnig" findet.

Ist nun aber die Behauptung Stapfer's begründet, daß „der Einfluß, den Sterne auf sein Jahrhundert oder sein Jahrhundert auf ihn hat ausüben können, ein sehr geringer war?" Sehr gering? Was man nicht Alles zu hören bekommt! Wäre Sterne wohl in irgend einem anderen Jahrhunderte, in irgend einem anderen Lande denkbar als in dem der „Sonderlinge"? Und die Predigten, Tristram Shandy, die Sentimentale Reise, wären die ohne Swift und Addison, ohne Tillotson und Shaftesbury möglich gewesen? Ich habe bereits den Erfolg erzählt, den Tristram in London und Paris hatte. Dieser Erfolg war aber durchaus nicht flüchtiger Art. Wir wissen ja daß das servum imitatorum pecus nie ausbleibt und daß Frankreich, England und Deutschland eine ganze Nachkommenschaft von Yorick's und Toby's erlebte. Sterne's Roman war nach Robinson und Clarissa das populärste englische Buch in Frankreich: es wurde mehrere Male in's Französische übersetzt und die ausgezeichnetsten französischen Schriftsteller, Diderot voran, begeisterten sich für Tristram und die Reise. Die Thräne des Engels, der Tod Lefèvres wurden sprichwörtlich; man fing an über unglückliche Esel und verunglückte Wagen zu weinen, mit einem Worte, die Sentimentalität der zweiten Hälfte des Jahr-

hunderts hat ihren Ursprung mehr in Sterne als in irgend einem anderen Schriftsteller; doch war die Wirkung Sterne's in Deutschland am allermächtigsten. Als Lessing im Jahre 1768 den Tod Winkelmann's erfuhr, sagte er: „Das ist seit Kurzem der zweite Schriftsteller, dem ich mit Vergnügen ein paar Jahre von meinem Leben geschenkt hätte." Der erste war Sterne gewesen. Jean Paul wußte die Sentimentale Reise auswendig, und hätte ohne den englischen Humoristen Siebenkäs und die Flegeljahre nie zu schreiben gewagt. Herder machte 1771 zu Straßburg eine wahre Propaganda für Sterne; der junge Goethe nannte ihn „den schönsten Geist der je gewirkt habe," und hielt dieses übertreibende Urtheil bis an's Lebensende fest; noch in seinem achtzigsten Jahre wiederholte er: „Es wäre nicht nachzukommen, was Goldsmith und Sterne gerade im Hauptpunkte der Entwicklung auf mich gewirkt haben," und nicht nur von sich selber, von der Menschheit spricht Goethe, wenn er sagt: „noch heute solle jeder, der auf Bildung Anspruch mache, von Zeit zu Zeit seinen Sterne wieder vorsuchen, damit auch das XIX. Jahrhundert wisse, was ihm das XVIII. schuldete und was wir ihm noch in Zukunft verdanken können." Hätte der jüngste Biograph Sterne's ein wenig um seinen Gegenstand herumblicken wollen, er hätte sicherlich nicht geschrieben: „die Wirkung, welche Sterne auf seine Zeit gehabt, oder welche seine Zeit auf ihn gehabt, sei eine ganz unbedeutende."

- - - - -

Zeiten, Völker und Menschen

von

Karl Hillebrand.

Vierter Band.

Profile.

Berlin
Verlag von Robert Oppenheim
1878.

Profile

von

Karl Hillebrand.

Berlin
Verlag von Robert Oppenheim
1878.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Dem

alten Freunde

Giovanni Merlo

. . . . . „one in whom
The ancient Roman honour more appears
Than any that draws breath in Italy,“

widmet

diese Skizzen und Umrisse

der Verfasser.

Inhalt.

Berichtigungen.

Seite 13 Zeile 11 von oben lies **einer** statt **eine**.
„ 17 „ 4 „ „ „ **Haussonville** statt **Hausenville**.
„ 80 „ 9 von unten lies **Siegwartmiller** statt **Siegwart**.
„ 109 „ 11 „ „ „ **aufweist** statt **bietet**.

Statt des Vorwortes.

Ein Wort über moderne Sammelliteratur und ihre Berechtigung.

Seit vor nun vierzig Jahren Börne und Varnhagen auch in Deutschland die Sitte eingeführt ihre zerstreuten Aufsätze zu sammeln, hat die Kritik nicht aufgehört solche Sammelwerke anzugreifen und streng zu verdammen. Nun begnügen sich aber gemeiniglich die herbsten Tadler in einem solchen Falle die Vorrede und die Inhaltsauszüge des betreffenden Bandes zu lesen und, anstatt des Verfassers Ansichten und Behauptungen durch Beweise oder Thatsachen zu bekämpfen und wo möglich zu widerlegen, ihm Irrthümer nachzuweisen, ihn auf Stylfehler aufmerksam zu machen — lauter Bemerkungen, die ein Schriftsteller, dem es Ernst um seine Sache ist, immer mit Dank aufnehmen wird — fangen sie meist damit an, die Thatsache selber einer Sammlung heterogener Aufsätze als eine Art Vergehen gegen das Publicum darzustellen. Diese Art von Kritik scheint mir eine durchaus unberechtigte: sind die gesammelten Aufsätze eines Autors nicht werth aufbewahrt zu werden,

so sage man es aufrichtig: quod licet Jovi, non licet .... nun, man kennt ja den Reim: was Rosenkranz und Zeller erlaubt ist, dürfen Treitschke und Sybel nicht thun; was man H. Grimm oder Gottfried Kinkel nachsieht, kann einem J. Scherr und einem L. Steub nicht gestattet werden; Börne's Theater- und Varnhagens Bücheranzeigen hatten ein Recht auf Sammlung, selbst wenn es nur ein Dutzend eilig hingeworfne Zeilen waren; K. Frenzels oder P. Lindau's Besprechungen müssen in den rückständigen Jahrgängen der „National-Zeitung“ und der „Gegenwart“ vergraben liegen, und zwar weil wir der Meinung sind, daß jene einen bleibenden Werth haben, diese aber nicht. So verfährt die französische und die englische Kritik mit dergleichen Bänden. Sie prüft die Aufsätze nach ihrem innern Gehalt und ihrer Form, aber es fällt ihr nicht bei, einen Band Aufsätze von Max Müller, H. Reeve oder Froude, von E. Scherer, Renan oder Taine einfach beiseite zu werfen oder ein „Sammelsurium“ zu nennen, weil sie früher schon in Zeitschriften, vielleicht gar in Zeitungen erschienen, oder weil sie verschiedene Gegenstände behandeln.

Es hängt diese auffallende Erscheinung wohl auch mit dem gewaltigen Respect vor dem „Buch“ und der Geringachtung der Tagespresse zusammen, die noch vielfach im deutschen Publicum spuken. Ist diese Geringschätzung, ist jener Respect auch durchweg berechtigt? Stehen unsere großen Zeitungen wirklich so tief unter einer „Times“ oder einem „Journal des Débats“, als man es danach annehmen sollte? Lassen sich angesehene und achtungswerthe Schriftsteller in Deutschland noch

immer nicht dazu herab in Zeitungen zu schreiben, wie sie es in England und Frankreich thun? Oder, wenn sie hineinschreiben, sammeln sie sich nicht, arbeiten sie nicht so gewissenhaft und sorgfältig wie ihre westlichen Collegen? Muß alles, was in einem Tageblatt steht, auch Tagesarbeit sein? Wir glauben alle diese Fragen verneinen zu können: ein Blick auf das Feuilleton unserer Blätter von altem Rufe beweist, daß die gute deutsche Presse vollberechtigt mit der guten englischen und französischen Presse in dieser Beziehung wetteifern kann, und es handelt sich hier ja nur um die gute Presse. Ganz ähnlich ist es mit den Zeitschriften. Wer nur immer eine gewisse Anzahl Essays in der „Revue des deux Mondes“ oder der „Fortnightly Review“ veröffentlicht hat, sammelt sie nach einer Weile und bietet sie dem Publicum in Form eines oder mehrerer Bände. Warum sollte dieß den Mitarbeitern an den „Preußischen Jahrbüchern“ oder der „Deutschen Rundschau“ verboten sein?

Es liegt hier offenbar eine gröbliche Verkennung der Production- und Consumbedingungen der Epoche vor. Unsere Zeit hat keine Zeit, und nur wenigen ist es heutzutage vergönnt langathmige Bücher durchzulesen. Natürlich sprechen wir nicht von den Gelehrten, für welche eben die in Rede stehende Literatur nicht bestimmt ist. Die Muße ist ein Luxus, den sich keiner mehr gönnen kann. Wir alle arbeiten und haben wohl die Zeit, je nach der Natur unserer Arbeit einen Essay von dreißig Seiten oder einen Aufsatz von vier Spalten zu lesen; aber das Buch sparen wir für unsere freien Tage auf. Selbst dann wollen wir es nicht allzu lang, nicht

beschwert mit Anmerkungen, gefällig und fließend geschrieben, und bei mehrbändigen Werken lesen wir jeden Band bei seinem Erscheinen, weil wir den Muth nicht haben, ein Buch von fünf oder sechs fertigen Bänden in Angriff zu nehmen, wenn eben nicht, wie bei Gelehrten, das Bücherlesen die Facharbeit ist. Wenn nun Männer wie Macaulay oder Treitschke sich dazu hergeben, solche kleine Kunstwerke zu schaffen, so wissen sie wohl, warum sie es thun, und glauben ihrer Würde nichts zu vergeben, weil sie sich an ein gebildetes, aber auf anderem Gebiet arbeitendes Publicum wenden. Sie suchen deßhalb keineswegs die Wissenschaft zu vulgarisiren; sie wenden sich an philosophisch oder politisch, jedenfalls classisch gebildete Menschen, und sie suchen die feinsten Gedanken in edelster Sprache auf Grund tüchtigsten Nachdenkens oder gründlichster Studien in diese zierlichen Schmuckkästlein einzuschließen, die dadurch oft gehaltvoller werden als manche dicke Bände von solchen, die nie Schillers Kunst des „weisen Verschweigens" gelernt.

Auch den höchsten Forderungen der Kunst suchen solche Essay-Schriftsteller, wenn sie anders den Namen verdienen, gerecht zu werdeu. Die Kritik spricht viel von der Einheit, welche ein Buch haben müsse. Das heißt mit Worten spielen. Ein Gemälde muß Einheit haben, nicht eine Gemäldesammlung. Warum nicht das Allerverschiedenartigste in einem Bande zusammengedruckt sein könnte wie in einer Zeitschrift, ist durchaus nicht abzusehen. Jeder einzelne Aufsatz, und hätte er nur vier Seiten, soll componirt sein, Anfang, Mitte und Ende haben, in schönem, abgerundetem Gleichgewicht alle Seiten

des Gegenstandes je nach ihrer Wichtigkeit erschöpfend behandeln — aber daß das Buch — der Band — Plan und Gleichgewicht haben sollte, das ist eine Forderung, die nur von der Oberflächlichkeit und dem ganz äußerlichen Sinne dessen Zeugniß ablegt, der sie stellt. Auch hier ist also die Frage wieder nach dem Werthe jedes einzelnen Aufsatzes, nicht nach der zufälligen Form einer Sammlung, und fast möchte man sagen, wenn man z. B. an Sainte Beuve's 800 in dreißig Bände zerstreute Artikel denkt: je ungleichartiger, desto besser. Uebrigens wollen wir damit weder das Bestreben derer entschuldigen, die durch den einheitlichen Titel eines Buches dem heterogenen Inhalt eine Einheit zu geben vermeinen, noch das Verfahren jener preisen, die durch anspruchsvolle Aufschriften das Publicum locken zu müssen glauben, anstatt ihre Sammlungen einfach und schmucklos „vermischte Schriften" oder „gesammelte Aufsätze" zu nennen, obschon man selbst bei diesen nie weiß, ob sie sich nicht vielleicht gegen ihr besseres Wissen und Gewissen der ihnen von dem Verleger übermittelten Forderung des Publicums unterwerfen.

Man hat einem deutschen Schriftsteller vor kurzem seine naive Forderung: man solle seine Aufsätze lesen, wie sie geschrieben seien — stückweise — sehr übel genommen. Wir vermögen nicht recht einzusehen, was an dieser Forderung so Unerhörtes ist. Wird es irgend jemandem einfallen — si parva licet componere magnis — einen Band von Sainte-Beuve's „Causeries du Lundi" oder Macaulay's „Essays" von Anfang bis zu Ende in einem Zuge durchzulesen, von Montaigne's oder Scho-

penhauers, Bacons und Hume's Essays gar nicht zu reden? Man hat das Buch auf seinem Nachttisch, und liest heut einen Aufsatz über Bossuet, morgen über Warren Hastings, heut über Goethe, morgen über den heiligen Franciscus; man springt nicht sofort, nachdem man einen Aufsatz beendet, von Geschichte auf Philosophie, von Alterthum auf Neuzeit, von Literatur auf Politik über; sondern man schlägt das Buch zu, denkt über das Gelesene nach, wenn es zum Nachdenken anregt, und schlägt den Band andern Tages wieder bei einem andern Aufsatz auf: ein Aufsatz ist ja kein Capitel.

Handelt es sich nun keineswegs darum zu wissen, wo ein Aufsatz zuerst erschienen — niemandem ist es unbekannt, daß Sainte Beuve's unsterbliche Plaudereien, das unerreichte Muster dieser Gattung, Zeitungsartikel waren und allwöchentlich im „Constitutionnel" erschienen — sondern ob der Verfasser mit Ruhe und Ueberlegung geschrieben, und ob er etwas aufbewahrenswerthes geschrieben; ist es ganz einerlei, ob ein Band seine Einheit habe, wenn nur der jedesmalige Aufsatz sie hat, so ist es auch gleichgültig, welchen Vorwand der Verfasser benutzt hat um seine Gedanken mitzutheilen, wenn nur die Gedanken wirklich die Mittheiluug verdienten. Darum sollte man denn auch eigentliche Recensionen nie sammeln, soweit sie nur speziell sind, und den besprochenen Schriftsteller oder sein Werk nicht unter allgemeine Gesichtspuncte stellen; ja man sollte sogar die kurze oder lange Analyse der Werke, welche zu einem Essay Gelegenheit geboten, in der Sammlung wo immer thunlich abschneiden; aber das Recht der Auseinandersetzung seiner

Ansichten über Menschen, Ereignisse, Sitten u. s. w. an die Anzeige irgendeines neuerschienenen Buches zu knüpfen, soll unbestritten bleiben, wie Macaulay (wenn ich nicht irre in seinem Aufsatz über Machiavelli) es sich ganz unbefangen vindicirt, und wahrlich, es hat sich niemand darüber zu beklagen, daß ein mittelmäßiges Werk zu einem solchen Kunstgebilde den Vorwand gegeben. Auch hier also ist es immer wieder dieselbe Frage, welche sich der Kritiker aufzuwerfen hat: sind die mitgetheilten Ansichten originell, stichhaltig, anregend? nicht aber, hat der Verfasser irgendeinen armen Büchertitel zur Etikette für seine Waare genommen, ohne sich weiter viel um das Buch, das er anzeigt, zu bekümmern?

Weiter wird wohl eingewandt: wir hätten die Sachen ja erst vor kurzem in der Zeitung gelesen, oder wir könnten uns die Zeitungen, wo sie stehen, jeden Tag zusammensuchen. Nun ist das nicht gerade jedem bequem, und wenn die betreffenden Schriftsteller ehrlich in der Vorrede sagen, wie z. B. L. Ehlert und W. Ambros, H. Grimm und K. Frenzel: „Die Aufsätze sind da und dort erschienen“, so hat sich auch der Käufer nicht zu beklagen, wenn er den Band kauft, anstatt sich mühsam die Blätter zusammen zu suchen, in denen Artikel des ihm liebgewordenen Schriftstellers stehen. Wer aber jene Aufsätze schon gelesen und sie nicht ein zweitesmal lesen will, braucht ja das Buch nicht zu erwerben. Auch hier wieder handelt es sich darum, den Leser zu befriedigen, ihm ein Wiederlesen der Arbeiten wünschenswerth zu machen. Wer heute die Börne'schen Pariser Briefe wieder liest, hat ein Recht sich zu beklagen, weil eben

jene Ergießungen demokratischer Galle heut absolut ungenießbar sind, während Heine's in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichte Briefe, obschon die politische Weltanschauung im Grunde dieselbe ist wie die Börne's, heute noch ebenso herrlich frischen Genuß gewähren als vor beinahe einem halben Jahrhundert.

Indeß wir gehen noch weiter, selbst wenn Aufsätze nur eine einmalige Lectüre vertrügen, diese aber wirklich vertrügen, warum sollte der Verfasser dieselben nur den Abonnenten einer Zeitschrift oder Zeitung zukommen lassen? Warum sollte z. B. der Leserkreis der „Weser-Zeitung" oder der „Kölnischen Zeitung" nicht auch gediegene Aufsätze der „Neuen Freien Presse" lesen und umgekehrt? Oder sollen sie sich deßhalb auf alle die Blätter abonniren, wo ein Schriftsteller, den sie schätzen, seine kleineren Arbeiten zu zerstreuen pflegt?

Wir kommen zu dem letzten heikelsten Punkte, dem Punkte des Interesses. Man klagt, namentlich in Aufsätzen, die freilich keinen Neudruck verdienten, die Essayisten gemeinen „Schachers" an, weil sie alles, was sie je in flüchtiger Stunde hingeworfen, ein zweitesmal verwerthen wollen. Wenn aber Autoren anerkannterweise nur einen kleinen Theil ihrer periodischen Schriften auswählen, so können sie doch wahrlich nicht übertriebener Gewinnsucht beschuldigt werden, sondern höchstens schlechter Auswahl. Im Uebrigen hängt diese Anklage noch immer mit der alten Gewohnheitsansicht der Deutschen zusammen, der zufolge der Schriftsteller in einer so idealen Sphäre leben soll, daß das ärmliche Honorar und in Folge dessen das Hungerleiden, zu seinen Ehren-

pflichten gehört. „Der Priester lebt vom Altar," sagt der Franzose, und fast niemand gibt in London oder Paris einen Band heraus, der nicht erst stückweise in Zeitschriften und Tagesblättern erschienen wäre, sei es, um die Aufmerksamkeit des Publicums auf die Arbeit zu lenken, sei es, wie man mit liebenswürdigem Cynismus sagt, pour en avoir double mouture. Wir vermögen darin so wenig etwas entehrendes zu sehen als darin, daß der vom Staate bezahlte Professor oder Physikus sich noch einmal von den Studenten und Kranken Collegiengelder und Rechnungen zahlen läßt. Uebrigens ist es Sache des Verlegers zu entscheiden, ob er literarische Erzeugnisse einer neuen Auflage werth hält oder nicht, denn im Grunde handelt es sich ja doch nur um eine neue Auflage in verändertem Format. Man erlaube uns ein Gleichniß: ein Juwelier kauft getragene Ringe und setzt aus den darin enthaltenen Steinen oder Perlen ein Halsband zusammen. Weder dem Käufer noch dem Verkäufer ist aus dieser veränderten Fassung irgend ein Vorwurf zu machen; es handelt sich eben darum, und damit kommen wir ein letztes mal auf unser caeterum censeo zurück, ob es echte oder falsche Juwelen waren, und wenn echt, von welchem Werthe — es brauchen ja nicht immer Diamante zu sein —; das Uebrige geht die Kritik nichts an.

Es wäre wirklich an der Zeit, dieser „gediegenen, tüchtigen, gründlichen" Kritik der Recensenten, die wöchentlich zehn Bände anzuzeigen haben, die sie materiell nicht gelesen haben können, die Thüre zu weisen, und die Kritik nur dann zu achten und zu beachten, wenn sie

ehrlich und gewissenhaft zu Werke geht, d. h. eine Geistesarbeit nach ihrem Inhalt und ihrer Ausführung fragt, nicht nach dem Orte, wo sie steht oder gestanden hat. Hast du eigene Gedanken oder nicht? Hast du Kenntnisse erster oder zweiter Hand? Bist du Herr der Sprache und wie behandelst du sie? Sind deine Bilder lebendig? Sind deine Arbeiten extemporirt oder die Frucht der Lebenserfahrung, des Nachdenkens, des Studiums? Sind deine Gefühle und Eindrücke mittheilenswerth, oder ist deine Persönlichkeit eine solche, deren Erlebnisse ganz uninteressant fürs Publicum sind? Bist du ein Händler in neu angestrichenen Gemeinplätzen oder gar ein speciöser Paradoxenjäger, der nur Effect machen will? Widerstehen deine Ideen auch einer tüchtigen Beweisführung der Gegner? Bist du Künstler, Gelehrter, Denker oder auch nur ein interessanter Mensch, oder bist du nichts von alle dem? Bist du auch nur das, wofür du dich ausgibst, was es auch sein mag? Auf dieß und nichts anderes hat der Kritiker das Recht, den Schriftsteller zu prüfen.

Eine solche Prüfung sollte sich jedoch, und zwar mit unerbittlicher Strenge, bei jedem einzelnen Artikel einer solchen Sammlung erneuern; denn nur allzu oft kommt es vor, daß der Herausgeber bei der Auswahl seiner Arbeiten nicht sorgfältig genug oder mit zu wenig Selbstkritik verfährt, und neben solchen die ihres Gegenstandes oder der daran geknüpften Bemerkungen halber ein bleibendes Interesse haben, andere aufnimmt, die nur hic et nunc eine Bedeutung hatten und, als am Tage für den Tag geschrieben, in den Sammlungen, die wir

hier im Auge haben, hätten ausgeschieden werden sollen Für den Recensenten freilich, wenn er diesen Unterschied machen wollte, welchen der Verfasser in seiner blinden Vaterliebe nicht zu machen gewußt, wäre es erforderlich, daß er den Band auch gelesen hätte, was er eben weder Zeit noch Lust hat zu thun. So fällt er denn gleich über den ganzen Band in Bausch und Bogen das Verdammungsurtheil — oder wenn er mit dem Verfasser befreundet ist, wohl auch das ebenso unterschiedslose Lobesurtheil. Dieß ist allerdings unendlich viel bequemer als die Analyse eines Buches zu geben und dem Publicum zu sagen, was es enthält, wie es gewissenhafte Organe der Kritik denn auch thun; — wir nennen nur „die Göttinger gelehrten Anzeigen," das „literarische Centralblatt," die „Revue Critique" und die „Academy." — Aber wie viele solcher gewissenhaften Organe gibt es gegen die Hunderte von literarischen Blättchen, welche allwöchentlich — man denke nur an das, was die „Saturday Review" in diesem Fach leistet — in einem Aufsatze von zwei Spalten zwanzig bis dreißig neu erschienene Werke, jedes mit einem Dutzend Zeilen abthun! Doch berühren wir damit schon einen anderen Gegenstand, der vielleicht ein anderes mal das Thema unserer Betrachtungen abgeben dürfte: das Thema vom Zustand unserer Wochen- und Monatspresse.

December 1875.

I.

X. Doudan.

Wer ist Herr Doudan? So fragte halb Paris, als im Sommer 1876 Graf d'Haussonville und S. de Sacy, denen sich der in orleanistischer Gesellschaft unvermeidliche Cuvillier-Fleury angeschlossen hatte, zwei Bände Aufsätze und Briefe der Oeffentlichkeit übergaben, auf deren Titelblatt jener Name zu lesen war.[1] Wahrscheinlich hätte man nicht einmal jene Frage gestellt, geschweige denn das Buch aufgemacht, wäre nicht der feine und sichere Geschmack Sacys, der wohl was Gutes zu verkennen, aber nichts Schlechtes als gut anzuerkennen im Stande ist, eine Bürgschaft gewesen, daß hier etwas Lesenswerthes geboten würde. Auch versprach die Person des einführenden Grafen d'Haussonville dem Publicum sofort, daß der Vorgestellte aus bester Gesellschaft komme: denn Graf d'Haussonville ist bekanntlich der Schwiegersohn des Herzogs von Broglie und, so zu sagen, der geistige Testamentsvoll-

[1] Ximenes Doudan. Mélanges et lettres, avec une introduction par M. le Comte d'Haussonville et des notices par MM. de Sacy et Cuvillier-Fleury.

strecker des Hauptes der „Doctrine". Das öffnete gleich eine Thürspalte in die Salons von Gurcy, Broglie, ja von Coppet, und verhieß etwelche Echos an Frau von Staël und Benjamin Constant, sowie die vollen Stimmen Royer-Collards oder Guizots. Mehr als alles das wirkte ein früher kaum bemerktes Wort Sainte-Beuve's, das in einer jener Einführungen des Unbekannten citirt war. Der große Kritiker hatte irgendwo in einer Anmerkung mit der ihm eigenen wachsamen Klarsicht für alles Halbwahre, ein Urtheil H. Rigaults gerügt, auch eine jener von der orleanistischen Gesellschaft in die Mode gebrachten Treibhauspflanzen, die der rauhen Luft der Oeffentlichkeit nicht lange widerstehen. Dieser hatte von Chapelle, dem leichten und witzigen Freunde Lafontaine's, gesprochen, „wie er von einem Tréville, Joubert oder Doudan sprechen würde, einem jener Geister „délicats nés sublimes" oder wenigstens geboren, Alles zu verstehen, und denen allein die Kraft und die Geduld zur Ausführung fehlte, während Chapelle nur ein Faulpelz ohne Höhe und Ideal ist. Das allzu hoch gesteckte Ideal aber ist es ja gerade, was jene höchsten Feinschmecker entmuthigt." Da Cuvillier-Fleury dies Lob des unerreichten Kenners in Erinnerung brachte, nicht ohne mit der ihm eigenen Schlichkeit hinzuzufügen: „Was Sainte-Beuve geschrieben hat, denke ich," so ward die Neugierde aller derer, welche nicht das Glück gehabt, in den dreißiger und vierziger Jahren im Hotel de Broglie aus- und einzugehen, nicht wenig gereizt; man öffnete die Bände, blätterte nicht ohne Enttäuschung in den Aufsätzen und las die 389 Briefe vom ersten bis zum

letzten, ohne sie lassen zu können, wenn Einen auch manchmal beim Lesen eine kleine Müdigkeit überschlich. Und so Viele lasen diese Briefe, daß nach zwei Monaten eine neue Auflage nöthig ward, ja daß die Freunde des gestern noch Unbekannten den Lesern zwei neue Bände mit nicht weniger als 320 weiteren Briefen bringen mußten.

Wer war Doudan? Ximenes Doudan, so sagen uns seine Freunde, war im Jahre 1800 geboren in Douai, dem flandrischen Athen, was sicherlich Niemand geahnt hätte, der nur seine Briefe gelesen; denn etwas weniger Flämisches läßt sich nicht leicht denken. Wie jeder Provinziale, der sich fühlt, war er früh nach Paris gekommen und hatte freiwillig, wie so viele andere unbemittelte Jünglinge Frankreichs, das grausamste aller Martyrien auf sich genommen, ein Martyrium, das der gefeiertste lebende Dichter Frankreichs eigens besungen hat, das Deutschland so glücklich ist nicht zu kennen, und gegen das Winckelmann's Prüfungszeit in Seehausen ein Paradies war: er bekleidete die Stelle eines Knabenaufsehers (vulgo pion, euphemistisch aber répétiteur genannt) am Gymnasium Henry IV. Es scheint eine harte und doch schöne Zeit gewesen zu sein, diese Zeit der Entbehrungen und der Jugendträume. Er verband sich eng mit den besten Gleichaltrigen, und Einer der Ueberlebenden, S. de Sacy, schildert mit der behaglichen Wärme, die uns immer wieder mit ihm aussöhnt, wenn wir über die Enge seiner Urtheile die Geduld zu verlieren im Begriffe sind, die Abende jener armen Jugend, so reich an geistigem Interesse, an Hoffnung, an ernster Arbeit. Ein glücklicher Zufall befreite Doudan

aus dem Joche der Armuth, ohne jenen inneren Reichthum zu beeinträchtigen. Gegen 1825 suchte der Herzog von Broglie einen Erzieher für das Kind seiner Schwiegermutter, Frau von Staël, aus ihrer späten Ehe mit Rocca. Man empfahl ihm den jungen Mann, und Doudan trat in das Haus ein, das er nicht mehr verlassen sollte: denn es fand sich, nach Beendigung seines Hauslehreramtes, daß er ein Freund des Hausherrn geworden war; und als dieser erst Minister des Aeußern, dann Ministerpräsident ward (1832—1836), folgte ihm der Schützling als Geheimsekretär und Kabinetschef. Nach dem Sturze der „Doctrinärs“ trat er als maitre des requêtes in den Staatsrath, den er indeß auch bald wieder verließ, um ganz als Hausfreund der Familie de Broglie, sei es auf ihren Schlössern, sei es in Paris, zu leben. Obschon von zartester Gesundheit und stets über seine Gebrechen klagend, starb er doch als Zweiundsiebzigjähriger.

Man würde sich irren, sähe man in diesem einfachen Lebenslaufe eine Art verkappten Dienerthums, in Doudan einen Hausabbé des vorigen Jahrhunderts. Der Insasse des Hotel de Broglie bewahrte seine vollste Unabhängigkeit. War zwischen dem reichbegüterten Erben eines glorreichen Namens und mächtigen Geschlechts und dem armen Privatgelehrten bescheidenster Abkunft keine volle Gleichheit möglich, so wußte der jüngere Mann doch die Ueberlegenheit in das Alter — Broglie zählte fünfzehn Jahre mehr, als er — den hohen Geist, die tiefe Bildung, die weite Welterfahrung des Herzogs zu setzen, als deren Anerkennung dem stolzgeborenen Menschen weniger kostet, denn die Anerkennung der Geburt,

des Reichthums und der Macht, obschon Erbschaft und Erwerb ebenso bei den einen wie bei den andern Gütern ihre Rolle spielen. Ganz unbefangen stand er dagegen den Kindern seines Gönners — dem jetzigen Herzog de Broglie, dem Prinzen Paul, später Abbé de Broglie, der Gräfin d'Haussonville und deren Gatten — gegenüber. Die Briefe an den vielversprechenden Aeltesten, der so wenig oder doch so ganz Anderes gehalten hat, als er versprochen, gehören zu den liebenswürdigsten der Sammlung: er behandelt den frühreifen jungen Mann, den er auch später noch fortfährt zu dutzen, durchaus mit heiterer Laune, die indeß die Mahnung so wenig ausschließt als das Urtheil. „Ich finde Albert gar weltlich," schreibt er schon 1841 an die Schwester des damals Zwanzigjährigen. „Er ist immer bei den Großen. Er kommt nicht aus dem Ministerium des Aeußern heraus, sagt man. Ich sehe, man mästet ihn, um einen Ministeriellen aus ihm zu machen. Ich bin nicht sicher, daß es gut ist, sich früh daran zu gewöhnen, der Regierung Recht zu geben. Es ist das eine jener Wahrheiten, die man erst anerkennen muß, nachdem die Erfahrung Einen wieder und wieder darauf gestoßen."

Die Gesellschaft im Hause de Broglie, in Paris sowohl als in der Normandie und am Genfersee, war wohl in jedem Sinne die beste der Zeit zu nennen. Der Herzog selber war eben kein leichter Gesellschafter, und die Herzogin hatte Nichts von der sprudelnden Lebendigkeit ihrer Mutter. Er vergaß nie, auch nicht an der Familientafel, was er sich als dem Chef der Doctrine schuldig war. Sie blieb bis zu ihrem Tode

(1838), bei aller Güte und allem Verstande, die ungelenkige Methodistin, die sich nie recht im heiteren Frankreich zu akklimatisiren wußte. Heiter dagegen war das junge Volk, vor Allem Graf d'Haussonville, der ächte, muntere, stets zum Scherz aufgelegte Franzose. Jagden, Charaden, Liebhabertheater, bei denen Doudan natürlich den Souffleur abgab, waren an der Tagesordnung auf seinem Schlosse Gurcy. Alle Schriftsteller und Politiker von Bedeutung, sofern sie nicht des Legitimismus und des Republikanismus verdächtig waren, verkehrten bei dem Schwiegervater. Doch wehte ein gewisser Duft der Akademie und des Systems in den Salons, der die ganz Freien, deren die französische Gesellschaft immer nur Wenige zählt, gleicher Weise ferne hielt. Auch war man tugendhaft im Hotel de Broglie und dessen bewußt, vor Allem aber fest überzeugt, daß Niemand außerhalb seines Zauberkreises tugendhaft sein könne. Doudan selber scheint sich ein wenig in diese Auffassung hineingelebt zu haben, obschon er Biegsamkeit des Sinnes genug behielt, um z. B. einen Thiers zu verstehen und gern zu haben, auf den man in jener Atmosphäre mit Geringschätzung herabsah, weil er Kant nicht studirt hatte und kein Mann von „Gesinnung" war.

Eine freie, große, handelnde Persönlichkeit war Doudan darum doch nicht, wie man wohl aus dem Gesagten schon errathen haben wird. Dagegen war er treu, zartfühlend, taktvoll; obwohl kalt und zurückhaltend in der äußeren Erscheinung, wohl mit aus Schüchternheit. Seine Kreise im Umgange waren enge gezogen; er sprach wenig und nur mit den Vertrautesten, den Verstehenden;

aber dann auch lebhaft, sagt man, und mit unwiderstehlichem Zauber. Gewissenhaft in Erfüllung seiner Pflichten, zog er es doch vor, keine Pflichten und somit keine Verantwortlichkeit zu haben. Eine gewisse nervöse Aengstlichkeit geht durch sein ganzes Auftreten und offenbart sich in der peinlichen Sorgfalt für seine Gesundheit, die ihm von früh auf zu schaffen macht, wie in dem Schrecken, welchen ihm die deutschen Bomben und die Tollheiten der Kommune an seinem Lebensabend einflößen. Ja, gegen Ende wird der fein- und tiefangelegte Mann in politischen Dingen ein simpler „trembleur" — ein „Heuler", wie man 1848 zu sagen pflegte, — der sich in Nichts von dem letzten Gewürzkrämer unterschied, der für sein Lädchen zittert. Bei ihm kam Alles zusammen: — Kränklichkeit, Feinheit des Geistes, Empfindlichkeit des Geschmackes, moralische Zartfühligkeit, natürliche Anlage zur Beschaulichkeit, ein auf die Elite der Nation beschränkter Umgang, — ihn vor aller Berührung mit der brutalen modernen Wirklichkeit zurückbeben zu lassen. „Wenn man keine eiserne Gesundheit hat, taugt man zu Nichts, sagt er selbst. Ich gebe Ihnen mein Wort, wenn ich eine gute Gesundheit gehabt hätte, so würde ich ein ganz anständiges Geschöpf gewesen sein; aber nur Gott und ich wissen, wieviel Hemmnisse mir dieser elende kleine Organismus überall in den Weg legt. Ich möchte einmal alle die Leute sehen, die mir mit lauter Stimme sagen, ich befände mich vortrefflich, ich möchte sie einmal sehen, wenn sie genöthigt wären, dieses kleine Netz von Spinnweben zu manövriren, das meine Person ausmacht. Ich

thue fast immer mein Bestes und gehe soweit meine körperlichen Kräfte es mir erlauben; aber wer kennt das Geheimniß der Kräfte seines Nachbars? Man betrachtet sich im Spiegel. Man findet, daß man volle Wangen, braune und belebte Farbe hat, man schlägt sich auf die Brust und es antwortet ein gleichmäßiger, voller Ton, der ein volles Leben verkündet, und man sagt sich: „Bah! Giebts denn auch Kranke?"

Des armen Doudan Brust gab kein solches Echo, und kam ihm ein Bischen Leben, so meint er, es sei „wie ein Lichtschimmer durch die zerbrochenen Scheiben eines kleinen baufälligen und verlassenen Häuschens." Hier übertreibt er. Wie auch sein Leibeszustand sein mochte, die klare Flamme seines Geistes ward nicht dadurch getrübt. Was sie nur beleuchte, Menschen, Thaten, Werke, Alles wird sonnenhell.

In Doudan's Beschaulichkeit ist Nichts vom Mystiker, aber auch Nichts vom Skeptiker; dafür hat er zu viel Autoritätsglauben; denn er ist ein ächter Träger der classischen Tradition: der liebe Gott, die Moral, die Regierung, für ihn speziell die Juliregierung, die stehen unerschüttert und unbezweifelt über Allem: was aber darunter vorgeht, das wird Alles nach seinem wahren Werthe geprüft und keine falsche Waare durchgelassen, dafür stehe ich. Es ist ein merkwürdiges Exemplar, dieser feine und durchdringende Doudan; mit seiner geschmackvollen und wohlwollenden Ironie, seiner Lebhaftigkeit und Allgemeinheit des Interesses, seiner Toleranz für alle Nuancen gesitteter Menschen und gesitteter Ansichten, mit seinem Ekel vor der Tageslitteratur und den Straßenpolitikern, der trotz seines Orleanismus aufathmet, wenn Louis Napoleon im December

1848 wieder Beamte einsetzt, „die nicht die Gewohnheit haben, Spirituosen zu trinken, Pfeifen anzurauchen und sich mit Damen zu umgeben, die ihren Namen nicht nennen und die man nicht wiedergesehen hat“ — es ist merkwürdig zu sehen, wie dieser weitaussehende und weitumsehende Mensch, so redlich dabei und so billig, der sich von Nichts Unächtem täuschen läßt, das von Außen hereinkäme, absolut alle Sicherheit verliert, wenn es sich um seinen Freundeskreis handelt: große Namen wie die der herzoglichen Familie, große Worte wie die Guizots, große Berühmtheiten wie die A. W. Schlegels, den das Haus Broglie von Mme. de Staël geerbt, imponiren ihm so, daß er sich ganz von ihnen blenden läßt und sein gesundes Urtheil zu Hause läßt.

In der innern, zumal aber der auswärtigen Politik hat der Mann seit 1848 Nichts gelernt: die Welt ist ihm beim Ministerium Guizot stehen geblieben: der große Strom der Demokratie, der entfesselte Verkehr, die unwiderstehlichen Nationalitätsentfaltungen, die ganze moderne Politik, wie sie unterm zweiten Kaiserreiche die Weltgeschichte erobert, ist ihm unverständlich, eitel Ideologie; er bleibt auf dem Standpuncte der „spanischen Heirathen“ und meint, damit sei er der Tradition Richelieu's getreu. Es wird ihm ganz unheimlich zu Muthe, wenn die Cavours, Garibaldi's, Bismarck's am Horizonte aufsteigen, und er zieht sich in den vornehm behaglichen Salon zurück, wo die gebildetsten und feinsten Geister Frankreichs in heiter witzigem Gespräche mit französischer Lebhaftigkeit, über Tisch, oder nach Tisch am flackernden Kaminfeuer, litterarische, religiöse, philoso-

phische, vor Allem psychologische Fragen fast leidenschaftlich erregt erörtern. Wie sollte er sich hinauswagen in die rauhe, kaltfeuchte Luft, wo's Hiebe setzt und nasse Füße? Auch die instinktive Furcht vor allem Uebertriebenen in Meinung, Ausdruck und Gefühl hing vielleicht mit dieser angeborenen und allzusehr gepflegten Zurückhaltung zusammen, und jene Scheu mag ihn wohl auch zum Theil vom Schriftstellern abgehalten haben, doch nur zum Theil; denn was ihn, den Hochbegabten, den von so vielen bedeutenden Männern willig Anerkannten, hauptsächlich von jeder Veröffentlichung abhielt, war zweifelsohne eine gewisse ablehnende Vornehmheit, eine aristokratische Geringschätzung des Publikums, ein Ekel vor seiner Rohheit, seinem Lärmen. Indeß kam immerhin eine gewisse Faulheit und eine gewisse Impotenz dazu. Der Mann, der selbst so vielen Berühmtheiten der Zeit vice cotis diente, wollte nicht gern selber etwas Mittelmäßiges geben; und er wußte, was mittelmäßig war, selbst wenn Er es geschrieben.

Denn mit der ihm eigenen Wahrheitsliebe fühlte er, daß es ihm an der Macht des Schaffens fehlte, und doch hatte er nicht den Fleiß, nicht die unüberwindliche Liebe zur Darstellung, um, wie Lessing sagt: „Alles durch Druckwerk und Röhren aus sich herauf zu pressen," und so die lebendige Quelle zu ersetzen, „die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt." Dies raubt denn auch den hier veröffentlichten Briefen einen großen Theil ihres Reizes, obschon der absolute Gehalt an Geist ungleich größer ist als in den meisten Briefsammlungen

berühmter Männer. Denn mit etwas muß der Mensch zahlen, wenn er das Interesse seiner Mitmenschen in Anspruch nehmen will. Hat ein Mann durch seine Thaten keine Spuren in der Geschichte zurückgelassen, so verlangen wir gegenwärtige Persönlichkeit oder bleibende Werke. Sonst entbehrt die witzigste Korrespondenz leicht des nachhaltigen Reizes. Hier liegt ja gerade der Unterschied zwischen der Leistung für die Oeffentlichkeit und der Privatmittheilung: jene hat ihren Werth für sich, selbst abgelöst vom Individuellen, wenn schon dasselbe immerhin den Werth erhöht; diese braucht durchaus jene objektive Leistung zur Folie, sonst gewinnt sie keine allgemeine Bedeutung, und nur die lebendige Persönlichkeit kann Einem diese Folie ersetzen. So hören wir einen Dilettanten bewundernd in unserm Hause, wünschen, das Publikum könne dies Talent mitgenießen, und finden uns oft gewaltig enttäuscht, wenn der Freund, den Bitten nachgebend, in die Oeffentlichkeit tritt und den erwarteten Beifall nicht erntet. Nun ist es freilich unmöglich, aus Doudan's Briefen nicht die treue, aufrichtige, reinliche, sittliche Natur des Menschen herauszufühlen; aber es bleibt das doch immer ein Vermuthetes, Abgezogenes, kein Gewisses, Lebendiges. Die Briefe müssen für die Freunde des Mannes, denen er gelebt, durch sein bloßes Dasein Etwas gewesen ist, unschätzbar sein; dem Fremden sagen sie, trotz allen Geistes, nicht genug: er möchte wissen, was der witzige und feine Kopf Positives leisten konnte, und da fühlt er sich auf ein Paar Essays angewiesen, die eben diese Forderung nicht befriedigend erfüllen.

Die Herausgeber der Briefe Doudan's haben in der That ihrem Freunde keinen guten Dienst erwiesen, indem sie seiner Korrespondenz fünf kritische Aufsätze vorangeschickt, welche er zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Blättern veröffentlicht hatte. Nicht als ob die Sitte unserer Tage, vereinzelte Essays, selbst rein kritische, wiederzudrucken und zu sammeln, eine unberechtigte wäre: recht im Gegentheil ist ja der Essay die eigenste literarische Form unserer Zeit; aber er ist ein Genre, wo die Gefahr nahe liegt, entweder in den einfachen Bericht zu verfallen oder sich, im Halbbewußtsein der Vergänglichkeit des losen Blattes, auf dem man schreibt, und der Flüchtigkeit, mit welcher der Leser es durchlaufen wird, selber zu einer gewissen Flüchtigkeit verführen zu lassen. Hier ist also bei der Wahl strengste Selbstkritik und, treffen die Freunde die Wahl, wie hier, strengste Freundeskritik nothwendig. Ein Aufsatz, der uns so nach Jahren wieder vorgesetzt wird, muß ein eigenes Produkt sein; sonst können wir Nichts damit anfangen. Es giebt aber viele Arten produktiv zu sein, auch in einem kritischen Aufsatz, und selbst ohne die Macaulay'sche Freiheit zu nehmen bei Gelegenheit eines neuerschienenen Werkes seine eigenen Ansichten zu entwickeln, ein eigenes Werkchen über denselben Gegenstand zu schreiben. Auch die Sainte-Beuve'sche Kritik ist produktiv und wir lesen seine zwanzig bis dreißig Bände kleiner Aufsätze stets mit Genuß und Vortheil wieder: er weiß eben mit so einziger Kunst jedem Autor sein bewußt oder unbewußt umgenommenes Kostüm abzustreifen und uns denselben in seiner nackten Gestalt zu

zeigen, daß er etwas Positives leistet, das kaum einem Originalwerke an bleibendem Werthe nachsteht. Oder aber, ein Lessing entwickelt an einem Werke, dessen Vorzüge und Fehler er analysirt, eine ganze Theorie der betreffenden Kunstform und produzirt so ebenfalls das Bleibendste in der flüchtigsten Erscheinung. Ja, selbst ein Varnhagen, der uns mit klarem Blick und sicherer Hand ein Werk resumirt und oft aus dem unwirthlichsten Chaos glückliche und fruchtbare Gedanken herausholt, um sie zu einem Ganzen zu ordnen, schafft in einem gewissen Sinne. Wenn aber Doudan, auch im fließendsten und geschmackvollsten Stile, mit schöngewählten, natürlichen Bildern und mit hellem Witze, einige Arabesken zu Rossi und Victor Hugo, zu Kant und Reid hinwirft, aus denen wir weder die Personen noch die Gedanken Rossi's und Victor Hugo's, Kant's und Reid's und noch weniger die Person und die Gedanken Doudan's voll heraustreten sehen, so ist das eben Champagnerschaum ohne Champagner, mit dem uns, in Bezug auf Gedanken und Getränke höchst positiven, deutschen „Schwärmern“ nicht gedient ist.

Das Wenige, was von Doudan's eigener Weltanschauung in diesen losen Blättern zu Tage tritt, finden wir weit angenehmer, weil anspruchsloser, in den Briefen wieder. Der conventionelle philosophische Spiritualismus, dem wir begegnen, ist ganz der aller französischen Gymnasiallehrer, welche das Lehrerseminar von Paris seit Cousin geliefert hat, ohne des Meisters Beredtsamkeit, allerdings auch ohne die Beredtsamkeit des Meisters zu verwässern, wie so viele seiner Schüler; man glaubt eine

Seite von Jouffroy zu lesen, aber ohne Jouffroy's Temperament, das so angenehm über die Sterilität des Gedankens täuscht: kein Argument, keine These, die mit sicherer Hand ergriffen und fest gehalten wäre: Alles geht auf Ungefähres hinaus, während man sich doch nicht wenig auf seine Präzision einbildet. Die Schärfe ist eben nur in der Form, nicht im Inhalt: die genauen Umrisse können uns nicht darüber täuschen, daß wir Thon, nicht Marmor vor uns haben. Der Grundgedanke dieses ganzen akademischen Spiritualismus, der sich ein so tiefsinniges Ansehen giebt und so vornehm auf Träumer wie auf Materialisten herabsieht, ist eigentlich der, daß die stillschweigende Convention, derzufolge ein gescheidter Franzose des 19. Jahrhunderts doch nicht mehr an die Dreieinigkeit glauben kann, aber Anstands halber den lieben Gott und die unsterbliche Seele nicht über Bord werfen darf, „der Weisheit letzter Schluß" ist. Hier wird nur der consensus hominum unter dem Namen der Phantasie und der Empfindung angerufen, um dem Verstand in seiner Noth beizustehen; aber diese Phantasie und diese Empfindung stellen sich doch als nichts Anderes heraus, denn als die uns von Jugend auf eingepfropften Begriffe und aufgezwungenen Gewohnheiten.

Ein ähnlicher Conventionalismus und — sagen wir's nur — eine ähnliche Denkfaulheit und Denkschüchternheit liegt auch den Ansichten zu Grunde, die Doudan hier über das Prinzip des Strafrechts und über Poesie und Litteratur, namentlich fremder Völker, äußert. Es sind die alten fadenscheinigen Reden über die

deutsche Nebelhaftigkeit und die englische Regellosigkeit, genau wie alle professeurs de rhétorique Frankreichs sie seit sechzig oder siebzig Jahren ihren Schülern halten, nur mit mehr Geschmack und Originalität in der Sprache; man sollte glauben, die Leute hätten ihren Begriff von deutscher Poesie aus der Messiade geschöpft, so reden sie von Unklarheit des Ausdrucks und der Gestalten in unserer Dichtung, und ich habe Doudan wirklich in Verdacht, „Wallenstein" und „Iphigenie" nur in der Uebersetzung oder aus Frau von Staël's „Deutschland" zu kennen, ja vielleicht gar dies Buch nur bis zu den Kapiteln über Klopstock und Herder gelesen zu haben: wie hätte sonst er, der klare, geschmackvolle Kopf, die unübertroffene Wirklichkeit Goethe'scher Gestalten und Schiller'scher oder Lessing'scher Sprache zu verkennen vermocht?

Natürlich fehlt dann das obligate selbstgefällige Spiegelbild des französischen Geistes mit seinem bon sens, seiner Klarheit, seiner Feinheit nicht, ein Geist, der bekanntlich im 17. Jahrhundert seinen vollendetsten Ausdruck gefunden. Schade nur, daß die heutigen Klassizisten immer vergessen, wie kühn und eigenartig jene Klassiker zu sein wagten, über die sich nicht hinauszugehen getrauen, wie kühn und eigenartig im Gedanken ein Fénelon, wie kühn und eigenartig in der Sprache ein Bossuet, wie kühn und eigenartig in beidem, in Gedanken und der Sprache, ein Régnier, ein Pascal, ein Molière, ein Lafontaine, ein Larochefoucauld, zu sein wagten. Wie frei die großen Franzosen aus Ludwigs XIV. Zeiten in literarischen Dingen dachten, hätte doch einem Doudan

nicht entgehen sollen, der sie nocturna manu und diurna zu durchblättern pflegte und dem sicherlich Pascal's „Gedanken" — auch die über den Styl — nicht unbekannt sein konnten. Aber vielleicht hätte er sich vor diesen ebenfalls bekreuzt, wie er es vor Fénelon's Ketzereien in dem „Brief an die Akademie" thut, der ihn fast eben so sehr entsetzt als V. Hugo's literarisches Glaubensbekenntniß in der Vorrede zum „Cromwell". Indeß auch Männer des großen Jahrhunderts, die nicht wie Fénelon in der Einsamkeit ihren Sonderlingsideen nachhingen, selbst solche, die sich an der Versailler Sonne wärmten, wagten freier als die heutigen Klassizisten zu denken. Gehörte wohl auch Labruyère zu Doudan's Vertrauten? Und wenn so, ist der Rigorist nie stutzig geworden, wenn er las: „Es giebt Künstler, deren Geist so weit ist als die Kunst, die sie üben. Sie geben ihr an Genie und Erfindung mit Wucher zurück, was sie von ihr und ihren Grundsätzen empfangen. Sie gehen über die Kunst hinaus, um sie zu adeln, entfernen sich von den Regeln, wenn diese nicht zum Großen und Erhabenen führen; sie gehen allein und ohne Gesellschaft, aber sie steigen hoch und dringen weit vor, immer ihrer selbst sicher, immer durch den Erfolg in der Ueberzeugung befestigt, daß man oft Vortheile aus der Unregelmäßigkeit zieht. Les esprits justes, doux, modérés — ich fühle mich unfähig, diese Worte zu übersetzen — kommen ihnen nicht nur nicht nach, bewundern sie nicht nur nicht, sondern verstehen sie nicht einmal und möchten es ihnen noch weniger nachthun. Sie bleiben ruhig in den Grenzen ihrer Sphäre, gehen bis zu einem gewissen

Punkte, welcher die Schranke ihrer Fähigkeit und ihrer Leuchte bildet; sie gehen aber nicht weiter, weil sie drüber hinaus Nichts sehen. Sie können zum Höchsten die Ersten einer zweiten Klasse sein und sich im Mittelmäßigen auszeichnen.“ Ich fürchte, das war ein wenig der Fall mit Doudan: und es sollte mich sehr wundern, wenn ein anonymes Wort Sainte-Beuve's, das man in des Kritikers Heften fand, nicht auf den Freund der Broglie'schen Familie ging: „Er hatte Feinheit (de la distinction); aber wie feine Geister, die fühlen, daß sie nicht viel Breite (étoffe) haben, hatte er sich früh enge gemacht.“

Viel bedeutender als jene fünf Essais des ersten Bandes ist der Aufsatz, mit welchem der 4. Band der Briefsammlung schließt: eine in ihrer Art vortreffliche Abhandlung über die Umwälzungen im Geschmack; allein die Art hat eben selber von den Umwälzungen im Geschmack gelitten. Unsere Generation liest nur noch mit Ungeduld derlei akademisch-methodische Erörterungen über abstracte literarästhetische Fragen. Sollte aber die Zeit wiederkommen, wo man die Abhandlung des Longinus über das Erhabene mit Leidenschaft liest, so wird sie auch Doudan's Aufsatz über die Geschmacksströmungen und deren Ursachen gewiß eifrig zu Rathe ziehen. Warum die Herausgeber den versprochenen und viel angepriesenen Aufsatz über die Compositionskunst nicht gegeben? Haben sie vielleicht selbst beim Wiederlesen gefunden, daß ihre Jugenderinnerungen ihnen einen Streich gespielt, und daß die Zeit, von der ich eben geredet, noch nicht wiedergekommen ist?

Aber wir wären nicht nur ungerecht, wir wären perfid, wollten wir bei dem Schriftsteller Doudan verweilen

und den Briefschreiber Doudan nur nebenbei berühren. Noch einmal, es ist nicht seine Schuld, wenn er uns von allzu eifrigen Freunden als Schriftsteller vorgeführt wird. Er wollte es nie sein; und wir müßten uns sehr irren, wenn nicht auch jene fünf Aufsätze, die der Briefsammlung vorausgehen, ihrer Zeit anonym in die Welt geschickt wurden, um guten Bekannten, die ein Buch verbrochen hatten, einen Liebesdienst zu leisten; jedenfalls schrieb er schon bei Uebersendung seines ersten schriftstellerischen Versuches (1830) über die französische Romantik an Guizot: „Ich möchte gern den Namen des Verfassers verbergen. Sie werden finden, daß das nicht wenig der Prätention des guten Spießbürgers gleicht, den Niemand kannte und der durchaus incognito reisen wollte.“

Also vom Briefschreiber Doudan sollte ich jetzt reden. Das ist aber leichter gesagt als gethan. Wer beschreibt einen leichten und doch kräftigen Wein, feinster Blume und anregendsten Feuers? Ein Tropfen auf der Zunge würde mehr davon sagen, als alle Analysen des Chemikers. Aber auch den darf ich nicht geben: denn ich müßte jede Citation übersetzen, d. h. dem Wein alle seine Würze nehmen und Wasser dazu gießen. Auch wüßte man wirklich nicht, wo anzufangen und wo aufzuhören, so sprudelt Alles von frappanten und doch ganz ungesuchten Gedanken, Bildern, Eindrücken, Beobachtungen aller Art, und man überrascht sich alle Augenblicke auf dem Neid, sein eigenstes Gefühl auf diese Weise von einem Andern ausgesprochen zu sehen, während man doch stolz darauf sein sollte, daß ein so eminenter

Kopf dasselbe gedacht und ein so edles Gemüth dasselbe empfunden hat, was man allein gedacht und empfunden zu haben glaubte. Man muß die Briefe eben selber lesen, im Französischen lesen. Sie erinnern oft an die besten Seiten der Sévigné, namentlich in den lebendigen, gedrängten Schilderungen und Anekdoten; doch sind sie anspruchsloser, einfacher. Die Sprache ist unnachahmlich in ihrer Feinheit und Lebendigkeit. Es ist wie die lebhafte Plauderei eines geistreichen Menschen, die ein Stenograph im Nebenzimmer niedergeschrieben hätte. Alles funkelt von Witz, und es ist kein Wortwitz, sondern echter Gedankenwitz. Dabei nie ein roher Ausdruck, noch weniger eine rohe Gesinnung. Alles ist reinlich drinnen und draußen. Eine gewisse vornehme Ironie ist über das Ganze ausgegossen, namentlich wo von der Politik und ihren plumpen Händen die Rede ist oder von literarischen Tagesmoden und moderner Ruhmfabrikation. „Sie gehen grosso modo zu Werke. Grosso modo ist das Geheimniß der Erfolge in dieser Welt. Man muß sprechen, verstehen, handeln grosso modo.... Während Ihr bewegt und bebend einen Schmetterlingsflügel betrachtet, haben Euch die Cyklopen schon zehn gebratene Hühnerflügel verschlungen. Die Welt geht schnell und nimmt's nicht allzu genau. Wenn ihre schwerfälligen, mit Wallfischöl geschmierten Räder den zarten und leichten, in den Diamant geschnittenen Räderchen begegnen, die sich schnell und geräuschlos auf geglätteter Axe drehen, so giebt's einen Stoß; aber die Räderchen sind doch von Diamant und brechen nicht."

Bei aller ablehnenden Zurückhaltung horcht der fein=

lächelnde Zuschauer indeß doch auf Alles, was vorgeht: auf jeder Seite hören wir das Echo einer bewegten Zeit: Bücher, Ereignisse, Menschen gehen an uns vorüber und auf Alles fällt ein rascher Strahl seiner Blendlaterne. Wer glaubt nicht Thiers selber zu hören, den jungen Thiers, wenn er bei Tisch über Algier spricht: „Man sah in seinen Reden die Araber verhängten Zügels alle Hügel Afrika's herunterstürmen und das französische Fußvolk mit seinem abgemessenen Feuer den Sturm zerstreuen, der von den Bergen heruntertost; dann die Erinnerungen an die Armee von Aegypten und die gekrümmten Säbel, und die Turbane der Mamelucken, und die Namen von Heliopolis und den Pyramiden, und die römische Legion gegen die numidischen Reiter." Ein alter Herr, der das Alles mit anhört, nähert sich und spitzt die Ohren „wie Hiob's etwas mageres Pferd, das den Boden stampft beim Ton der Trompete," und ein Anderer sagt: „Sonderbar; ich bin seiner Ansicht nicht, aber der kleine Mann gemahnt mich doch an die Art und die Handbewegung und die Lebhaftigkeit der Rede des Kaisers — an den Tagen, wo er ein wenig unvernünftig war."

Dann lese man wieder dies Urtheil über Lamennais, dem das treffende Wort vorausgeht: „Wenn man Nichts weiß, glaubt man nur allzu leicht, man habe neue Ideen." „A propos, man sagt, M. de la Mennais habe selber einen neuen Band gedacht. Was wiederholt er wohl darin? Und wen will er auffressen? Ist es eine Abhandlung über die gebieterische Nothwendigkeit, seine Feinde beim Lichte des Evangeliums zu er=

würgen? Was für ein hübsches kleines Lämmchen, dieser Rhetor! Uebrigens sind seine Bücher immer genau so eingerichtet, wie die Prozessionen bei den Auto-da-fés. Höchst angenehme Gesänge, schöne Blumen, schöne Kerzen, herrliche Meßgewänder, die glänzen wie Schmetterlingsflügel, schöne Sprüche aus der heiligen Schrift von schönen Stimmen vorgetragen, unter einem schönen Himmel, und am äußersten Ende, in der Perspektive, ein schöner Scheiterhaufen von drei Klaftern Holz, schön angezündet, um darauf seinen Herrn oder seinen Diener zu verbrennen, je nach dem Geist der Zeiten! Der Teufel hole ihn!" Und nicht allein die Mitlebenden, Victor Hugo, „ein Michel Angelo in Porzellan," George Sand, Lamartine nnd hundert Andere, müssen dem Skizzenzeichner sitzen, auch historische Persönlichkeiten weiß er in wenig Strichen hinzuwerfen.

„Sie hat," sagt er von Frau von Maintenon, „ihren Weg gemacht, sachte, geräuschlos, mit einer unermüdlichen Sanftmuth und einer unbesiegbaren Ausdauer. Sie hat erst alle möglichen guten Gefühle erheuchelt und sie am Ende wirklich empfunden. Im Gegensatz zu dem, was man gemeiniglich von ihr glaubt, bin ich sicher, daß sie mit sechzig Jahren besser war, als mit dreißig. Zudem da die Welt sich durchaus nicht für sie interessiren wollte, hatte sie sie gezwungen, sich schließlich unter ihren eigenen Schutz zu nehmen. Sobald sie ihr kleines königliches Glück gemacht gehabt, hat sie eingesehen, daß auch das nicht der Mühe lohnt und hat, ganz aufrichtig, die Bahn der Entsagung betreten. Um zu entsagen, muß man sein Theil an der Welt ge-

habt haben. Sie hat damit angefangen, sich selber das Theil zu verschaffen, da man ihr nicht dabei half, und dann hat sie gesehen, daß sie ein Werk gethan, das trügerisch ist, und als die vernünftige Person, die sie war, hat sie ihr Theil anderswo gesucht, etwas traurig und düster, wie ein Müder, der viel und unnütz gearbeitet."

Wie die Portraits, so die Schilderungen und Urtheile, die meist wieder Schilderungen werden, und in denen er stets auf feinste Weise den Menschen im Schriftsteller hervorkehrt, da ihn bei jedem Schriftwerke die Individualität des Autors viel mehr interessirte, als der Gegenstand — wohl nicht immer mit Unrecht. Nachdem er Sainte-Beuve's „Port Royal" gelesen, meint er: „Der treffliche Sainte-Beuve bediene sehr wohl die Messe M. de St. Cyran's. Er geht auf den Fußspitzen in der stillen Kirche; er zündet die Kerzen an; er läutet die Glocken. Er geht bescheiden spazieren längs des Teiches von Port Royal; vorübergehend macht er der Mutter Angelika eine tiefe Verbeugung; denkt auch ein wenig an die Herzogin von Longueville; M. Nicole jedoch sagt von ihm, es sei ein Samenkorn, das auf ziemlich gute Erde gefallen, das aber die Vögel des Himmels vor der Zeit wegtragen." Reizend ist auch die Seite über den guten Abbé Bautain, dem sein Bischof auseinandersetzt, daß die Vernunft gar nicht so unvernünftig ist, als es behauptet wird, daß sie dem Glauben recht gute Dienste leisten kann, um zur Erkenntniß Gottes zu gelangen; ebenso über George Sand's „Lettres d'un Voyageur," von deren falschem Pathos er sich nicht einen Augenblick überrumpeln läßt, wie wir

Andern es doch alle mehr oder weniger uns haben geschehen lassen. Ueberhaupt ist sein literarisches Urtheil sehr sicher und fest, obschon auch es bisweilen verdunkelt wird, wie wenn er Edgar Quinet's Rhetorik, die sicherlich der Lamennais' nichts nachgab, bewundert, oder wenn er von der pompe du langage in „Hermann und Dorothea" spricht, wenn er meint, man stehe bei Göthe nie auf dem festen Boden der Wahrheit und wenn er bei Dante nur „energische und bizarre Karrikaturen" findet. Hier kommt eben doch immer wieder der Stockfranzose heraus, dessen Eigenthümlichkeit gerade in dieser Begrenzung liegt: „sobald er weiter will, sieht er Nichts mehr," um La Bruyère's Wort zu wiederholen, und ohne zu vergessen, wie viele Geister Frankreich hervorgebracht, die keine Stockfranzosen waren. Aber innerhalb dieser Grenzen ist er anmuthig, witzig, belebt, verständig, harmlos, geschmackvoll; das Ideal eines gesitteten und heiteren Gesellschafters, bei dem Einem die Zeit nie lange wird.

Doudan selber fühlte sehr wohl diese nationalen Grenzen und hielt sich auch meist darin, wie er auch jene andere, ihm persönliche Grenze fühlte, die ihn vom thätigen Leben ausschließt. Liest man seine wohlgefällige Schilderung der kleinen Provinzialstädtchen mit ihrer Kapitelstraße — „in jeder Provinzstadt ist eine rue des chanoines" — und kommt dann zu der drastisch spöttischen Beschreibung eines Wahltages, wo der Schloßherr vor's Thor geht und den aufgescheuchten Wählerhühnchen die Brosamen hinwirft, um sie anzulocken, so sieht man sofort, wohin sein Sinn stand. Und

es war nicht nur nervöse Aengstlichkeit und Furcht vor derber Berührung, es war wirklich eine weitere und tiefere Weltanschauung, welche ihn von der zufälligen Wirklichkeit mit ihren Leidenschaften und Vorurtheilen und Augenblicksinteressen ab-, zur Betrachtung der ewigen Menschennatur und des eigenen Selbst hinwandte: „Was die Welt anlangt, so bin ich dies Jahr vollends zu einer Verachtung derselben gelangt, welche der Langeweile gleichkommt, die sie mir immer eingeflößt," schreibt er 1840. „Alle kleinen Fehler eines Jeden unter uns werden Laster darin, durch eine Art Ansteckung, die in jeder großen Vereinigung von Menschen liegt, aus demselben Grunde, aus dem der Typhus in einem großen Spitale entsteht, in das Jeder nur ein kleines unschädliches Fieber mitgebracht hatte. Ich könnte predigen über die Welt. Setzt einen Menschen in ein hübsches kleines Haus am Eingang irgend eines einsamen Thales, mit einem halben Dutzend guter Bücher, so wird er wohlwollend sein, milde, hülfreich für seine Nachbarn jenseits des Flusses; mit einer Wehmuth (serrement de coeur), die ihm unerklärlich ist, wird er den Rauch betrachten, der aus den fernen Wohnungen aufsteigt, die Sonne, die untergeht, den Schnee, der fällt, oder die Blumen, die wachsen. Führt ihn sechs Wochen lang in einen Pariser Salon, und er wird ein Lästermaul werden, hart, hochmüthig, wenn er der Stärkere ist; niedrig, wenn er der Schwächere ist; er wird bis in den Grund seiner Seele denken, was es Mode ist zu denken; er wird zehn Jahre Einsamkeit brauchen, um nur nothdürftig wieder die Unabhängigkeit und den

Frieden seines Geistes zu erlangen. Ich zweifle keinen Augenblick, daß die Welt und der Teufel Eins und Dasselbe sind, auch habe ich die Welt langweilig gefunden wie den Teufel.“ Moralisch hat Doudan immer in jenem friedlichen Thälchen gewohnt. Weder er noch seine Leser gewinnen dabei, wenn er es zuweilen verläßt, um „mitzuthun.“

H. de Balzac.

I.

Der langerwartete Briefwechsel Balzac's scheint bei dem Publikum nicht die Gunst gefunden zu haben, auf welche die Freunde des Romanschreibers gerechnet hatten.*) Die Frage ist nur, an wem die Schuld dieser kalten Aufnahme liegt, an dem Autor, dem Herausgeber oder dem Publikum.

Der ungenannte Sammler dieser Briefe hat, so scheint es, keine Mühe gespart, die Sammlung so vollständig als möglich zu machen; mancher Leser dürfte sie vielleicht sogar allzu vollständig finden, indem auch viele unbedeutende Zettel mit aufgenommen sind, andere wichtigere Briefe oft dieselben Gegenstände in ähnlichen Worten behandeln. Indeß sind jene stets von sehr geringem Umfange und immerhin bezeichnend für Balzac durch die Form, wenn nicht durch den Inhalt; bei die-

[1]) Correspondance de H. de Balzac. 1819—1850.

sen war die Wahl schwer und es durfte füglich dem Leser überlassen werden, dieselbe zu treffen. Schlimmer ist es schon, daß wir nur die Stimme des einen Gesprächsführers vernehmen, nie die Antworten seiner Korrespondenten; aber die verhältnißmäßig nahe Vergangenheit, die uns vorgeführt wird, und der ganz private Charakter von Balzac's meisten Freunden machten diese Zurückhaltung zur Pflicht. Uebrigens ist der Text sorgfältig durchgesehen; die Anmerkungen sind stets genau und hinreichend, ohne je aufdringlich oder weitschweifig zu werden.

War nun aber Balzac als Mensch und Schriftsteller bedeutend genug, um es zu rechtfertigen, daß man ein Menschenalter nach seinem Tode dem Publikum sein geheimstes Leben aufdecke? Die Ansichten über Balzac's literarische Bedeutung gehen weit auseinander: zwei Dinge jedoch wird jeder Leser zugeben wollen, selbst der, welcher den bleibenden künstlerischen Werth der Balzac'schen Romane nicht anerkennt; und zwar: einmal daß keine literarischen Erzeugnisse der Zeit Louis Philippe's charakteristischer für dieselbe sind als die Balzac's; dann, daß seine Werke durchgängig künstlerische Absicht verrathen, was man von wenig so voluminösen Produkten jener an literarischen Industrie- und Modewaaren reichen Zeit sagen kann. Was den Menschen anlangt, so müssen diese Briefe selber reden. Es wäre ein trauriges Zeichen für unsre Generation, wenn sie kein Verständniß und kein Interesse für solche Charaktere mitbrächte. Es ist ja recht gut und schön, daß man sich in unseren Tagen so lebhaft für Geschichte

interessirt; aber man sollte doch auch nicht vergessen, daß die Geschichte von Menschen gemacht wird. Wir erfahren allerdings aus diesen Briefen wenig oder nichts über das politische, literarische oder gesellschaftliche Leben der dreißiger und vierziger Jahre in Paris; das darf nicht verhehlt werden; dagegen lernen wir einen bedeutenden Menschen mehr kennen, den wir bis dahin nur ahnten, und das hat doch wohl auch seinen Werth, einen Menschen von stets arbeitender Phantasie, der mehr im Reich der Träume, als in dem der Wirklichkeit lebte, obschon seine Träume gerne eine sehr realistische Gestalt annahmen, einen Menschen, der das Höchste in der Kunst gewollt, wenn er es auch nicht immer erreicht, der die fleckenloseste Ehrenhaftigkeit aus den schwierigsten Lebensverhältnissen herausgebracht, im erschöpfendsten Kampfe um's Dasein nie den Glauben an das Ideal verloren, in einer Lebenssphäre, wo hochgespannte Auffassung der Familien- und Geschlechtsverhältnisse wenig Anklang findet, den Seinigen und der Einzigerwählten rührende Treue bis in den Tod bewahrte. Wenn das dem Publikum kein Interesse einflößt, so mag das das Publikum mit sich selber ausmachen.

Man hat Balzac vorgeworfen, in dieser seiner Korrespondenz zu viel von sich selber zu reden, und seine Briefe, mit denen Doudan's zusammengehalten, wo das Ich so wenig in den Vordergrund tritt. Solche Vergleichungen treffen aber doch nur äußerst selten den richtigen Fleck. Doudan saß sein liebes langes Leben über in einem gut gepolsterten Sperrsitze und flüsterte den befreundeten Nachbarn seine witzigen oder kritischen Be-

merkungen über das, was auf der Bühne vorging, in's Ohr. Wie hätte er da viel von sich selber sprechen sollen, es sei denn, um dem Freunde mitzutheilen, daß er es zu heiß im Hause finde und Anwandlungen von Kopfweh spüre, welche persönliche Bemerkungen er sich denn auch keineswegs versagte. Balzac hockt in seiner Mansarde in unablässiger Arbeit, unaufhörlich beschäftigt, die Gestalten seiner Phantasie heraufzubeschwören und jeden Augenblick aus seinen Gesichten geweckt von lästigen Gläubigern oder ungeduldigen Verlegern. Findet der arme Gehetzte einen Moment, um der Mutter, der Schwester, der Geliebten zu schreiben, so ist's wohl natürlich, daß er von seinen Peinigern redet, von seinen Plänen ihnen zuvorzukommen oder zu begegnen, von seinen literarischen Entwürfen, seinen Zukunftsträumen, wo sich alle seine Theuren um ihn versammeln werden im schwereroberten Friedensthale. Was hat eine solche fieberhafte Utopisten- und Spekulantenexistenz gemein mit dem behäbigen Dasein des geistigen Epikuräers, dem das Morgen stets gesichert ist und den keine Ausgeburten eines stets überreizten Gehirns am Schlafen hindern? Wo Balzac zum Publikum redet, bringt er sich selber nie zum Vorschein: nicht einer seiner vierzig Bände enthält auch nur eine dem Unbekannten faßbare Anspielung auf sein eigenes, inneres oder äußeres, Leben. Denn er war keineswegs der Ansicht Alfred de Musset's:

. . . que c'est ton métier, misérable poète,
De faire de ton âme une prostituée.

Seine Muse war keusch wie sein Leben, obschon sie, wie dieses, auch die Berührung des ekelsten Kothes nicht

scheute. Man sehe einmal hinter die Coulissen bei Alfred de Musset — zwei neue Biographien erlauben es uns ja — und man frage sich, wer mehr Dichter im Gemüthe war, der empfindsame Wertherianer, der von idealem Weltschmerz und getäuschter Liebe verzehrt zu sein vorgiebt, während er, ohne rechte Sinnlichkeit, noch heiteren Leichtsinn, nur aus Eitelkeit und Leerheit, von Genuß zu Genuß taumelt, um am Ende in der brutalsten Materie unterzugehen, oder der objektive Realist, der eine Welt der Verderbtheit und des Materialismus fast wohlgefällig malt, während iu seinem Busen die reine Flamme edelsten Idealismus unauslöschbar lodert. Wäre etwas an diesem Egotisten — man verzeihe mir, wenn ich versuche, diesen inhaltvollen Anglicismus bei uns einzubürgern — wenn etwas an Balzac besonders zu rügen wäre, so ist es eine beinahe allzugroße Zartheit des Gemüthes, welche der Kunst oft Abbruch thut. Einer gewissen Selbstsucht bedarf der Künstler, der Alles, auch seine Empfindung, dem Höchsten seines Lebens, der Kunst, zum Opfer bringt: in solchem Sinne war Goethe Egoist, als er sich von Friederiken trennte; in diesem Sinne — um schnell einige Stufen herab und wieder auf das Niveau zu steigen, auf dem Balzac steht — war George Sand Egoist, sie die ganz anders als Dieser mit ihrem Talente und mit ihren Gefühlen, wie mit der Zeit und den irdischen Gütern Haus zu halten wußte. Der übertriebne Balzac setzte immer seine ganze Person ein; er nahm sich die Dinge viel zu sehr zu Herzen; auch seine Geisteskinder wurden ihm nicht gleichgiltig genug, lösten sich nicht genugsam los von ihm, weil er

nie die Nabelschnur zu zerschneiden über sich bringen konnte, und so zitterte Alles in ihm mit, anstatt aus ihm herauszutreten. In diesem Sinne war auch er Egoist, oder vielmehr Egotist, und in diesem Sinne war sein Egoismus vom Uebel; aber dieser Egoismus ist doch das gerade Gegentheil von der gemeinen Selbstsucht, die nur sich und ihre persönlichen Interessen bedenkt, wie er entfernt ist von dem höheren Selbstbewußtsein, das nur seine Mission und die ihm anvertrauten unpersönlichen Interessen im Auge hat: denn er besteht darin, daß man die Welt zu seinem Ich erweitert, anstatt sie für sein Ich auszubeuten oder dies sein Ich gegen sie zu vertheidigen.

Uebrigens ist die Korrespondenz Balzac's keineswegs von ausschließlich persönlichem Interesse: neben reizenden und lebendigen Schilderungen von freilich meist fremden Sitten und Gegenden, Auftritten und Menschen begegnen wir den feinsten psychologischen Bemerkungen nicht nur über die eigene Person, sondern auch über die Charaktere Anderer. So fern er sich auch von der militanten Politik und Literatur hält, sein politisches wie sein literarisches Glaubensbekenntniß fehlen nicht. Mehrere Male in seinem Leben, ehe er seine richtige Bahn als Schriftsteller und auf dieser den so heiß ersehnten Erfolg gefunden, gedachte er in der Politik seinen Weg zu machen, schrieb in Zeitungen, stellte sogar seine Kandidatur für das Haus der Abgeordneten auf, die natürlich keinen Anklang fand; aber auch dann blieb er außer aller Fühlung mit den Parteien, unberührt von den Tagesfragen, unbekannt mit den gegebenen Inter-

essen, über den Dingen statt drinnen stehend. Auch blieben ihm, wie leicht vorauszusehen war, alle Wege verschlossen. Zum Glück für ihn. So gesund, so tief auch seine politischen Ansichten sein mochten, zum thätigen Politiker fehlte ihm so gut wie Alles: pekuniäre Unabhängigkeit und Muße, gesellschaftliche Stellung oder Verbindungen, Erfahrung, Charakter, Temperament. Er sah die Politik, wie Alles in der Welt, als Künstler an, nicht als Mann der Praxis; und da der Künstler das Wesen der Dinge besser zu durchschauen pflegt als der Praktiker, so sah auch der einsame Luftschlösserarchitekt besser als mancher Rufer im Streit, was dem französischen Staate Noth that. Was es war, haben die Ereignisse seitdem gelehrt — und während gewandte Staatsmänner und gelehrte Historiker im neuen Frankreich eine gemischte Staatsverfassung einzuführen suchten, ohne nur zu ahnen, daß alle Vorbedingungen dazu fehlten, sah der Romanschriftsteller in seinem Dachstübchen ganz klar, daß die Familie Orleans, die Pairie und die Deputirtenkammer nur dem Namen nach eine Dynastie, eine Aristokratie, einen herrschungsfähigen Mittelstand darstellten; und, trotz all seiner adeligen Sympathien begriff er sehr wohl, daß in unserem Jahrhundert eben nur der Mittelstand die herrschende Klasse sein könne, daß er es in England trotz der aristokratischen Sitten thatsächlich ist, daß aber die Herrschaft des Mittelstandes jedesmal in flacheste Demokratie ausarten muß, wenn derselbe wie in Frankreich kein Gegengewicht in einer mächtigen Tradition und in befestigten Interessen findet. Es genügte ihm deshalb nicht, daß es in Frankreich einen König

und Adelige gebe, er wollte, daß jener im Glauben der Nation lebe, diese auf dem Fundamente ausgedehnten Grundbesitzes eine thatsächliche Macht besitze; aber, weil er meinte, daß dies herbeizuführen sei und herbeigeführt werden müsse, statt sich zu fragen, wie man Frankreich ohne diese beiden Faktoren am besten regieren könne, war er für die praktische Politik verdorben.

Auch in das Wesen der Geschichte hatte der Romanschreiber eine ganz andere Einsicht, als die demokratischen Fachhistoriker jener Zeit, für die z. B. Ludwig XIV. nur „ein kleiner Geist und ein kleiner König" war, wie er es für alle „die mittelmäßigen Köpfe war, für die Leute ohne Bildung oder die, welche, schlecht oder schief gebildet, nicht den Muth haben, selber die falsche Richtung, die man ihnen gegeben hat, zu ändern und die sich begnügen, die fertigen Urtheile anzunehmen, ohne sich die Mühe zu geben, sie weiter zu prüfen und zu controliren", eine Menschenklasse, die nirgends zahlreicher ist, als in Frankreich. Gerade Balzac's Auffassung von Ludwig's XIV. wahrer Größe beweist einen seltenen historischen Sinn.

Die religiösen Ueberzeugungen Balzac's waren tiefe. Er war aufrichtig und warm katholisch — nicht prinzipiell oder streitbar wie die Klerikalen und die Neukatholiken jener Zeit; recht im Gegentheil war ihm der Lammenais'sche christliche Demokratismus ebenso fern als die Logik jesuitischen Absolutismus; ihm machte die katholische Religion einen Theil der gesammten nationalen Ueberlieferung aus und er faßte die Vergangenheit

Frankreichs, seine Civilisation und seinen Staat als ein Ganzes. Der Konventionalismus hatte damit eben so wenig zu thun als der Fanatismus: er glaubte an die katholische Religion wie ein loyaler Vasall an das Königthum: sie war ein von der Zeit Geheiligtes, das zu seinem Gemüthe und zu seiner Phantasie sprach, während es zugleich seiner Auffassung vom Staate und der Gesellschaft unentbehrlich war. Man ist oft versucht, wenn man Balzac's Romane liest, ihn für einen ganz modernen Menschen zu halten: im Grunde war er ein Mann des 16. Jahrhunderts, der sich in unserer Welt nicht zurecht zu finden wußte und sich peinlich abmühte, sich selbst und Andern in moderner Sprache seinen Standpunkt klar zu machen, wie er sich abmühte, mit den Mitteln moderner Gewerbthätigkeit sich eine Art von Existenz zu gründen, die eben nur ererbt wird. Die Kunst ist dabei vielfach zu kurz gekommen; noch mehr die Börse.

Auch vom literarischen Treiben seiner Zeit hielt sich Balzac ganz fern, ohne Hochmuth jedoch. Das Koterienwesen widerstrebte ihm in innerster Seele; er verfolgte darum nicht minder, so viel es ihm seine unausgesetzte Arbeit erlaubte, die geistige Bewegung seiner Zeit. Seine Urtheile sind stets sicher und die Mode hat keine Macht über ihn: was er über Barbier und Nodier sagt, ist, als wäre es heute geschrieben, wie denn auch die Beschreibung von Nodier's Tode, der als echter Franzose der alten Schule mit Geist, Anmuth und kirchlichem Beistande endet, ein kleines anspruchsloses Meisterstück ist. Und wer hat besser als Balzac in diesen Briefen

Scribe's Talent charakterisirt? „Er kennt das Handwerk, aber ignorirt die Kunst. Er hat Talent, aber kein dramatisches Genie, und es fehlt ihm durchaus an Stil.“ Von Georges Sand's Geist und Charakter hatte er eine sehr hohe Idee; aber von ihrer Rhetorik ließ er sich nicht überrumpeln: nie theilte er die Bewunderung für den Dithyrambenstil ihrer philosophisch sein sollenden Werke oder gar für die unerträgliche Affektation der Schlichtheit in ihren Dorfgeschichten, welche dem nicht von der Mode Fortgerissenen ja unwahrer als Florian's Schäferromane erscheinen müssen. Was aber wirklich großartig und einzig bei Sand ist, wie z. B. der erste Band von „Consuelo“, das würdigte Balzac nach Verdienst: „Wenn Sie die Geschichte (von Moulin-Joli in den „Lettres d'un Voyageur“) nicht kennen, lesen Sie sie; G. Sand hat nie Etwas besser erzählt.“ Walter Scott's Romane gehen ihm jedoch über alle anderen; aber selbst da behält er immer genug Kritik, um zu unterscheiden; auch bei Beyle, dessen „Chartreuse de Parme“ er mit Recht für ein Meisterstück hält, wußte er zu tadeln.

Einiges Thatsächliche erfahren wir übrigens doch auch über die Schriftstellerwelt — so nicht Weniges, was Frau von Girardin zum Ruhme, Herrn von Girardin nicht gerade zur Ehre gereicht; ebenso werden uns einige politische Persönlichkeiten von Bedeutung nahe gerückt, doch sind die Excurse in die politische und literarische Mitwelt weder zahlreich, noch von besonderer Wichtigkeit. Einen größeren Platz nehmen die Beschreibungen fremder Länder — Rußlands, Deutschlands, Italiens — sowie die Schilderung häuslicher Scenen ein; Hauptgegenstand

der Korrespondenz ist jedoch, das soll nicht geleugnet werden, der Briefschreiber selber. Dieser aber, ich kann es nicht oft genug wiederholen, ist eine selte edlen und psychologisch interessante Natur und um den Menschen Balzac den deutschen Lesern etwas näher zu bringen, empfehle ich ihnen gerade vorliegende Briefsammlung. Da ihr aber keine Lebensbeschreibung vorangeht, da überhaupt keine vollständige und zuverlässige Biographie Balzac's vorhanden ist, so will ich versuchen, diese Lücke auszufüllen, indem ich gelegentliche Notizen und zerstreute Anspielungen aus diesen Briefen selber zusammenstelle und sie durch die früher schon zugänglich gemachten Mittheilungen zu vervollständigen suche. Unter diesen nimmt das Buch seiner Schwester, der Frau L. Surville, „Balzac, sa vie et ses oeuvres“ begreiflicherweise den ersten Rang ein, was die Jugendgeschichte anlangt, während das Büchlein für die spätere Periode ganz lückenhaft und oberflächlich ist, was sich hinlänglich dadurch erklärt, daß die Verfasserin nach ihrer Verheirathung (1820) fast immer fern von ihrem Bruder lebte. L. Gozlan's „Souvenirs des Jardies“, „Balzac en pantoufles“ und „Balzac chez lui“ füllen diese Lücke nur sehr unvollkommen aus; gar Frau von Girardin's, A. Baschet's, Lamartine's und Werdet's biographische Notizen enthalten Nichts als allgemeine Betrachtungen, Ausrufungszeichen, zum Höchsten allerhand mehr oder minder verbürgte Atelieranekdoten ohne besonderen Werth. Immerhin findet man hier, wie bei Sainte-Beuve, Ph. Chasles (Mémoiren) und A. Nettement, die ebenfalls Balzac persönlich gekannt, Einzelheiten, die,

zusammengestellt, ein ausgeführtes Bildniß herzustellen erlauben würden.

Ich gebe im Folgenden nur Sicheres als Canevas für den zukünftigen Biographen; und Charakteristisches, als Lockspeise, um den im Obigen gekennzeichneten Buche Leser, dem edlen Dichter vielleicht neue Freunde anzuwerben.

II.

Die Balzac'sche Familie stammte aus dem Süden, wie die so vieler französischen Schriftsteller und Redner dieses Jahrhunderts. Der Vater Honoré's war 1746 in Languedoc geboren und unter Ludwig XVI. avocat au Conseil. Die Hülfe, die er alten Gönnern bei ihrer Flucht aus Frankreich leistete, lenkte unter der Schreckensherrschaft eine gefährliche Aufmerksamkeit auf ihn und nur mit Mühe gelang es einem seiner Freunde, einem einflußreichen Konventmitgliede, ihn Robespierre's Augen zu entziehen, indem er ihm im Norden Frankreichs eine Stelle in der Militärintendantur verschaffte. Hier blieb er bis zum Jahr 1797, wo er sich, schon einundfünfzigjährig, mit der jungen, hübschen und reichen Tochter eines seiner Vorgesetzten verheirathete, um bald darauf als Direktor des städtischen Krankenhauses nach Tours berufen zu werden. Dort ward Honoré de Balzac im Jahre 1799 geboren. Der Vater, ein fleißiger Arbeiter und trefflicher Verwalter, fühlte sich bald zu Hause in der neuen Heimath, nahm jedoch die Bürgermeisterstelle, die ihm nach etwa zehnjährigem Aufenthalte in der Stadt angeboten wurde, nicht an, weil er sich einer solchen

Verdoppelung seiner Geschäfte nicht gewachsen fühlte. Er starb 83jährig (1829), ohne noch den Ruhm des Sohnes erlebt zu haben, und ohne diesem ein unabhängiges Vermögen zu hinterlassen, weil er noch als Junggeselle all' sein Kapital als Leibrente angelegt hatte, wodurch denn bei seinem Tode eine ganz gewaltige Lücke in die Jahreseinkünfte der Familie kam.

Die Mutter Honoré's hatte, wie das ja vielen Müttern genialer Söhne nachgesagt wird, „eine große Lebhaftigkeit des Geistes und der Phantasie" und „eine unermüdliche Thätigkeit." Sie hing leidenschaftlich an ihren Kindern, verursachte aber diesen, namentlich dem Aeltesten, durch ihre nervöse Reizbarkeit manche bittere Stunden. Es geht offenbar auf sie, wenn er einmal ausruft: „wen ich am meisten bedaure nach den Nervösen, ja fast mehr als sie, ist ihre Umgebung." Noch kurz vor seinem Tode, den sie um einige Jahre überlebte, brachte ein Ausbruch ihrer Empfindlichkeit einen Mißton in das Liebeskonzert, welches das Ende seines vielgeplagten Lebens beruhigend erfüllte. Von den Geschwistern stand die Zweitgeborne, Laure, Honoré am nächsten, wie in den Jahren so in der Gesinnung. Sie heirathete im Jahre 1820 einen Ingenieur, M. Surville, und zog mit diesem in die Normandie, blieb aber bis zu des Bruders Tode dessen Vertraute und eifrige Korrespondentin. Eine zweite Schwester, Laurence, heirathete im folgenden Jahre einen Herrn de Montzaigle, und Balzac's Beschreibung des Bräutigams und seiner Familie (Brief 13) gehört zum Besten der Sammlung. Wie viele dieser Jugendbriefe, ist er ganz außerhalb

Balzac's bekannter Weise. Später, vor dem Publikum und auch bis zu einem gewissen Grade in seinen vertraulichen Briefen, wird Balzac's Humor, wenn er sich je noch dazu herbeiläßt, meist etwas schwerfällig und immer angespannt; hier im Jüngling sprudelt es von heiterem, harmlosem, echt französischem Witz. Doch tritt an gewissen feinen und tiefen psychologischen Bemerkungen schon der Seelenkenner zu Tage, den wir in den Werken des gereiften Mannes bewundern. Laurence starb schon nach wenigen Jahren der Ehe. Der jüngste Bruder, Henri, das Schooßkind der Mutter, verursachte dieser und dem Aeltesten viele Sorgen. Balzac's Anstrengungen, Geld zu erwerben, waren nicht zum Wenigsten durch den Leichtsinn des jüngeren Bruders bedingt, der endlich in die Kolonien zog, wo wir ihn aus den Augen verlieren.

Honoré de Balzac verfolgte in seiner ersten Jugend den üblichen französischen Studiengang, ohne irgend welche Frühreife an den Tag zu legen. Ja in dem damals sehr angesehenen Gymnasium von Vendôme, wo er sieben Jahre nach französischem Brauch als Hausschüler zubrachte, galt er für eine langsame Intelligenz und einen schlechten Arbeiter. Als er mit fünfzehn Jahren wegen seines beunruhigenden Gesundheitzustandes aus dieser Anstalt, in welcher Ferien unbekannt waren, von seinen Eltern nach Hause gerufen ward, stellte sich's heraus, daß er auf seine Weise studirt hatte. Seine Krankheit war in der That eine Art Gehirnkrankheit — une congestion d'idées —, welche er sich durch eifriges und unausgesetztes Lesen historischer, juristischer, philo-

sophischer und theologischer Werke zugezogen. Der Junge war nämlich bald hinter die reiche Bibliothek der Oratorier gekommen, welche jene berühmte Anstalt gegründet, und hatte sich so einzurichten gewußt, daß er täglich wegen irgend einer Unart oder Nachlässigkeit ins Carcer geschickt wurde, wo er dann alle seine Stunden mit Lesen von Büchern zubrachte, die weit über die Fassungskraft seines Alters zu gehen schienen. Frische Luft, körperliche Uebungen und das Familienleben gaben dem Knaben bald sein geistiges und leibliches Gleichgewicht wieder. Als kurz darauf die Familie Balzac nach Paris übersiedelte, war Honoré wieder der alte heitere, lebendige Junge von früher.

Doch auch in Paris scheinen die Lehrer nicht viel von dem Jungen gehalten zu haben und er verließ bald die Schule, um durch Privatunterricht und Besuch der Vorlesungen in der Sorbonne die Lücken seiner Bildung auszufüllen; denn seine Mutter war so streng als liebend und mochte den Knaben nicht unbeschäftigt sehen. Aber auch hier wieder sehen wir ihn mehr in den öffentlichen Büchereien als hinter seinem lateinischen Aufsatz und seinen lateinischen Versen, und schon jetzt begann er auf dem langen Wege vom Hause nach der bibliothèque royale, von da nach der Sorbonne den Grund zu seiner eigenen, nachmals so berühmt gewordenen Büchersammlung zu legen, den Geschmack für seltene und schöne Drucke, der ihm sein Leben über blieb, auszubilden. Wie viele solcher Liebhabereien und solcher ausgewählter Privatsammlungen sind nicht an jenen Seinequais entstanden, auf denen die Antiquare ihre Waare auszulegen

und die jungen wie alten Bewohner des lateinischen Quartiers Spazier- und Arbeitsstunden zu verblättern pflegen! Man fühlt es Balzac's ganzer Geistesrichtung an, daß er sich der Université-Dressur zu entziehen gewußt: sein Gedanke hat eine Originalität, seine Gefühlsweise eine Zartheit, welche die gewöhnliche höhere Gymnasialbildung und Erziehung nicht duldet. Seiner Form andererseits mangelte es immer an dem Maße und dem Geschmack, die jene klassische Tradition ihren Nachfolgern einzuimpfen pflegt. Kein Wunder, wenn er wenig verstanden wurde. „Seine Eltern sahen in ihm wie seine Lehrer einen höchst gewöhnlichen Jungen, den man sogar treiben mußte, damit er seine lateinischen und griechischen Exercitien mache. Seine Mutter, die sich besonders mit ihm abgab, ahnte so wenig, was ihr ältester Sohn schon war und was er einst werden würde, daß sie die scharfsinnigen Bemerkungen, die ihm manchmal entfuhren, dem Zufall zuschrieb. Du verstehst sicherlich nicht, was du sagst, Honoré, pflegte sie dann manchmal zu sagen. Er, statt aller Antwort, lächelte, mit jenem feinen, spöttischen, gutmüthigen Lächeln, das ihm eigen war." (Mad. Surville.)

Auf den ausdrücklichen Wunsch seines Vaters, der keine Bildung für vollständig hielt, so lange sie nicht mit gediegenen juristischen Kenntnissen verbunden, studirte Honoré Rechte, diesmal mit Eifer und Erfolg und indem er schon die Praxis mit der Theorie verband; denn er wohnte und arbeitete die drei Jahre über bei einem Notar, dem er denn auch viel von der Sicherheit und der fast übertriebenen Genauigkeit zu danken hatte,

mit der er in seinen Romanen juristische Verwickelungen zu schildern weiß. Mit zwanzig Jahren hatte Balzac seine Prüfungen bestanden und konnte in die ihm vom Vater in landesüblicher Weise bereitete, behäbige und gesicherte Stellung eintreten. In der That war ein alter Freund des Vaters, der eine ausgedehnte Klientel als Anwalt besaß, bereit, den jungen Mann in seinem Geschäft zu associiren, ihm dasselbe in wenig Jahren gegen eine geringe Einlage ganz abzutreten. Eine gute Heirath in französischem Sinne sollte die Existenz des Jünglings noch glänzender gestalten. Der Vater war nicht wenig erstaunt, als sein Sohn sich entschieden weigerte, die ihm gebotene Stellung anzunehmen und ebenso entschieden erklärte, die schriftstellerische Laufbahn ergreifen zu wollen. Nach lebhaften Erörterungen gab indeß der Alte doch nach, obschon er gerade jetzt Verluste erlitten und obschon er seinem Sohne nicht das mindeste Talent zutraute. Auch ward seine Nachgiebigkeit im Freundeskreise nicht wenig getadelt. Vielleicht hoffte er, Honoré würde, nach kurzer Prüfung und rascher Enttäuschung, für immer von aller Großmannssucht geheilt, ins Nest zurückkehren. Es wurden ihm 1500 Franken jährlich für zwei Jahre Probezeit in Paris bewilligt, während die Familie ihrer verminderten Mittel wegen die theure Hauptstadt verlassen mußte. So bezog denn der junge Mann im Frühling 1819 das Dachstübchen, aus welchem die ersten Briefe unserer Sammlung datirt sind. Seine ersten literarischen Versuche rechtfertigten alle schlimmen Prognostica der Familie. Ein Trauerspiel „Cromwell“, an dem er mit wahrer Begeisterung und unermüdlichem

Fleiße gearbeitet, ward von dem befreundeten Auditorium, dem er es vorlas, mit beredtem Stillschweigen angehört; und als er es seinem Schwager mittheilte, war dieser aufrichtig genug, ihm zu erklären: „der Verfasser möge treiben, was er wolle, nur von der Literatur solle er lassen.“ Honoré antwortete ruhig: „Das Trauerspiel ist mein Genre nicht, das ist Alles“ und ergriff die Feder, um etwas Anderes zu schreiben.

Indeß verging die Zeit und mit ihr die Gesundheit des angehenden Schriftstellers. Schon im Jahre 1820 war man nicht reich in Paris mit 1500 Franken jährlich, insbesondere wenn man sich, wie der junge Balzac, sofort einen Diener miethete, um keinen Preis eine Aufführung des „Cinna“ im Théâtre français versäumen wollte und der Versuchung nicht widerstehen konnte, eine Erstlingsmelone zu verspeisen oder einen schöngebundenen Lavater in seiner Mansarde aufzustellen; denn schon ist er der Mann, der, wie ein Zeitgenosse, Philarète Chasles, von ihm sagt: „sich in einer Marmorwanne badete, wenn er keine Stühle hatte, um sich und seine Freunde zu setzen, und in Meudon ein herrliches Haus baute, ohne Treppe.“ Da galt's hernach sich Wochen lang krumm legen, den Magen zuschnüren und von Brod und Wasser leben, dabei angestrengt zu arbeiten, oft zwölf Stunden hintereinander; schon beginnt die fatale Nothwendigkeit des schwarzen Kaffee's, der ihm bekanntlich ein unentbehrlicher, aber keineswegs unschädlicher Lebensgefährte werden sollte. Die Briefe an Schwester und Mutter bleiben indeß immer heiter und zuversichtlich wie zuvor: „Ich habe die Hoffnung, jeden

Monat einen Roman für 600 Franken zu verkaufen, genug um fertig zu werden, bis mein Vermögen gemacht ist, welches ich mit Euch theilen werde; denn ich werde es machen, daran zweifelt nicht.“ Dabei ist er stets zärtlich und liebevoll in den Briefen, wie's seine innerste Natur wollte, wenn auch die Mutter den Ueberarbeiteten oft unnütz genug reizte. Als diese aber den Zustand des Sohnes erfuhr, ließ sie ihm keine Ruhe mehr, bis er sich dazu verstand, zu den Seinigen nach dem benachbarten kleinen Städtchen Villeparisis zu ziehen, wo er dann drei Jahre lang, mitten unter der Unruhe des Familienlebens, zwanzig Bände schlechter Romane unter angenommenem Namen schrieb, die er später sämmtlich verleugnete und die in der That untergegangen zu sein scheinen.

Es war vorauszusehen, daß eine Natur wie Balzac dies literarische Tagelöhnerleben auf die Dauer nicht ertragen konnte: ihm war die literarische Produktion ein Priesterthum, wie sollte er sie lange zum Handwerk herabwürdigen? Und er hatte die Freiheit gekostet, die Freiheit in der Armuth, die Freiheit des Dachstübchens, aber immerhin die Freiheit, die ihm mit allen ihren Sorgen und Qualen zuträglicher war, als das Leben im summenden Familienkreise guter, gescheidter, liebevoller, aber reizbarer und unruhvoller Menschen. So entschloß er sich denn von Neuem, in Paris sein Glück zu versuchen, diesmal selbst ohne die 1500 Franken, die ihm sein Vater beim Beginn seiner Laufbahn ausgesetzt. Er fühlte die Nothwendigkeit pekuniärer Sicherheit und Unabhängigkeit, welche für den Künstler vielleicht eben so zwingend wie für den

Politiker, der ja ohne dieselbe für die öffentliche Thätigkeit geradezu unfähig ist. Wie die meisten Berufenen, denen das Glück nicht schon in der Wiege gelächelt, dachte er anfangs, indem er einen Theil seines Lebens der Sklavenarbeit opferte, die Freiheit zu erobern, die ihm nöthig war, um der Muse sein Leben in freiem Dienste zu widmen; und erst als alle seine Mühe fruchtlos blieb, verstand er sich dazu, aus dem Zwecke auch das Mittel zu machen, vom Altar zu leben wie der Priester. „Mit 1500 Franken Rente, die mir gesichert wären," meinte er in seinen naiven Anfängen, „könnte ich an meinem Ruhme arbeiten; aber für solche Arbeiten braucht's Zeit; und zuerst gilt's zu leben! Ich habe also nur dies ignoble Mittel, mich zu independentisiren. So laß denn die Presse seufzen, schlechter Autor! Nie ist das Wort so wahr gewesen. Schreiben, schreiben alle Tage, um eine Unabhängigkeit zu erobern, die man mir verweigert; versuchen, frei zu werden durch Romanschreiben! Und welche Romane! Ah Laure, was für ein Gesunkensein von meinen Ruhmesplänen!" Das konnte er nicht ertragen und, da seine Spielernatur sich nie verleugnete, so verfiel er nun auf den Gedanken, das nöthige Befreiungskapital durch eine kühne Spekulation in einem Wurfe zu erlangen. Es war die erste jener utopistischen Unternehmungen, deren Folgen ihn sein Leben über lähmten; denn leserlicher als irgendwo steht das Gesetz, wonach des Menschen Natur sein Schicksal ist, unter dem Bildnisse dieses seltenen Mannes.

Wie die meisten späteren, war auch diese erste Unternehmung trefflich ausgedacht und wäre ohne Zweifel

geglückt, wie sie und die folgenden in den Händen Anderer wirklich glückten, hätte er nur das Wichtigste dazu mitgebracht: den Einsatz, den es zu verdoppeln und verdreifachen galt. Diesmal handelte es sich um eine jener Volksausgaben der französischen Klassiker, welche, damals noch unbekannt, seitdem so sehr vervielfältigt worden sind. Die Spekulation mißlang; er vermochte sich keine Publizität zu verschaffen, verkaufte keine zwanzig Exemplare und sah sich genöthigt, um nur die Lagerkosten nicht bestreiten zu müssen, die ganze Auflage — es war ein Molière und ein Lafontaine — als Makulatur zu veräußern. Der Buchhändler, der sie ihm abnahm, ward reich bei dem Geschäft. So trat er denn, anstatt mit dem erhofften Vorschuß und Rückhalt, seine zweite literarische Carrière mit Schulden an. Diesen zu begegnen wollte er nun, wie einst Richardson, als Buchdrucker ein Vermögen machen: der Freund und Gläubiger, der ihm das Geld zu seinem buchhändlerischen Unternehmen vorgeschossen, half ihm auch diesmal wieder, vielleicht in der Hoffnung, sein erstes Kapital wiederzuerlangen, indem er den Vater Balzac's zur Hergabe der Summe beredete. Ein Druckerpatent kostete 15,000 Franken unter Karl X., der Associé verstand das Handwerk trefflich, war aber so wenig Geschäftsmann als Balzac selber; die jungen Leute übernahmen Arbeit für zahlungsunfähige Kunden; schon in Verlegenheit, glaubten sie durch vortheilhaften Ankauf einer Letterngießerei sich aus der Schlinge zu ziehen, die sie sich, wie vorauszusetzen gewesen war, nur noch enger um die Kehle schnürten. Umsonst halfen Balzac's Eltern wieder und

wieder; umsonst suchte der Sohn jetzt die Druckerei los zu werden, bis er endlich dieselbe um einen Spottpreis losschlagen mußte, der nicht hinreichte, die noch geschuldete Ankaufssumme der Gießerei, geschweige denn die früheren und die neu kontrahirten Schulden zu zahlen. Da nahm seine Mutter, der er schon soviel schuldete, alles Uebrige auf sich, indem sie den Rest ihres Vermögens opferte, wogegen er sich verpflichtete, ihr eine hinreichende jährliche Pension zu zahlen. Der einzige Gewinn, den er von seinem Wagniß einheimste, war die Bekanntschaft mit gewissen industriellen Verhältnissen: die Schilderung der Druckerei David's in den „Illusions perdues“ danken wir diesen Versuchen, wie wir die „Interdiction“ seinen früheren Notariatserfahrungen, den „César Birotteau“ aber den Erlebnissen danken, welche acht Jahre später den armen Balzac durch alle die quälenden Vorstadien einer unvermeidlichen Faillite führten.

Balzac war acht und zwanzig Jahre alt, tief verschuldet, allein auf seine Feder angewiesen, als Schriftsteller unbeachtet, oder schlimmer als das, ungeachtet, als er gegen Ende der Restauration seine eigentlich künstlerische Thätigkeit begann. Das große Werk schwebte ihm von Anfang an als ein Ganzes vor, wie wir es jetzt aus dieser seiner Korrespondenz erfahren, während man bislang geneigt war anzunehmen, er habe erst später mit einem gemeinsamen Titel System und Plan in die Gesammtheit seiner Romane zu bringen gesucht. Die „Comédie humaine“ sollte das ganze französische Leben des 19. Jahrhunderts schildern, das politische wie das

militärische, das bureaukratische wie das literarische und künstlerische, das industrielle wie das kommerzielle, den Richterstand und die Geistlichkeit, die Aristokratie, das Bürgerthum, das niedere Volk, die Provinz wie die Hauptstadt, die gesellschaftlichen Verwicklungen und Leidenschaften, wie die geheimen Gedanken der Zeit. Soviel der Aesthetiker daran auszusetzen haben mag, der Philosoph, der Geschichtsforscher, der Sociolog, wie man heute zu sagen pflegt, müssen zugeben, daß die Aufgabe vollständig gelöst, daß vielleicht keine Zeit, kein Land nach einer besseren Quelle studirt werden kann, als Frankreich unter Louis Philipp, und daß kein Schriftsteller dieses Jahrhunderts die menschlichen Leidenschaften und das menschliche Verhängniß, welches in diesen Leidenschaften besteht, tiefer ergründet, vollständiger geschildert hat, als er. Neben Balzac stand bei Beginn dieses Werkes, als seine Muse und Trösterin, eine Frau (Mme. de Berny), die wir nur nach ihrem Einfluß auf den Schriftsteller kennen, die aber durch ihren sicheren Geschmack, ihre Aufrichtigkeit, ihr lebhaftes Interesse für die Literatur, vor Allem ihre aufopfernde Freundschaft für den Dichter, diesem eine Welt war. Ihr war er unbegrenzt ergeben, wie sie bis an ihren frühen Tod und während der fünf schwersten Jahre seines Daseins nur für den Jüngling-Mann gelebt zu haben scheint. Bis an sein Ende, und als längst eine Andere, ihrer Würdige, ihre Stelle in seinem Herzen eingenommen hatte, blieb er ihrem Andenken treu und vergaß nie, was sie ihm gewesen. In seinem liebevollst gearbeiteten Werke, dem „Lys de la vallée“, hat er, wie wir jetzt erfahren, der

Freundin in der Person der Heldin, Mme. de Mortsauf, ein rührendes und schönes Denkmal gesetzt.

Vor Allem galt's die Anerkennung des Publikums zu erobern. Das erste Werk der „Comédie humaine“, das durchdrang, war die „Peau de chagrin“ (1831). Die feineren Köpfe im Publikum, die doch am Ende immer das letzte Wort haben, wurden aufmerksam; scharfsichtige Verleger suchten den Vogel mit den goldenen Eiern in ihren Käfig einzufangen. Die liebe Geldnoth zwang Balzac, seine zukünftige Arbeit unterm Preise zu verpfänden, um nur schnell Baares in der Hand zu haben, und so begann die Sklavenarbeit von Neuem, durchschnittlich nicht unter 16 Stunden täglich, oft 23 Stunden hintereinander, ohne die geringste Rücksicht auf Tag und Nacht, so im Wachen wie im Schlafen. Was that's ihm? Hatte er doch seine Bahn gefunden; konnte er doch leben mit den Gestalten seiner Einbildung, sich dem hohen Ziele immer mehr nähern, das er sich vorgesetzt. Auch hielt mit der unermüdlichen Arbeitskraft die unerschöpfliche Hoffnungsfähigkeit Schritt: „Briefschreiben,“ heißt's in einem der Briefe an die Herzogin von Abrantès, welche ihm damals nach Mme. de Berny und der schönen Herzogin von Castries*) am Nächsten

*) Die Herzogin von Abrantès, die Wittwe Junot's, ist bekannt durch ihre Memoiren. Die Herzogin de Castries, deren Bekanntschaft Balzac auf eine höchst romanhafte Weise machte — sie schrieb ihm anonym nach dem Erfolg der Peau de chagrin — war, nach Philarète Chasles un demi-cadavre élégant geworden, infolge eines Falles vom Pferde, bei dem sie das Rückgrat gebrochen. Sie scheint, immer nach P. Chasles, der Typus der leichtsinnigen und pikanten Grande Dame der Restauration gewesen



stand, „Briefschreiben! ich kann's nicht. Die Ermüdung ist zu groß. Sie wissen nicht, was ich vor drei Jahren über mein Vermögen hinaus schuldete: ich hatte nur eine Feder um zu leben und 120,000 Fr. Schulden zu zahlen. In wenig Monaten werde ich Alles bezahlt ..., meinen armen kleinen Haushalt eingerichtet haben; aber noch sechs Monate habe ich alle Qualen des Elends vor mir, und ich genieße sie als die letzten. Ich habe bei Niemandem gebettelt, ich habe keine Hand ausgestreckt um eine Zeile (lobender Kritik) oder um einen Heller; ich habe meine Kümmernisse, meine Wunden verborgen. Und Sie, die wissen können, ob man mit seiner Feder leicht Geld verdienen kann, Sie können mit Ihrem Frauenblick den Abgrund ermessen, den ich Ihnen aufdecke und an dessen Rande ich gewandelt bin ohne hineinzustürzen. Ja, ich habe noch sechs gar schwere Monate durchzumachen, um so schwerer, als wie Napoleon des Krieges müde war, ich gestehen darf, daß der Kampf mit dem Unglück mich zu ermüden beginnt." Der arme Balzac! Die sechs Monate sollten neunzehn Jahre werden und nur der Tod ihn von dem „Kampf mit dem Unglück" erlösen.

III.

Der ersten Katastrophe von 1827 folgte eine zweite im Jahre 1836, eine dritte im Jahre 1846, eine vierte

zu sein, welche damals das 18. Jahrhundert neu aufzulegen versuchte. Sie war eine Maillé, d. h. vom vornehmsten legitimistischen Adel, verschwägert mit den Montmorency und Fitzjames. Sie saß Balzac später für eine seiner Herzoginnen.

endlich, Dank der Februarrevolution, im Jahre 1848. Immer größer wurde, trotz der belgischen Nachdrücke, welche die Hälfte des Absatzes konfiscirten, die Einnahmen mit dem wachsenden Rufe des Schriftstellers, immer gewaltiger schwoll aber auch die Schuldenlast an: „Die 150,000 Franken, die ich in diesem Jahr verdient" (1840), schreibt er an eine Freundin, „haben mir die Ruhe nicht gegeben;" und sie zu erlangen, hatte er sechzehn Bände und zwanzig Akte schreiben müssen! Jeder Versuch aber, seiner Lage durch eine glänzende Spekulation, statt durch die Feder, Herr zu werden, stürzte ihn nur noch tiefer hinein, wie wenn er nach Sardinien reiste, um dort die metallhaltigen Schlacken der Bergwerke aus der Römerzeit auszubeuten. Ein großer Theil seines Honorars geht auf die Druckkosten, wie eine ungeheure Zeit auf die Korrekturen verloren; jeden Druckbogen sah er fünf- bis sechsmal durch, und in der sechsten Revision war oft kaum noch eine Sylbe so, wie sie auf dem ursprünglichen Manuskript gewesen. Dabei ist er der unpraktischste Haushalter. Er meint zu sparen, indem er sich ein Landhaus baut. „War's eigentlich in Wahrheit eine Wohnung zu nennen?" fragt sich L. Gozlan, „dieses Schweizerhäuschen mit grünen Läden, in das nie der Schatten einer Commode gekommen, nie eine Ahnung von einem Vorhang aufgehängt worden war?" Natürlich sah es da drinnen nicht sehr gemüthlich aus; da aber auch der Garten keinen Schatten hat, um darunter zu arbeiten, läßt er ausgewachsene Bäume hinverpflanzeu, damals noch ein unerhörtes Unternehmen, und da er die Konstruktion des Hauses einem Archi-

tektendilettanten überlassen hat, ist's kein Wunder, daß es keine Fundamente hat, ihm fast über'm Kopf zusammenstürzt, und er froh sein muß, es zum zehnten Theil der Kosten los zu werden. „Sie fragen mich," schreibt er an Gräfin Hanska, seine spätere Gemahlin, „wie es kommt, daß ich, der, wie Sie so nachsichtig sind zu sagen, Alles kennt, Alles beobachtet und durchschaut, so oft geprellt und getäuscht werde. . . . Wenn ein Mensch dazu kommt, ein Whistspieler ersten Ranges zu sein und bei der fünften ausgespielten Karte weiß, wo alle anderen Karten sind, glauben Sie nicht, daß er manchmal gerne seine Wissenschaft bei Seite läßt, um zn sehen, wie das Spiel gehen wird, wenn er's den Gesetzen des Zufalles überläßt?" Doch hat er auch eine andere plausiblere Erklärung: „Wenn meine Kräfte und Fähigkeiten Tag und Nacht angespannt sind zu erfinden, zu schreiben, wiederzugeben, zu malen, mich zu erinnern, wenn ich, langsamen, oft verwundeten Flügels, daran bin, die geistigen Felder der literarischen Schöpfung zu durchziehen, wie kann ich da zugleich auf dem Boden der Materialitäten sein? Als Napoleon in Eßlingen war, war er nicht in Spanien. Um im Leben, in der Liebe, in der Freundschaft, in den Geschäften, in den Beziehungen jeder Art nicht betrogen zu werden, liebste, einsame und abgeschlossene Gräfin, muß man eben nur das Eine treiben; muß einfach Financier, Weltmann, Geschäftsmann sein. Gewiß sehe ich sehr gut, daß man mich betrügt, daß man mich betrügen wird, daß Der oder Jener mich verräth oder verrathen wird, oder sich mit einem Büschel meiner Wolle fortmacht; aber im Augen-

blick, wo ich es vorausfühle, voraussehe, wo ich's weiß, muß ich mich sonstwo schlagen; ich sehe es, wenn ich von der Nothwendigkeit des Augenblicks fortgerissen bin, durch ein Werk, das drängt, durch eine Arbeit, die verloren wäre, wenn ich sie nicht beendigte. Ich vollende oft eine Hütte bei dem Lichte eines meiner brennenden Häuser. Ich habe weder Freunde noch Diener, Alles flieht mich, ich weiß nicht warum, oder vielmehr, ich weiß es nur zu gut, weil man einen Mann nicht liebt und bedient, der Tag und Nacht arbeitet, der sich nicht für andere Leute zerstreut, der zu Hause bleibt, den man aufsuchen muß und dessen Macht — wenn er je welche haben sollte — erst in zwanzig Jahren zum Vorschein käme, weil der Mann die Persönlichkeit seiner Arbeiten hat, und jede Persönlichkeit verhaßt ist, wenn sie nicht zugleich eine Macht ist." Und anderswo: „Man verbringt die zweite Hälfte seines Lebens damit, das abzumähen, was man während der ersten Hälfte in seinem Herzen hat wachsen lassen; das nennt man „Erfahrung sammeln!"" ... „Schöne Seelen gelangen schwer dazu, an Bosheit, Verrath, Undank zu glauben. Wenn ihre Erziehung in der Hinsicht gemacht ist, erheben sie sich aber auch zu einer Nachsicht, die vielleicht der letzte Grad der Verachtung für die Menschheit ist." Man glaubt Leopardi zu hören.

Nicht alle seine Verrechnungen sind der Prellerei derer zuzuschreiben, mit denen er sich einließ. Er betrog sich eben so oft selber, kaufte auf Spekulation Bilder großer Meister, seltene Geräthschaften, alte Möbel, theure Bücher, von denen er sich hernach nicht zu trennen vermochte; denn Balzac kann als der Vater der

leidigen bric-à-brac=Manie unserer Zeit angesehen werden; nur war's bei ihm nicht Mode, sondern ächtes künstlerisches Interesse. Die Rembrandtischen Salonbeschreibungen seiner Romane sind zum Theil nur Schilderungen seines eigenen großen Wohnzimmers in Chaillot, wo er, um dem Nationalgardendienst zn entgehen, unter dem Namen einer Wittwe Durand wohnte. Durch eine unscheinbare Hausthüre, über eine baufällige Treppe und nach einem dunklen Vorzimmer gelangte man plötzlich in diesen prächtigen Raum, dessen vier Fenster ganz Paris beherrschten, und wo er im Dominikanergewand allein mit den Geschöpfen seiner Phantasie wie mit wirklichen Wesen lebte. Das Zimmer war ein wahres Museum von kostbaren Kunstgegenständen (Nettement). Noch großartiger trieb er's später in seinem unbewohnten Hause in der Nähe des Triumphbogens. Hier führte er in Wirklichkeit aus, was er in den Jardies sich begnügt hatte, mit Kreide auf die Wände zu schreiben: „Hier eine Bekleidung in parischem Marmor; hier ein Stybolat in Cedernholz; hier ein Plafond von Delacroix; hier ein Kamin von Cippolin=Marmor.“ (Gozlan). Kein Wunder, wenn das schwerverdiente Geld schnell verschwand.

So gequält von Sorgen, geplagt von seinen Verlegern, den Gerichtsvollstrecker und den Druckerjungen vor der Thüre, arbeitete er bei seiner Tasse Kaffee immer weiter an seiner imaginären Welt. „César Birotteau“, eines seiner Meisterwerke, wurde in fünfundzwanzig Tagen geschrieben, „die Füße im Senf, wie die „Paysans“, den Kopf im Opium,“ geschrieben worden. Das merkt

man nun freilich seinen Romanen stark an: es fehlt ihnen ausnahmslos an Oekonomie: die kann eben nur aus langem Mitsichherumtragen eines Gegenstandes und ruhiger Ausführung hervorgehen. An Gedanken, an Beobachtungen, an Charakteren haben wir die Fülle, und sie beruhen auf tiefster Weltanschauung und psychologischer Einsicht, die Anlage aber ist stets außer Gleichgewicht: die Exposition nimmt fast immer die Hälfte jedes Werkes ein; und die Auflösung ist ebenso oft überstürzt, wenn sich die Geschichte nicht im Sande verliert. Auch der Styl litt unsäglich unter dieser fiebernden Arbeit. Nie ist Balzac's Satzbau auch nur fließend; der Ausdruck ist nur zu oft gesucht, unnöthiger Weise neologistisch. Man sieht, er tastet nach dem richtigen Wort, ringt mit der Sprache, häuft Adjective auf Adjective und findet erst im letzten das richtige. Umsonst korrigirt er dann auf dem Druckbogen wieder und wieder herum: er erschwert sich dadurch nur die Arbeit ohne Gewinn für diese: im Gegentheil fühlt man überall die Flickerei: dem Styl fehlt es an Einheit.

Noch verderblicher als für die Werke waren die Folgen dieser Lebensführung natürlich für den Schöpfer dieser Werke. Oft fühlte er sich geistig erschöpft und physisch unterliegend. So nach seiner zweiten finanziellen Katastrophe, welche eintrat, als er gerade das heißersehnte Ziel erlangt zu haben glaubte, und welche mit dem Tode Mme. de Berny's coïncidirte. Man kann nichts Tragischeres lesen als den langen Brief (den 170. der Sammlung), den er im Oktober 1836 an diejenige schreibt, welche vierzehn Jahre später Mme. de Balzac

werden sollte. „Ich bin niedergeschlagen, aber nicht überwältigt; mein Muth ist mir geblieben. Das Gefühl der Verlassenheit und der Einsamkeit, in der ich mich befinde, betrübt mich mehr als mein Unglück. In mir ist nichts Egoistisches; ich muß immer meine Gedanken, meine Anstrengungen, meine Gefühle auf ein Wesen beziehen, das nicht Ich ist; sonst habe ich keine Kraft. Ich möchte keine Krone, wenn ich Niemanden hätte, zu dessen Füßen ich niederlegen könnte, was die Menschen auf mein Haupt gesetzt. Welch' langes und trauriges Lebewohl habe ich diesen verlornen, auf immer dahin gegangenen Jahren gesagt! sie haben mir weder volles Glück, noch volles Unglück gegeben, sie haben mich leben lassen, erfroren auf der einen Seite, verbrannt auf der andern, und da wäre ich nun, nur durch das Pflichtgefühl im Leben zurückgehalten. Ich bin in das Dachstübchen eingezogen, wo ich jetzt bin, mit der Ueberzeugung, daß ich darin arbeiten und erschöpft sterben werde; ich glaubte es besser zu ertragen als ich's thue. Seit mehr als einem Monate stehe ich um Mitternacht auf und gehe um 6 Uhr Morgens zu Bette, habe mir genau das Maß von Nahrung auferlegt, das nöthig ist, um nicht Hungers zu sterben, damit das Gehirn nicht auch die Ermüdung habe, welche aus der Verdauung entsteht; und doch fühle ich nicht nur Schwächezustände, die ich nicht beschreiben kann, sondern auch so viel Leben im Gehirn, daß ich sonderbare Störungen darin verspüre. Manchmal verliere ich das Gefühl der Senkrechtheit, welches im kleinen Gehirn ist; selbst im Bette kommt es mir vor, als ob mein Kopf nach rechts oder

links falle und, wenn ich aufstehe, ist mir's, als ob ein furchtbares Gewicht im Kopf mich vorwärts treibe ..."

Immer mehr zog er sich, ohne gerade ein Menschenfeind zu werden, von der Welt zurück, die er „haßte, weil sie das Herz verletzt und den Geist einengt;" aber nur zu sehr blieb er in Interessenberührung mit ihr; doch auch diese vermochte seiner durchaus edlen Natur nichts anzuhaben. Würdiger, vornehmer als er, mitten in seinen Bedrängnissen, gegenüber den Verlegern und Zeitungsdirektionen war, konnte man nicht sein; so in seinem Verhältnisse zu Emile de Girardin, dessen Gemahlin, die ihm nahe befreundet war, er den feinsten Ablehnungsbrief schreibt, der wohl je der geachteten Gattin eines wenig geachteten Mannes geschrieben worden; so gegen Buloz, den er sich zum Feinde machte, und dessen einflußreiche „Revue des deux Mondes" er sich verschloß, weil er auf seinem Rechte bestand. „Einst wird man wissen," sagt er zur Gräfin Hanska, die die Verläumdungen, welche ja nie ausbleiben, ernster nahm als er, „einst wird man wissen, daß, wenn ich von meiner Feder gelebt habe, nie zwei Centimes in meine Börse gekommen sind, die ich nicht hart und mühsam verdient habe; daß Lob und Tadel mir höchst gleichgültig gewesen, daß ich meine Werke mitten unter dem Haßgeschrei, dem literarischen Musketenfeuer aufgebaut habe und daß ich fester und unbeirrter Hand vorwärts ging."

So ging der Mann auch an der höchsten und gesuchtesten Ehre, die einem Franzosen zu Theil werden kann, an der Wahl in die Akademie ruhig vorüber. Balzac hatte ein unglaubliches Selbstgefühl, er spricht von sich

selber wie von Napoleon, glaubt an seinen Ruhm bei der Nachwelt so sicher wie an einen vorausberechneten Kometen, aber er ist, wie ohne Hochmuth, so ohne alle Eitelkeit. Er wußte die Akademie zu ehren als ein Stück der großen französischen Tradition, aber nie opferte er seine Würde, um diese Auszeichnung zu erbetteln, wie er nie sein literarisches Gewissen opferte, um Geld zu erlangen. Wohl wußte er, daß seine zerrütteten Vermögensverhältnisse ihm den Weg in die Akademie versperrten, welche auch in dieser Hinsicht die französische Respektabilität vertritt. „Wenn ich," schrieb er dem väterlichen Freunde, der seine Wahl betrieb, „wegen der achtungswerthesten Armuth nicht in die Akademie gelangen kann, so werde ich mich nie bewerben, wenn mir einst das Glück seine Gunst zuwenden wird." Und daß es ihm seine Gunst zuwenden werde, daran zweifelt er nie; denn er hat eine unbegrenzte Zuversicht zu sich selbst: „Nie ist der Strom, der mich fortzieht, reißender gewesen," schreibt er 1836 von seinem Bankerotte; „nie hat ein furchtbarer majestätisches Werk ein menschliches Gehirn in Bewegung gesetzt. Ich gehe und gehe zur Arbeit wie ein Spieler an's Spiel. Ich schlafe nur noch fünf Stunden; ich arbeite achtzehn, ich werde todt ankommen; aber Ihr Andenken erfrischt mich zuweilen. Ich kaufe die Grenadière (ein Landgut), zahle meine Schulden. Ich brauche noch so ziemlich ein Jahr, um zu einer vollständigen Liquidation zu gelangen; aber das Glück, nichts schuldig zu sein, das ich unmöglich glaubte, ist jetzt keine Chimäre mehr."

Man hat Balzac aus diesem hohen Selbstgefühle

ein Verbrechen gemacht; die Kritiker namentlich haben ihm nie verziehen, daß er sie verachtete; aber man muß nicht vergessen, welcher Art die Kritik war, die damals das Mittelmäßigste in den Himmel hob und sich so unendlich überlegen glaubte, weil sie in dem großen Werke Balzac's die nur allzuleicht auffindbaren Fehler zu entdecken verstand. Wie groß der poetische Fond von Schöpfungen sein muß, die trotz so augenfälliger Mängel ihre Macht bewahrten, fiel ihnen nie ein. „Denke nicht soviel an die Kritiker," schreibt er schon früh an seine Schwester; „das sind gute Vorzeichen; die Mittelmäßigkeit diskutirt man nicht;" und später an seine Geliebte, welche ihn auf eine, von ihm wie gewöhnlich ignorirte, hämische Recension aufmerksam machte: „Sie wissen ja, wie gleichgültig ich für den Tadel wie das Lob der Leute bin, die nicht die Erwählten meines Herzens sind, namentlich aber für die Meinung des Journalismus und im Allgemeinen dessen, was man das Publikum nennt." Er hatte neben seiner naivunbändigen Ruhmsucht doch auch eine Art jungfräulicher Scheu vor der Publizität und vor Allem einen Abscheu vor unrechten Mitteln, um zum Ruhm zu gelangen, die in dem damaligen Frankreich ganz einzig waren. Er wollte seinen Ruhm wirklich verdienen, nicht erschleichen: der innere, bleibende Werth seiner Werke sollte ihn ihm erobern, nicht die Kamaraderie und die Reklame. Und wie vollständig gelang ihm dieß! Während man in Frankreich noch seinen Werth in Frage stellte, war er schon in ganz Europa populär und lebte das Personal seiner Romane, die Rastignacs und die Maufrigneuse,

schon als wirkliche Figuren, wie sie für ihn selber lebten, für die Gesellschaft von Venedig und St. Petersburg. Sainte Beuve erzählt, daß einst im innersten Rußland eine Dame beinahe in Ohnmacht gefallen wäre, als sie gehört, der große Balzac sei in Fleisch und Blut gegenwärtig. Der Grund dieser auswärtigen Berühmtheit liegt, wie bei Bulwer, wohl hauptsächlich darin, daß Balzac wie Bulwern, im Guten wie im Schlimmen, gewisse nationale Eigenschaften und Traditionen fehlten, welche man daheim nicht gerne mißt, die nach Außen aber immer als Schranke wirken; zum Theil auch in der Eitelkeit der vornehmen Gesellschaft Osteuropa's, welche doch immer noch nach den älteren westeuropäischen Salon-Damen und Herren, als nach ihren Mustern blickt und diese in Balzac's Romanen getreu geschildert zu finden glaubte. Ihm war Beides eine unendliche Genugthuung: der weitverbreitete Ruhm seines Namens und die Autorität als Kenner vornehmer und eleganter Kreise.

So mächtig übrigens auch seine Ruhmsucht war, sie trat vor seinem Liebesbedürfniß zurück. „Im Grunde," schreibt er 1844, als er schon, trotz der Kritik, seine literarische Stellung erobert hatte, an seine künftige Gattin, „ist das Spiel, das ich spiele, dies: vier Menschen werden in diesem halben Jahrhundert einen ungeheuren Einfluß ausgeübt haben: Napoleon, Cuvier, O'Connell. Ich möchte der vierte werden. Der Erste hat vom Blute Europas gelebt . . ., der Zweite hat sich dem Erdreich vermählt; der Dritte hat ein Volk in sich verkörpert; ich werde eine ganze Gesellschaft in meinem Kopfe getragen haben. Ist's nicht ebensogut so zu leben, als

alle Abende zu sagen: Pique, Trumpf, Coeur . . . oder nachzuforschen, warum Mme. So und So dieses oder jenes gethan? Aber es lebt in mir auch ein anderes Wesen, das viel größer ist als der Schriftsteller und viel glücklicher als er; das ist Ihr Sklave. Mein Gefühl ist schöner, größer, vollständiger, als alle Befriedungen der Eitelkeit oder des Ruhmes. Ohne diese Fülle des Herzens hätte ich nicht den zehnten Theil meines Werkes vollendet, ich hätte den nöthigen Muth dazu nicht gehabt." Der ganze Balzac ist in diesen Zeilen, sein kindischer Ehrgeiz und sein kindliches Gemüth; auch sein Schicksal des ewigen Hoffens und Jagens nach einem Ziel, das ihm immer wieder entgeht und das er erst im Tode erreichen sollte: äußere Unabhängigkeit, inneres Glück.

Von Jugend auf hatte er von einer hohen Liebe geträumt. „Mich dem Glück einer Frau zu widmen, ist mein ewiger Traum, und ich bin verzweifelt, ihn nicht zu verwirklichen." „Aber," fügt er charakteristisch hinzu, „ich begreife Ehe und Liebe nicht in der Armuth." Denn nur das vornehme, müßige Weib, das seinen Körper pflegen kann wie seinen Geist und sein Gemüth, war ihm Weib, obschon er reizende Frauencharaktere aus der niedern und Mittelklasse geschildert hat: in der Wirklichkeit aber hörte eine Frau mit verarbeiteten Händen auf, eine Frau für ihn zu sein. Diejenige, die er fand, verwirklichte auch in dieser Hinsicht seine kühnsten Träume; und die Bewunderung, die er ihrer hohen Geburt, ihrem vornehmen Wesen, ihrem Reichthum, ihren großartigen Lebensgewohnheiten zollt, wie sie nur von denen gezollt

wird, die derlei stets nur aus der Ferne gesehen, diese Bewunderung war ein Stück seiner Liebe, und nur die werden ihm das verargen, welche von der Komplexität menschlicher Leidenschaften keinen Begriff haben.

Schon vor dem Tode der Freundin und Gönnerin seiner Jugend hatte er im Jahre 1833 die Frau kennen gelernt, die ihm mehr als Freundin und Schwester sein sollte und sein Herz bis zu seinem Tode ausfüllte. Gräfin Hanska war eine Polin aus altem, fast souveränem Geschlecht, von damals noch gewaltigem Reichthum, verheirathet an einen russischen Edelmann, dem Balzac selber noch befreundet war und den er hoch schätzte. Erst nach dessen Tode nahm das Verhältniß einen mehr als freundschaftlichen Charakter an; doch versprach Gräfin Hanska nicht vorm Jahre 1846 dem drängenden Freunde ihre Hand, und die Ehe selbst ward erst wenig Monate vor Balzac's Tode im Frühling 1850 abgeschlossen: beide waren bereits Fünfziger, er schon der furchtbaren Krankheit anheimgefallen, die ihn wegraffen sollte; sie fast unfähig, sich zu bewegen, kaum vermögend, mit ihrer zitternden Hand den Heirathskontrakt zu unterschreiben. Siebzehn Jahre lang sahen sich die alternden Geliebten nur von Zeit zu Zeit, in Italien, Deutschland, Rußland. Um ihre Gegenwart nur ein Paar Tage zu genießen, schien ihm ja eine zehntägige Reise nicht zu beschwerlich, und die Tage, welche er auf der einsamen „Insel im Meere" — das Meer waren die Kornfelder, die Insel der Park, in dessen Mitte sich das fürstliche Schloß seiner Geliebten erhob — waren die glücklichsten seines Lebens. Ihr schrieb

er täglich, und diese langen Briefe sind unstreitig die interessantesten der Sammlung. Leider fehlen wenigstens drei Viertel derselben, welche die Gräfin bei einem Brande ihres Schlosses einbüßte.

Das Verhältniß war ein merkwürdiges, im neuen Frankreich geradezu unerhörtes: es erinnert an die lange Liebe des Chevalier de Boufflers und Mme. de Sabran's, deren reizende Briefe uns vor nicht langer Zeit einen so schönen Einblick in die Gemüthstiefe des vorigen Jahrhunderts erlaubt, dem ja zu allen seinen großen Reizen auch dieser nicht fehlte. Die Tochter Gräfin Hanska's, eine reizende jugendliche Erscheihung, und ihr Gatte, ein feiner, gebildeter junger Edelmann in des Wortes schönstem Sinne, hingen fast eben so an Balzac wie die Mutter, und für ihn bildeten alle Drei im Rahmen des großartig vornehmen Schloßlebens im Herzen Rußlands ein Einziges. Jeder hatte einen Spitznamen. Balzac selber hieß Bilboquet in dieser Truppe der Saltimbanques (Seiltänzer), wie er sie nach einem damals unglaublich populären Boulevardstücke getauft hatte. Familienverhältnisse, vielleicht auch eine kleine Scheu vor der wirren, verschuldeten Lage Balzac's, schoben die eheliche Verbindung immer wieder hinaus, während Balzac Jahre lang liebevoll und wie immer verschwenderisch an dem Neste baute, das in einem Winkel der Champs-Elysées seine Geliebte aufnehmen und alles Raffinement des abendländischen Luxus mit aller Fülle des morgenländischen vereinigen sollte. Derselbe Mann, der (in den Contes drolatiques) die rabelais'sche Zote aufs Kühnste erneuert, der (in der Fille aux yeux d'or, in der Cou-

sine Bette) die abscheulichsten Verirrungen der Hypercivilisation und verderbter Sinnlichkeit geschildert hat, erscheint uns hier, wie auch bei allen Zeitgenossen, die ihn persönlich gekannt, wie beseelt und ausgefüllt von reinster fast mädchenhafter Liebe für eine Einzige, der er Altäre baut, ein Widerspruch, der tief durch die idealbedürftige, sinnlich erregbare Nation geht, schon im mittelalterlichen Ritterthum und seiner Dichtung hervortritt, sich in Pascal's, in Abbé de Rancé's Leben bis zur Tragik steigert. Balzac hat ähnliche Gedanken, wie der merkwürdige Stifter des schweigenden Trappistenordens — eines Ordens, der nur in Frankreich Wurzel gefaßt hat — man weiß, daß Rancé erst nach dem Tode seiner Geliebten auf immer dem weltlichen Leben entsagte. An seine erkrankte Geliebte schreibt Balzac im Jahr 1844: „Wenn die Hoffnung meines ganzen Lebens mir schwände, wenn ich Sie verlöre, würde ich mich nicht tödten, würde ich kein Priester werden; aber ich ginge in einen unbekannten Winkel, in der Arriège oder den Pyrenäen, um dort langsam zu sterben, ohne mich weiter um irgend was in der Welt zu kümmern; alle zwei Jahre ginge ich zu Anna (Gräfin Hanska's Tochter) und spräche von Ihnen. Ich schriebe auch nicht mehr. Wozu sollte ich schreiben? Sind Sie nicht die ganze Welt für mich?“ Nachdem er Lauzun's, des bekannten Wüstlings, Memoiren gelesen, ruft er aus: „Wie glücklich ist man doch, wenn man nur eine Frau liebt!“

Wer war französischer, Rabelais oder Pascal, Rancé oder Lauzun? Es sind zwei Seiten einer selben, dem

Schreiber dieses trotz so langer Lebensgemeinschaft unbegreiflichen, unergründlichen Natur. „In Frankreich," sagt Balzac selber in einem Briefe an die Freundin, „sind wir heiter und witzig und lieben; wir sind heiter und witzig und sterben; wir sind heiter und witzig und schaffen; wir sind heiter und witzig und dabei konstitutionell; wir sind heiter und witzig und vollbringen erhabene und tiefe Dinge. Wir hassen die Langeweile, aber wir haben darum nicht weniger Gemüth wir gehen an Alles heiter und witzig, frisirt, pommadirt, lächelnd ..... Man hält uns für ein leichtsinniges Volk. ... Wir leichtsinnig! unter der Herrschaft des 1000-Frankensackes und Sr. Maj. Louis Philipps. Sagen Sie Ihrer lieben Fürstin, daß Frankreich auch zu lieben weiß. Sagen Sie ihr, daß ich Sie seit 1833 kenne und daß ich im Jahre 1845 bereit bin, von Paris nach Dresden zu reisen (es gab noch keine Eisenbahn), um Sie einen Tag zu sehen!" Und am 1. Januar 1846: „Ein Jahr mehr, Theuerste, und ich nehme es mit Freuden hin; denn diese Jahre, diese dreizehn Jahre, die im Februar voll sein werden, an dem glücklichen, tausendmal gebenedeiten Tage, wo ich jenen angebeteten Brief erhalten, der mir Glück und Hoffnung eröffnete, scheinen mir ewige unzerbrechliche Bande. Das vierzehnte beginnt in zwei Monaten; und jeder Tag dieses Jahres hat meine Bewunderung, meine Anhänglichkeit, meine Pudeltreue vermehrt." Und als er endlich den Preis errungen (November 1849), der Trauungstag festgesetzt ist, kann er seiner Schwester schreiben: „Das Geschenk ihrer Neigung erklärt mir alle meine

Kümmernisse, meine Schmerzen, meine Mühen: ich bezahlte im Voraus an's Unglück den Preis eines solchen Schatzes. . . . Ich finde sogar, daß ich sehr wenig gezahlt habe. Was sind fünfundzwanzig Jahre Arbeit und Kampf, um eine so herrliche, so glänzende, so volle Liebe zu erobern? Seit vierzehn Monaten bin ich nun hier (auf dem Schlosse Mme. Hanska's) in dieser Wüste, denn es ist eine Wüste, und es kommt mir vor, als wären sie wie ein Traum verflogen, ohne eine Stunde Langeweile, ohne eine Wolke, und das nach fünf Reisejahren und sechzehn Jahren beständiger Freundschaft."

Endlich am 14. März 1850 fand die Trauung in der Dorfkirche von Vierzschovnia statt. „Diese Verbindung ist," so schrieb er am nächsten Tage an eine seiner ältesten Freundinnen, „eine Belohnung, die Gott mir aufgespart hatte für so viel Widerwärtigkeiten, Arbeitsjahre und überstandene Qualen. Ich habe keine glückliche Jugend gehabt, keinen blühenden Frühling; aber ich werde den glänzendsten Sommer, den süßesten Herbst haben." Zwei Monate später verschied der Dichter in den Armen seiner Gemahlin, wenige Tage nachdem er mit ihr den schönen Freihof am Arc de l'Etoile erreicht, den er gebaut, sie und sein Glück zu beherbergen.

Gräfin d'Agoult.

(Daniel Stern.)

Daniel Stern hat George Sand nur um wenige Monate überlebt. Wie ihre große Rivalin hat auch

Madame d'Agoult die Geschichte ihrer Jugend geschrieben;*) wie jene ist sie darin, sei es absichtlich, sei es vom Tode überrascht, an der Schwelle der Lebensepoche stehen geblieben, wo sie aus den geebneten Bahnen der Gesellschaft entgleiste, um sich bald darauf als Schriftstellerin zu entpuppen. Nicht Nelida, nicht die Arabella der „Lettres d'un Voyageur," nicht die Beatrix Honoré de Balzac's zeigt sich uns in diesen „Erinnerungen", sondern das schöne und kluge Töchterlein des Grafen Flavigny und Fräulein Bethmann's von Frankfurt am Main; die Pensionärin des Sacré Coeur und die Hofdame von Madame la Dauphine, der Tochter Ludwig's XVI. Allein wie in der Histoire de ma vie schon die ganze Natur der Geliebten Alfred de Musset's und Chopin's und der ganze Geist der Verfasserin von „Lelia" hervortritt, so ist es leicht, in Mes Souvenirs schon alle die Züge zu erkennen, welche aus der Freundin Liszt's und der Geschichtschreiberin der Februarrevolution eine der hervorragendsten Erscheinungen der Pariser Gesellschaft machten.

Wer diese Erscheinung einmal gesehen, wird sie nicht vergessen haben. Wie eine Ueberlebende aus verschollener Zeit ging sie um: aber die Zeit, die sie dem Beobachter heraufbeschwor, war nicht die Sturm- und Drangperiode der dreißiger Jahre; es war die klassische Zeit französischer Vornehmheit, wie wir sie uns unter Ludwig XIV. vorstellen. Niemand, dem die Vorgeschichte Madame d'Agoults unbekannt gewesen wäre,

---

*) Mes Souvenirs. Paris 1877. Ein Band in 8vo.

hätte in dieser ruhig edlen Erscheinung die Spuren vergangener Stürme herausgelesen. Sollten die Stürme vielleicht das ganze Wesen nicht so tief erschüttert haben, als sie es uns wohl glauben machen möchte? Jede Bewegung der Greisin war zugleich würdevoll und anmuthig; ihre hohe Gestalt hatte das natürlich Königliche der Porphyrogeneten; unter den schneeweißen Haaren war die Schönheit des Antlitzes eine so reine, daß man sich fragte, ob sie unter den blonden Locken der Sechzehnjährigen harmonischer sein konnte. Ihre Unterhaltung hatte einen großen negativen Reiz: Madame d'Agoult war eine vollendete Hörerin, und die meisten Gesprächsliebhaber finden ja einen größeren Genuß am Gehörtwerden als am Hören. Sie selbst gesteht: „Mein Geist zeigte sich wenig in der Unterhaltung. Je n'ai jamais eu (man verzeihe das Nichtübersetzen des Unübersetzbaren) ni verve, ni trait, ni saillies, ni reparties;" noch auch Gedanken und eigene Eindrücke, möchte ich hinzufügen. Man ging um nichts reicher aus ihrer Unterhaltung heraus. Sie selbst erklärt dies aus „ihrem Ekel vor Gemeinplätzen und der Unmöglichkeit, den Geist Anderer zu borgen." Hätte sie aber eigenen Geist gehabt, so hätte sie wohl nicht an das Borgen zu denken brauchen, und wäre sie nicht so sehr mit sich beschäftigt und mißtrauisch in sich selbst gewesen, so hätte sie sich auch nicht vor ein Paar Gemeinplätzen gefürchtet. Sie dachte doch immer vorerst an den Eindruck, den sie machte, und diese Präokkupation lähmte ihr Interesse an den Dingen und hemmte folglich ihre Mittheilung.

Daniel Stern — und hier liegt wohl das ganze

Geheimniß ihres Geistes und Charakters — war keine ursprüngliche Natur. Sie war eine fast geniale Anempfinderin und Andenkerin; aber das eigene Leben stockte in ihr, kam nur durch Anregung von Außen, vornehmlich aber durch den Wunsch, sich nach Außen zu produziren, in Fluß. Nicht allein ihre Bücher, auch ihre Unterhaltung machte diesen Eindruck; selbst ihre Lebensführung ist man versucht zu glauben, war weniger das Ergebniß rascher Impulse, als des Bedürfnisses, eine Rolle zu spielen. Ihre Begabung für Sprachen, Musik, vor allem für rasche Aneigung fremder Ideen war eine unglaubliche, und es sollte mich nicht wundern, wenn sie wirklich oft für eigen hielt, was sie so schnell aufgefaßt und zum Ihrigen gemacht hatte. Alles in ihr war zusammengesetzt, aber mit einer so vollendeten Kunst, daß die Löthungen dem oberflächlichen Beschauer ganz verborgen blieben. Und wie ihr Leben und ihre Erscheinung bewußtes Kunstwerk waren, so auch ihre keineswegs verächtlichen Schriften, nur in geringerem Grade: sie sind immer höchst einsichtig komponirt; der Stil sorgfältig gefeilt, die ganze Anordnung und meist auch der Ausdruck geschmackvoll. Aber der Mangel an Unmittelbarkeit tritt hier noch fühlbarer hervor, als in ihrer Persönlichkeit. Sie sagt einmal in einer Anmerkung dieser ihrer Memoiren von George Sand das durchaus ungerechtfertigte Wort, das man geradezu umkehren könnte, „sie entlehne Jean Jacques Rousseau Alles, was nicht spontan in seinem Stile sei." Viel eher dürfte man bei Daniel Stern von Entlehnung und Mangel an Spontaneität reden

Selbst ihre Einfachheit erscheint fast immer als eine gewollte.

Mir ist kein Zweifel, daß die Lorbern George Sand's Daniel Stern am Schlafen verhinderten; nicht nur später, das erhellt aus jedem ihrer Werke, nicht am wenigsten aus diesen ihren Memoiren, nein — von Anfang an. Nachdem der alte Hof weggefegt, an dem ihr bei ihrer Schönheit, ihrer Geburt, ihrem Reichthum, der Gunst der Herzogin von Berry eine einzig glänzende Zukunft bevorstand, war es nur natürlich, daß die vornehme Dame, die sich nicht zur Verborgenheit resigniren konnte, und noch nicht mit einer Herzogin de Broglie an Gelehrtheit und Liberalismns wetteifern mochte, lieber als ein glänzendes Meteor im literarischen und künstlerischen Zigeunerthum, denn als eine Herrscherin in den Bürgersalons vor den erstaunten Augen der Mitwelt vorübergehen wollte. Wie viele unverstandene, romanbedürftige weibliche Seelen George Sand auf dem Gewissen hat, ist unberechenbar. Man wird mir zutrauen, daß ich ihr daraus ebenso wenig ein Verbrechen mache, wie Göthen aus seinen Werthernachahmern; wie aber von diesen nur der einzige Siegwart auf die Nachwelt gekommen ist, so wird von George Sand's Opfern wohl nur Daniel Stern von unsern Enkeln noch genannt werden.

Alles das klingt vielleicht strenger als es gemeint ist. Die Eitelkeit, der Wunsch sich auszuzeichnen, bemerkt zu werden, die Neugierde auch einmal zu kosten von der verbotenen Frucht sind dem Ehrgeiz, dem Thatendurst, dem Bedürfnisse nach Bewegung so nahe ver-

wandt, daß man sich besinnen muß, ehe man sie allzu hart verdammt. Sie werden erst hassenswerth, wenn sie lästig werden, Anderes und Andere nicht neben sich aufkommen lassen, das Gemüth verhärten, oder wenn sie den Werken oder Thaten des Eitelen selber Eintrag thun, indem die Selbstbewunderung bis zur Selbstkritiklosigkeit gesteigert wird. Das war nun keineswegs der Fall bei Daniel Stern: fast nie hat sie aus Schwäche gegen sich selbst Gedanken und Worten ein Leben gegönnt, das dem künstlerischen Totaleindruck ihrer Werke hätte schaden können; nie hat sie sich Andern in's Licht gestellt. Eher schon könnte man ihr vorwerfen, daß ihre Eitelkeit keine ganz naive, kindliche, harmlose war, wie die der meisten Franzosen; daß etwas Raffinirtes und Ueberlegtes darin zu verspüren ist. Da fühlt man schon den Einfluß des deutschen Blutes. In Deutschland wird die Eitelkeit auf äußere Vorzüge, wie Schönheit, Geburt, Reichthum, Eleganz, Berühmtheit, so streng beurtheilt, daß, wenn ein Deutscher eitel ist, er seine Eitelkeit gern auf innere Vorzüge wendet und sie hier sogar verbirgt, wie auch der Neid des Deutschen weit mehr auf Charakter- und Geistesüberlegenheit, als auf Rang und Erscheinung geht. Bei Daniel Stern nun streiten sich das deutsche und das französische Element, oder vielmehr sie haben einen Vertrag mit einander geschlossen, daß jedes seine Art Eitelkeit an den Tag legen darf, wenn es nur nicht das andere bei derselben Beschäftigung verhindern will. Hier muß aber gesagt werden, daß die französische Selbstgefälligkeit, mit der die alternde Verfasserin von ihrer Jugendschönheit, ihren

Ahnen, ihrer vornehmen Gesellschaft spricht, geradezu liebenswürdig, weil unbefangen und natürlich, erscheint, während ihre Eingebildetheit auf ihre Tugenden — sie hat sie alle ohne Ausnahme — und ihren Geist, das ewige Sichselbstanalysiren, manchmal recht fatal werden. Wie denn auch ihre Kindlichkeiten oft den Charakter verstimmender Absicht haben und man z. B. nicht umhin kann, zu denken, die kleine Marie de Flavigny sei nur eine so leidenschaftliche Zoologin gewesen, weil George Sand schon als Aurora Dupin eine so eifrige Botanikerin war, wie in späteren Jahren Mme. Sand's lebhafte Parteiergreifung für die Bewegung von 1848 Mitursache gewesen sein mag, daß sich die Tochter des Faubourg St. Germain zeitweise zum Mittelpunkte einer Gesellschaft machte, die geistig und moralisch in's Faubourg St. Antoine gehörte. Die ganze Mittelmäßigkeit von 1848 sammelte sich damals um die übergelaufne Emigrantentochter und erst gegen Ende des zweiten Kaiserreichs sollte es ihr gelingen, einen vielseitigen, toleranten, feinen, geschmack- und geistvollen Kreis aus Leuten aller Parteien, Ständen und Richtungen, mit Vorherrschen des liberalen Bonapartismus, um sich zu bilden.

Daniel Stern versichert, „das Vergnügen von sich selbst zu reden, den meisten Leuten so angenehm, sei gar nicht im Spiel bei dem Entschluß, den sie gefaßt, ihre Memoiren zu schreiben. Mit Pascal habe sie das Ich immer hassenswerth gefunden.“ Ihr Schatten verzeihe mir, wenn ich ehrerbietigst und höflichst zu bemerken wage, daß ich das wirklich nicht glauben kann. „Das Vergnügen von sich selbst zu sprechen,“ hat Ma-

dame d'Agoult nur zu oft verführt, die Menschen und Dinge zu vergessen, in denen sie aufgewachsen ist, um uns Studien über ihren eignen Charakter und Geist zu geben und bei der Gelegenheit eine philosophische Gelehrsamkeit auszukramen, die manchmal recht lästig wird. Ueberall, wo sie Verhältnisse und Personen schildert, ist sie unterhaltend und fein trotz der berühmtesten französischen Memoirenschreiber. Ihre Schilderungen des Bethmann'schen Hauses in Frankfurt, des Schloßlebens in Mortier, des Klosterdaseins in Paris, der Höfe Ludwig's XVIII. und Karl's X., der Salons der Restauration gehören zum Reizendsten, was über diese reizende Epoche geschrieben worden; wo sie Selbstpsychologie treibt, wird sie oft geradezu unerträglich. Und auch ihre Sprache, so einfach, si voisine des choses, wie Sainte-Beuve von der Sprache der Alten sagt, wenn sie ihre Zeitgenossen schildert, wird affektirt und anspruchsvoll, dabei unbestimmt und allgemein, sobald sie auf ihre Ansichten und Gefühle zu reden kommt: die Worte hören auf, die Zeichen von Dingen zu sein (verba sunt rerum notae, sagt Cicero), vielleicht weil die Dinge nicht oder doch nur schwach vorhanden sind. Sie hat zu viel Geschmack, zu gute Schule, einen zu guten Instinkt auch des Schicklichen und des Maßvollen, um, wie Madame Allart de Méritens, sich zu bogenlangen rhetorischen Ergüssen sogenannter poetischer Prosa hinreißen zu lassen;*) aber diese unlesbaren Schwär-

*) Mme. Allart, ebenfalls Romanschriftstellerin und Geschichtschreiberin, wie Daniel Stern, die nur wenige Jahre jünger

mereien der schönen und leichtsinnigen Freundin Sir Henry Bulwer's und Chateaubriand's machen in ihrer Breite und Geschmacklosigkeit doch den Eindruck viel größerer Ursprünglichkeit als die knapper gehaltenen, aber auch unendlich viel prätentiöseren Erörterungen Madame d'Agoult's über Tugend, Unsterblichkeit und geheimnißvolle Mächte. Auch hat Madame Allart, trotz ihrer für eine Frau seltenen Gelehrsamkeit, trotz der Anerkennung, welche ihre Schriften im Publikum, wie bei den ausgezeichnetsten Zeitgenossen gefunden, in ihren Bekenntnissen Nichts von dem unsagbar feierlichen Tone der Selbstschätzung, der in diesen Erinnerungen Madame d'Agoult's herrscht. Goethe sagt einmal, Jeder, auch der unbedeutendste Mensch, dürfe seine Memoiren schreiben; denn Jeder, der etwas von sich zu sagen habe, sei interessant. In diesem Sinne hat Kügelgen von sich geredet und uns Alle erfreut, ja entzückt. Hier aber geht durch die ganze Selbststudie, wenn auch unausgesprochen, das Bewußtsein einer großen literarhistorischen Bedeutung. Daniel Stern spricht immer ganz unbefangen von sich selbst, als ob sie Jean Jacques Rousseau oder Goethe, Alfieri oder George Sand wäre. Sie legt sich

war als sie, hat ebenfalls einen Band intimer Memoiren, unter dem sonderbaren Titel: „les enchantements de Prudence" hinterlassen, worin sie mit größter Offenheit ihre verschiedenen Liebesverhältnisse erzählt. Zwei Drittel des Buches sind sentimental-schwärmerischer Gallimatias; der Rest aber äußerst interessant. Vor Allem kommt die Persönlichkeit der Dame dabei als eine unwiderstehlich anmuthige, reizende und naive heraus, an der bei aller Gründlichkeit der Studien auch nicht eine Spur des Blaustrumpfes zu entdecken ist.

stillschweigend eine Wichtigkeit bei, die sie nun einmal doch nicht gehabt hat; und auf diese Weise tritt in ihr weder eine Individualität, noch eine Zeitströmung zu Tage, wie das bei so vielen Schilderungen viel unscheinbarerer Existenzen oft der Fall ist. Daniel Stern hat eben doch trotz ihrer bedeutenden Eigenschaften keinerlei Einfluß auf die geistige oder politische Geschichte ihrer Zeit und ihres Landes ausgeübt; und sie wird keine sehr tiefen Spuren in dieser Geschichte zurücklassen, wie sie auch bei Lebzeiten nie die Blicke der ganzen Nation auf sich gezogen. Dies ist sicherlich keine Rüge.

Das Beste und Feinste bleibt oft unbeachtet von der Mitwelt, selbst in Ländern wie Frankreich und England, wo die Anerkennung einer kleinen, stillen Gemeinde von wirklichen Kennern, Schätzern und Genießern des literarisch Guten sofort die Anerkennung des Publikum nach sich zieht. So ist Mérimée, so Beyle, so Musset erst spät aus dem Kreise der Feinschmecker in den der Vielesser übergegangen, während Lamartine und Hugo, Mme. Sand und Balzac von vornherein die ganze Nation mit sich beschäftigten. Daniel Stern hatte immer nur ganz vorübergehende Erfolge und zwar succès d'estime und succès de curiosité. Letzterer Art war die nun schon längst vergessene „Nélida," in der sie wie später Mme. Sand in „Elle et Lui," und Mme. Colet in „Lui" ihre eigne Sache in einem berühmten Verhältnisse vor dem Publikum plaidirte. Es ist dies die einzige Episode in Daniel Stern's Leben, die durchaus unschön wirkt. Nicht weil der Roman schlecht ist, wie der Mme. Colet's, während Mme. Sand's moralisch

unentschuldbares Werk wenigstens literarisch ein Meisterwerk ist; auch nicht allein weil die That unedel ist: man verzeiht der Liebesleidenschaft viel, wenn sie sich in ihr Gegentheil verkehrt; nein, weil, wie in Frau v. Stein's „Dido," der unerfahrenen, geschmacklosen Ausführung ein unschönes Gefühl, das der verletzten Eitelkeit und unkeuscher Rechthaberei zu Grunde liegt. D. Stern aber hatte nicht die Entschuldigung Mme. Colet's, welche ja nie weder gesellschaftliche, noch geistige, noch sittliche Vornehmheit gekannt hatte, und sie konnte nicht einmal, wie Mme. Sand, den mildernden Umstand eines unbändigen Temperaments und heftiger Leidenschaft anrufen. Schön und taktvoll hat H. de Balzac in seiner „Beatrix" (Béatrix ou les amours forcés), welcher Mme. Sand als „Mlle. des Touches" gegenübersteht, während Theophile Gautier, G. Planche, St. Beuve sich um sie bewegen, jenen Grundzug im Charakter Daniel Stern's hervortreten lassen, der in ihrem eignen Romane eben nicht schön und taktvoll hervortritt.

Eine wirkliche Anerkennung erndteten und verdienten die Geschichte der Februarrevolution, Dante und Goethe, der Aufstand der Niederlande; namentlich das erstere, denn letztere beide gehören zur Kategorie der trefflichen aber unnöthigen Bücher — subjektiv wie objectiv unnöthig —, während Ersteres eine wirkliche Lücke befriedigend ausfüllte, Vieles enthält, was sonst nicht zu finden ist und aus innerem Drange herausgeschrieben ist. Doch auch hier war die Anerkennung nur eine kühle: dem großen Publikum boten diese Werke nicht genug Alcohol und Nahrung; dem delikaten nicht ge-

nung Blume und Eigenartigkeit. Es war saubere, gewissenhafte Arbeit, die bei der Mittelclasse der Leser viel Anklang fand. Das sind aber gerade die Arbeiten, von welchen die Nachwelt am Wenigsten zu wissen pflegt.

Vielleicht das Bleibendste aller ihrer Werke wird wohl noch dieser Band Memoiren sein. Nirgends wird man die Gesellschaft der Restauration treuer und lebendiger geschildert finden, als hier; und fast hat man den Eindruck, als ob es recht Schade wäre, daß Daniel Stern so viel über Goethe und Dante, über die Februar-Revolution und den Abfall der vereinigten Niederlande geschrieben, und so wenig über ihre Zeitgenossen. Nach dieser Seite hin lag offenbar ihr Talent, das sie vernachlässigt hat, weil sie nach höherem Lorber trachtete und es unter ihre Würde fand, mit Geschmack, Feinheit und Scharfsichtigkeit zu — das Wort muß heraus — zu klatschen, wie es die Besten ihrer Landsleute nicht verschmäht haben zu thun. Wie reizend sind die Porträts des alten Tanzlehrers Abraham, der allein noch die großen Ueberlieferungen des vorigen Jahrhunderts im Menuet und Bückling bewahrt hat, das des trefflichen Abbé Gallard, des guten toleranten Priesters jener noch von keinem Fanatismus umdüsterten Jahre, das Sophie Gay's, der lärmenden Berühmtheit des Kaiserreichs. „Sie hatte noch den Gestus und den Accent desselben, den Reim Gloire und Victoire; den Turban auch, den Mameluckenturban, mit Ossian's Harfe, zu der man den „schönen Dunois“ sang: ganz ein Generalstabsair, ein Schwadronenstaub, ein Säbelblitzen

im Sonnenstrahl, etwas Unerhörtes und Unbeschreibliches!" Madame de Sévigné hätte es nicht besser machen können. Und solcher Federzeichnungen ist das Buch, namentlich die zweite Hälfte, voll. Die kurze Charakteristik der ganzen Epoche, die den einzelnen Schilderungen vorangeht, gehört zum Trefflichsten, was man in der Art lesen kann. Ein eigenthümlicher Reiz der grande dame ruht auf dem Ganzen, aber einer grande dame, welche einmal den Bann gebrochen hat und mit Allem, was unser Jahrhundert an bedeutenden Menschen hervorgebracht, in Berührung gekommen ist. Wie die alten Douairières des Faubourg St. Germain, wie die Salons, die Konzerte, die Theater jener Zeit vor Einem aufleben! Und es war eine schöne Zeit.

Irgend ein Kritiker hat mir die Ehre angethan des Näheren nachzuweisen, wie ich heute Schwarz, morgen Weiß sage, weil ich einmal die Restaurationszeit als eine schöne beneidenswerthe, dann als eine traurige und bedauernswürdige bezeichnet habe. Vielleicht hat der gestrenge Herr doch bei aller Genauigkeit nicht genau genug gelesen. Wohl war es eine schlimme Zeit für das politische und nationale Leben Deutschlands und Italiens, die goldne Zeit der Kongresse und der Censur, der geheimen Verbindungen und der Zollhäuser, des Spielbergs und der Karlsbader Beschlüsse. Aber es war nicht überall so: in Frankreich und England war ein gesundes öffentliches Leben, wurde mit Geist und Feuer um die höchsten Interessen gestritten, für beide Länder sind die Jahre Royer-Collard's und Canning's auch in politischer Beziehung die schönsten und ruhm-

reichsten Jahre des Jahrhunderts geblieben; und wohl hat ein Nachgeborner wie Renan das Recht sich nach der „Heiterkeit“ jener Tage zu sehnen, „wo die Hoffnung, die Freiheit, eine vornehme Herrscherfamilie alten guten und edlen Blutes über alle Dinge den weichen und warmen Strahl einer Frühlingssonne verbreiteten.“ Und so nüchtern kleinlich die Politik der deutschen und italienischen Regierungen jener Zeit auch sein mochte, selbst die unreifen, unklaren, unpractischen Bestrebungen der Patrioten und Liberalen Deutschlands wie Italiens hatten etwas Idealisches an sich, das noch jetzt die Märtyrergeneration jener Zeit mit einem poëtischen Heiligenscheine umgiebt.

Dann aber: die Politik ist nicht Alles: wer wird läugnen wollen, daß auch in Deutschland und Italien, geschweige denn in Frankreich und England, jene Zeit, welche noch so manche Tradition aus dem vorigen Jahrhundert herübergerettet hatte, an religiöser Duldsamkeit und Innigkeit, an gesellschaftlicher Eleganz und Anmuth, an poetischer Schöpfungskraft und philosophischer Forschung, daß sie namentlich an künstlerischem Leben reicher und frischer war, als irgend eines der folgenden Jahrzehnte: die Zeit Wessenberg's und Hermes', Heine's und Hegel's, der Malibran und der Sontag, Rahel's und Pückler's. Madame d'Agoult, selbst das Kind einer gemischten Ehe, wie sie damals in ganz Europa üblich waren, entwirft eine höchst treffende Charakteristik der religiösen Stimmung jener Tage und konstatirt ganz richtig, daß der fromme Eifer, der nach der Julirevolution in den vornehmen Kreisen Mode wurde und den

sie mit ihrem ruhigen Witze unbarmherzig geißelt, dem Adel der Restaurationszeit ganz unbekannt war, und wie mächtig damals noch die Geistesgewohnheiten des 18. Jahrhunderts waren, trotz Bonald und J. de Maistre, Chateaubriand und Lamennais. Der heiter unbefangene, sichere Ton, der in dieser Gesellschaft herrschte, ist verschwunden wie die Steifheit und Starrheit, welche den Hof der Herzogin von Angoulême charakterisirte: der importirte Sport hat die höfische Eleganz, die Klubs haben den französischen Salon getödtet, welche in Madame d'Agoult's Jugend noch in voller Blüthe standen, und welche sie meisterhaft heraufzubeschwören weiß, eben weil sie hier ganz ihre Bewußtheit und Befangenheit verloren hat. Weniger vernehmbar ist in ihren Aufzeichnungen das Echo der parlamentarischen Tribüne, der P. L. Courier'schen Satire, der Béranger'schen Lieder, der Lamartine'schen Klagegesänge, der ersten Oden V. Hugo's.

Dagegen bringt schon die heitere Kohorte des Virtuosenthums, die reichste, lebendigste, die je dagewesen, in die vornehmen Räume des Faubourg St. Germain ein, freilich noch als gesellschaftlich Untergeordnete, als die bezahlten Divertisseurs der vornehmen Herren und Damen. Aber Paganini führt den Bogen, das kleine Wunder, Franz Liszt, rührt die Tasten, Cherubini dirigirt das Konservatorium und Rossini schreibt den „Barbier", Rubini, Tamburini, Lablache sekundiren der Pasta, der Malibran, der Sontag; und schon hält man die Ausgezeichnetsten nach dem Gesange im gesellschaftlichen Kreise zurück. Etwas von dem unbeschreiblichen Reiz,

den die lieblichste Sängerin aller Zeiten von sich strahlte, und der selbst heute nach fünfzig Jahren noch die Züge des hausbackensten alten Philisters wie mit einem heitern Frühlingsglanze erhellt, wenn er von der anmuthigen Tochter des Andalusiers redet, etwas davon ergreift sogar die kühle Gräfin, wenn sie erzählt, wie die Sängerin, nach Beendigung des Concertes, gerne nach den anderen Künstlern zurückblieb und sich bei der Unterhaltung belebte. Doch muß auch sie im Grunde herhalten, um dem Porträt ihrer Rivalin als Folie zu dienen. „Sie (die Malibran) war originell wie ihr Talent. Sie zeigte keine Spur von Prätention und ich glaube, sie hatte keine. Ganz anders war Mlle. Sontag. Verdorben durch die Schmeichelеien Deutschlands, kaprizirt auf Vornehmheit und schöne Manieren, durstig nach Lob, noch durstiger nach Geld und von wenig Geist, suchte sie die große Dame zu spielen und fing es ungeschickt an. War sie für ein Konzert engagirt, so kam sie am Ende an, entschuldigte sich kaum, sang launisch, und hatte für ihre Bewunderer, wenn sie nicht Fürsten, Botschafter, Bankiers, Juden oder Direktoren der schönen Künste waren, nichts als Impertinenzen oder Schweigen."

Man sieht, es ist eine große Dame, die sich nicht zustellen braucht, welche das Porträt gezeichnet. Und solcher knappen, geschmackvollen, bisweilen recht mechanten Zeichnungen haben wir die Fülle hier: wir glauben in jener goldenen Jugendzeit unseres Jahrhunderts zu athmen und wir sind der Gräfin dankbar, uns nicht allein jene Zustände geschildert, sondern auch uns ge-

zeigt zu haben, wie eine selten begabte, in den feinsten Lebensformen aufgewachsene, klug aufhorchende und scharf zusehende Weltdame zu Werke geht, um ein solches Bild zu entwerfen; am Ende des Bandes aber angekommen, vergessen wir, daß die schöne, heiterweltliche Hofdame von Madame la Dauphine einst die unglückliche Idee gehabt hat, im Leben wie in den Schriften die Rolle einer Titanide, dann einer Diotima zu spielen, und daß sie ihre wahre Bahn erst gefunden hat, als es schon zu spät war. Fast zu spät müßten wir sagen; denn wir wollen über unserm Bedauern und Vermissen dessen, was die geistreiche Frau uns hätte geben können, nicht vergessen, was sie uns in diesem ihrem letzten Vermächtniß gegeben hat: ein Paar hundert Seiten ausgesuchtester Sittenschilderungen, voller Leben, Unbefangenheit, Anmuth und seltener Intelligenz.

M. Buloz.

Paris ist wieder um einen hervorragenden Vertreter der „Generation von 1830" ärmer geworden. Dieser war keiner der Himmelstürmer, welche die Gesetze des Parnaß oder des Staates umstürzen wollten, keiner der Apostel, die Religion und Gesellschaft zu erneuern unternahmen; er war kein Redner und kein Schriftsteller kein Staatsmann und kein Priester, und doch wird er am Ende eine tiefere Spur zurückgelassen haben als alle

die Romantiker, Saint-Simonisten, Neukatholiken und Parlamentarier von 1830. M. Buloz hat die „Revue des Deux Mondes“ geschaffen.

Es ist schwer, die historische und nationale Bedeutung der „Revue des Deux Mondes,“ es ist unmöglich die Verdienste M. Buloz' um Gründung und Erhaltung dieser Zeitschrift zu überschätzen. Die „Revue“ ist die permanente Literaturausstellung Frankreichs geworden, welche den Vorzug über den Kunstsalon hat, daß kein Parlament von Geschwornen, sondern ein aufgeklärter Despot über Aufnahme und Abweisung entscheidet, wodurch denn, da dieser Despot wirklich Despot ist, d. h. keinen Herrn über sich hat, weder in Gestalt eines Unterrichtsministers, noch einer Akademie, noch eines Verlegers, und da er seine Sache versteht, wie kein Anderer, nicht leicht etwas Schlechtes zugelassen wird um den Raum wegzunehmen, fast unmöglich etwas Gutes verweigert wird, das die Nation zu kennen ein Interesse hat. Daß bedeutende Leistungen vierzig Jahre lang, wie Schopenhauer's Hauptwerk, zwanzig Jahre lang, wie Gottfried Keller's Novellen, der Nation im großen Ganzen unbekannt blieben, ist seit dem Dasein der „Revue,“ oder vielmehr seit dem Siege der „Revue“ im Kampf um's Dasein, geradezu eine Unmöglichkeit in Frankreich. Ich sage seit dem Siege; denn der Kampf war kein leichter: Buloz brauchte mehr als zehn Jahre, um die concurrirenden Organe aus dem Felde zu schlagen; womit die Fach-, Local- oder Parteizeitschriften nicht gemeint sind, welche ja ihre volle Berechtigung haben, neben dem Centralorgan; wie die Privatbanken neben

der Bank von Frankreich, welche den ganzen Handel des Landes regelt, garantirt und beschleunigt. Wohl ward Buloz von den Umständen begünstigt: Das ganze hochbegabte Stürmer- und Drängergeschlecht, das im „Globe“ seinen ersten Waffengang gethan und seine bedenklichste Jugendtollheit ausgegohren hatte, trat zugleich mit der etwas älteren doctrinären Gruppe der „Revue française“ — Broglie, Guizot u. A. —, mit welcher sie die politische Lage verband, in das neue Unternehmen ein, sicherte ihm so einen Stock hervorragender Talente und gab ihm zugleich die Richtung, welche auf lange hin die ganze französische Bildung fortreißen sollte. Da es nun den französischen Schriftstellern vor Allem darauf ankommt gelesen zu werden und das Bedürfniß einer hohen Zahlung erst in zweiter Linie in Rechnung gezogen wird, so ließen sich jene ersten Mitarbeiter auch später nicht durch die glänzendsten Anerbietungen weglocken. Die Mignet und Guizot, Thierry und Cousin, Villemain und St. Beuve, George Sand und A. de Musset, selbst der am Hungertuch nagende G. Planche, blieben bis zu ihrem letzten Athemzuge der „Revue“ getreu. Sie aber lockten wieder die Generation von 1860: die Renan, Taine, Montégut, Scherer, Réville, welche es natürlich vorzogen neben so bewährten Waffenbrüdern zu kämpfen. Die Zeitschriften zweiten Ranges, welche daneben aufzukommen suchten und meist ein kummervolles Leben fristeten, spielten von da ab die Rolle, die unsere kleinen Universitäten gegenüber Leipzig und Berlin spielen: junge Talente übten sich und zeigten sich, manche vielleicht die Buloz erst abgewiesen hatte. Sah er sie aber gedruckt, so erspähte

sie sein immer waches Falkenauge sofort, riß sie aus ihrer Dunkelheit, wo sie der Nation noch Jahre lang hätten verborgen bleiben können, und stellte sie allen gebildeten Franzosen vor, indem er so beiden, den Lesern und den Verfassern, einen unschätzbaren Dienst leistete: denn dem Leser ersparte er den Zeitverlust des Wählens und Probirens, dem Schriftsteller gab er 100,000 Leser, und die gewähltesten Europa's: gelang es ihm nicht darunter sich ein Publikum zu erobern, so durfte er wohl nur sich selbst anklagen; ein deutscher Schriftsteller hat immer die Ressource sich zu trösten: ja, wenn man mich kennte! Der Einfluß auf die Bildung der Nation, den die „Revue" so gewonnen, ist ein außerordentlich großer und im Ganzen heilsamer: die Traditionen des französischen Geschmacks werden aufrecht erhalten und doch die Zeitströmung mit in's alte Bett aufgenommen; durch die Centralisirung und Beschleunigung des geistigen Umsatzes wird die Einheit der nationalen Cultur gewahrt und vor einem Herabsinken des Niveaus geschützt; vor Allem wird die geistige Thätigkeit stets in Athem, die Verbindung der geistig Producirenden mit den geistig Consumirenden stets in Gang erhalten, was kein kleiner Vortheil ist, selbst wenn eine Zeit verhältnißmäßiger Brache eintritt.

Denn eine Nation, so begabt und so thätig sie auch sein mag, bringt nicht alle Jahre vierundzwanzig Bände bleibender Literaturwerke hervor: ein großer Theil eines solchen Sammelbandes muß natürlich vorübergehender Natur sein: Unterhaltungs- und Tagesliteratur. Die augenblickliche Auskunft muß eine breite Stelle darin

selbst wenn sie nicht in künstlerisch vollendeter Form geschieht, muß ein Hauptzweck bleiben; ja selbst die producirende Mittelmäßigkeit, die auch ein Recht hat ihre Waare an den Mann zu bringen, indem sie die Lücken ausfüllt, die aufnehmende Mittelmäßigkeit, welche auch ihre sauber zubereitete, nicht allzusaftige Kost verlangt, vor Allem die gute Mittelmäßigkeit, soll ihr Feld haben, vorausgesetzt, sie verdrängt das Aechte nicht. Es ist aber das Verdienst des Gründers und langjährigen Directors der „Revue," ohne den sie nicht da wäre, oder doch nicht das wäre, was sie ist, allem Dem gerecht geworden zu sein, soweit man in menschlichen Dingen verschiedenen, fast widerstreitenden Anforderungen gerecht werden kann. M. Buloz hat die französische Bildung des 19. Jahrhunderts in eine handliche Form geknetet und in hunderttausenden von schmackhaften Wecken in's ganze Bürgerthum gebracht: heute verträgt der französische Gaumen und Magen kaum mehr eine andere Nahrung — und die Nahrung ist keineswegs eine schlechte, wenn auch manchmal eine etwas monotone.

Der unermüdliche Literaturhändler hatte als Korrektor in einer Druckerei begonnen, er ist das Ideal des Korrektoren geworden und eigentlich sein ganzes Leben über ein genialer Korrektor geblieben. Die „Revue des deux Mondes," in der er bald, kraft seines Willens und seines Wissens, Alleinherrscher geworden, hatte im Jahre 1831 bescheiden begonnen: er hinterläßt sie als eine finanzielle, politische und literarische Großmacht, mit der Jeder zählen muß, welcher irgendwie in Frankreich öffentlich

zu wirken beansprucht. Wenn ich vom Wissen M. Buloz's spreche, so muß das ganz sachlich genommen werden: der Mann wußte Nichts außerhalb seines Handwerks und, obschon er in seiner Eigenschaft als Korrektor seiner eignen Zeitschrift, über vierzig Jahre lang Jahr aus Jahr ein zwölf dicke Bände über alle denkbaren Gegenstände des menschlichen Wissens sorgfältigst gelesen hatte, blieb er doch stets von jungfräulichster Unwissenheit. Dagegen verstand er sein Handwerk besser als vielleicht je Einer das seine verstanden; und auch hier war es die Liebe zur Sache, welche ihm das Verständniß, das Verständniß, welches ihm die Liebe zu seiner Sache gab, wie es in allen Dingen der Fall zu sein pflegt, die man gut treibt. Worin nun bestand sein Handwerk, worin die Ueberlegenheit, mit der er es betrieb?

Vor Allem war und blieb M. Buloz Zeit seines Lebens ein sparsamer Schweizer. Schon lange, nachdem er mehrfach Millionär geworden, lebte er in der frugalsten, bürgerlichen Weise, nahm keine Droschke, wo er gehen konnte und deckte seine breitschulterige Hausknechtgestalt mit einem verschossenen Sammetrocke, der nie seine Identität wechselte, wie oft er auch geflickt worden sein mochte. Seine Wohnung war schlicht und einfach möblirt: nur ein herrliches, leider nur halbvollendetes Oelportraitchen von George Sand in ihrer jugendlichen Männertracht von Delacroix's Hand leuchtete Einem darin entgegen und verrieth, mit weß Geistes Kindern der Alte in seiner Jugend verkehrt. Seine Söhne hielt er knapp, und Alles in seinem Haushalte athmete eine gewisse Enge und Beschränktheit. Er war zugleich Haupt-

eigenthümer und Chefredacteur der „Revue“: er handelte daher stets mit dem Instinct des Eigenthümers und des Publizisten zugleich, wo sonst der Eine dem Andern Dinge zumuthet, die er nicht leisten kann. Buloz versöhnte diese scheinbar widerstreitenden Interessen in seiner Person; und der Eigenthümer kam gewiß nicht zu kurz dabei. Was er umsonst haben konnte, zahlte er sicherlich nicht aus falschverstandener Generosität. So vor Allem nicht den ersten Beitrag, den ein Schriftsteller, und wäre es Victor Hugo selbst gewesen, in seiner „Revue“ veröffentlichte. Die Ehre, zum ersten Male in so illustrer Gesellschaft zu erscheinen, mußte genügen — und genügte thatsächlich allen bedeutenden Schriftstellern Frankreichs in diesem Jahrhundert. Auch die Zahlung, die nach diesem Noviziat erfolgte, war und blieb eine ärmliche; dieselbe für alle. Das Glück — und der Blick — des Mannes war eben gewesen, von Anfang an die künftigen Größen der französischen Literatur, so lange sie noch wohlfeil zu haben waren, an sich zu ziehen, ihnen eine Oeffentlichkeit zu bieten, die schon damals nirgends sonst zu finden war und so die Arbeit der Einen mit der Gesellschaft der Andern zahlen zu können. Die Sparsamkeit ging aber weiter: es durfte keine leere halbe Seite in dem Bande sein und lieber fiel ein Absatz in dem Artikel unter seiner unbarmherzigen Scheere, als daß er das Honorar für eine Seite gezahlt, die nicht vollgedruckt war.

Auch das ständige Redactionspersonal war ein wenig zahlreiches, wenig kostspieliges, während die Zahl der freien Mitarbeiter sich auf Hunderte bezifferte. Lange Jahre hatte

er nur den unglücklichen Victor de Mars als Leser und Sekretär. Der starb über der Strapatze. Es wurde ihm kaum ein Nachruf von zehn Zeilen gewidmet. Nun suchte er sich auszuhelfen, bis sein ältester Sohn herangebildet sei; auch der starb ihm, gerade als er ihn auf den Punkt gebracht hatte, wo er der „Revue" hätte nützlich sein können. Man sagt, er beweinte noch bitterer das Loos der „Revue" als das des Sohnes. War doch die „Revue" sein Alles: Geliebte und Gattin, Freundin und Tochter, sein einziger Gedanke bei Tag und Nacht. Kein Gang, kein Brief verdroß ihn, wenn's ihr Interesse galt. Noch in seinen späten Jahren — er ist vierundsiebzig alt geworden — machte der Mann zweimal im Monat die lange Reise von Savoyen, wo der zum Krösus gewordene Korrektor seine Güter hatte, nach Paris, am 29. und 13. jeden Monats. Da saß er dann und las alle Druckbogen von der ersten Zeile bis zur letzten, las, schnitt, strich, Tag und Nacht, ohne Unterbrechung, aß selbst nur eilig mit seiner Familie in der Arbeitsstube. Kein Druckfehler entging ihm, keine zweifelhafte Orthographie und, entgingen sie ihm, verursachte die Scham ihm schlaflose Nächte. Meist war noch der betreffende Verfasser dabei zugegen und nun begann der hartnäckige verzweifelte Kampf zwischen dem Schriftsteller und dem Verleger, oft bis früh in die Morgenstunden. Und man glaube nicht, nur Anfänger hätten sich dieser Prokrustestortur unterwerfen müssen: selbst ein Guizot mußte sich die Lenden zur Vertheidigung seines Stiles, seiner Komposition, ja seiner Gedanken gürten. Oft kam's zu heftigen Worten, die der grobe Greis dann aber bald gut-

müthig wieder zurücknahm, und da der hartnäckige Alte zudem auch noch harte Ohren hatte, so hörte man oft das Kampfgeschrei bis unten in die Rue Bonaparte. Keiner, der nicht erschöpft und grollend aus diesem Streite geschieden wäre, Keiner, der sich nicht geschworen hätte, daß sei das letzte Mal — und Wenige, die nicht nach sechs Monaten, wenn sie ihre Arbeit bei ruhigem Blute wieder lasen, gefunden hätten, daß die scharfe Gärtnerscheere am richtigen Orte eingeschnitten und das Ganze dadurch gewonneu habe. Die Mittelmäßigkeiten vor Allen zogen Vortheil aus der Prozedur; wenigstens für den Augenblick, obschon dieselbe auf die Dauer die Saftlosen zu Grunde richtete und nur die mehr oder minder Markigen dabei gediehen. Aber für den Augenblick machte diese Kochkunst auch eine Wassersuppe ganz genießbar, bis der Leser merkte, daß das Zeug ihn doch eigentlich nicht recht nährte.

Der Mann hatte seine eigenen Ideen über literarische Form; und zur Form gehörte auch die Pagination, die rechte Vertheilung der Absätze auf einer Seite, vor Allem der Titel. Der Titel mußte gleich den eingeschlafenen Philister aufrütteln. Ich erinnere mich, ihm meinen ersten Aufsatz (über „Johanna die Wahnsinnige" nach Bergenroth's Studien) unter einem unscheinbaren Titel gegeben zu haben. Wie ward mir, als ich das lachsrothe Heft in die Hand nahm und sah „Une Enigme de l'histoire," was sich dann als mein anspruchsloser Essay herausstellte. Auch mußte stets irgend welcher Vorwand angegeben werden, der zum Schreiben autorisirt hatte, neue Quellen, neue Bücher u. s. w. Vor

Allem mußte die Sache „Aktualität“ haben, und hatte sie sie nicht, so mußte man ihr künstlich eine schaffen. Dann verlangte er, daß jeder Aufsatz in Kapitelchen eingetheilt werde, denen eine allgemeine Einleitung vorangehen mußte. Für Manche ist diese Form eine Art Chrie geworden, die sie mechanisch ausfüllen. Es giebt gewisse Schriftsteller, die lebendige Revueartikelschreibmaschinen geworden sind; der Direktor schnitt die Stücke zu und die Nähmaschine fügte sie zusammen; man weiß genau bei der ersten Seite, was folgen wird und wie die Dinge sich folgen werden. Ebenso im Ausdruck. M. Buloz war kein Purist; aber er haßte Archaismen und Neologismen mit dem Instinkte der Selbsterhaltung; nur die langen Sätze konnten ihn noch heftiger in Harnisch bringen: er zerhackte sie sogleich in seinem Zorn. Er fand, der französische Stil käme sehr herunter: es gäbe heute gar keine Franzosen mehr, die französisch zu schreiben wüßten: es blieben nur noch zwei „Prussiens“ übrig, die es verständen; der Eine war Rudolph Lindau, der Name des Anderen ist mir entfallen. Man sieht, er war kein Pedant und theilte das landläufige Vorurtheil der Franzosen gegen die fremden Barbaren keineswegs. Er war schwer zugänglich; war man aber einmal „de la Revue,“ so verging auch kein Monat, wo kein Bettelbrief des Alten an Einen kam, der dann ebenso geschmeidig wurde, als er unbiegsam war, wenn er einmal das Manuskript in Händen hatte. Auch liebte er nicht, daß man in ein anderes Blatt als seines schreibe: nur für das „Journal des Débats“ machte er eine Ausnahme.

Seine „Revue“ sollte vor Allem, ja ausschließlich der Mittelklasse der Geister wie der Gesellschaft als Organ dienen. Wie in der Form, so sollte im Wesen ein gewisses Maß des „Juste-Milieu“ herrschen; daher denn auch die Originale sich wohl einfanden, aber nicht recht in ihr zu Hause fühlten. Sie wollte weder von Materialisten noch von Klerikalen, von Republikanern oder Legitimisten etwas wissen und war auch in der großen literarischen Fehde der Dreißiger Jahre das Blatt der Mittelpartei. Hier nun liegt die schwache Seite des großen Organs der französischen Bourgeoisie: es hat einen neuen Klassizismus der schönen Literatur großgezogen, in dem aber, im Gegensatz zum Klassizismus des 17. Jahrhunderts, auch der Gedanke sich seiner Originalität begeben mußte wie die Form. Mr. Buloz hatte darin eine an Cynismus grenzende Offenheit: was liegt mir am Werth der Waare, wenn sie nur dem Käufer recht ist, sagte er geradezu. Und er kannte den Käufer und machte es dem Käufer recht. So ist es ihm gelungen, der Hoflieferant nicht nur der hohen geistigen Mittelklasse Frankreichs, sondern auch ganz Europas zu werden. Der „hohen“ sage ich mit Absicht. Nur das gute Mittelmäßige, vor Allem die literarische Falschmünzerei, welche sich den Schein des Aechten giebt, hat diesen augenblicklichen Erfolg in der sogenannten guten Gesellschaft, die das schlechte Mittelmäßige nicht ertragen würde. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß nicht auch wirklich Bedeutendes, Eignes, Neues in die „Revue“ gedrungen wäre, namentlich in den ersten Zeiten, als die Mérimée, Sainte-Beuve, Thierry noch thätige Mitarbeiter waren. Sie gehörten eben zu

jener großen Schule französischer Schriftsteller, welche die Kühnheit der Gedanken und die Eigenartigkeit der Anschauung in der unscheinbarsten maßvollsten Form der Tradition mitzutheilen wußten. Im Allgemeinen aber, namentlich in den letzten dreißig Jahren, war auch der Gedanke zahm wie die Form. Die Epigonen des Cousin'schen Spiritualismus sprachen Philosophie in einer Weise, die dem wohlanständigen Familienvater das Gefühl gab, daß er hoch über dem simplen Kirchgeher stehe und doch die „Grundlagen der Moral“ nicht antaste. Sogar die Romane bewegten sich auf dem Terrain der untadelhaftesten Konvenienzmoral, die die gräulichen Laster unserer Gesellschaft nur schildert, damit man sich in seiner Tugendhaftigkeit vor ihnen bekreuzen könne und sehe, daß in dieser Welt am Ende doch immer das Gute siege, *αἴλινον*, das Gute siege!

Ebenso in der Politik, seit Eugène Forcade das Zeitliche gesegnet. So lange dieser französische Gentz unter der Drohung des Gerichtsvollstreckers, dessen Damoklesschwert Vater Buloz gnädig aufhielt, bis der betreffende Artikel fertig war, alle vierzehn Tage jene unerreichten politischen Uebersichten schrieb, die sich alle unsere Diplomaten zum Vorbilde hätten nehmen dürfen, war auch Buloz' Zeitschrift „quelqu'un“; denn der alte Krämer wußte wohl, wen er gewähren lassen mußte. Seitdem ist die Politik der „Revue“ etwas verschwommen geworden. Nur das heutzutage obligate Antideutschthum, wie früher das Antirussenthum, bringt noch ein wenig Wärme und Leidenschaft in diese lymphatische Publizistik.

Doch giebt es immer noch eine große Rubrik, die Rubrik der objektiven Literatur — Reisebeschreibungen, national-ökonomische Studien, gemeinverständliche Mittheilungen wissenschaftlicher Ergebnisse, Aufsätze wie die Maxime du Camp's über die Organe von Paris und deren Funktionen, — wo der Leser, der außerhalb der Geschmackskonventionen und der Nationalleidenschaften steht und gerne mühelos ein wahres Interesse und eine aufrichtige Wißbegierde befriedigt, reichliche Nahrung findet. Und hier liegt die eigentliche kulturhistorische Bedeutung der „Revue des deux Mondes," deren Glanzperiode nicht zufällig mit der der großen beiden englischen Quarterly's zusammenfällt.

Es ist hart, es zu gestehen, namentlich für Leute, die selber Bücher schreiben: aber das Buch hat sich überlebt; nicht das Unterhaltungsbuch, nicht das Nachschlagebuch, nicht das gelehrte Buch, nicht das Schulbuch, aber das ernste Lesebuch der Gebildeten. Niemand hat dazu mehr Zeit in unserer eiligen Zeit und die Fülle des Wissenswerthen wächst zu überwältigend an. Sollten wir aber deshalb ausgestoßen sein von den Erzeugnissen der geistigen Arbeit unserer Zeit, die auf einem anderen Felde als dem unseren hervorgebracht werden? Soll der Kaufmann, der Abends vom Comptoir kommt, durchaus zur seichtesten Zerstreuungslektüre oder zum Journalartikel mit seinen fertigen Urtheilen verdammt sein? Soll der Historiker für immer aller Kenntniß dessen entsagen, was die wunderbare Entwicklung der Naturwissenschaften und der Mechanik in den letzten Jahrzehnten zu Tage gefördert? Soll der Naturforscher nicht die Gelegenheit ha-

ben, seine Gymnasialstudien bei der Leuchte der neuen Philologie und historischen Kritik zu revidiren? Soll der Militär gezwungen sein, den ganzen Darwin durchzustudiren, um zu wissen, wie er seine Hypothesen begründet? Man unterscheide doch zwischen einer kurzen kritischen Anzeige, die meist von Unberufenen verfertigt wird, welche die materielle Zeit nicht haben, die angezeigten Bücher alle zu lesen, und der eingehenden Arbeit eines Sachkundigen, der, schnell orientirt auf dem eigenen Terrain, rasch sieht, was ein bedeutendes Werk wirklich Neues bringt, oder, zurückschauend auf die Arbeit seiner jüngst vergangenen Jahre, die Hauptresultate derselben zusammenstellt. Welches ist der Gegenstand, vorausgesetzt, er ist gut gewählt und genau umschrieben, den man nicht in vierzig Druckseiten für den Laien erschöpfend behandeln kann? Welches ist das Originalwerk, von dem es nicht möglich wäre, dem in der Zeit Beschränkten den ganzen Gedankengang, das Quellenwerk, von dem nicht thunlich wäre, ihm die wichtigsten Thatsachen in vierzig Druckseiten mitzutheilen? Das würde eine Sünde sein, wenn es sich um ein Kunstwerk handelt, sei's nun die „Divina Commedia" oder der „Faust", der „peloponnesische Krieg" oder der „Catilina." Es wäre vermessen, wenn der Leser einer Auseinandersetzung der Darwin'schen Theorie sich einbilden wollte, nun wisse er ebensoviel davon als der Zoologe von Fach. Allein davon ist gar nicht die Rede in einer „Revue," wie es die „Revue des Deux Mondes" war; wo es sich nur um die Belehrung des Laien handelte. Wer aber auf frühere Werke der Wissenschaft, nicht der Kunst, zurück-

blickt, der wird leicht sehen, wie wenig selbst von den epochemachendsten zurückbleibt. Welcher Deutsche der jungen Generation möchte ignoriren, was Hegel uns gewesen: aber wer wird seine dreißig Bände lesen, wie's noch Viele von uns gethan? Sie lesen eben eines oder zwei seiuer Werke, meist die „Philosophie der Geschichte“ und die „Aesthetik;“ im Uebrigen halten sie sich an irgend eine Geschichte der Philosophie und — wissen soviel, wie ihnen als Gebildeten, nicht als Philosophen vom Fache, zu wissen frommt. Die gebildeten Laien aber sind für die Fachwissenschaft eine lebendige Nachwelt; sie verhalten sich zu ihr, wie unsere Söhne zu Hegel. Warum sollte ihnen die Gelegenheit, sich über ihnen ferner Liegendes aufzuklären, unter dem Vorwande der Beförderung der Ungründlichkeit benommen sein?

Das Hauptverdienst aber Herrn Buloz' war das, in seiner Zeitschrift eine Tribune hergestellt zu haben, welche seiner Nation als centrale Sprechhalle diente. Es ist heute gar sehr die Mode, namentlich in Frankreich selber, gegen die Centralisation zu predigen. Alles hat aber seine zwei Seiten. Es giebt geistige Leistungen, bei denen die Wirkung, das Echo nothwendig ist; und damit ein solches in der Nation existire, ist ein Resonnanzboden nothwendig. Ein solcher war und ist im höchsten Sinne und im höchsten Grade die „Revue des Deux Mondes.“ Sie besorgte die Aufrechthaltung des geistigen Zusammenhanges in der Nation, als die politische Tribüne verstummte, die Salons nicht laut genug mehr redeten, um draußen vernommen zu werden. Sie pflegte die großen französischen Geschmackstraditionen ohne be-

deutende originelle Talente auszuschließen, wenn sie sich nur halbwegs diesen Traditionen anbequemen wollten, und leistete so in erster Linie diesen Talenten einen großen Dienst; sie verhinderte die Zersplitterung der geistigen Kräfte der Nation und sie bot dem Producenten wie dem Consumenten einen stets offenen wohl versehenen Markt, wo Jeder sich nach Bedürfniß versorgte. Wollte Gott, wir hätten was Aehnliches! Ist eine Stadt einmal Großstadt geworden, so kann sie nicht länger auf zwanzig Märktlein ihre Nahrung zusammenlesen.

Doch wohin hat uns der Nekrolog des alten Herausgebers der „Revue" geführt! Der dachte wahrlich nicht an Alles das, was wir da eben auseinandergesetzt, als er dem Zeitgeiste und den Zeitbedürfnissen so entgegen kam, wie er's that. Der leitete seine Revue wie Herr Jourdan Prosa machte, sans le savoir. Sie war darum nicht schlechter.

M. Thiers.

Ein Rip van Winkel, der etwa am 31. Mai 1850 auf den Boulevards von Paris eingeschlafen und ebenda am 8. September 1877 wieder aufgewacht wäre, hätte wohl fortzuträumen gewähnt, wenn er, betroffen von der Bewegtheit der Straßen und der Menschen, in ein Kaffeehaus eingetreten wäre, den Kellner ausgefragt und die Morgenzeitungen durchflogen hätte. Nicht als ob er nicht schon vor seinem Schlafe Pariser Begräbnißmani-

festationen erlebt haben möchte; aber daß der populäre Mann, den man zu Grabe trage, Herr Thiers sei, der einst „die feile Menge“ ihres Stimmrechts beraubt und den jetzt die Ueberlebenden der Junitransportirten, gleich dem auf's Roß gebundenen todten Cid, gegen die alliirten Heere dreier Dynastien in's Feld führten, das hätte ihn sicherlich in kein geringes Erstaunen versetzt. Noch verwunderter indeß würde sich der Schläfer die Augen gerieben haben, hätte er vernommen, die Leidtragenden, die sich um diesen Sarg drängten, seien dieselben Altrepublikaner, welche der Minister vom 11. October einst in der Rue Transnonain mit der Wucht seiner Kartätschen, im Palais Bourbon mit der Macht seines gesunden Menschenverstandes so unbarmherzig niedergeworfen; die Männer aber, so die Schnüre des Trauerwagens hielten, seien dieselben Neuliberalen, welche seiner Zeit den Geschichtsschreiber des Consulats nur als den eigentlichen Feind französischer Freiheit und Selbstverwaltung, als den verstocktesten Anwalt der Centralisation und des Concordats, der stehenden Heere und der Schutzzölle zu brandmarken pflegten. Sollte wirklich einmal die Macht der Wahrheit gesiegt haben? Sind die Gegner bekehrt? oder haben sie nur

„Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,“

weil sie ihren Gegnern den Ruhm nicht gönnen wollten, diese nationale Größe als ausschließliches Eigenthum ihrer Partei zu reclamiren und zu proclamiren? Aber wie? Die alten Parteigenossen selber stehen ja abseits: die Anhänger der Familie Bonaparte, wie die Getreuen des Hauses Orleans, die Männer der moralischen Ordnung, wie die Freunde des Vaticans haben

kein Wort — oder haben gar nur Schmähworte — für den Epiker der Kaiserzeit, den Minister Louis Philipp's, den „Burggrafen" der Rue de Poitiers, den Kämpen des weltlichen Papstthums, für den unermüdlichen Feldherrn, der einst ihnen Allen Stütze und Trost gewesen!

Es wäre wohl kaum allzuschwer nachzuweisen, daß nicht Thiers seine politische Religion gewechselt, wohl aber die Parteien um ihn her, unter dem Einfluß der von ihnen selbst geschaffenen Umstände, eine tiefe Wandelung erfahren, daß sie sämmtlich, von dem äußersten linken bis zum äußersten rechten Flügel, sei's aus selbstsüchtigen Beweggründen, sei's aus Leidenschaft, Schwäche oder Furcht, das Wesentlichste ihrer Ueberzeugungen geopfert und so den Mann, der in einem achtzigjährigen Dasein auch nicht eine seiner Jugendüberzeugungen aufgegeben, in eine Lage gedrängt haben, welche in so sonderbarem Widerspruche zu seiner ganzen Vergangenheit steht. Denn selten in der Geschichte bietet ein langes, thatenreiches Leben eine so vollkommene Einheit, wie sie das Leben des Mannes bietet, der seine Laufbahn unter dem Mißtrauen aller Parteien als stellungsloser Journalist und heißblütiger Vertheidiger der Revolution begonnen, im Schoße einer sichergegründeten Opulenz als einziger Bürge der Regierungsfähigkeit einer großen Partei beschlossen hat; eines Mannes, dessen Name bald gleichbedeutend mit gallischer Kriegslust, bald das Symbol des europäischen Friedens gewesen; der die Sache des Papstthumes am längsten vertheidigt und nie einen Fuß in die Kirche gesetzt; der mehr als Einer gethan, die napoleonische Legende lebendig zu erhalten und von

dem Erben seines Helden verbannt werden mußte; — des Jacobiners von 1825, des Juste-Milieu von 1835, des Reactionärs von 1850, des Republikaners von 1875. Selten auch war eine so vielseitige Persönlichkeit in sich zusammenhängender, als die des beweglichen Mannes, der gestern nur für Kunst, heute nur für thätige Politik zu leben schien; der bald ein ruhiger Forscher und Erzähler der Vergangenheit, bald ein schlagfertiger Kämpfer der Gegenwart zu sein wußte; der den Finanzfragen gleiches Interesse und gleiches Verständniß wie den Militärangelegenheiten entgegenbrachte; der als Redner, als Geschäftsmann, als Schriftsteller sich mit den Besten derjenigen Zeitgenossen messen durfte, welche nur eine dieser Thätigkeiten zum ausschließlichen Berufe ihres Lebens gemacht.

Diese Einheit darzuthun, braucht's keine neue Biographie Herrn Thiers', und ich darf wohl auf sämmtliche Zeitungen des Weltalls verweisen, welche am Tage nach dem Tode des alten Staatsmannes mit bewundernswerther Bereitschaft und noch bewundernswertherer Uebereinstimmnng in den Thatsachen, wenn nicht im Commentar zu diesen Thatsachen, den Lebensgang des kaum Dahingeschiedenen erzählt haben.*) Auch ist's sicherlich nicht nöthig, die Geschichte Frankreichs seit 1823 noch einmal zu erzählen, um den Einfluß des Mannes auf den Gang derselben in's rechte Licht zu stellen. Es ge-

*) Sollte man diese Zeitungen verlegt haben, so nehme man einfach das „Dictionnaire des Contemporains“ zur Hand, wobei man noch obendrein den Vortheil haben wird, den Schlüssel zu jener merkwürdigen Bereitschaft und Uebereinstimmung der europäischen Tagespresse zu finden.



nügt, die Meinungen Thier's von 1825 und 1850 zu vergleichen mit denen von 1875 und nachzuweisen, daß seine Handlungen stets im Einklang waren mit den Ansichten, welche er theils in seinen Reden, theils in seinen Geschichtswerken über Politik und Nationalökonomie, Philosophie und Moral niedergelegt; diese officiellen Ansichten aber mit denen zusammenzustellen, die er im Leben, sei's gesprächsweise, sei's durch sein Thun, an den Tag legte. Eine solche Nachweisung des Zusammenhanges zwischen Vergangenheit und Gegenwart, wie zwischen den verschiedenen Thätigkeiten und Fähigkeiten des Mannes wird dann von selbst ein Bild des Menschen, des Geschichtschreibers und des Staatsmannes ergeben, welches den Gegenstand von einer anderen Seite zeigen und so, ohne irgend welche Wiederholung, die Charakteristik ergänzen und bestätigen wird, die ich anderwärts von dem außerordentlichen Manne zu geben versucht habe.*)

I.

Die bewegte Geschichte Frankreichs im 19. Jahrhundert hat viele Männer in den Vordergrund gebracht, welche in einer oder der anderen Hinsicht bedeutender waren, als Thiers; keinen, der mehr Franzose des 19. Jahrhunderts gewesen wäre. Und er war sich dessen vollkommen bewußt; nicht zufällig enthält sein politisches

*) In meiner „Geschichte Frankreichs von 1830—1870," sowie im ersten Band gegenwärtigen Sammelwerkes (unter dem besonderen Titel „Frankreich und die Franzosen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts"), wo ich, namentlich in der letzten Auflage, Herrn Thiers ein ausführliches Capitel gewidmet.

Testament, mit wie unsicherer Feder es sonst auch geschrieben sein mag, feste Worte der Selbstzufriedenheit und der Zuversicht über sein Jahrhundert und seine Nation. Was die große Revolution gewollt, was der erste Consul verwirklicht, das hat Thiers sein Leben über verfochten, wie man nur seine eigene Sache verficht; denn er repräsentirte dieses neue Frankreich, wie ein König sein Land vertritt: er stand und fiel damit. Die Revolution und der erste Consul hatten sich die Aufgabe gestellt, ein festgeordnetes Staatswesen herzurichten, in welchem das Gesetz unbedingt und für Alle herrschte; wo dies Gesetz keinem Bürger Hindernisse in den Weg legte, wenn er sich Ansehen und Macht in Staat und Gesellschaft erobern wollte, die natürlichen Hindernisse jedoch, die den Kampf um's Dasein erschweren, ganz unberücksichtigt ließ. Aber die Revolution „war nicht die Freiheit und sollte nicht selber die Freiheit sein. Sie war ein großer Kampf gegen die alte Ordnung. Nachdem sie dieselbe in Frankreich besiegt, mußte sie sie in Europa besiegen; allein ein so heftiger Kampf ließ weder den Geist noch die Formen der Freiheit zu;" und Bonaparte „kam nicht, die Freiheit zu gründen, welche noch nicht existiren konnte, sondern die Revolution fortzusetzen unter monarchischen Formen" (Worte Thiers' am Schlusse der Revolutionsgeschichte, 1827). Sieht man sich nun die Revolution näher an, so wird man finden, daß ihr eigentlicher Zweck die Zerstörung der alten Ordnung und die Gründung einer neuen, das Heraufkommen des tiers-état war. Alles Andere war ihr im Grunde gleichgültig: sie dachte nicht daran, eine locale Selbstverwaltung

wie in England, die freie Kirche wie in Amerika, ein Volksheer, wie Preußen es 1813 herstellte, einzuführen; so unhistorisch war sie keineswegs, was man auch über ihren Rationalismus und Radicalismus gesagt haben mag. Sie wollte durchaus die Ueberlieferungen Altfrankreichs nicht aufgeben, weder in der auswärtigen, noch in der inneren Politik. Der Inhalt dieser Politik, d. h. die Aufgabe des Staates, sollte dieselbe bleiben; aber die alten Formen sollten vereinfacht, systematisch geregelt werden, Ordnung, Rechtschaffenheit, vor Allem Verdienst an die Stelle der Unordnung, der Corruption und der Gunst treten; keine der Functionen des Staates sollten mehr von Privilegirten geleitet werden, alle jedem Bürgerlichen zugänglich sein; das Wort vom Marschallstabe in der Patrontasche des gemeinen Soldaten sollte überall im Staate gelten, jeder Franzose, wo ihn auch der Zufall habe geboren werden lassen, das Recht und die gesetzliche Möglichkeit haben, es zum Oberrichter, zum Erzbischof, zum Präfecten, zum General, ja zum Minister zu bringen. Dies Ziel erreichten denn die Revolution und der erste Consul auch vollständig, und ein solches Staatswesen, wenn schon augenblicklich etwas entstellt, fand der junge Thiers vor, als er vierundzwanzigjährig seine Laufbahn begann (1821). Vielleicht wäre er bei seiner Begabung und bei seinem Ehrgeiz auch unterm alten Régime durchgedrungen, wie Colbert durchdrang ohne dem Waffen- oder Gerichtsadel, ja auch nur der hohen Finanz anzugehören; wahrscheinlicher wäre er Commis, vielleicht Intendant geworden und hätte für einen vornehmen Minister gearbeitet, der sich mit dem

Talent seines bürgerlichen Secretärs gebrüstet hätte, wie der Erzbischof von Granada mit den Homilien Gil Blas'. Er hätte die Sache gehabt, aber nicht den Namen; und das französische Bürgerthum wollte Beides.

Thiers nannte sich gern mit einer gewissen Ostentation einen schlichten Bürgersmann, und ein schlichter Bürgersmann ist er in der That geblieben sein Leben lang. Welche Titel und Würden hätte er nicht haben können! Er aber wollte einfach M. Thiers bleiben, nicht einmal Thiers wie Lamartine, Berryer, V. Hugo, sondern M. Thiers. So auch war seine ganze Erscheinung und Lebensführung. Zeigte sich der kleine Mann, mit der Brille auf dem feinen, aber vollen Gesichte, dem kleinen Bäuchlein, dem tadellosen Stadtanzuge, begleitet von seiner Ehehälfte, Schwiegermutter und Schwägerin in bescheidener Nachmittagstoilette, so dachte man weit eher an die Gesellschaft der Romane Paul de Kock's, als an die vornehmen Kreise, in die uns Balzac gern einführt. Sprach er nun, lauschte man hingerissen seinem Redeflusse, so hatte man freilich den Eindruck, daß man's hier mit dem durchgebildetsten, unterrichtetsten, idealsten aller Bourgeois zu thun hatte, aber immerhin mit einem Bourgeois, dessen Ton so weit von der Schwerfälligkeit des Gelehrten, als von der Höhe des Aristokraten entfernt war. Und obschon ganz Natur, war dieser Ton doch bei ihm gewollt, jedenfalls bewußt. Denn Thiers kannte sich selber vollständig, und das Geheimniß seiner Erfolge war, daß er nur wollte, wozu ihn sein Geist, sein Charakter, sein Temperament, seine Geburt befähigten. Nie hatte ein Emporkömmling weniger Clientensinn: ein

Guizot sonnte sich in der Freundschaft eines Herzogs von Broglie und fühlte sich ein Größerer ob solcher Freundschaft; ein Cousin warf sich in die Brust und strahlte vor innerer Genugthuung, wenn er mit einem Großen der Erde verkehrte; niemand hätte auch nur eine Schattirung im Ton oder der Haltung M. Thiers' gefunden, ob er mit einem jungen Journalisten oder einem Löwen des Jockeyclubs sprach: es war stets dieselbe Unbefangenheit, ausgesuchte Höflichkeit, dieselbe Lebhaftigkeit. Nie auch affectirte er die geringste Feierlichkeit und würdevolle Vornehmheit:

„Es fehlten ihm
Die pathetischen Geberden."

Er hörte sich gern reden, sprach auch gern von sich selbst, hatte ein besonderes Vergnügen, Einem fühlbar zu machen, wie weit Herr Adolph Thiers Herrn von Bismarck, Fürst Gortschakoff, Lord Palmerston und gar Napoleon III., Herrn Rouher und Mr. Gladstone übersehe; aber diese Eitelkeit war eine durchaus harmlose, die nie lästig fiel, ihn nie von dem Gegenstande abbrachte, den er besprach, wie er denn auch nicht, wie sonst derlei unversiegliche Sprecher zu thun pflegen, am Klange seiner Worte Gefallen fand, sondern an der geistigen Gymnastik, welche er entwickelte, indem er einen Gegenstand von allen Seiten beleuchtete. Denn seine Unterhaltung war immer sachlich, und wo das Persönliche in's Spiel kam, stets wohlwollend: die Anecdote, der Witz, namentlich der Witz auf Kosten guter Freunde, hatten wenig Platz in dieser fortschreitenden Darstellung der Dinge, der Personen oder der Gedanken. Dabei

war er nie rhetorisch oder sentimental, weder im Ausdruck noch in der Sinnesweise. Umsonst hat geschmackloser Parteigeist versucht, dies anspruchslose Bild zu verwirren und die conventionelle Theatermaske des hochherzigen Patrioten, des begeisterten Freiheitsapostels, des empfindsamen Volksfreundes an die Stelle zu setzen: in der Geschichte wie in dem Andenken der Zeitgenossen wird M. Thiers fortleben als der „petit bourgeois," der Vaterland, Freiheit und Volk geliebt hat „sans phrase." Freilich war ihm das Volk nicht gleichbedeutend mit „le peuple" der Straßen, gegen das er recht im Gegentheil einen gewissen Bürgerhochmuth fühlte und oft heraushängte, der es ihm denn auch leicht machte, die nothwendigste Tugend des Staatsmannes — die Gleichgültigkeit gegen Unpopularität — zu üben; doch übte er auch diese eher mit der Sorglosigkeit eines Cavour, als mit dem herausfordernden Tone eines Guizot oder Bismarck und mehr dem Pöbel, als, wie diese, den Mittelclassen gegenüber; denn es wird dem durch eine Kluft vom Volke getrennten Hochadligen leichter sich mit dem niedersten Stand in ein freundschaftliches Verhältniß zu setzen, als dem Bürger, der immer fürchten muß, die leichte Schranke, die ihn von der Menge trennt, möchte einbrechen; wie ja auch der Aristokrat der Bildung dem Volksinstinct wohlwollender und verständnißvoller gegenübersteht, als der meist rationalistisch gebildete geistige Mittelstand.

Auch seine Lebensgewohnheiten waren die eines fleißigen Bürgersmannes, eines Städters von Geburt, Gewöhnung, Bedürfniß. Schon früh halb Sechs pflegte er, zur Zeit, wo er der thätigen Politik fern blieb, wie

jeder Kleinbürger Frankreichs von Bayonne bis Dünkirchen, seine Schale Kaffee und Milch zu trinken, um dann sechs Stunden ununterbrochen zu arbeiten. Ein kräftiges Mahl mitten am Tage, nach altfranzösischer Sitte, und ein mehrstündiger Mittagsschlaf stellten bald das Gleichgewicht in dem nervenlosen Körper her, und wenn M. Thiers um vier Uhr Nachmittags, im dunkelgrünen, reinlich gebürsteten Röcklein und mit wohlrasirtem, lächelndem Antlitz auf den Boulevards spazierte oder den Abend im Salon verplauderte bis Mitternacht, so hätte ihm Niemand angesehen, daß er sechs Stunden angestrengter Geistesarbeit hinter sich habe: war ihm ja doch die Arbeit die Grundlage seines ganzen Daseins; die regelmäßige, wohlgeordnete, stetige Arbeit des Bürgersmannes, dessen Leben sie ausfüllt, nicht die zufällige Arbeit des Edelmannes, den Langeweile, Ehrgeiz oder augenblickliches Interesse an das Pult führen. Denn wie seine Erziehung und Lebensweise, so war auch seine Sinnesweise die des reichen Bürgers. Thiers konnte nie in einem Sinne den Parvenu verleugnen: und er wollte ihn nie verleugnen; er war stolz auf den Titel, als solcher fühlte er sich, den Vertreter des ganzen französischen Bürgerstandes, den die Revolution heraufgebracht. Der Vornehme mag darin eine Rüge sehen, wie der Bürgerliche ja auch gern mit der Bezeichnung „Aristokrat" einen nachtheiligen Sinn verbindet: Thiers nahm die Bezeichnung als die richtige hin, als die Constatirung einer Thatsache, welche des Guten mehr hat als des Schlimmen; denn er war nicht aus seinem Stand herausgetreten, um emporzukommen, wie etwa der zum Lord

Beaconsfield gewordene Benjamin Disraëli, er war mit seinem Stande emporgekommen zu Reichthum, Macht und Einfluß. Aber Thiers war so wenig ein Parvenu, der die Träger ererbter Stellungen verachtete, als einer, der sie beneidete: er war von Anfang an im Privatleben wie als Politiker und Geschichtschreiber ein Mann der Wirklichkeit, der alles Seiende anerkannte. Wie er sich in keine vornehme Gevatterschaft eindrängen wollte, so kam es ihm auch nie in den Sinn, sie mit demokratischer Eifersucht niederziehen zu wollen; schon als zwanzigjähriger Jüngling gab er Jedem, was ihm gemäß der Sitte oder dem Gesetz zukam, ohne zu feilschen; er selber aber verblieb in dem Stande, in welchem er geboren war, diesem wollte er Ehre machen.

Sein erstes Werk war bekanntlich für ihn zugleich das Mittel, durch welches er zu Ansehen, Ruhm und Einfluß zu gelangen gedachte, und die Rechtfertigung der großen Umwälzung, welche seinem Stande die Thore zur Herrschaft des Staates erschlossen. Eine Rechtfertigung der Umwälzung, nicht der Männer, die sie durchgeführt, noch weniger der Mittel, durch welche sie durchgeführt worden. Dies erklärt den beispiellosen Erfolg des Buches und seines Verfassers, einen Erfolg, wie ihn nur Macauly fünfundzwanzig Jahre später wieder erleben sollte, und wie er in unserem zusammenhangslosen Vaterlande selbst für eine anerkannte Berühmtheit, geschweige denn für einen gestern noch unbekannten Jüngling, geradezu unmöglich wäre. Ueber 150,000 Exemplare wurden in wenig Jahren abgesetzt; man sprach eine Zeit lang von nichts Anderem. Der wissenschaft-

liche und literarische Werth, auch wenn er größer gewesen wäre, als er in Wirklichkeit ist, genügt nicht, einen solchen Erfolg zu erklären. Die Sache war, das ganze Bürgerthum Frankreichs, das noch eben erst die Milliarde Entschädigung an die Emigranten hatte zahlen müssen, das sich noch nicht im Besitze der Nationalgüter sicher fühlte, das das Kirchenfrevelgesetz hatte hinnehmen müssen, fühlte mit einem Schlage das tua res agitur und erkannte sofort in dem kühnen Jüngling seinen Verfechter. Zu dem großen Vortheile aber, den immer der Resonnanzboden eines großen nationalen Mittelpunctes bietet, — einem Vortheile, dessen ein deutscher Schriftsteller so ganz verlustig geht — gesellte sich gerade damals noch die seitdem aufgelöste Coalition der studirten Leute und des reichen Bürgerthums, die beide durch die Anstalten der Université in den revolutionären Vorurtheilen und Leidenschaften aufgezogen worden und sich nun verbunden mit jugendlicher Begeisterung gegen Adel und Geistlichkeit wandten. Als der letzte Band (1827) erschien, war der dreißigjährige Thiers ein gemachter Mann. Doch fühlte er schon damals, daß die materielle Unabhängigkeit nöthig sei, um eine solche Stellung dauernd zu behaupten, und suchte mit dem Instincte des für das öffentliche Leben Geborenen sich ein Vermögen zu gründen: nicht um der Eitelkeit oder der Genußsucht zu fröhnen — Niemand hatte geringere Bedürfnisse und strebte weniger nach äußerer Auszeichnung als Herr Thiers —, sondern um einen Rückhalt zu haben, eine competency, wie die Engländer sagen, die gar nicht begreifen, wie man ohne solchen Rückhalt

thätige Politik treiben mag. Daß auch „die Frau“ in dieser Carrière nicht fehlte, ist charakteristisch: Thiers wäre nur ein halber Franzose gewesen, wenn er unter dem Vorwande, ein Bürgersmann des neunzehnten Jahrhunderts, kein Adeliger des alten Régimes zu sein, diese Bundesgenossenschaft verschmäht hätte. Allein er brauchte noch mehr. Mitarbeiter, dann, Dank Talleyrand's Unterstützung, Director des „Constitutionnel,“ war er doch nicht ganz Herr in diesem Blatte, das, wie alle Organe welche die Zeit gehabt tiefe und weitverbreitete Wurzeln zu schlagen, vielerlei Rücksichten zu bewahren hatte. So gründete er mit Carrel und Mignet den „National“ als Angriffsbatterie gegen das Ministerium Polignac, dessen Triumph ihn auf immer von der thätigen Politik ausgeschlossen hätte. Nach dem Siege, den er mehr als irgend ein Anderer vorbereitet, benutzte er die erste Gelegenheit, die sich ihm bot, um sich Geschäftskenntnisse zu erwerben, und obschon er Laffitte vollständig übersah und schon jetzt zur conservativen Seite hinneigte, nahm er die Stelle des Unterstaatssecretärs für die Finanzen an, um Baron Louis' theoretischen Unterricht praktisch zu vervollständigen. Es blieb ihm nur noch ein Sitz in der Kammer zu erobern, um auf eigenen Füßen zu stehen, und mit gleichen Karten das Spiel um die Macht zu beginnen, das, wie er wohl ahnte, sein Lebenselement sein sollte. Einmal in der Kammer, fand er nach kurzem Tasten seine Tonart und den Weg zu den Gemüthern seiner Collegen. Ende des Jahres 1831 war der vierunddreißigjährige Mann, der vor zehn Jahren seine Laufbahn in einer Mansarde begonnen hatte, einer der

ministerfähigen Staatsmänner Frankreichs,' und zwar einer der fünfe, welche auf die Premierschaft Anspruch machen konnten.

Nur dem frühzeitigen Realismus, mit dem er die Dinge und Menschen ansah und der keineswegs die Wärme noch die Redlichkeit der Gesinnung ausschloß, dankte er so raschen Erfolg. Dieser Sinn für Wirklichkeit, mehr noch als seine Gutmüthigkeit und natürliche Billigkeit, bewahrte ihn auch von vornherein vor der heftigen Leidenschaft, welche das Benehmen und die Sprache so vieler französischer Politiker verunziert. Er hegte keinen Haß gegen seine politischen Gegner oder gegen die Nebenbuhler und Feinde seines Vaterlandes; so lebhaft er im Kampfe war, er ließ sich nie vom Zorne fortreißen; so untrüglich sein Gedächtniß war, er trug nie Etwas nach, und er hatte kaum ein Verdienst dabei, er wußte nicht, was Nachtragen war: als er Präsident der Republik wurde im Jahre 1871, war eine seiner ersten Maßregeln, Herrn Lanfrey, der wenig Jahre vorher ihn auf's Schonungsloseste und ohne irgend eine Herausforderung angegriffen und verspottet hatte, zum Gesandten in Bern zu ernennen. Auch in der Politik wollte er kein Nachtragen: unerbittlich sollten die Feinde der Ordnung niedergeschlagen werden, um jeden Preis der Obrigkeit Recht und Gewalt bleiben; war das aber erlangt, so sollte auch das Vergangene vergangen sein: schon im Juni 1871 wünschte er alle Verfolgungen gegen die Communards — mit Ausnahme der Mörder der Generale und der Geiseln — einzustellen, eine allgemeine Amnestie zu verkünden; er scheiterte an dem Widerstande der Alt-

republikaner, J. Favre's, der der Racheströmung der öffentlichen Meinung nicht zu widerstehen wußte, J. Simon's, der das Bedürfniß fühlte, der conservativen Mehrheit ein Pfand seiner eigenen conservativen Gesinnungen zu geben, Dufaure's, dem seine „natürliche Härte" nicht erlaubte Milde zu üben, Victor Lefranc's, der die Heirathsverbindungen seiner Kinder durch ein Nachgeben gefährdet glaubte. Thiers blieb allein mit seiner seltenen politischen Kunst des Vergessens.*) Er nahm eben Menschen sowohl als Dinge, wie sie sich ihm darboten, ohne seinen persönlichen Gefühlen zu erlauben, ihn irrezuleiten. Gewiß haben wenige Staatsmänner ein lebhafteres Gefühl der französischen Größe und der Berechtigung französischen Einflusses gehabt; aber er fand eben so natürlich, daß England, Rußland, Preußen ähnliche Gesinnungen hätten, und sah herab auf die Schreier, welche die Herrschsucht Englands, die Ländergier Preußens, die Eroberungslust Rußlands brandmarkten, „als ob nicht alle Nationen sich ein gewisses territoriales Ziel setzten, ein mehr oder minder legitimes, ein mehr oder minder entferntes Ziel, nach welchem sie mit mehr oder minder Klugheit, Gewandtheit, Schonung für Andere streben, die aber darum doch der bleibende Beweggrund ihrer Anstrengungen ist!" Immer suchte er zuerst die wirklichen Verhältnisse zu kennen, ehe er urtheilte, und

*) Siehe E. Crawfords Mittheilungen im Novemberheft des Mac Millan Magazine. 1877. M. Thiers: a sketch from life by an English Pencil. Thiers, sagt die Dame, habe ihr gesagt, indem er ihr Obiges und Anderes mittheilte: „Je vous dis la vérité, comme si j'étais devant Dieu."

maß die menschlichen Dinge nie mit eine
Maße: ein überzeugter Verfechter der Preß
er doch Napoleon's Maßregeln gegen di
gesetzlich und, Dank dem Geiste jener Zeit,
bedeutend; denn die Dinge haben nur durc
der herrscht, Bedeutung."

Aus diesem Anerkennen des Wirklich
die Grundlage aller Billigkeit ist, entspran
die staatsmännische Mäßigung der Sprache,
den enthusiastischen Jüngling auszeichnete un
Talleyrand empfahl, der Anfangs den Sc
fayette's und Manuel's etwas mißtrauisch au
hatte, aber sofort durch des jungen Mannes
Beurtheilung des spanischen Feldzuges (182
und gewonnen worden war. Der alte Diplo
sofort, wie die ganze Nation es bald fühlen
dieser junge, lebhafte Südländer ganz Herr sei
schaft war, und diese Selbstbeherrschung war
ihm erlaubte, trotz der schwierigen Anfänge i
nißmäßig kurzer Zeit zu erreichen, was er erre
auch nicht als zwanzigjähriger, unverantwortli
nalist, geschweige denn als Parteichef oder S
haupt von reifen Jahren, hat Thiers sich dazu
lassen, von „barbarischen Horden" und „Ele
reden, wenn er von dem regelmäßigen Heere ei
lichen Staates oder von einer Partei des eige
des sprach, die zwanzig Jahre lang im Name
reichs geredet, gehandelt und verhandelt hatte;
als der Schmerz um sein gedemüthigtes Vaterl
zu überwältigen schien, redete er nur mit Wi

Achtung von dem Kaiser von Deutschland, seinem ersten Minister, seinen Heeren; ja, selbst in den letzten Jahren, da die Entrüstung über das an ihm begangene Unrecht und über die Verleumdungen seiner Gegner wohl ein rauhes Wort entschuldigt hätte, sprach er doch immer nur von den Anhängern „de M. le prince Impérial." Er fühlte eben sehr wohl, und jeder Einsichtige fühlt es sofort mit ihm, daß die tribunicischen Maßlosigkeiten eines Léon Gambetta nicht nur Verstöße gegen den guten Geschmack sind, nicht nur schlechte Sprach- und Benehmensgewohnheiten verrathen, daß sie vor Allem eine Denk- und Gefühlsart beweisen, welche den, der sich ihnen hingibt, durchaus für die Staatsleitung unfähig machen, als worin die Verkennung und Mißachtung der Gegner ebenso gefährlich sind, wie im Kriege. Es mögen dies Fehler des Temperaments sein; aber es gibt eben Temperamente, die zur gesunden politischen Thätigkeit unfähig machen, wenn sie auch in Augenblicken revolutionärer Gährung einem Danton eine große, obschon nur ephemere Gewalt geben können. Ein gutes Geschick hatte Thiers vor einem solchen Temperamente bewahrt und dieser Ruhe des Gemüthes die Einsicht eines klaren Verstandes zugesellt. Kein Franzose dieses Jahrhunderts kann sich rühmen, sein Vaterland inniger geliebt, die Größe, den Ruhm, den Einfluß desselben wärmer gewünscht zu haben, als Thiers; aber er wollte die Macht seines Vaterlandes nur um große, reale Preise eingesetzt sehen: als die Regierung Barrot's wegen der Weigerung der Türkei, Kossuth auszuliefern, auf dem Punkte war, in einen bewaffneten Conflict mit Rußland und Oester-

reich zu gerathen, wandte er das Unglück durch seinen klugen Rath ab, denn er war damals der Berather des Prinz-Präsidenten, dem er sein erstes Ministerium gebildet hatte: „Wenn es zu dem Zwecke gewesen wäre," sagte er noch lange nachher, „die Oesterreicher aus Italien, die Russen aus Ungarn zu treiben, — meinetwegen! Aber Krieg für einen Hanswurst (polisson) wie Kossuth anzufangen! Nimmermehr!"*) Freilich behandelte er auch schon damals Louis Napoleon's Versuchung, für Piemont in den Krieg zu ziehen, als idealistische Don Quichotterie und von seinem Standpunkte aus mit Recht. Denn alle unsere modernen Stichwörter, wie Nationalitätsprincip, freie Kirche, Volksbewaffnung waren dem alten Realisten ebenso unverständlich als die Mazzini und Garibaldi, welche sie zu verwirklichen suchten. Stellte er sich doch 1849 an die Spitze der Bewegung, welche die römische Expedition, die Niederwerfung der Republik Rom, die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes zur Folge hatte.

Diese ungezierte Anerkennung dessen, was ist und

*) So sagte er selbst zu Nassau W. Senior, dessen äußerst interessante Unterhaltungen mit Thiers (1852) im October- und Novemberheft 1877 der Fortnightly Review veröffentlicht worden sind. Wer nur einmal mit Thiers gesprochen, kann an der Authenticität dieser Unterhaltungen nicht den geringsten Zweifel hegen, selbst wenn der Freund Tocqueville's nicht der wahrhaftige Mann gewesen, der er war. Thiers hatte selbst das Ministerium nicht angenommen und sich die Rolle eines Vormundes bewahrt, weil L. Napoleon noch Präsident war und er als ehemaliger Premier eines anerkannten Königs es mit seiner Würde unverträglich hielt, das Ministerium officiell zu präsidiren, ehe die Monarchie gesetzlich zu Gunsten L. Napoleon's wiederhergestellt sei.

war, trug dem Historiker frühzeitig den Ruf des Fatalisten, dem Politiker den des Renegaten ein. Thatsache ist, daß Thiers immer bestrebt war, das Bestehende zu halten, so lange es haltbar war und wirklich bestand, und daß er stets bereit war, auf dem gegebenen Schlachtfelde den Kampf anzunehmen. Das Einzige, was er nicht ertragen konnte, war, vom Kampfe ausgeschlossen zu sein, und nur weil er dies thatsächlich war, betrieb er unter der Restauration den Umsturz des Bestehenden. Noch eifriger betrieb er freilich den Umsturz der Republik im Jahre 1848, eben weil sie thatsächlich nicht bestand und nur einen leeren Namen bot, aber einen Namen, der ihm, als dem echten Bürgersmann, wie allen seinen Standesgenossen in jener Zeit, das Schreckbild von 1793 heraufbeschwor, und den die unerfahrenen und leichtsinnigen Führer der siegreichen Partei eben nicht zu Ehren zu bringen sich berufen zeigten. Dazu kam, daß er bei seiner damaligen Unpopularität nicht hoffen durfte, selbst Chef dieser Republik werden zu können, und doppelte Ursache hatte, die Wiederherstellung einer Regierungsform zu wünschen, unter welcher er vollen Spielraum für Entfaltung aller seiner Kräfte gefunden hatte. „Das Régime, welches untergegangen, war so recht eigentlich das seine," schrieb Sainte-Beuve in seinem Tagebuche. „Er hatte es mitgegründet; er hatte die Gelegenheit nicht finden können, es zu heben und zu ehren, wie er es gewünscht hätte, durch eine etwas hochherzige und nationale Regierung; er hatte ein Recht, zu glauben, dieser schon zwei Mal verfehlte Augenblick werde endlich wiederkommen, und er werde seine Stunde haben.

Diese Stunde entgeht ihm, und er sieht die Gesellschaft mit einem einzigen Ruck auf Abhänge gleiten, wo er mit seinen Geistesgewohnheiten und seiner Ideenordnung nicht mehr hoffen kann, sie zu erreichen."*) Daß die Dinge nicht bleiben könnten, wie sie im Frühjahre und Januar 1848 waren, lag auf der Hand. Ganz Frankreich war feindselig, die Ordnung in Paris gar nicht oder nur ganz gewaltsam aufrecht erhalten, die Regierenden durchaus unfähig. Daß Thiers unter solchen Verhältnissen „das Bestehende," welches sichtlich ein „Vergehendes" war, nicht zu halten suchte, bewies seine praktische Einsicht. Daß er nicht an die Herstellung der Dynastie Orléans dachte, welche „viele Sprößlinge, aber keine Wurzeln" hatte und schon vergessen schien, war sicher eine kluge Würdigung der Verhältnisse. Daß er die Wahl Louis Napoleon's begünstigte, ist in jeder Weise erklärlich, da sie ihm um so mehr als eine Wiederherstellung der constitutionellen Monarchie unter einer volksthümlichen Dynastie erscheinen mußte, als dem Candidaten der Präsidentschaft der Ruf der Unbedeutendheit vorausging und er hoffen durfte, unter diesem Schattenkönige selber zu regieren. Darin irrte er sich; aber die Welt irrte mit ihm. Auch war es kein un-

*) So ganz unerwartet war die Katastrophe übrigens doch nicht für ihn gekommen; schon Ende December 1847 sah er einen Kataklysmus und dessen Folgen voraus, hielt Frankreich für verloren, die sichere Beute des Nordens — allerdings Rußlands, nicht Deutschlands, das er für „fertig" hielt —, und begehrte für sich selber nur noch eine Rolle, die ihm das Geschick denn auch vorbehielt, die Rolle Philopömen's, der sein untergehendes Vaterland vertheidigt. (Les Cahiers de Sainte-Beuve, p. 66.)

berechtigter Ehrgeiz, denn er wollte nicht gegen die Gesetze und mit Gewalt, sondern unter der Herrschaft des Gesetzes durch die Ueberredung regieren, und war sich bewußt, unter welcher Dynastie es auch sein mochte, nur dem Vaterlande zu dienen. Als er sah, daß der schweigsame neue Herrscher andere Wege einschlug, seiner zu entrathen und mit ihm die parlamentarische Regierungsform aufzugeben entschlossen schien, wandte sich auch Thiers von ihm ab. Doch selbst nach dem Staatsstreiche, der ihn in's Gefängniß und in die Verbannung führte, den er aber dieserhalb durchaus nicht mit der sittlichen Strenge verdammte, mit der ihn Andere, welche er verhindert hatte selbst einen Staatsstreich auszuführen, verurtheilten — selbst nach dem Staatsstreiche zeigte er sich geneigt, ein Ministerium zu bilden, wenn die Regierungsform eine parlamentarische sein würde; und erst als er darin gründlich enttäuscht worden war, wandte er seine ganze Thätigkeit wieder dem Studium der Vergangenheit zu. Kaum aber erscholl 1863 wieder die Fanfare, als er auch zu den altbekannten Fahnen eilte und seine zweite Jugend wieder fand. Als gar das ganze System von 1830 wieder aufzuleben schien unterm „liberalen Kaiserreich," war wiederum Thiers der Erste, der ohne Groll, ohne Recriminationen sein Idealrégime annahm, welche Hand es auch bieten mochte, seine jüngeren Freunde (z. B. Prévost Paradol) zum Anschluß trieb, selber hoffnungsvoll in die Reihen trat. Denn voll athmete er nur in der parlamentarischen Arena, wo er seine berauschendsten Siege erfochten, wo er alle seine Kräfte einsetzen konnte; und so unparteiisch, so mäßig, so objectiv

Einer sein mag, das Persönliche wirkt immer ein auf die Gestaltung seiner Ideen und Systeme, und es soll darauf wirken. Wer weiß, ob Schopenhauer Pessimist geworden wäre, wenn er „den Lorbeer und die Gunst der Frauen" zeitig geerntet und nicht an der Leber gelitten hätte? ob Thiers der überzeugte Parlamentarier gewesen, wenn der Ehrgeiz nicht das treibende Princip seiner Natur, das Wort nicht seine natürliche Waffe gewesen wäre?

Denn ein Redner war der kleine Mann vom Wirbel bis zur Zehe; ganz er selbst war er nur auf dem Turnplatz des Wortes, im Parlamente. Wie das Streitroß im Buche Hiob wiehert beim Ertönen der Trompete „und riecht den Streit von ferne," so verjüngte sich Thiers um ein Menschenalter, als er 1863 nach zwölf Jahren Ausspannung wieder in die Rennbahn des Palais Bourbon trat. Aber auch als Redner, gerade als Redner, war's der schlichte, natürliche, lebhafte französische Bürgersmann, der sich nur selber zu geben brauchte, wie er war, um Alle fortzureißen, und das schon als ganz junger Mann, gegen 1831 als er noch lange nicht die Autorität hatte, die Alter und eingenommene Würden ihm in den sechziger und siebziger Jahren verschafften. Schon damals war er, so scheints, was wir ihn gesehen haben: keine Spur vom leidenschaftlichen Tribunen, aber auch Nichts von falscher Senatorenwürde: weder commediante noch tragediante, wie Pius VII. Napoleon den Großen abwechselnd nannte, sondern der unversiegliche Gesprächskünstler, der er daheim war im Wohnzimmer auf der Place St. George.

Thiers schien Alles gegen sich zu haben, wenn er mit einem Barrot, einem Guizot, oder gar einem Berryer zu wetteifern versuchte. Erschien er auf der Tribüne, die ihm bis zur Brust reichte, nippte an seinem Glase Rothwein, das stets zu seiner Rechten stand, zog sein großes weißes Schnupftuch aus der Tasche, entfaltete es, putzte seine Brille, faltete es wieder sorgfältig zusammen und legte es auf seine Linke neben sich; begann er dann endlich, wenn Alles ruhig war, mit seiner schnarrenden Stimme, indem er seine Aermchen bewegte und mit seiner Habichtsnase nickte, so konnte man sich wirklich des Gedankens an Freund Pulcinello nicht erwehren; aber es dauerte nicht lange, so war das Alles vergessen, man folgte gefesselt diesem unwiderstehlichen Strome, dessen durchsichtige Fülle Alles mit sich fortriß. Es war nicht Berryer's pathetische Wärme, nicht Dufaure's unentrinnbare Argumentation, nicht Guizot's blendende Vornehmheit, des Ausdrucks mehr als des Gedankens; recht im Gegentheil blieb der kleine Mann stets beim schlichtesten sermo pedestris; seine Beweisführung ließ viel zu wünschen übrig und seine Gedanken glichen oft recht abgetretenen Gemeinplätzen, die er mit großer Selbstzufriedenheit ausspann, als wären es die tiefsten und neuesten Offenbarungen. Und doch! Stunden lang konnte man, ohne je zu ermüden, seinen langen Auseinandersetzungen philosophischer oder finanzieller und wirthschaftlicher Fragen lauschen; er kam zu dem Niveau eines Jeden herab, selbst auf die Gefahr hin, unter das Niveau der Mehrzahl seiner Hörer zu steigen; er wußte, daß „die Franzosen zu lernen lieben, was sie wissen,“

weil sie dann die Genugthuung haben, mit ihrem raschen Verständniß zufrieden zu sein, und er wußte, daß es Hunderte einfacher Dinge gibt, die Jeder zu wissen glaubt oder zu wissen vorgibt, die er aber sehr erfreut ist, wirklich kennen zu lernen, z. B. die Weise, wie eine Eisenbahnverwaltung functionirt, wie ein Etat festgestellt, wie eine Armee verproviantirt wird. So sprach er dann einen ganzen Nachmittag über, als stände er vor seinem Kamin, und man hörte und hörte, wie man liest und liest, wenn man seine endlosen Bände zur Hand nimmt: was er sprach, entstand eben vor Einem, es war nichts Fertiges, Todtes, das er brachte, er dachte alle seine Gedanken laut wieder. Was bei ihm anzog, was an ihn fesselte, trotz der mangelnden Tiefe des Inhalts und der keineswegs fehlerlosen Form, war die Persönlichkeit, die er jedesmal und an jeder Stelle voll einsetzte, die Allem Leben nnd Bewegung gab, auch dem Unbedeutendsten Bedeutung verlieh. Wie viel aber die Persönlichkeit vermag, wenn sie ganz in dem ist, was der Mensch thut, erinnere ich mich gesehen zu haben, als einst Thiers — es war noch vor der Wiederherstellung der Tribüne — von seiner Gesinnung sprach und ein Mitglied der äußersten Rechten, die ja auch ihre Gamins zählt, wie die äußerste Linke, ihm ironisch zurief: les convictions de M. Thiers! er sich aber weit vorbog, den Mann mit dem Blicke durch seine Brillengläser durchbohrte und mit schrillender Stimme rief: des convictions! oui Monsieur, des convictions! Todtenstille breitete sich wie im Nu über die ganze Versammlung; alle Blicke wandten sich nach dem übelberathenen

Unterbrecher, der verlegen und erbleichend zur Erde niedersah, als sei er auf einer bösen That ergriffen worden.

Die Ganzheit war Thiers' großes Geheimniß, wie das Geheimniß aller großen Persönlichkeiten. Er war nirgendwo halb, auch nicht beim Geringsten, und das Geringste interessirte ihn wie ein wißbegieriges Kind, das noch die Welt zu lernen hat; seine Blumen und seine Pferde nahmen seine Aufmerksamkeit ganz ebenso in Anspruch, als eine politische Maßregel, die zu ergreifen war, und jedes kleinste Naturphänomen erweckte seine Neugierde. An Nichts ging er vorüber, ohne es zu bemerken und eine Erklärung zu verlangen; dieser Erklärung aber lauschte er, als ob es sich um ein Finanzgeschäft handle, von dem sein Vermögen abhinge. So auch, wenn er selber redete und handelte, sei's, daß er im Verwaltungsrath der Kohlenwerkgesellschaft von Anzin für einen Tarifsatz, sei's, daß er im Gesetzgebenden Körper für „die nothwendigen Freiheiten" das Wort ergriff, sei's, daß er seine Vögel fütterte oder seine Kunstwerke für seine Sammlung auswählte: immer war er totus in illis.

Denn auch ein Kunstliebhaber war Herr Thiers, und für einen Kunstkenner hätte er gern gelten mögen. Schon als fünfundzwanzigjähriger Mann hatte er mit Aufsätzen über die Kunstausstellung von 1822 Aufsehen gemacht, wie elf Jahre früher Guizot mit einer Broschüre über den „Salon von 1810" vor's Publicum getreten war. Dieser kam natürlich mit seinen Theorien an die Kunst heran; Thiers war anschaulich gebildet. Schon als Student in Aix hatte er Gelegenheit gehabt, die nicht verächtlichen Kunstsammlungen einiger der alt-

parlamentarischen Familien zu studiren und sein Auge zu bilden. Seine ersten Urtheile waren von bemerkenswerther Freiheit; in der allgemeinen Eingenommenheit für die Classik wußte er den Kopf oben zu behalten, und während in Frankreich, wie in Italien und Deutschland, noch Alles bei der absoluten und permanenten Gültigkeit der Winkelmann'schen Theorien und der David'schen Praxis schwur, wußte er schon zu unterscheiden, daß das Verdienst dieser Schule vornehmlich ein historisches war, daß sie als eine Reaction gegen den verderbten Geschmack des 18. Jahrhundert, nicht als die ewige Regel der Kunst anzusehen sei. Schon damals machte er auf Delacroix' Barke Dante's, welche die Orthodoxen der Akademie gern in's Feuer geworfen hätten, aufmerksam, als auf ein Werk, in dem sich, trotz aller Einwendungen, die man dagegen erheben könne, eine bedeutende Individualität offenbare. Diese Einsicht in den Werth der Individualität bei Kunstwerken war es auch, welche ihn mehr zur Renaissance als zum Alterthum hinzog, deren abstracte Typen ihm keine besondere Sympathie abgewinnen konnten. Ja, er trieb in späteren Jahren diesen Werth der Lebensquelle, der Entstehungsspuren in den Kunstwerken so weit, daß er fast in die puerile Anschauung verfiel, mit der Ungebildete die Kunst aufzufassen pflegen. Ging er doch so weit, allen Ernstes zu behaupten, das Radiren sei die höchste Form der Kunst, weil hier die Inspiration nicht die Zeit habe zu erkalten, wie beim Maler und Bildhauer, die Strich um Strich, Schlag auf Schlag zu führen hätten! In dieser Absicht hatte er denn auch seine einzige Samm-

lung von Acquaforten angelegt, denen sich seine wundervollen Kupferstiche würdig anschlossen. Dasselbe dürfte kaum von seinen Gemälden und Sculpturen gesagt werden. Der Bourgeois verleugnete sich auch hier ebensowenig als das Kind des Museumsjahrhunderts. Er verstand es nicht seine Sammlung wachsen zu lassen, sondern hatte beim Beginnen der Anlage seinen vorgefaßten Plan, nach welchem er kaufte und bestellte, wobei denn natürlich die Copie der anerkannten Meisterwerke die Hauptrolle spielen mußte, ohne daß es dem Besteller einzufallen schien, daß es kein besseres Mittel gibt, ein Kunstwerk jenes einzigen Vorzuges der Individualität zu berauben, als es copiren zu lassen, und daß der Hauptgrund, warum die Antike ihm so allgemein vorkam, eben der ist, daß wir meist nur Copien haben, in denen jede Spur der Künstlerhand, welche das Gebilde schuf, verblaßt, ja verschwunden ist. Dabei war Thiers auch in Kunstsachen der ächte Franzose: was er nicht verstand, ließ er nicht gelten, und recht verstand er doch nur was französisch war: die Colonnade des Louvre stellte er über den Tempel von Paestum, und Racine zog er dem Homer vor. Da blickte denn doch der Mangel einer gediegenen humanistischen Bildung durch, welche eben die Inferiorität der französischen Bildung des 19. Jahrhunderts gegen die des 17. ausmacht.

II.

Wie in der Lebensführung und der Erscheinung, in der Rede und in der That immer der ganze Mensch bei Thiers zu Tage trat, so im Geschichtsschreiber. Es

war dieselbe Fülle, dieselbe Schlichtheit, dasselbe Leben. So wenig die Tribüne, welche ja so leicht auf die Sprecher wirkt wie Helm und Toga auf den Schauspieler, den kleinen Bürgersmann dazu verleitete, sich auf den Kothurn zu stellen, so wenig glaubte er es der Würde der Geschichte schuldig zu sein, den pathetischen Ton anzustimmen. Nicht als ob er von vornherein die schlichte Weise getroffen hätte: in den zwei ersten Bänden seiner Revolutionsgeschichte (1823), wie in den ersten parlamentarischen Reden (1831), verrieth sich noch der Sohn des achtzehnten Jahrhunderts; aber der junge Mann sah mit raschem Takte ein, daß diese Rhetorik veraltet und wirkungslos war, daß die mächtigere und frischere Rhetorik des 17. Jahrhunderts außer seinem Bereiche lag, die leidenschaftlich bewegte seiner eignen berühmtesten Altersgenossen seiner persönlichen Begabung und seiner realistischen Auffassung nicht ensprach, und fortan schrieb und redete er im Conversationstone; je weiter er aber ging, desto ungezwungener ließ er die Worte von seiner Lippe und aus seiner Feder fließen. Die Revolutionsgeschichte, selbst in den letzen Theilen (1827) ist noch weit gehaltener, studirter in der Sprache, als das „Consulat und das Kaiserreich," namentlich als die letzen Bücher dieses Riesenwerkes. Ein solcher Stil hat natürlich alle die Vorzüge und alle die Fehler des Gesprächstones, und Nichts ist leichter als letztere aufzufinden. Eine gewisse Nachlässigkeit ist nicht zu verkennen, sowol im Satzbau, der oft in lange Aufzählungen ausartet, und zwar nicht durch Unklarheit, wol aber durch Ueberklarheit und Monotonie ermüdet, als auch in der Wortwahl, die

nicht immer so genau ist, als man wünschen möchte. Oft hinken die Bilder, sind die Antithesen schielend, wird Ungleichartiges als Gleichartiges zusammengestellt. Man hat viel gelacht in Frankreich über seine „Prusse placée entre le Hanovre et l'honneur," und man könnte hundert andere solcher Ungereimtheiten anführen; denn die zahllosen Seiten seiner Kaisergeschichte wimmeln davon. Schlimmer noch ist die Breite der Rede: Thiers schenkt uns Nichts; jeden seiner Gedanken theilt er bis in alle seine Deductionen mit, und jede Thatsache wird bis in alle ihre Einzelheiten erklärt; ja, die Wiederholungen häufen sich oft auf's Lästigste. Hier erkennt man den Redner, der sich wiederholen muß, sei's mit denselben Worten, sei's in anderen, um sicher zu sein, daß der Zuhörer ganz in seinen Gedankengang eingeht. Wenn aber der Redner es an den Augen und der Haltung seiner Zuhörer absieht, wo und wann die Wiederholung nöthig ist, fehlt dieser Regulator dem Schriftsteller, der also durch andere Mittel die Aufmerksamkeit und das Verständniß des Lesers zwingen muß: das vergißt Thiers nur zu oft.

Was ist's denn aber nun, das den Leser trotz alledem fesselt, ihm nicht erlaubt, den Band niederzulegen, wenn er ihn einmal aufgenommen. Thiers verschmäht es, seinen Stil durch Witz zu beleben, obschon er hier und da durch eine leise Ironie wohl andeutet, daß er auch diese Pfeile in seinem Köcher hat; fast nie bekommen wir unterhaltende Anecdoten zu hören; selten auch hält er inne in seiner Erzählung, um uns ein lebendiges Porträt zu zeichnen, obschon er auch darin Meister sein

könnte — man denke an die wundervolle
Masséna's im VI. Bande*) —; er ist e
cholog und kein Maler; ihn interessirt
schreitende, sich entwickelnde Leben. Mehr
es, durch Sentenzen, in denen er seine S
oder seine zuweilen recht kindliche Philosop
dem Leser etwas zu imponiren; doch auch
sich zu blenden; er ist ein geschworener Fein
doxe wie aller überraschenden Ausdrücke
zusammenstellungen; manchmal erhebt er s
zu einem gewissen Lyrismus und verläßt
blicke den gewohnten Soccus: nicht zu sein
der Leser lächelt oder überschlägt diese Seite
Ergüsse, welche so wenig zusammenstimmen
lichen Haltung des ganzen Werkes, denn
ist's, die, vorgetragen mit der Lebendigkeit
ders, uns anzieht und festhält. Ich sagte,
gesprochene Rede: darin liegt der Zauber
Leben und Fluß, und wie wir einem lebhaft
Freunde nicht jede Incorrection, jede Wiederl
kleine Geschmacklosigkeit aufmutzen, so vergess
hier, im Strome fortgerissen, daß dieser St
Unnützes, fast Störendes mitschleppt. D
freilich, daß der Sprecher uns etwas zu s
und Thiers hat immer etwas zu sagen, n
Neues, Erhabenes oder Tiefes, manchmal s
Lapalissaden, aber immer etwas; seine Re

*) Ich muß leider das „Consulat et Empire
Brüsseler Ausgabe citiren, die ich allein besitze.



hohl, und da er sich für das Kleinste interessirt, so theilt er immer dem Leser etwas von diesem seinem Interesse mit. Zugleich belehrt er uns auch hier oft über die einfachsten Gegenstände, die wir zu wissen glauben und jetzt eigentlich erst kennen lernen, und gewinnt so die Unwissenden für sich, welche ja stets die Mehrheit bilden. Dadurch regt er uns selbst zu einer angenehmen, belebenden Geistesthätigkeit an, wir sehen, wir begreifen, wie die Dinge, von denen wir lesen, sich in Wirklichkeit zutragen und so erreicht der incorrecte, prolixe, oft farblose Schriftsteller zuweilen, wie im 39. Buche (Torrès Vedras), oder im 43. (Passage du Niemen) eine Wirkung, die nur mit der eines Xenophon oder Moltke*) zu vergleichen ist: wir sehen vor uns, wie eine große Armee operirt, und dadurch eben, daß uns der Erzähler keine Kleinigkeit schenkt, die Zahl der Karren, die Natur der verschiedenen Bedürfnisse an Lebensmitteln und Futter, an Lederzeug und Medicamenten, an Straßen und Depôts klar macht, uns zeigt, was die Armee mit sich führen, was sie je nach dem Klima, der Bodenbeschaffenheit, der Jahreszeit, dem Culturgrade der Bevölkerung von dem durchzogenen oder besetzten Lande erwarten kann, wie das Verhältniß der Commandirenden zum Generalstab, des Generalstabs zu den anderen Officieren, dieser zur Intendanz ist, — durch alles das gibt er uns zugleich eine klare Idee von der Schwierigkeit der militärischen Aufgabe, wie von den Eigenschaften des

*) Ich denke hier nicht an's große Generalstabswerk, sondern an die Briefe vom kleinasiatischen Kriegsschauplatz 1839.

Charakters und des Geistes, welche ihre
dert. Sobald er das Thatsächliche verläßt
Art Philosophie des Krieges und der Krie
geben, wie in dem langen Resumé, das d
ganzen Werkes bildet, oder wenn er gar se
neuen noch tiefen Theorien über die Noth
Religion für den Menschen und des Cult
gibt, so mag er uns manchmal hausbacke
misch vorkommen; aber auch darin verräth
zose und der Bourgeois, welchem eine ge
dige Uebersicht und Einsicht ein nothwend
bedürfniß ist, Speculation aber und historis
wie eitel Mysticismus und Schwärmerei ers
Thiers, der gar gern lehrte, hatte das selte
und Talent, derlei Gemeinplätze oder aber
täre Kenntnisse anspruchslos vorzutragen, o
wissenden Leser seine eigene Lehrerüberlege
zu lassen — nicht die letzte Eigenschaft, durc
die beispiellose Gunst zu erwerben wußte, de
lesenden Publicum genoß.

Auch in der Composition tragen Thiers
werke den Charakter des Gesprächs. Ein e
diges Gespräch hat keinen Plan, es läßt sich
stande und dem augenblicklichen Interesse lei
den Gegenstand in eine feste Oekonomie z
Es hat weder Exordium noch Peroration wie
rede. Es läßt die Erzählung fallen, je na
oder aber nach den Erfordernissen der Zei
Raumes. Als Thiers sein erstes Werk beg
er sich vor, „in wenig Worten die Geschichte

würdigen Umwälzung zu schreiben, welche die Menschen tief bewegt hat und sie noch heute theilt." Aus den „wenig Worten" wurden zehn dicke Bände! Auch diese stehen ganz außer Verhältniß zu einander: die zwei ersten genügen, um die so vollen sechs Jahre von 1787 bis 1792 zu erzählen; die freilich auch nicht leeren, aber doch keineswegs bewegteren zwei Jahre 1793 und 1794 sollten demnach höchstens einen füllen, nehmen aber viere ein! Daß gar in einem Werke von zwanzig starken Bänden, wie das „Consulat und Kaiserreich," an eine gegliederte Einheit nicht zu denken ist, daß hier nur Annalen, nicht Geschichte geboten werden konnten, versteht sich von selbst; aber auch in jedem einzelnen der zweiundsechzig Bücher ist wenig oder keine Composition zu finden; der Erzähler hält sich ganz an die chronologische Folge, und obschon jedes dieser Bücher einen besonderen Namen trägt, der auf eine beabsichtigte Einheit hinzudeuten schien, vermißt man diese überall. Nicht nur die Ausdehnung, auch die Schnelligkeit der Arbeit hinderte den Geschichtsschreiber an einer organischen Eintheilung und Gliederung des Stoffes und führte ihn manchmal zu nicht unwichtigen Auslassungen, wie denn z. B. zwischen dem V. und VI. Bande höchst bedenkliche Lücken sind; man vergesse nicht, daß Thiers die zehn ersten Bände seines Kaiserreichs in wenig mehr als vier Jahren niederschrieb, daß die zehn letzten in sieben Jahren vollendet wurden. Man mag einwerfen, daß er fünf Jahre (1840—1845) gehabt, sein Werk vorzubereiten, daß ihm Hilfsmittel aller Art die Arbeit erleichterten, daß er Secretäre, Copisten, Mitarbeiter in Fülle zu seiner

Verfügung hatte, daß er nicht, wie der arme Deutsche in solchem Falle, mit einem mißtrauischen Publicum von Kritikern zu thun hatte, welches in den Noten die genaue Beglaubigung mit Citation und Seitenzahl verlangt, ehe es dem Autor Glauben schenkt, daß er sich demnach begnügen konnte, durch die überzeugende Kraft seiner Darstellung dem Leser das Gefühl beizubringen, daß er es hier mit einer ernsten und gediegenen Arbeit zu thun habe; — immerhin bleibt die Aufnahme des selbst im Voraus gesichteten Stoffes und das Niederschreiben allein in so kurzer Zeit und selbst mit Weglassung peinlich verificirter Belegstellen etwas fast Räthselhaftes, das die unglaubliche Leichtigkeit der Auffassung, der Assimilation, der Wiedergabe, die Erfahrung, die Vorkenntnisse und die Vorstudien nicht genügen zu erklären und eben nur bei einer großen Vernachlässigung des Stils und der Composition möglich war. Alles dies fehlte ihm überdies bei Ausarbeitung seiner Revolutionsgeschichte, die er 1823 als armer Journalist in seiner Dachstube begann und in vier Jahren vollendete, nicht ohne sich wiederholt über die „Langsamkeit“ zu entschuldigen, mit der er sein Werk vollendete. Dritthalb Bände im Jahr, und er bittet um Entschuldigung für die Langsamkeit!

Ist nun nach alle dem kaum zu erwarten, daß Thiers' Annalen der Revolution und des Kaiserreichs als Kunstwerke leben werden, um so weniger, als in unserer raschen Zeit selten Jemand die Muße finden wird, die zwanzig Bände hintereinander zu lesen, die wir Mitlebenden von Jahr zu Jahr bei ihrem Erscheinen verschlangen, so wird das colossale Werk darum noch keineswegs dem Unter-

gang geweiht sein. Das geschichtliche Material schwillt immer mehr an und wird für das größere Publicum geradezu überwältigend. Wer sich über eine gewisse Frage — z. B. über den Abschluß des Concordats, über die Abschaffung des Papiergeldes, die Wiederherstellung der Finanzen, die Gründung der Bank von Frankreich oder der Universität, wer sich über eine bestimmte Operation, wie die Boulogner Rüstung, über einen besonderen Feldzug, eine besondere Unterhandlung*) unterrichten will, wird immer wohl daran thun, zuerst zu Thiers zu greifen, dessen Planlosigkeit es eben erlaubt, jeden Abschnitt einfach herauszureißen und für sich zu lesen. Thiers hat solche Materialien zur Verfügung gehabt — unveröffentlichte Memoiren, mündliche Mittheilungen von Officieren und Staatsmännern der Zeit, Canzleien, Archive aller Ministerien —, wie sie so leicht einem Anderen nicht zu Theil werden dürften und er wußte sie zu benutzen, ob er schon in keinem „historischen Seminare" die richtige Methode erlernt hatte. War er doch selbst Minister gewesen und wußte nur zu wohl, daß auch die Herren Generale und Gesandten Menschen sind, und daß ihre Berichte, so gut wie die anderer Zeugen, mit kritischem Auge geprüft sein wollen, weil auch hier Eile, Leidenschaft, Wunsch zu gefallen oder gewisse Wirkungen hervorzubringen, Eitelkeit, Leichtgläubigkeit ihr Spiel treiben, weil auch hier die äußere Stellung nur eine Präsumtion, keine Bürgschaft für die Sicherheit des Berichteten gibt.

*) Die diplomatischen Transactionen sind übrigens die schwächste Seite der ersten Bände. Erst in den letzten Büchern wird auch diese politische Thätigkeit nach Gebühr gewürdigt.

Dagegen hatte Thiers den Nachtheil mit den meisten lebhaften Naturen gemein, daß er sich unbewußt von vorgefaßten Ansichten leiten ließ und doch immer zuerst und vorzüglich sah, was ihm in seinen Kram paßte. Als aufrichtiger und warmer Patriot griff der „historien national," wie ihn einst Napoleon III. bei feierlicher Gelegenheit nannte, mit Eifer Alles auf, was die Ueberlegenheit seiner Nation in ein glänzendes Licht stellen konnte; ein geborener Advocat, ließ er die Darstellung leicht in Plaidoirie ausarten, und identificirte sich so mit der Sache seines Clienten — bald der Revolution, bald Napoleon's, immer Frankreichs — daß er die Ansprüche der Gegenpartei ganz übersah. Weder Künstler, noch wissenschaftlicher Forscher, sondern Geschäftsmann, durchstöberte er thurmhohe Acten mit unermüdlichem Fleiße, schärfstem Blick und folglich auch mit dem selten ausbleibenden Jägerglück, überzeugt, allein die Wahrheit gesucht und sie gefunden zu haben, wie der redliche Anwalt, der keine schlechte Sache annimmt. Kein Wunder, wenn der Anwalt der Gegenpartei, kam er einmal zum Worte — und Thiers war nicht so bald fertig — seine Sache ebenso einseitig vertheidigte. Doch ist dabei nicht zu vergessen, daß diese Gegner weder die Kenntnisse noch die Begabung Herrn Thiers' hatten, daß ihre Sache keine so gute, ihre Ueberzeugung keine so lautere war, daß sie endlich Herrn Thiers nicht widerlegen konnten, ohne zugleich den Ruhm und die Größe ihres Vaterlandes zu verkleinern.

Schon in den fünfziger Jahren hatte unter den grollenden Feinden des zweiten Kaiserreichs, meist Lite-

raten und Politikern, welchen das neue Régime ihre öffentliche Laufbahn geschlossen und die nicht, wie Thiers, die Muße mit uneigennütziger Thätigkeit auszufüllen wußten, weil ihnen die Universalität und Lebendigkeit des Interesses abging, mit der ein Thiers sich auf die Dinge zu werfen wußte — schon in den fünfziger Jahren begann innerhalb der liberalen Partei die Reaction gegen den Napoleonismus, welcher zwanzig Jahre vorher gerade diese Partei so ausschließlich beseelt hatte. Lamartine schrieb in der Restaurationsgeschichte sein beredtes Requisitorium gegen Napoleon; der alte Villemain erzählte seine Erinnerungen aus der Kaiserzeit, nicht ohne indirect die Schönfärberei Thiers' zu rügen; Graf d'Haussonville, der Schwiegersohn des Herzogs de Broglie, veröffentlichte in ähnlichem Sinn seine Studien über das Concordat, die Verhandlungen, die ihm vorausgegangen, die Verwickelungen, die ihm gefolgt, und man fühlte sehr wohl das unausgesprochene Bestreben, jenes von Thiers so hochgepriesene Werk des ersten Consuls herabzusetzen. Auch J. J. Ampère's und Beulé's retrospective römische Kaisergeschichten gehören zu jenem Laufgrabenwerk, mit welchem die orleanistische Opposition den festgegründeten Ruhm des größten Feldherrn und Gesetzgebers aller Zeiten zu Falle zu bringen suchte. Plumper und directer, freilich aber offenherziger, gingen die Republikaner zu Werke, sie, die wenige Jahre vorher am begeistertsten die Größe des „kleinen Corporals" verherrlicht hatten. Ein Militär, der seine Carrière und seine Autorität mehr dem Muthe dankte, mit dem er als zwanzigjähriger Polytechniker den Sturm gegen eine Caserne geleitet,

als den Beweisen von militärischer Begabung, die er im Kriege beigebracht, Oberst Charras, schrieb ein Werk über Waterloo, noch ehe Thiers' letzter Band erschienen war, um zu beweisen, daß Napoleon auch als Feldherr den Ruhm nicht verdiene, den ihm eine blöde Mit- und Nachwelt gezollt. Wenig Jahre darauf unternahm es gar ein ehemaliger Professor des Collège de France, Dichter und Philosoph, Geschichtsphilosoph insbesondere, Herr Edgar Quinet, die These von Napoleon's militärischer Unfähigkeit, die Charras in seinem „Waterloo“ zuerst aufgestellt, in einem eigenen Werke „La Campagne de 1815“ zu vertheidigen und seinen erstaunten Lesern darzuthun, daß Grouchy und Ney nicht die mindeste Schuld am Verluste der Völkerschlacht gehabt, in der des großen Kaisers Stern für immer unterging. Klang es schon etwas sonderbar, Herrn Quinet mit Thiers wie mit einem Schulknaben umspringen zu sehen, so war es noch heiterer, einen braven Gymnasiallehrer, der bis dahin nur als schwerfälliger Uebersetzer von Kant's Werken bekannt war, ein eigenes Buch über Herrn Thiers, „Napoléon I. et son historien“ schreiben und dem alten Herrn sein Exercitium corrigiren zu sehen. Kein Zweifel, Herr Barni, ein gesinnungstüchtiger Republikaner „de la veille,“ ist seitdem einer der enthusiastischsten Bewunderer des großen „Befreiers“ geworden. Am erfolgreichsten und methodischsten jedoch wurde die Reaction gegen den Kaisercultus und der Angriff gegen den Geschichtsschreiber des ersten Kaiserreiches von zwei Romanschreibern und einem Publicisten betrieben, welche ihre ungewöhnlichen Talente ausschließlich dieser sonderbaren,

selbstgewählten Aufgabe mit einer Art von Begeisterung widmeten. Alljährlich kleideten die Herren Erckmann-Chatrian ihre fünf oder sechs Holzfigürchen in neue Elsässer Kleidchen nach dem Schnitte der Pariser Costumiers und gruppirten sie auf demselben Theaterchen mit denselben Decörchen zu wenig verschiedenen Schäferstückchen mit Kriegshintergrund, um handgreiflich darzuthun, daß ein Volk nicht vom Ruhm und der Größe des Vaterlandes, sondern von Schinken und Sauerkraut leben soll, vornehmlich aber um die Nation in dem nur allzu bequemen Wahn zu befestigen, alle Irrthümer, Unfälle und Ausschreitungen ihrer Geschichte seien die Fehler der Regierenden, Alles dagegen, was gut gethan sei und gelinge, des Volkes eigenstes Verdienst, und sie so gegen ihre pflichtvergessenen Vormünder aufzustacheln, — welche ja keine Stunde am Ruder geblieben wären, wenn Frankreich sie nicht gewollt hätte! Gleichzeitig schrieb P. Lanfrey zuerst einen ausführlichen Essay nicht über, sondern gegen Thiers' Hauptwerk, dann, den Thatbeweis zur Lehre gesellend, ein eigenes vielbändiges Werk über Napoleon, welches von Anfang bis zu Ende mit unermüdlicher Consequenz den Zweck verfolgt, historisch darzuthun, daß alles Gute, was Thiers Napoleon zugeschrieben, von Anderen, meist vom Convente herrühre; daß der erste Consul schon ein ebensoschlimmer Politiker gewesen sei, als der Kaiser; daß seine gesetzgeberische Thätigkeit theils eine ganz aus der Luft gegriffene Legende, theils ein großes Unglück für Frankreich; daß auch der Verwalter und der Militär nicht viel besser als der Gesetzgeber und Politiker, daß seine Regierung

eine Reihenfolge von Gewaltthätigkeiten und Fehlern gewesen und daß Frankreich alle Schäden, an denen sein öffentliches Leben kranke, nur ihm zu verdanken habe.*)

Frankreich aber ist nicht das Land, wo die Worte des Dichters oder des Pamphletisten spurlos verhallen. Hatten dreißig Jahre früher die Lieder Béranger's und die Oden V. Hugo's aus der Vendômesäule das Mecca und Medina des Pariser Volkes gemacht und das Standbild der „redingote grise" auf die Spitze gezaubert, so waren es desselben V. Hugo gereimte Invectiven, war es der systematische Feldzug der Orleanisten und Republikaner des zweiten Kaiserreichs, welche, in die Sprache des Pöbels übersetzt, im April 1871 die Niederreißung der Ruhmessäule Frankreichs bedeuteten.

Ich schreibe hier keine Apologie Thiers', noch weniger Napoleon's und der Leser braucht nicht zu fürchten, daß ich jeden Punkt der Lanfrey'schen Polemik einzeln beleuchten werde, obschon das Urtheil Lanfrey's heutzutage das Urtheil fast aller Gebildeten und Freisinnigen Frankreichs ist. Es ist nicht im Entferntesten wahrscheinlich, daß diese augenblickliche Strömung auch morgen noch vorhalte, und man überläßt es füglich den Söhnen der jetzigen Generation, die Urtheile ihrer Väter zu revidiren. Hier möge es genügen, die zwei Hauptvorwürfe, welche

*) Ein keineswegs bonapartistischer, aber kaltblütiger Kritiker, der zugleich der erste lebende Kenner der Revolutions- und Kaisergeschichte Frankreichs ist, Herr Lot, hat (in der Revue critique) die Oberflächlichkeit, Willkür und Verdienste, aber auch die Kritiklosigkeit und Einseitigkeit des Lanfrey'schen Werkes documentarisch dargethan. Jener erste heftige Angriff Lanfrey's gegen Thiers (1861) blieb ohne Antwort.

gegen Thiers, den Geschichtsschreiber des Kaiserreichs, erhoben worden, in wenig Worten zurückzuweisen. Lassen wir nämlich die harten Urtheile der Neuliberalen und der Republikaner über den Stil, die Studien, die Parteilichkeit, die historische Unredlichkeit, die Armuth der Anschauungsweise bei Seite, so bleiben immer im Vordergrunde die zwei Anklagen, daß der Geschichtsschreiber kein Gefühl für Recht und Moral habe, und daß er im Laufe seiner Arbeit seine Ansicht gewechselt habe. Beide Vorwürfe sind in der That durchaus ungerechtfertigt und klingen doppelt befremdend, wenn sie von Männern einer Partei kommen, welche wie auf ein Commandowort ihre ganze Ansicht über den großen Kaiser geändert, seit dessen Neffe ihnen das Heft aus den Händen gewunden; von Männern einer Partei, die jedem Gewaltstreich seit hundert Jahren zugejubelt, selbst dem leichtsinnigsten und verderblichsten von allen, dem 24. Februar, vorausgesetzt er kam von der Straße anstatt von den Tuilerien und — fiel zu ihrem Vortheil aus. Auch Thiers war durch eine Straßenrevolution der Weg zur Macht eröffnet worden; auch Thiers war von dem Erben seines Helden zu unfreiwilliger Muße verdammt worden: aber Billigkeit und Anerkennung der Thatsachen war zu sehr in seiner innersten Natur, als daß er zwei Maße und Gewichte hätte haben sollen, und ungesetzliche gewaltsame Handlungen, welche nothwendig geworden, anders beurtheilen sollte, wenn sie von unten, als wenn sie von oben ausgingen; und die Ueberzeugungen Thiers' jene convictions, von denen ich vorhin sprach, waren zu tief gewurzelt, als daß er sie plötzlich hätte aufgeben

sollen, weil die Umstände um ihn her sich geändert und er selber unsanft berührt ward von der zweiten Aufführung eines Drama's, das er einst beklatscht hatte.

Thiers war kein Moralist: er war Geschichtsschreiber. Es bleibt Niemandem unbenommen, die Schriftsteller vorzuziehen, welche, anstatt die Ereignisse zu erzählen und zu erklären, die Handelnden verdammen oder heilig sprechen; doch ist es wohl erlaubt, lieber bei Jenen als bei Diesen Belehrung zu suchen; und ich kenne mehr als einen unmoralischen Leser, welcher die Blätter umzuschlagen beginnt, sobald der Geschichtsschreiber seine Erzählung unterbricht, um ihm seine Ansichten über den Werth oder Unwerth der Handelnden auseinanderzusetzen. Daß ein Realist wie Thiers, der in seinem Leben bereit war, auch nach dem Staatsstreiche, der ihn verbannt, ein Portefeuille anzunehmen, vorausgesetzt, die neu eingerichtete Regierung werde eine parlamentarische sein, in der Geschichtsschreibung keine Worte des Tadels für den 18. Brumaire findet, versteht sich wohl von selbst. Die heutigen Republikaner möchten uns wohl glauben machen, Frankreich wäre im Jahre 1799 so glücklich unter dem Directorium gewesen, der Sieg von Zürich habe seine Grenzen so wirksam gesichert, daß es keines Regierungswechsels bedurft hätte; der Geschichtsschreiber hat die Pflicht, uns zu zeigen, welches die wirkliche Lage und Stimmung des Landes war, wie Frankreich dem Manne des 18. Brumaire zujubelte, was er gethan, nicht nur auf dem Schlachtfelde von Marengo, sondern auch im Staatsrath und Cabinet, um der Welt die Bewunderung abzuzwingen, seinem Vaterlaude den glän-

zendsten Frieden und Einrichtungen zu geben, welche alle politischen Stürme überdauern, alle politischen Fehler, welche er selber oder die Nation in der Folge begehen möchten, unschädlich machen sollten. Am Geschichtsschreiber ist es, nicht über die von Niemandem angezweifelte Illegalität des Actes zu seufzen, sondern nachzuweisen, daß die Nation hinter dem Manne stand, der den Act beging, daß sie diese Ungesetzlichkeit sehnlichst wünschte und, nachdem sie vollbracht, einmüthig guthieß.

Und wie mit den wohlthätigen Ungesetzlichkeiten, so mit den verhängnißvollen: es genügte Thiers, das am Herzoge von Enghien begangene Verbrechen in allen sicher festzustellenden Thatsachen vorzuführen, und er konnte uns ruhig das Urtheil überlassen; vor Herrn Lanfrey war es auch Niemandem in den Sinn gekommen, in dieser rein sachlichen Darstellung eine Beschönigung jenes Justizmordes zu sehen. Recht im Gegentheil benutzt Thiers die Gelegenheit, um dem Leser auf's eindringlichste die Wohlthaten der gesetzlichen Proceßformen zu Gemüthe zu führen, „hundertmal die Langsamkeit der Gerichtspflege zu segnen, welche die Menschen vor derlei verhängnißvollen Schlüssen, welche sie so schnell aus einigen, zufällig zusammentreffenden Umständen ziehen, zu bewahren.“ Denn freilich — und in diesem Sinne könnte man wohl sagen, Thiers plaidire „die mildernden Umstände“ — glaubt er, daß der erste Consul sowol als die Officiere, welche das Kriegsgericht bildeten, von der Schuld des Herzogs überzeugt waren, womit er jedoch keineswegs die Hintansetzung der gesetzlichen Formen entschuldigen kann noch will. Daß aber Thiers trotz

seines sonderbaren Glaubens an die natürliche Gutmüthigkeit Napoleon's nicht blind für die Schattenseiten seines Helden ist, beweist unter Anderen seine rückhaltslose Verurtheilung der schmachvollen That von Bayonne.

Im Allgemeinen bleibt es immerhin wahr, daß Thiers selten eine lebhafte Entrüstung an den Tag legt und sich dabei bescheidet, die Dinge darzustellen, wie er glaubt, daß sie sich zugetragen haben; auch war von Anfang an der Vorwurf des Fatalismus derjenige, welcher am lautesten gegen ihn erhoben wurde, ein Vorwurf, der in Frankreich stets ein vielfältiges Echo hervorzurufen sicher ist. Nun ist aber Thiers keineswegs Fatalist im gewöhnlichen Sinne des Wortes und weiß sehr wohl einem Jeden seine Verantwortlichkeit zuzuwälzen; in seiner Geschichtschreibung dagegen ist er unleugbar bis zu einem gewissen Grade; denn er bemüht sich stets die Nothwendigkeit der wesentlichen Dinge nachzuweisen, und in diesem Sinne ist alle echte Geschichte im Grunde fatalistisch. Sie hat ja nicht zu sagen, was hätte kommen können, sondern was gekommen ist, und da Nichts ohne Ursache kommt, diese Ursachen aufzusuchen und nachzuweisen. Die Hauptursache ist indeß nur selten die Willkür des Einzelnen, sondern die Nothwendigkeit alles Voraufgegangenen: wenn verlangt wird, Napoleon hätte im Jahre 1799 eine englische Verfassung in Frankreich einführen sollen, wenn man glaubt, er hätte sie einführen können, wie es die neuliberale Schule zu glauben vorgibt, so ist das eben Negation aller Geschichte. Thiers aber anzuklagen, nur der Erfolg sei sein Maßstab, ist so unberechtigt als thöricht. Thiers spricht ja nie von

einem partiellen oder ephemeren Erfolg, sondern von einem allgemeinen und dauernden; und darin sieht er doch wohl mit Recht die Beglaubigung und Rechtfertigung politischer Handlungen, deren Verdienst in weiser und fester Benutzung der gegebenen, d. h. nothwendigen Umstände ist; denn er glaubt nicht, daß es Wunder in dieser Welt gebe: „es gibt keine andere Ursache wirklicher Erfolge," sagt er nach Marengo, „als die Einsicht (le bon sens) unterstützt von einem starken Willen."

Wohl ist es wahr, daß Thiers zwischen der „gewöhnlichen Moral" und der politischen Moral unterscheidet, daß er nicht ansteht zu erklären, „die Throne seien etwas Anderes als ein Privateigenthum." Aber wie sollte er nicht? Ist er doch doppelt dazu ermächtigt, diesen Unterschied zu machen: einmal als Staatsmann, der die Verantwortlichkeit für eine Nation getragen, und dann als Naturmensch, der sich sein unmittelbares Gefühl nie von abstracten Spitzfindigkeiten hat verwirren lassen, der also subjectiv wie objectiv von der Unabweisbarkeit dieser Unterscheidung durchdrungen sein mußte. Sollte es wirklich noch nöthig sein, diese fadenscheinige Maske abzureißen, mit der politische Pharisäer noch immer von Zeit zu Zeit sich und Andere über die Bedingungen alles Staatslebens zu täuschen versuchen? Ist es wirklich nothwendig, gegen diese puritanische Heuchelei Einrede zu erheben, welche, weit entfernt, sich auf ein natürliches Gefühl des Menschen zu gründen, nur das Erzeugniß einer gekünstelten Sophistenargumentation ist? Wie die Interessen der Nationen nicht nach dem Privatrechte, welches das Leben des Einzelnen regelt,

behandelt werden können, so können ja auch ihre Leidenschaften und Ideen nicht denen der Individuen assimilirt werden. Man denke nur an den Krieg und vergleiche ihn mit dem Kampfe Einzelner. Selbst angenommen, der Einzelne erkenne die Competenz der Gerichte nicht an und appellire wie die Staaten an die Waffen, wird er sich in den Hinterhalt legen, um seinen Gegner zu überraschen und zu tödten? Wird er versuchen, sich mit Anderen zu verbinden, um ihn durch die numerische Ueberlegenheit niederzuwerfen? Wird er ihn an seinem Eigenthum schädigen? Ihm seinen Pachthof anzünden? Wird er Spione zu ihm senden, um den geheimen Gang ausfindig zu machen, auf dem man nächtens zu ihm schleichen kann, um ihn in seinem Schlafe zu überrumpeln? Wird das Alles nicht von allen Ehrenmännern gebrandmarkt, und ist das Alles nicht ganz erlaubt, wenn die zwei Feinde, statt Einzelne zu sein, zwei Nationen sind? Würde ein General, der sich genöthigt glaubte, alle Gesetze, die das Duell regeln, ängstlich zu beobachten, nicht heute wie vor tausend Jahren als ein Verrückter angesehen werden, der sich erlaubt, auf Kosten Tausender den Don Quichotte zu spielen? Ganz ebenso aber ist's im politischen Leben, und der Instinct der Menschen hat sich nie darin geirrt, hat nie einen gemeinen Mörder und Beutelschneider auf dieselbe Stufe gesetzt mit einem Krieger und Eroberer; und es ist keine Gefahr, daß die modernen Tugendhelden der Politik das Gewissen der Menschheit je dazu bringen, in Alexander und Cäsar einen Schinderhannes und einen Troppmann zu sehen.

Sehr begründet ist der Vorwurf, den man gegen Thiers' Geschichtsschreibung erhebt, wenn man rügt, daß er die sittlichen Mächte der Geschichte, vor Allem das geistige Leben der Zeit, zu sehr außer Acht gelassen. Es ist dies in der That eine große Lücke, die eben nur damit zu entschuldigen ist, daß Thiers nie ein Gesammtbild der Zeit geben wollte, sondern nur eine politische und militärische Geschichte; daß, wenn je eine Epoche in Frankreichs Geschichte diese anscheinend willkürliche Loslösung des äußeren Lebens der Nation vom inneren erlaubt, es die der sechsundzwanzig Jahre ist, während welcher die literarische Thätigkeit der Nation stillzustehen schien; daß er endlich da, wo der Einfluß des inneren Lebens auf den Staat fühlbar war, demselben auch seine Aufmerksamkeit zuwandte; wie denn seine Schilderung der religiösen Stimmung Frankreichs zur Zeit des Concordats eine sehr eingehende ist. Daß er bei seiner Auffassung der Aufgabe keine Capitel über Laplace und Lavoisier, Lagrange nnd Cuvier geben konnte, liegt auf der Hand; daß er die liberalisirende Wirksamkeit des Staël'schen Kreises etwas unterschätzte und nicht genug berücksichtigte, soll nicht geleugnet werden, obschon er mit gutem Grunde die Opposition des Benjamin Constant und Genossen als eine neckende, kleinliche geißelt, „die weder Zweck, noch Opportunität, noch politische Einsicht" hatte; daß er endlich die nationalen Bewegungen, wo nicht in Spanien, so doch in Deutschland, nicht in's rechte Licht zu stellen weiß, ist nur allzuwahr, daß sie ihm aber nicht entgehen, beweist eben seine Würdigung des spanischen Aufstandes: „Ich bin kein Schmeichler

der Menge, ich werde es nie sein. Ich habe mir im Gegentheil vorgenommen, ihrer tyrannischen Gewalt zu trotzen; denn es ist mir das Loos geworden, zu einer Zeit zu leben, wo sie herrscht und die Welt verwirrt (geschrieben 1849). Doch lasse ich ihr Gerechtigkeit widerfahren; wenn sie nicht sieht, so fühlt sie doch und in den äußerst seltenen Fällen, wo man die Augen schließen und seinem Gefühle gehorchen darf, ist sie, nicht ein Rathgeber, den man anhören, wohl aber ein Strom, dem man folgen muß. Das spanische Volk, obgleich es einen guten Fürsten und gute Einrichtungen zurückwies, indem es das Königthum Josephs zurückwies, war vielleicht besser inspirirt als die höheren Stände. Es handelte edel, indem es die Wohlthat zurückwies, die ihm von fremder Hand geboten wurde, und ohne Augen sah es richtiger als die Gebildeten, indem es glaubte, man könne dem Eroberer widerstehen, welchem die mächtigsten Armeen und die größten Generale nicht zu widerstehen vermocht hatten." Dagegen wiederum übergeht er Fichte's und Arndt's Wirksamkeit mit Stillschweigen; Stein's und Scharnhorst's Reformwerk wird kaum berührt; Schill's und Andreas Hofer's Aufstände in keinerlei Beziehung zur Volksstimmung gebracht; der Tod Palm's und die Aufregung, die er hervorgebracht, wird gar nicht erwähnt; der Mordversuch Staps' ganz außer allem Zusammenhang dargestellt, sein Ende im Dunkeln gelassen. Ich glaube nicht, daß dies absichtliche Auslassungen sind. Thiers hatte seinen Blick auf die Staaten und die Armeen geheftet; nur die Handlungen der Regierungen und der Generäle beschäftigten ihn. Es fragt

sich, ob eine solche Geschichtsauffassung berechtigt ist oder nicht; hat sich aber einmal ein Schriftsteller für diese Behandlungsweise entschieden, welche ja bis in's vorige Jahrhundert hinein die einzig bekannte war, so kann ihm kaum ein Vorwurf daraus gemacht werden, daß er sich damit begnüge, die Organisation, die Bewegungen und die Kämpfe der Armeen, die Gesetzgebung, Verwaltung und die internationalen Verhandlungen der Staatsmänner darzulegen und, statt den moralischen, den politischen Werth derselben zu beurtheilen.

Etwas Anderes ist es, ob man diesen Urtheilen immer und überall beistimmt; und die Landsleute Herrn Thiers waren sicherlich vollständig in ihrem Rechte, wenn sie diese Urtheile einer scharfen Kritik unterwarfen. Auch darin hatten sie von ihrem Standpunkte aus Recht, daß sie in der von Thiers so bewunderten gesetzgeberischen Thätigkeit Napoleon's das Grundübel des modernen Frankreichs sahen, während wir von unserem Standpunkte aus, wie Thiers, darin das Heil des vielgeprüften Landes erblicken; aber ihre Kritik hört auf loyal zu sein, wenn sie Thiers vorwirft, seine Meinung über Napoleon und seine Handlungen gewechselt zu haben. Eine solche Palinodie überließ Thiers der republikanischen Partei, welche, nachdem sie über dreißig Jahre lang (1820—1850) Napoleon und seine Kriegs- und Friedensthaten in den Himmel erhoben, „anbetete, was sie verbrannt, und verbrannte, was sie angebetet," als sie sich von der Erblassenschaft ausgeschlossen fand; welche zwanzig Jahre lang (1850—1872) Thiers als den Feind des allgemeinen Stimmrechts, den Fürstendiener, den

brutalen Niederschmetterer aller Volksaufstände von 1831 bis 1871, als den Gegner des Freihandels, der Selbstverwaltung, der Decentralisation, der Volksheere denuncirt, um sich dann plötzlich um ihn als um ihren vergötterten Feldherrn zu schaaren, sobald er, ohne auch nur eine einzige dieser seiner Thaten und Ueberzeugungen abzuschwächen, sich gegen die Restauration verwirkter Throne aussprach. Ihr kam's ja immer nur auf die Form und die Etikette, ihm dagegen auf die Sache an. Nie hat Thiers seine Vergangenheit verleugnet, stets „für die Träume seiner Jugend" Achtung getragen, als er Mann geworden. Noch im Jahre 1855 schrieb er: „Ich habe immer die wahre Größe geliebt, die, welche auf dem Möglichen beruht, und die wahre Freiheit, die, welche verträglich ist mit der Gebrechlichkeit menschlicher Gesellschaften. Diese Gefühle sind mir angeboren, und ich werde sie noch bei meinem Tode hegen; ich habe nicht auf sie verzichtet, um die Geschichte Napoleon's zu schreiben." Aber eine solche Begeisterung für Größe und Freiheit war von Anfang an begleitet von Billigkeit, denn er kannte die Menschen, und Nichts, sagte er, „beruhigt und besänftigt die Leidenschaften wie diese Menschenkenntniß. Ich will nicht sagen, daß sie alle Strenge vernichtet, denn das wäre ein Unglück; aber wenn man die Menschheit und ihre Schwächen kennt, wenn man weiß, was sie beherrscht und fortreißt, so hat man, ohne das Uebel weniger zu hassen, das Gute weniger zu lieben, mehr Nachsicht für den Menschen, der sich durch die tausend Versuchungen der Seele zum Uebel hat verleiten lassen, und man bewundert nicht weniger den

der trotz aller niederen Verlockungen sein Herz gut und rein erhalten hat.“ Thiers hat von Anfang an und wiederholt — zu wiederholt, möchte ich sagen — Bonaparte als einen großen Feldherrn, trefflichen Organisator, großen Gesetzgeber und schlechten, ja abscheulichen, Politiker dargestellt, seine Maaßlosigkeit, seine Phantasterei, seine Unkenntniß oder Verachtung anderer Nationen, seine Principienlosigkeit und Launenhaftigkeit in den Transactionen mit fremden Staaten auf's Strengste gerügt; er hat von Anfang an bedauert und mißbilligt, daß Frankreich seine Freiheit so vollständig einem Manne überantwortet habe; aber er hat nie aufgehört, auch nicht nach 1851, die Weise, in der Bonaparte — nicht Napoleon — seine despotische Gewalt gebraucht, als eine heilsame, wohlthuende darzustellen. Es ist nicht des Geschichtsschreibers Schuld, wenn er nach 1851 eine Periode im Leben seines Helden zu schildern hatte, wo dieser schon dem Kaiserwahnsinn verfallen, und daß er vor 1851 nur die verhältnißmäßig maßvolle Wirksamkeit des Mannes erzählte. Thiers hält den Frieden von Lunéville für ein Meisterwerk der Staatskunst; darüber kann man mit ihm rechten; aber er revocirte dies Urtheil nicht, wenn er den Frieden von Preßburg tadelte. Er bewunderte das Concordat und die Verhandlungen von 1801; mußte er deshalb auch die Kirchenpolitik des Jahres 1809 und die Gefangenschaft des Papstes billigen? Lange vor 1851 sprach er sich streng über die Annexion Genua's und über die Einmischung in Spanien aus; es war nur natürlich, daß er in dem nach 1851 behandelten Abschnitte über

die Folgen dieser Gewaltthaten noch strengere Worte für den Kaiser hatte. Kein Geschichtsschreiber ist unnachsichtiger für Napoleon's Weltherrschaftsplan gewesen, als der praktische, mäßige Thiers, der immer nur den Nationalstaat Heinrich's V. mit ausgedehntem Einflusse vor Augen hatte. Was er aber früher an Bonaparte gerühmt — seine Heeresverwaltung und Heeresführung, seine Politik der Kirche gegenüber zur Zeit des Consulats, den Code Napoléon, die Reorganisation der Finanzen, die Einsetzung der Université und des Staatsrathes, die neue Gerichts- und Verwaltungsordnung — das rühmte er auch noch, nachdem er längst in die Opposition gegen den Neffen des Kaisers gedrängt war.

Schon in seiner Revolutionsgeschichte tadelte er die mittelmäßigen Männer der Schreckensherrschaft, vor Allem Robespierre, diesen „Frömmler ohne Leidenschaft," wie er fünfzig Jahre später die noch mittelmäßigeren und noch elenderen Männer der Commune brandmarkte; aber auch spät noch gab er zu, was er früh ausgesprochen, daß der Convent eine Entschuldigung vor der Geschichte habe, eine einzige: Frankreich vor der Invasion gerettet zu haben. Im Jahre 1827 wie im Jahre 1855 pries er die ersten Jahre des Jahrhunderts als die schönste Zeit Frankreichs; aber schon damals beklagte er, daß sein Vaterland so vollständig in die Hände eines einzigen Mannes, wie groß er auch immer gewesen sein möge, abgedankt habe. Schon damals warf er Bonaparte vor, daß er sich später von dieser seiner Allmacht habe berauschen lassen, daß er keiner Versuchung mehr habe widerstehen können, daß er endlich der Leidenschaft und Laune

alle Herrschaft über sich gegeben. Die Kritiker der neuliberalen Schule haben es ihm freilich zum Vorwurfe gemacht — sie, die ihn des Fatalismus zeihen! — daß er nicht gesehen habe, wie solche Allmacht fatal zu solchem Mißbrauche der Gewalt, zur Tyrannei führen müsse; als ob die zwei großen Staatsstreichler der Geschichte, welche dem ersten Napoleon seinen Weg vorgezeichnet, als ob Cäsar und Cromwell dem Kaiserwahnsinn verfallen wären, als ob sie nicht mit Billigkeit, Mäßigung und weisester Einsicht ihre unbeschränkte Macht zu brauchen gewußt hätten; als ob man dasselbe nicht auch von Bonaparte hätte erwarten und verlangen dürfen.*)

III.

Man mißverstehe mich nicht. Die Reaction gegen das erste Kaiserreich und seine Schöpfungen, die Reaction gegen die ganze centralistische Strömung der französischen Geschichte und mithin auch gegen den überzeugtesten Bewunderer und Fürsprecher dieser Strömung in unserem Jahrhundert, gegen Thiers, war nicht nur eine berechtigte, sie war eine nothwendige. Sie ging aus von ganz uneigennützigen Motiven und hohen Gesichtspunkten. Der erste Anreger der anticentralistischen

*) Um nicht den Text mit unendlichen Citationen auszufüllen, so stehen hier einige der unzähligen Stellen verzeichnet, wo Thiers sich über die Revolution und Bonaparte ausgesprochen, vor 1851: in der Révolution (erste Ausgabe), VIII, 74 u, 75, 571, 573. IX, 396. X, 527—529. Consulat et Empire (Brüsseler Ausgabe), II, 129. III, 615, 620. IV, 467, 469, nach 1851: Consulat et Empire, VI, 195. VII, 866, 895. IX, 1, 578. 607, 615. X, 346.

Richtung, Tocqueville stand sogar nicht an, der Minister eines Bonaparte unter einer ganz centralistischen Verfassung zu werden. Auch bei seinem bedeutendsten Schüler, Laboulaye, dem unermüdlichen Vorkämpfer der Decentralisation und der Selbstverwaltung, kam die Actualität — d. h. die Opposition gegen das zweite Kaiserreich — erst in zweiter Linie. Schon weniger rein von solcher Beimischung war der Feldzug der sogenannten Schule von Nancy gegen die Einrichtungen des Consulats; namentlich spielten hier schon kirchliche Interessen mit. Man war nach 1848 zur Einsicht gelangt, daß einerseits die wiederholten Revolutionen nichts Wesentliches am französischen Staate änderten, der aus der Revolution und dem Consulat hervorgegangen war; und man überzeugte sich andererseits, daß das parlamentarische Régime in der Luft schwebte, so lange der Staat ein bureaukratischer blieb, daß die Executive stets sich zu einer persönlichen Regierung zuspitzen mußte, so lange sie im Centrum über die ungeheure Macht verfügte, welche Armee und Beamtenheer ihr in die Hand gaben. Natürlich suchte man die Schuld an diesem Zustand von der Nation ab und auf einen Mann zu wälzen, wie es in Frankreich Sitte ist, wo alle Parteien die Nation durch Schmeichelei verwöhnen zu müssen glauben, wo der Glaube an die zufälligen Mächte, welche in der Geschichte wirken, so verbreitet ist, daß eine solche Exculpation der Nation auf Kosten eines Menschen ganz natürlich scheint. Da die Nation impeccabel bleiben muß, so sollte nun der Kaiser das Alles gethan haben, und nachdem man kühnlich behauptet, Bonaparte habe

nichts Neues eingeführt, überall sei ihm vorgearbeitet worden, er sei durchaus kein schöpferischer Genius gewesen, sondern habe sich nur alle Werke seiner Vorgänger, des Convents und des Directoriums, angeeignet, stellte man nun, da Thiers nachgewiesen, was Alles Napoleon und Napoleon allein geschaffen, die entgegengesetzte Theorie auf: „Er richtete Alles," sagt Lanfrey, „sogar die Gemeindeverfassung, nach dem Typus der Dictatur ein, so daß dieses Ausnahmerégime (sic!) sich in's Temperament der Nation einfraß und Fleisch von ihrem Fleische ward. Im Namen einer vorübergehenden Nothwendigkeit (sic!) schuf er (sic!) jene verhängnißvolle Centralisation, die ihn so lange überleben sollte; er grub sie so tief in den Boden ein, daß sie noch heute kaum entwurzelt werden kann; und der Geschichtsschreiber (Thiers) hat nicht nur kein Wort des Protestes gegen ein solches Werk, das die ganze Zukunft compromittirt, er billigt es sogar, lobt es, bewundert es als gut und vortrefflich an sich, zu allen Zeiten, an allen Orten, außerhalb der besonderen Umstände, für die es gemacht worden. Hier namentlich zeigt sich in ihrer ganzen Nacktheit die tiefe (sic!) Mittelmäßigkeit des Geistes, welche dies Werk inspirirt hat" u. s. w. Wir brauchen nicht zu fragen, wer historischer, in Auffassung und im Wissen, ist, der Geschichtsschreiber, der in Bonaparte's Werk von 1800 die Fortsetzung, ja Vollbringung der französischen Entwickelung seit dem Mittelalter sieht, oder sein Kritiker, der da meint, der erste Consul habe plötzlich die ganze Nation aus ihrer Bahn geworfen und auf einer tabula rasa willkürliche Einrichtungen ge-

schaffen, die fast ein Jahrhundert unerschüttert gedauert und „Fleisch vom Fleische“ der Nation geworden.

Wie dem auch sei, es bildete sich in den fünfziger Jahren aus den heterogensten Bestandtheilen eine Schule, welche es unternahm, den Strom aufwärts laufen zu lassen, und ernstlich daran dachte, das Uebel an der Wurzel anzugreifen, Frankreich die örtliche Selbstverwaltung zu geben, welche in England die Basis des parlamentarischen Régimes ist. Damit traf denn die gegen die Allmacht des Staates gerichtete Strömung der fünfziger Jahre zusammen, in welcher mit mehr Logik als politischem Sinne die wirthschaftlichen Grundsätze A. Smith's auf den Staat angewandt wurden: man sprach nur noch von der Inifiative des Einzelnen, der freien Concurrenz, dem laisser-faire laisser-passer, der freien Kirche, der Unterrichtsfreiheit u. s. w. Zwei eng mit einander verbundene Mächte der französischen Gesellschaft verfehlten nicht, diese Stimmung auszubeuten und sich dem Feldzuge gegen den modernen Staat anzuschließen: der legitimistische Adel und die Kirche. Jener betonte die Nothwendigkeit einer historischen Dynastie, die Nothwendigkeit historischer Provinzial- und Gemeindeorganismen, die Nothwendigkeit grundherrlicher Einflüsse durch Ausübung freiwilliger Ehrenämter; diese reagirte gegen das Concordat, gegen die letzten Reste des Gallicanismus, predigte Unterrichtsfreiheit, benutzte die schon eroberte zu ihren Zwecken: die mit Lammenais in den zwanziger Jahren eingeleitete staatsfeindliche Entwickelung der Kirche kam erst jetzt in ihr volles Fahrwasser. Und die Geistlichkeit war klüger wie mächtiger als der

legitimistische Adel, der nicht einsah, daß sein Einfluß als Adel unwiederbringlich verloren war, daß sein Auftreten schon hinreichte, um neun Zehntel der Franzosen in's entgegengesetzte Lager zu treiben, daß Frankreich eine Demokratie geworden, in der kein Raum für Selfgovernment im englischen Sinne war. Immerhin war es ein nicht verächtliches Element in der großen Coalition gegen das Kaiserreich, welches unter dem Schilde der individuellen Freiheit gegen den Staat Sturm lief, und in ihrem Kern gebildet war aus den Literaten und Parlamentariern, denen 1851 ihr Laden geschlossen worden; aus den Frommen, welche mit Montalembert fürchteten, daß „eine neue gallicanische Kirche entstehen könne, die ein Werkzeug des Kaisers und seiner Minister werde;“ aus den Republikanern endlich, welche sich von der jacobinischen Tradition emancipirt hatten, die Mißerfolge ihrer Sache nur der imperialistischen Verfassung zuschrieben, welche der erste Consul an Stelle der schönen Schöpfungen des Convents und Directoriums gesetzt, die Februarrevolution aber unter der republikanischen Etikette habe bestehen lassen, und die vermeinten, auch im demokratischen Staate wäre ohne Auflösung der nationalen Einheit und Zersplitterung der Kräfte die örtliche Selbstregierung möglich. Thiers war anderen Sinnes: er wußte, daß die Selbstregierung im englischen Sinne nur da ohne Gefahr für die Einheit möglich ist, wo eine mächtige und zahlreiche Aristokratie von Jahrhunderte alter politischen Tradition, gegründet auf eine breite Basis von Landadel, gekrönt von einem nationalen und historischen Königthum, diese sogenannte Selbst-

verwaltung ausübt; daß aber im demokratischen Staate eine solche Selbstverwaltung der geschlossenen Einheit gefährlich werden und naturgemäß zum schweizer oder nordamerikanischen Föderalismus führen müsse; damit aber die traditionelle auswärtige Politik Frankreichs unmöglich sei. Seine Gegner nun — und es war die ganze neue Schule — gingen als echte Franzosen in ihrer Logik soweit, diese gesammte traditionelle Politik zu verleugnen, ja als das Erzübel Frankreichs darzustellen. Man hatte das sonderbare Schauspiel, die französischen Republikaner auf einmal gerecht für andere Nationen werden und Thiers bitter vorwerfen zu sehen, daß er die Wohlthaten gepriesen, welche Napoleon Italien und Deutschland erwiesen, indem er ihnen französische Gesetze gab. Das wäre nun als eine Bekehrung der französischen Liberalen zum Geltenlassen anderer Nationen recht schön gewesen: allein man brauchte nur näher zuzusehen, um zu entdecken, daß es eitel Parteigeist war, der es inspirirte; denn man beeilte sich, daraus eine besondere Angriffswaffe gegen das Kaiserreich und Thiers zu machen, als ob die königliche und republikanische Politik nicht genau dieselbe gewesen wäre, als ob dann nicht alle Altersgenossen von Thiers ausnahmslos hätten verdammt werden müssen. Denn es dürfte schwer gehalten haben, das Beispiel auch nur Eines Franzosen vor 1851 aufzubringen, der darin anders gedacht hätte, als Thiers. Es war demnach eminent ungerecht, ihn als den Einen auszulesen, dem die Schuld einer ganzen Nation aufzubürden sei, anstatt dieser ganzen Nation muthig die Wahrheit zu sagen.

Diese Wahrheit aber — Sainte-Beuve hat sie schon 1844 ausgesprochen*) — ist daß „der Wind des Jahrhunderts nach Napoleon hinwehte und die Feder Thiers' diejenige war, welche am Besten im Winde des Jahrhunderts flog."

Wie sehr nur die augenblickliche Opposition gegen die Regierung Napoleon's III. dieser ganzen neuen Auffassung zu Grunde lag, trat grell zu Tage, als Napoleon III. wirklich von der traditionellen Politik Richelieu's und Louvois', des Directoriums und des Consulats abwich und jene Bahn einschlug, welche die Gleichberechtigung aller europäischen Nationen zur Grundlage hatte. Die auswärtige Politik Napoleon's III. war, theoretisch genommen, keineswegs verächtlich: nur ging's ihrem Erfinder damit, wie bei allen seinen Gedanken: seine Gewebe zerrissen an den scharfen Kanten der Wirklichkeit. Ueberzeugt durch eigene Anschauung, die allen Franzosen seiner Zeit abging, daß die Einheit Italiens und Deutschlands sich früher oder später vollziehen müsse und daß keine Macht der Erde unternehmen könne sie aufzuhalten, ohne daran zu zerschellen, dachte er, beide Nationen, deren Macht dadurch so sehr wachsen mußte, sich im Voraus zu Freunden zu machen, indem er sie in ihren Einheitsbestrebungen unterstützte, und er kannte beide Länder genugsam, um zu wissen, daß nur Piemont und Preußen den soliden Kern der neuen Bildungen abgeben könnten. Zugleich aber sollte Frankreich selbst nicht unbezahlt aus diesem Processe hervorgehen und

*) Chroniques parisiennes, p. 267.

durch Gewinnung seiner natürlichen Grenzen und seiner noch draußenlebenden Sprachgenossen sich abrunden und im Verhältniß zu den neuentstehenden Mächten kräftigen. Der ganze Plan schien auch gelingen zu wollen: Italien ward ein ergebener Bundesgenosse, Nizza und Savoyen brachten den immer lauernden Neid der französischen Patrioten zum Schweigen. Warum sollte nicht auch der zweite Theil des Programms auszufüllen sein? Warum sollte das zu einigende Deutschland den französischen Kaiser nicht gewähren lassen, wenn er sich des wallonischen, d. h. des französischen, Theiles von Belgien als Compensation bemächtigte? Die Geschichte sagt nicht, woran der Plan scheiterte, doch wird man nicht sehr fehl gehen, wenn man die Klippe jenseits des Canals sucht. Wie dem auch sei, das Programm blieb unausgefüllt, und jene Republikaner, welche vorher die Ablenkung von der traditionellen Politik Frankreich gepredigt, waren nun die Ersten, diese Ablenkung auf's Heftigste zu tadeln. Thiers war sich treu geblieben; er hatte von Anfang an die neunapoleonische Politik getadelt, sie schon 1859, als sie mit Garibaldi und der Revolution ging, auf's Strengste verurtheilt, und er führte 1866 und 1870 nur dieselbe Sprache, die er sein Leben über geführt. Damit aber kommen wir auf unseren Ausgangspunkt zurück. Daß die Tadler Thiers' seine politischen Ansichten nicht theilen, daß sie seinen sogenannten Fatalismus, der Alles gutheiße, was Erfolg gehabt habe, mißbilligen, das soll ihnen unbenommen bleiben; aber die Anklage der Inconsequenz, des Meinungswechsels ist rein aus der Luft gegriffen und durch Nichts

gerechtfertigt. Recht im Gegentheil ist wohl selten ein Mann der Horazischen Vorschrift für dramatische Charaktere so getreu geblieben, als Thiers:

. . . . servetur ad imum
Qualis ab incepto processerit et sibi constet.

Als Schriftsteller wie als Politiker finden wir ihn am Ende seiner Laufbahn genau als denselben wieder, als den wir ihn beim Beginne derselben kennen gelernt. Ein aufrichtiger und warmer Bewunderer der „Principien von 1789," überzeugt von der Nothwendigkeit und der Größe der Revolution und ihres Testamentsvollstreckers Napoleon, nicht der Mittel, welche die Revolutionäre und der große Kaiser angewandt, um jene Grundsätze zu verwirklichen, ist er zugleich immer ein Vorkämpfer der traditionellen Politik Frankreichs dem Auslande gegenüber geblieben und hat dieselbe nur in den Punkten aufgegeben, wo sein gesunder Sinn für das Thatsächliche und Mögliche ihn zwang, sie aufzugeben. Ja, selbst in dem Grundirrthume seines Lebens — denn er war nicht unfehlbar — ist er fast bis an sein Ende befangen geblieben und hat ihn erst ganz zuletzt auch dann immer thatsächlich, nicht principiell, und, so zu sagen, ohne es selbst zu wissen, aufgegeben: in den zwei Jahren von 1871—1873, während welcher er dann auch das Größte seines Lebens geleistet hat. Dieser Grundirrthum seines Lebens war aber, daß er vermeinte, der von ihm bewunderte demokratische Staat, wie ihn Napoleon unerschütterlich gegründet, lasse Freiheit und Selbstregierung zu. Da er aber doch ein untrügliches geheimes Gefühl hatte, daß durch solche Freiheit und

Selbstregierung die feste Einheit des Staates, die er über Alles stellte, gelockert zu werden die Gefahr laufe, meinte er, es genüge, diese Freiheit und Selbstregierung auf den Mittelpunkt zu beschränken, in den Gliedern aber die bureaukratische Vormundschaft aufrecht erhalten zu können. Er war der entschiedenste Gegner der Communal- und Provinzialfreiheit, wie er bis an sein Ende die Handels- und Kirchenfreiheit bekämpfte; selbst in der Militärfrage wechselte er nie. Und es ward ihm leicht, sich treu zu bleiben; seine Ueberzeugungen waren ja keine abstracten, von Außen hergenommenen Theorien, sie waren er selber; er brauchte sich nur darzuleben, um seine Absichten und Ansichten zu entwickeln, weil diese Absichten und Ansichten seine Natur waren. Darum hat Thiers auch nie weder intriguirt noch conspirirt, um zu seinen Zielen zu gelangen: er hatte eine tiefe Abneigung gegen Beides; was er für sich, für sein Land wünschte, war der offene, aber unblutige Kampf auf der parlamentarischen Wahlstatt, wo er alle seine Kräfte entfalten konnte und deren Zugänglichkeit für alle Franzosen seiner Classe und Bildung eine Lebensfrage für ihn war. Niemand hat darum auch je weniger die Menschen zu täuschen gesucht und getäuscht, mit Ausnahme derer, die ihn eben nicht zu lesen wußten. Denn

> Dies über Alles: Bleib' dir selber treu
> Und daraus folgt, sowie die Nacht dem Tage,
> Du kannst nicht falsch sein gegen irgend Wen.

Stets wollte er die Herrschaft des allgemeinen nationalen Interesses über die besonderen localen Interessen; nur sollte die Centralregierung, welche das allge-

meine Interesse wahrte, keine absolute, sondern eine beschränkte, überwachte sein, und sie sollte aus der freien Wahl der Nation hervorgehen, nicht durch Gewalt aufgezwungen, noch eine durch Geburt überkommene sein. Mit anderen Worten ein bureaukratischer Gleichheitsstaat mit einer parlamentarischen Leitung, in deren Hand die ganze Beamtenmaschine sich bewegen sollte, wie früher in der Hand des erblichen Monarchen oder des Dictators; denn: le Roi régne et M. Thiers gouverne war von Anbeginn sein Ideal. Und diese unthätige, erbliche Autorität in einem Staate, der nicht länger über eine mit der Nation selber gewordene und gewachsene Dynastie verfügte, wie früher! aus dem die Erblichkeit durchaus verbannt war, in welchem Oberhaus, Kirche, Justiz die wechselnden Launen der öffentlichen Meinung statt überlieferte Interessen und Ideen vertraten! Dieser Wahn seines Lebens aber war auch der Wahn seines Jahrhunderts, seiner Nation und seiner Gesellschaftsclasse; daher die große Bedeutung des Mannes, obschon er selbst zweimal an der Verwirklichung dieses Wahnes scheiterte (1836 und 1840), ein drittes Mal endlich (1871—1873) denselben thatsächlich aufgeben mußte. Die Regierung Thiers' während der zwei Jahre vom Abschluß des Frankfurter Friedens bis zum 25. Mai 1873 war eine Dictatur mit Kriegsgerichten, Belagerungszustand, Ausnahmegesetzen, Beschränkung der Preßfreiheit und des Versammlungsrechtes, eine Dictatur, die Herr Gambetta und die Seinen bekanntlich eben so heftig angriffen, als später diejenige Mac Mahon's. Daß der Dictator ein Civilist statt eines Militärs war, änderte

durchaus Nichts an der Sache. Daß er die Machtmittel, welche in seine Hand gegeben waren, nicht anwenden wollte, um sich die Dictatur zu sichern und zu bewahren, sondern dieselbe vor einem Majoritätsvotum der Volksvertretung resignirte, war nur höchste Folgerichtigkeit, freiwilliges Anerkennen eingesehener Nothwendigkeit. Auch Karl X. hatte sich nicht gegen die Mehrheit der Volksvertretung erhalten können; Louis Philipp fiel, als er eine künstliche Majorität der wirklichen Majorität entgegensetzen zu können vermeinte; Napoleon III. war schon beunruhigt, als nur fünf Oppositionsmitglieder im gesetzgebenden Körper saßen; eine Stimme Mehrheit gegen seine Regierung hätte ihn gestürzt. Frankreich ist eben seit einem Jahrhundert eine thatsächliche Republik, d. h. es wird von einem verantwortlichen Staatsoberhaupt regiert; dies zuerst eingesehen und laut verkündigt zu haben, ist Napoleon's III. großes Verdienst. Er wollte nie wie Karl X. oder Louis Philipp seine persönliche Regierung hinter verantwortliche Minister verstecken, sondern beanspruchte, wie Thiers nach ihm, die volle Verantwortlichkeit für sich selber.

Niemand, der die Geschichte dieses Jahrhunderts kennt, wird läugnen wollen, daß sämmtliche Herrscher Frankreichs von dem ersten Consul bis zum Marschall Mac Mahon persönliche Herrscher gewesen, und daß jeder Minister, der sie dazu zwingen wollte, die constitutionelle Fiction des unverantwortlichen Staatsoberhauptes innezuhalten, hieß dieser Minister nun Martignac oder Thiers, Barrot oder Dufaure, Marcère oder Jules Simon, ohne Weiteres beseitigt wurde. Daß dies, die persönliche Re-

gierung, kein Zufall, keine Willkür der Herrscher, daß es eine Nothwendigkeit des französischen Staatswesens ist, wie es aus der Revolution und dem Consulat hervorgegangen, das sah Thiers erst als sechsundsiebzigjähriger Greis ein, als man ihn selber zu einem unverantwortlichen constitutionellen Herrscher mit einem verantwortlichen Ministerium machen und aus dem Parlamente verbannen wollte. Er wies die Zumuthung heftig zurück, wie einst Bonaparte gethan, nur mit gewählteren Worten. Dies aber war die einzige Palinodie dieses langen, reichen Lebens, und es ist gewiß kein kleines Lob, das wir dem Manne spenden, wenn wir anerkennen, welcher Freimuth, welche Aufrichtigkeit, welche Abwesenheit von kleinlicher Eitelkeit dazu gehörte, daß ein Mann am späten Lebensabend öffentlich eingestand, daß er in einem so wichtigen Punkte stets geirrt habe, und daß die Republik, d. h. die Königslosigkeit oder die Verantwortlichkeit des Staatsoberhauptes, die einzig mögliche Form des modernen französischen Staates war; eine Form, die selbst in Amerika, bei einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Beamten, welche von der Executive abhängen, sich aufgedrängt, die aber bei der bureaukratischen Organisation Frankreichs sich als eine durchaus nothwendige erwiesen hat.

Wir sahen, es gibt eine Schule in Frankreich, welche diese Organisation selber bekämpft und an die Stelle der bewährten Verwaltung, welche die Nation durch so viele Stürme hindurch immer vom Felsen gehalten hat, örtliche und provinzielle Selbstverwaltung durch gewählte Obrigkeiten nach amerikanischem Muster einsetzen und

die straffe Centralisation des französischen Staates lockern möchte. Thiers gehörte nicht zu dieser: er war nicht der Mann dazu, irgend eine der großen Traditionen seines Vaterlandes aufgeben zu wollen, und ich glaube, die Nation theilt seine Denk- und Gefühlsweise. Auch sie ist in ihrer aufgeklärten Mehrheit republikanisch geworden, wie Thiers, in dem Sinn, daß sie gesetzlich zu regeln wünscht, was seit nahezu hundert Jahren thatsächlich stattfindet, die Verantwortlichkeit und den Wechsel des Staatsoberhauptes. Es ist die große geschichtliche Bedeutung Thiers', nicht nur sein Leben über der getreue Vertreter seines Jahrhunderts, seiner Nation und seiner Gesellschaftsclasse gewesen zu sein, in ihren Fehlern und ihren Vorurtheilen sowohl, als in ihren Tugenden, in ihren Ansichten wie in ihren Gefühlen; sondern auch noch vor seinem Ende und vor dem Ende des vielbewegten Jahrhunderts gleichzeitig mit seinen Landes-, Standes- und Zeitgenossen zur Einsicht gekommen zu sein, daß die bureaukratisch organisirte demokratische Republik, d. h. die gemäßigte und durch gesetzliche Periodicität geregelte Dictatur, die definitive Staatsform ist, welche die Revolution von 1789 unklar voraussah, aber sicher angestrebt hat, und welche nach fast hundertjährigen Erschütterungen und Kämpfen endlich auf dem Punkte ist, bewußt verwirklicht zu werden.

Wird Frankreich dabei glücklicher sein, als es seit 1789 gewesen? Es ist erlaubt daran zu zweifeln. Es hat ja seit einem Jahrhundert daheim und draußen nicht an Leuten gefehlt, die „das unglückliche, vielgeprüfte Land“ in der ganzen Scala rhetorischen Mitleidens be-

dauert haben. Schauen wir aber zurück auf diese neunzig Jahre, wie wir zurückblicken auf die nicht minder bewegten großen Jahrhunderte anderer Nationen, das fünfte Jahrhundert Griechenlands, das zweite Roms, das fünfzehnte Italiens, das sechzehnte Deutschlands, das achtzehnte Englands, und machen wir die Bilanz, wie sie dort gemacht worden, so werden die großen Unglücksdaten von 1793, 1815, 1848 und 1871 nur als Episoden erscheinen in einer lebensvollen, reichen Entwickelungszeit, in der zum ersten Male die Staatseinrichtungen auf der Grundlage vernünftiger und gerechter Grundsätze verwirklicht worden, wo die volle Gleichheit vor dem Gesetze zur Wahrheit geworden, alle willkürlichen Schranken zwischen den Menschen beseitigt, vollständigste Freiheit des Verkehrs bei nie dagewesener Ordnung durchgeführt, wo eine fleckenlose, rasche und wohlfeile Justiz, eine aufopferungsvolle und unermüdliche Polizei, eine arbeitsame, unbestechliche und intelligente Verwaltung, ein wohlgeordnetes Finanzwesen den Einzelnen schützen, das Interesse des Ganzen wahren, wo sich der Reichthum, das Wohlsein, die Bildung des Landes fortwährend und bis zu nie geahnter Höhe entwickelt haben, wo die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung und des religiösen Bekenntnisses unbeschränkter als je zuvor gewaltet.

Wohl lebt eine Nation nicht nur von Brod, noch soll es ihr genügen, dies Brod in Ruhe genießen zu können: Nationen mehr noch als Einzelne brauchen des Idealen, um ein menschenwürdiges Dasein zu führen; das ideale Leben aber eines Volkes ist der

Ruhm, und wahrlich, wenn Frankreich zurückschaut auf dieses Jahrhundert, kann es klagen, daß es dürftiger ausgegangen, als irgend ein anderes vor ihm? Hat es nicht drei Mal die Ehre gehabt, die europäische Menschheit auf den Weg der Befreiung zu führen? Hat es nicht ein Staatswesen und ein Gesetz gegründet, welche das Muster der modernen Staatsordnung geblieben und nicht nur von den lateinischen Schwesternationen, sondern auch von den germanischen Völkern nachgeahmt wird? Ist der Waffenruhm von Rivoli und Marengo, von Jena und Austerlitz, von Constantine und Isly, von Sebastopol und Solferino Nichts, weil das tapfere Heer, wie das jeder Nation und jeder Zeit, auch schlimme Tage erlebt, wie einst das Heer Condé's und Turenne's? Und wenn Frankreich eine alte Eroberung hat herausgeben müssen, hat es nicht eine andre Provinz erworben, welche Sprachgenossenschaft und Naturbeschaffenheit ihm längst zugewiesen und ihm als sicheres Besitzthum für alle Zeiten verbürgen? Welches Jahrhundert der französischen Geschichte, außer dem Jahrhundert Ludwig's XIV., hat Größeres geleistet in der Kunst, der Wissenschaft, der Literatur? Nur ein so undankbares Volk als das französische — das undankbarste, das die Welt gesehen, seit Athen — kann auf seine großen Männer und ihre Gaben so schnöde herabsehen. Wir draußen Stehenden können und müssen sagen, daß kein Land ein reicheres geistiges und politisches Leben aufzuweisen hat, als Frankreich, auf das die Augen der Welt seit so vielen Jahren geheftet sind; daß keine Periode und keine Nation mehr und größere Redner, edlere Kämpfe

um die höchsten Fragen gesehen, als das Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts. Wer aber die Geschichte dieses Jahrhunderts übersieht, sei's von dem Mittelpunkt, sei's von Außen, wird stets in der ersten Reihe der Kämpfenden den Mann erblicken, in dem der bürgerliche Franzose des neunzehnten Jahrhunderts von Anfang an seinen Sprecher und Führer erkannt hat: M. Thiers.

—

II.

E. Renan als Philosoph.

I.

Unter den Schriftstellern des zweiten Kaiserreiches ist keiner, dessen Namen mehr in den Mund der Menschen gekommen wäre als der Renan's*). Hier hat einmal die vox populi, gegen ihre Gewohnheit, Recht gehabt, obschon sie auch hier gemäß ihrer Gewohnheit mehr von Zufall und Leidenschaft als von Einsicht geleitet ward. Hätte Renan nicht in einem seiner Werke — und bezeichnender Weise in dem wenigst tadellosen seiner Werke — an eine Lebens- und Brotfrage des Klerus gerührt, so daß dieser, gegen dessen Publicum ja das eines Goethe und Shakespeare ist wie das Häuflein der Athener gegen die Schaaren der Perser, Alarm rief, — der Name des aristokratischsten aller Schriftsteller wäre nie in so weite Kreise, nie in so tiefe Schichten gedrungen. In den höchstgebildeten Regionen seiner Nation wäre er deshalb nicht minder bekannt geworden und war es schon vor 1863, als das „Leben Jesu" erschien.

*) S. im Anhang zum ersten Bande dieser Sammlung (Frankreich und die Franzosen) meinen Essay über Renan als Politiker.

Was seine gelehrten Werke über die semitischen Sprachen, über die griechischen Studien im Mittelalter, über Averroës ihm nicht erworben hatten, eroberten ihm seine kritischen Aufsätze der „Revue des Deux Mondes" und des „Journal des Débats" im Sturm: die Aufmerksamkeit, theilweise auch den Beifall der vergleichungsweise sehr zahlreichen Geisteselite Frankreichs, welche freilich „ein Titel schon vertraulich" gemacht hatte: Renan war bereits im Jahre 1856 als Nachfolger Augustin Thierry's in die „Académie des Inscriptions et belles Lettres" berufen worden, welche bekanntlich der solidesten, wenn auch nicht der lautesten, Autorität unter den fünf Akademien genießt. Da jene Aufsätze nun keineswegs zu dem guten Mittelmäßigen gehörten, dem allein der augenblickliche Erfolg ganz unfehlbar gesichert zu sein pflegt, da sie in der That das Beste sind, was die französische Literatur überhaupt in dieser Gattung aufzuweisen hat, so ist die unmittelbare Anerkennung, die bei wirklich guten Werken ja so oft auf sich warten läßt, hier nur dadurch zu erklären, daß jene Aufsätze — wie z. B. Götz und Werther, um geläufige Beispiele zu nennen — neben ihrem absoluten und folglich dauernden Werthe, auch den relativen und vorübergehenden Vortheil besaßen, einer gerade in der Nation beginnenden Geistesströmung Ausdruck zu geben.

Man kann sagen, die historische Kritik der Franzosen datirt erst vom zweiten Kaiserreich, obwohl Sainte-Beuve schon unter Louis Philipp, Villemain gar unter der Restauration geschrieben hatten; dieser hatte doch die Tradition der dogmatischen Kritik nie ganz überwunden,

jener ging von der Partei und von der nationalen, wenn auch unabhängigen Bildung aus, er übte die historische Kritik, aber ohne sie als ein System zu bekennen und langte endlich bei der rein psychologischen Behandlung an. Die historische Kritik, welche über aller Partei steht, Nationen, wie Religionen und Literaturen als vorübergehende Formen und Phasen auffaßt, ihnen ihren Platz in der Entwickelung der Menschheit anzuweisen sucht, anstatt sie nach gewissen Regeln zu beurtheilen, tritt bewußt erst unterm zweiten Kaiserreich auf und Renan war ihr Verkünder. Da nun diese bewußte historische Kritik vor Allem eine Reaction gegen die dogmatische Kritik academischer Ueberlieferung war, diese aber sich in die „Université" als in ihre Citadelle zurückgezogen hatte, so war es kein Zufall, daß ihr Verkünder nicht, wie die meisten anerkannten Schriftsteller seiner Generation — ich erinnere nur an Taine und Sarcey, Prévost-Paradol und J. J. Weiß, About und Assollant, Caro und Janet, Martha und Mézières — aus der Pflanzschule der Universität hervorging, sondern aus dem geistlichen Seminar von Saint Sulpice, und sich vornehmlich mit deutscher Bildung genährt hatte, wie denn auch die beiden Kritiker, welche Renan im Standpunkt, wenn nicht in der Manier, am nächsten sind und nach ihm am meisten zur Verbreitung der historischen Auffassung beigetragen, E. Scherer und E. Montégut, ebenfalls außerhalb der französischen Tradition wurzeln: sie sind beide literarisch, wenn nicht wissenschaftlich, von England ausgegangen. Alle drei aber stehen, mittelbar oder unmittelbar, unter der Herrschaft des deutschen Gedankens,

wie er am Anfang dieses Jahrhunderts formulirt ward. Das Naturell der drei Kritiker ist allerdings so verschieden, wie die Form, die sie gewählt, wie die Folgerungen, zu denen sie gelangt sind; ihre Bedeutung in der französischen Geistesgeschichte ist darum nicht minder die Vermittelung des deutschen Gedankens in ihrem Vaterlande und durch es, dessen Sprache noch immer das mächtigste Bindemittel der modernen Cultur ist, in Europa.

Es ist hier nicht der Ort, eine ausgeführte Charakteristik E. Renan's zu geben. Sein Talent ist ein so bedeutendes, seine Thätigkeit eine so vielseitige, sein Einfluß ein so gewaltiger, daß man die Schranken eines Aufsatzes überschreiten müßte, wenn man ihm gerecht werden wollte. Dabei ist Renan der Vertreter des besten Theiles seiner ganzen Generation; und ein eingehendes Studium seiner schriftstellerischen Persönlichkeit würde an sich schon ein umfassendes Kapitel französischer Literaturgeschichte bilden. Seine Zeit- und Landesgenossen wollen das freilich nicht Wort haben und können nicht genug an ihm kritteln: Dem ist seine Redeweise zu manierirt, seine Denkweise zu schlaff, seine Gefühlsweise zu süßlich; Jener klagt über Inconsequenz und Paradoxie; ein Dritter meint, er sei zu sehr Literat in der Wissenschaft, zu sehr Gelehrter in der Literatur; die Einen sehen in ihm einen Religionsverächter, während er den Andern zu mystisch ist; fast Allen ist sein muthiger Aristokratismus zum Gräuel. Und doch ist Renan im eminentesten Sinne der Mann seiner Zeit, geben seine Werke der Stimmung dieser Zeit den treuesten und schönsten Ausdruck; denn eine Zeit hat ihre geschicht-

liche Bedeutung nicht so sehr in den politischen und religiösen, literarischen und sittlichen Glaubenssätzen, die sie laut bekennt, als in der innersten Stimmung, welche ihr Handeln bestimmt; und wer dieses Innerste herauskehrt mag seine Landsleute und Altersgenossen durch diese seine indiscrete Aufdeckung verletzen, der Geschichte sind seine Spiegelbilder werthvoller als alle schmeichelhaften und von Jedermann anerkannten Schilderungen der Oberfläche. Mehr als das: eine Generation kann noch im Strome fortschwimmen, den die vorhergehende in Bewegung gesetzt, sie wird doch in der Geschichte nach denen benannt und beurtheilt werden, welche, wenn auch noch so gering an Zahl, die Gegenströmung eingeleitet, die erst unbewußt, dann bewußt, vielleicht erst lange nachher, die Masse ergreift und mit sich fortreißt: so schien im deutschen Publicum Wieland noch der unbestrittene Alleinherrscher, als sich schon an zwanzig Orten eine stürmende und drängende Jugend gegen diese Herrschaft auflehnte, und Herder erkennen wir als den Repräsentanten der Generation von 1770 an, nicht Wieland, dessen gelesenste und vollendetste Werke vom Agathon und der Musarion bis auf die Abderiten und den Oberon, doch erst gerade in jene Periode fielen, die wir von Herders Fragmenten zu datiren gewohnt sind.

Kein größerer Gegensatz ist denkbar, als der zwischen dem geistig-robusten Geschlechte von 1830 und der Generation von 1860: Jenes naiv, voller Illusionen und Begeisterung, zum Handeln und Schaffen drängend, leidenschaftlich, beschränkt; diese enttäuscht und entmuthigt, skeptisch-billig, offenen Blickes, biegsamen Geistes, ver-

ständnißvoll, aber zeugungsschwach, der Kritik zugewandt. Es giebt kaum ein Wort, das öfters als das Wort nuance, keine Wendung, die mehr als die Wendung „in einem Sinne" bei Renan vorkomme: die Leute von 1830 wußten kaum, was eine Nuance war und begriffen wohl noch weniger, daß es einen anderen Sinn geben könne als ihren. Die Generation — ich spreche immer nur von denen, die für ihre Zeitgenossen denken, nicht vom numerus — die Generation, deren reifere Jugend in die Katzenjammerzeit fiel, welche auf den Rausch von 1830 folgte, deren Jünglingsalter die geistlose Orgie von 1848 und die brutale Eklipse vom 2. December sah, war alt vor der Zeit im Guten wie im Schlimmen, schwach im Hasse und der Liebe, einsichtig, nachsichtig, vorsichtig. Wenig aufgelegt zum Handeln, lähmte sie sich noch durch die allzu vielseitige Betrachtung der Dinge; suchte Allem und Jedem gerecht zu werden; und so ward „der angeborenen Farbe der Entschließung des Gedankens Blässe angekränkelt." Eine solche Hamletstimmung aber ist immer bewußt: wo Alles Object der Betrachtung wird, anstatt Motiv zum Handeln oder Schaffen zu sein, wird auch das eigene Selbst ein gerne angeschautes Object; und da kann die Unzufriedenheit nicht ausbleiben. Da nun aber der Mensch immer Mensch bleibt, so tritt auch beim aufrichtigsten der Menschen diese Selbstunzufriedenheit als Unzufriedenheit mit der Zeit auf, der man angehört, die unser erweitertes, aber weniger empfindliches Selbst ist. Jede Zeit hat ihre Unzufriedenen; neu ist nur, daß die Unzufriedenen von heute doch auch die Berechtigung der Dinge einsehen,

mit denen sie unzufrieden sind und dieselben weder im Namen eines entgegengesetzten Princips leidenschaftlich zu bekämpfen, noch auch in ruhiger Verachtung an sich vorübergehen zu lassen sich entschließen können. Keiner von ihnen hat die Entrüstung und den Muth eines Rousseau gegen die Verbildung seiner Zeit, eines J. de Maistre gegen die Plattheit der revolutionären Ueberlieferung; keiner auch die vornehme Ironie eines Mignet oder Mérimée, die sich als kälteste Objectivität giebt. Sie sehen die Sache fatalistisch an, suchen die Kausalität zu begreifen, warum Alles so kommen mußte, wie Eines die Folge des Andern ist: „Die universelle Kritik ist der einzige Charakter, sagt Renan selber, den man dem zarten, gleitenden, unfaßbaren Gedanken des neunzehnten Jahrhunderts“ — sollte heißen der zweiten Hälfte desselben — „zuschreiben kann;“ er fügt freilich hinzu: „Alles verstehen heißt nicht Alles freisprechen;“ obschon gerade bei ihm dieses Verstehen aller Dinge im Grunde doch auf ein Rechtfertigen aller Dinge, im Hegelschen Sinne, hinausläuft: Alles was ist, ist vernünftig.

Ein Mensch wie Renan begreift Alles: die Vergangenheit wie die Gegenwart, die politische wie die kirchliche Reaction, den Idealismus wie den Materialismus: Alles hat in seinen Augen eine Berechtigung, aber auch das Berechtigtste hat seine schwache Seite, die er durchschaut. Darum hat er aber doch seine Sympathien und Antipathien. So besitzt er eine kleine Schwäche für Alles was vornehm ist, in des Wortes edelster Bedeutung, und eine grenzenlose Verachtung für alles Spießbürgerliche im Sinne der geistigen und sittlichen Mittel=

mäßigkeit; ein tiefgefühltes Wohlwollen für die Einfältigen an Geist und Niederen an Rang, deren kindliches Gemüth erkennt, „was kein Verstand der Verständigen sieht;" eine gewisse Vorliebe nach Art der Künstler für die Starken, welche das Handeln übernehmen, damit die Erwählten des Geistes ruhig denken und ungestört schaffen können. Denn Grundgesetz alles Menschendaseins bleibt ihm doch immer, daß die Millionen da sind, den happy few als Dünger zu dienen und daß ein Genius, der mitten unter der Ignoranz der Millionen eine göttliche Komödie schafft, mehr für die menschliche Bildung thut als tausend Realschulen, welche ihr Petroleumlicht in jede Bauern- und Arbeiterstube tragen. Damit verletzt der Künstler natürlich nicht wenig die Hunderttausende seiner Zeitgenossen, die auf der Höhe der Menschheit zu stehen glauben, weil sie ihre Realschule absolvirt; aber er streichelt damit auch äußerst wohlthuend alle die feineren geistigen Organisationen, welche das Höchste zu genießen wissen, ohne selber zum Leisten berufen zn sein, welche in dem rohen Steeplechase des Lebens nicht mitrennen können noch mögen, aber das Gefühl haben, daß sie die Renner überschauen und deren Urtheil am Ende doch von jenen Rennern, die keine Zeit haben sich selber ein Urtheil zu bilden, auf Treu und Glauben angenommen werden wird.

Renan aber hat nicht nur diese Stimmung der Besten seiner Zeit tiefer als irgend ein Anderer durchempfunden; er hat sie auch getreuer als irgend ein Anderer zum Ausdruck gebracht. Renan ist unbestritten der großte französische Schriftsteller der zweiten Hälfte

des Jahrhunderts. Bei den Franzosen mehr als bei irgend einer anderen Nation spitzt sich der Styl eines jeden Zeitalters und einer jeden Richtung in einem Schriftsteller typisch zu. So wird jeder Fénelon und Bossuet, Voltaire und Rousseau, M. Thiers und Mme. Sand als vollendetste Typen verschiedener Stylepochen und Stylgattungen anerkennen; und in diesem Sinne darf Renan's Styl als der Repräsentativstyl der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts angesehen werden, wo beide Strömungen der französischen Prosa zusammenfließen: klar und durchsichtig die eine, dichterisch-schwungvoll und musikalischer Cadenz die andere: nur die Kraft und die Unmittelbarkeit fehlen, welche beide charakterisirten, und sie fehlen, weil sie der Zeit abgehen. Eine gewisse Weichheit und Unbestimmtheit geht durch Alles durch; vor lauter Schattirungen verschwinden die bestimmten Linien der Zeichnung: wie bei der weiblichen Schönheit sind Knochengerüste und Muskelbänder vom zartschwellenden Fleische verhüllt, das mehr die Sinne reizt, als den Sinn befriedigt. So auch ist der Gedanke, ist die Leidenschaft, ist das Gefühl nie direct, sondern stets durch die Reflexion vermittelt, wodurch eine gewisse bläßliche Morbidezza eintritt, die den überreizten Geschmack einer vorgeschrittenen Zeit mehr anzieht, als gesunde Rubens'sche Farbenpracht. Niemand springt eben über seinen Schatten: die Generation Renan's war und ist eine conceptive; und sie ist eine früh gealterte, keine jugendliche: wer an diesem modernen Geistesleben theil nimmt, bleibt modern: nur indem er die Zeitgenossen ignorirt, ausschließlich mit der Natur, dem niedern Volk, der alten Kunst, den

wenigen von der Menschheit ausgesichteten Schriftstellern aller Zeiten lebt, vermag ein Denker und Künstler auch heute noch antik zu sein. Anders mit den Handelnden, daß deren auch unsere Zeit noch hervorbringen kann, welche keinem Helden der Vergangenheit an Naivetät nachstehen, haben wir ja alle seit dreißig Jahren bewundernd miterlebt.

Nach allem Gesagten wird es nur natürlich scheinen, daß der begabte Wortführer seiner Generation die Religionsgeschichte zu seinem besonderen Fache erwählt und sein Höchstes in den unerreichten Essays über griechischen Polytheismus, über Judenthum und Islam geleistet, seine größte Kraft auf die Geschichte der Entstehung des Christenthums verwandt habe. Die Religion giebt sich ja am liebsten als das Absolute und Ewige: nirgends also ist die Versuchung größer, die Ironie, welche aller geschichtlichen Weltanschauung zu Grunde liegt, anzuwenden und gerade hier zu zeigen, wie vergänglich und wie zahlreich die Formen sind, unter denen das Ewige dem idealbedürftigen Sinne der Menschheit geboten wird. Daher erklärt sich auch, daß Renan oft und gern die Politik berührt, wo ähnliche Hinfälligkeit sich unter ähnlicher Prätention zu bergen liebt; während er, der Künstler und Denker, so selten Kunst und Philosophie zum Gegenstand seiner Erörterungen gemacht: Kunst und Philosophie suchen eben das Wesen der Dinge zu fassen — wahre Philosophie und Kunst fassen es auch — die Historie aber hat's nur mit deren vorübergehenden Gestalten zu thun, hinter denen sie ihr Wesen nur errathen läßt. Doch hat Renan darum nicht minder philosophirt,

und er bietet uns gerade jetzt in einem Bande alle Fragmente seines Philosophirens von 1860 bis heute: indeß ist es leicht zu sehen, daß er auch hier sich und der Historie treu geblieben ist und mehr nach dem Werden fragt als nach dem Sein.*)

II.

Die neue Sammlung, zumal das Hauptstück, die Dialoge, zeigt Renan den Schriftsteller wiederum im glänzendsten Lichte. Nie seit seinen Aufsätzen über die Religionen des Alterthums und über Lamennais war seine Sprache so poetisch-anziehend, so anmuthig fließend,

*) Dialogues et fragments philosophiques. Paris, Colmann Lévy, 1876.

Die gesammelten philosophischen Aufsätze Renan's sind weder chronologisch, noch systematisch geordnet. Ich würde dem, der eine richtige Einsicht in Renan's Gedankengang gewinnen will, rathen, mit dem Briefe an Guéroult (1862) anzufangen, der den Standpunkt des Verfassers feststellt, dann zu dem Sendschreiben an Berthelot (1863) überzugehen, worin die Vergangenheit des Universums von der bewußten Staatengeschichte bis zur atomistischen, nur von der Mechanik beherrschten, Phase zurück verfolgt wird. Dem würde sich die Hauptschrift der Sammlung, die „Dialogues philosophiques“, (1871) anreihen, welche die Zukunft des Weltalls von dem Bewußtsein des Menschen bis zum Bewußtwerden des Universums selber in „Gewißheiten, Wahrscheinlichkeiten und Träumen“ zu durchdringen suchen. Die ganze Lectüre würde ich schließen mit dem vortrefflichen Aufsatze über die Zukunft der Metaphysik (1860), welcher — daran ist wohl kein Zweifel — der letzte Ausdruck der Ueberzeugungen Renan's ist, wenn er aufs Träumen und Vermuthen verzichtet, die Ueberzeugung, daß die Philosophie aufhören wird, eine besondere Wissenschaft zu sein, aber alle Wissenschaften begleiten und durchdringen muß, wenn diese einen anderen als einen rein utilitarischen Werth behalten sollen.

so vornehm maßvoll. Krystallhell und belebt, aber nicht farb- und geschmacklos wie das seichte Wasser eines Waldbächleins, mahnt uns recht im Gegentheil seine verlockende und bewegte Tiefe an die grünblaue Salzfluth, die eine Welt in sich birgt, eine andere in sich spiegelt. Renan wird sichtlich strenger mit sich, je weiter er in Jahren vorrückt; mit Sorgfalt — aber mit einer Sorgfalt, deren der lauernde Beobachter nur durch das Ergebniß gewahr wird — vermeidet oder beschneidet er alle zur Manier gewordenen Redensarten, jedes unnütze oder unbestimmte Eigenschaftswort, jeden abstracten Ausdruck, bei dem sich Nichts oder Zuviel denken läßt; sucht er seinen Satzbau so correct und einfach zu bilden als möglich, ohne daß die Knappheit in Steifheit, die Bescheidenheit in Nüchternheit ausarte. Mehr als je greift er zum Mittel der Ironie, das er so sicher und taktvoll zu handhaben weiß: seine Argumentation gegen das Wunder und die gesetzhemmende Wirkung des Gebetes, seine Schilderung der demokratischen Selbstzufriedenheit sind wahrhaft platonisch, wie auch seine Gleichnisse und Allegorien an die Plato's, durch die fast prosaische Genauigkeit erinnern, welche doch dem dichterischen Schwunge so gar keinen Eintrag thut.

Auch in der Wahl der Form lehnt er sich an Plato an. Mit Unrecht däucht mir. Der Dialog ist von allen conventionellen Kunstformen die widernatürlichste. Griechenland hat uns im Grunde alle literarischen Formen gegeben, die wir besitzen; alle hergenommen von seinen Lebensformen: aber so verändert auch diese Lebens-

formen sein mögen, etwas ist überall und immer geblieben von dem, was die Formen des Epos, der Lyrik, des Drama's bestimmt; die sokratische Unterhaltung dagegen existirt nicht mehr, sie hat Griechenland nicht überlebt. Weil sich einmal ein Wundermann gefunden, der in einer wenig schreibenden Zeit, er selber das Gegentheil eines Schreibemenschen, die vor ihm schon lange und viel gepflegte Kunst des philosophischen Gespräches zur Vollendung brachte, die höchsten Probleme contradictorisch in der Unterhaltung behandelte, einen Schüler fand, der, noch mehr Dichter als Denker, jene kleinen Dramen künstlerisch fixirte und der Nachwelt vermachte — darum ist noch keineswegs gesagt, daß selbst der größte Dichter unserer indirecten Zeit, wo die persönliche und gegenwärtige Wechselwirkung auf ihr Minimum zurückgeführt ist, Aehnliches thun könne. Schon ein Cato und ein Laelius des Cicero sind Advocaten, verglichen mit Plato's Sokrates; und gar unsere modernen Gesprächführer, mit einziger Ausnahme von Rameau's Neffen bei Diderot,*) sind Kanzel-, Katheder- oder Tribünenredner, d. h. Monologisten, während dem athenischen Geburtshelfer, sei's nun, daß er sich unterm Schatten der Platane am Ufer des Ilissus lagert, sei's, daß er in des Hippias Säulenhalle auf- und abwandelt, immer

*) Am nächsten kömmt vielleicht noch Fenelon in seinen Dialogen über die Beredtsamkeit, obschon gerade er es verschmäht, seinen Gesprächführern Namen zu geben. Wenn ich hier Lucian's und Leopardi's unerreichte Gespräche nicht berücksichtigte, so ist's, weil sie eben keine systematischen Abhandlungen in Gesprächsform sind, um die allein es sich hier handelt.



lebendige Menschen zur Seite sind, die keinen Shakespeare'schen Personen an Individualität etwas nachgeben, ein Phädros oder ein Alkibiades, ein Polos und ein Kallikles, kein Herr A. B. u. C., wie die Personen der Renan'schen Gespräche sich füglich hätten nennen können, anstatt die symbolischen Griechennamen anzunehmen, welche die Abstraction nur noch abstracter erscheinen lassen. Wie die Personen aber, ist auch die Sprache die der Exposition, nicht die der Unterhaltung und die Inscenirung ist so gut wie abwesend.

Doch genug von der Form; kommen wir zum Inhalt. Auch hier wieder Renan's alter, nie abgeschwächter Reiz: die Fülle der Anregung. Ich kenne wenig Bücher, die mehr suggestiv wären, um den englischen Ausdruck zu gebrauchen, als diese philosophischen Träumereien. Ueberall öffnen sich überraschende Aussichten: hier reizt ein keckes Wort in seiner neckischen Halbwahrheit zum Widerspruch, dort ladet eine tiefsinnige Anspielung zum Verfolgen eines Gedankens ein. Auf Gott und Welt, Staat und Kirche, Schule und Gesellschaft, Kunst und Wissenschaft, Krieg und Gewerbsthätigkeit fallen erhellende Streiflichter und wir folgen, manchmal kopfschüttelnd, aber immer wieder nachgezogen, den geistreichen Phantasien des Künstlers auf dem melodischen Instrumente, das er so meisterhaft zu handhaben weiß. Vor Allem anregend aber ist der Dichter-Philosoph für die so zahlreiche Kategorie unserer Zeitgenossen, die sich dem Lichte der modernen Wissenschaft nicht verschließen wollen, doch aber nicht gern aus dem Halbdunkel der Tradition herauszugehen wagen, die, nachdem sie staunend und

wie überrumpelt der mechanischen Erklärung des Weltprocesses und Denkprocesses gefolgt sind, doch das Göttliche und Seelische retten möchten und froh sind, einen Philosophen zu finden, der ihnen das Irreductible im Einen wie im Andern mit den schönen Namen des Ideals, des Göttlichen behängt, anstatt ihnen rund heraus zu erklären, daß sie hier vor einem Fragezeichen stehen, das stets ein Fragezeichen bleiben muß, weil der Mensch aus den Kategorien nicht heraus kann, welche die Gesetze seines Denkens sind.

Nie war wohl ein Denker im Grunde seines Wesens skeptischer als dieser unser Philosoph; aber keiner hat sich und andern den Abgrund des Skeptizismus anmuthiger unter Blumen und wohlriechendem Laubwerk zu verdecken gewußt. Er selbst nennt's einmal ganz naiv „le parterre charmant de la variété de mes pensées.“ Nun ergehen sich mit ihm im schönblühenden Garten und unter den Klängen wohllautender Rede die zarten Gemüther und neugierigen Geisterlein, die mit Fechner die Sterne verfolgen und mit Darwin über die Jahrtausende disponiren wollen, Schopenhauerisch die Weltprellerei ironisiren und dabei den Gedanken nicht aufgeben mögen, daß dem Menschen denn doch noch ein apartes Reich Gottes bereitet sei; träumen von den Welten, die in der Welt kreisen, und können's doch nicht vergessen, daß unser Herrgott einmal expreß für sie heruntergestiegen ist auf diesen Maulwurfshügel; gucken durch's Mikroskop und durch das Teleskop und sind doch froh, wenn sie die Welt wieder durch gemalte Kirchenfenster ansehen können; schwelgen vor Allem in

dem Vollgenuß, den platten Materialisten und Atheisten, wie den beschränkten Orthodoxen und den hölzernen Deisten gleicherweise tief unter sich zu fühlen. Auch Schreiber dieses — er gesteht es — möchte gerne solche Pfade wandeln, denn er gehört seiner Zeit an; zuweilen besinnt er sich aber doch, fragt sich recht nüchtern prosaisch, was denn eigentlich der positive Gehalt ist, den man aus allem dem ziehen könnte, und da kommt er eben nicht zu reichen Resultaten.

Der Ausgangspunkt Renan's ist rein Kantisch. Die Natur ist nur Erscheinung; seiend ist nur das Ding an sich; Gott wird nur erwiesen durch das sittliche Gewissen. „Dieser Gott nun handelt nicht durch besondere Willensacte" — das unzählige Male in diesem Bande wiederholte Wort ist von Malebranche —; denn die wahre Gottheit ist nicht verschieden von der beständigen Ordnung der Gesetze des Weltalls. Auf diesen Standpunkt kommt Renan auch immer wieder zurück; aber er verläßt ihn nur allzu oft, ohne es selber zu bemerken: sein mythologisches Bedürfniß, in Allem, was je geglaubt worden, das Gleichniß einer Wahrheit zu sehen, läßt ihn jeden Augenblick wieder auf den Anthropomorphismus ausgleiten: kaum hat er sich dagegen verwahrt, Gott menschliche Attribute beizulegen, so nennt er ihn schon auf der nächsten Seite „weise, gerecht und gut." Dann heißt es wieder: „Alles geht aus der Materie hervor; aber die Idee ist's, die Alles belebt, die, indem sie sich zu verwirklichen strebt, zum Sein treibt. Das ist Gott. Es giebt kein Gebäude ohne Steine; es giebt keine Musik ohne Saiten und Kupfer, keine Gedanken

ohne Nervenmasse; aber die Steine sind nicht das Gebäude; die Geigen sind nicht die Musik; das Gehirn ist nicht der Gedanke: es sind die Bedingungen, ohne welche Gebäude, Musik und Gedanken nicht sein könnten. Eine Sonate Beethoven's auf dem Papier existirt nur im posse. Was sie sein macht ist die Schwingung, eine meßbare physische Thatsache, so daß das Concert, eine unmeßbare moralische Thatsache, sich aus zwei Dingen ergiebt: dem Gedanken des Componisten und der materiellen Thatsache der Schwingung."

So geht es ihm auch mit der Freiheit. Seiner ganzen Theorie nach dürfte sein Mensch so wenig frei sein wie sein Gott, der durch keine besonderen Willensacte handeln kann, als die unbelebte Welt, „in der Jemand, der allwissend genug dazu wäre, Alles im Voraus verkünden könnte." Diese Consequenz aber des Causalitätsgesetzes wagt er nicht zu ziehen und als ein eingefleischter Franzose, der er ist, hat er Angst vor Jansenismus und Calvinismus; der Mensch bleibt ihm frei. Und zwar meint er damit keineswegs die metaphysische Freiheit des intelligiblen Menschen, für den das Gesetz der Causalität nicht mehr existirt, sondern die Freiheit des empirischen Menschen, der Wälder abholzt und Sümpfe entwässert. Aber nicht allein die Causalität, auch Zeit und Raum werden dem französischen Schüler Kant's unter der Hand wieder zu Wirklichkeiten, ja zu der einzigen Wirklichkeit. Renan's Gott ist nicht, er wird; folglich ist die Zeit auch „der allgemeine Factor, der große Coefficient des ewigen Werdens." Die Welt ist schon unendlich mehr Gott als sie es war, sie wird

es aber noch viel mehr werden. Die moderne Wissenschaft ist von der Geschichte zur Mythologie aufgestiegen, von der Mythologie zur Linguistik, von ihr zur Anthropologie; dann einen Schritt weiter zurück zur Geologie, von dieser zur Astronomie; aber auch das Werden der astronomischen Objecte, welche das Ewige, Anfanglose selber schienen, hat die Chemie erklärt und die mechanische Physik reicht noch weiter hinauf als diese, bis in eine atomistische Periode. So hat die Wissenschaft, vor der Renan einen gewaltigen Laienrespect hat, uns die fortschreitende Vervollkommnung der Welt vom Anorganischen zum Organischen, vom Selbstbeweglichen zum Intelligenten und bis zum Bewußten nachgewiesen. In dieser colossalen Geschichte der Vergangenheit, welche nach Millionen von Jahren zählt, nimmt die sogenannte geschichtliche Periode, seit der Mensch die ersten Schritte zur Civilisation gethan, nur einige Jahrtausende, die Periode gar, seit der Mensch seinen Planeten kennt, nur einige Jahrhunderte ein. Diese Entwickelung aber hat sich von Innen aus vollzogen, nicht mittelst Descartes' archimedischer Forderung des vielberufenen Nasenstübers:

Was wär' ein Gott, der nur von Außen stieße?
Im Kreis das All am Finger laufen ließe?

Das klingt nach Spinozismus; aber schon sind wir auf andern Wegen. „Eine Art innerster Feder, die Alles zum Leben drängt und zu einem immer entwickelteren Leben, das ist die nothwendige Hypothese." Da hätten wir also Schopenhauer's „Willen zum Leben" als primum movens, wie wir als Gesetz, nach dem dieser Wille zum Leben sich bethätigt, die Darwin'sche Morpho-

logie und seinen Kampf um's Leben haben — schon im Jahre 1863', was die Schnelligkeit der Renan'schen Divinations- und Assimilationskraft beweist, die sich ja auch aus Fechner wie aus Fichte und Hegel alles ihm Congeniale mit wunderbarem Instincte angeeignet hat. Der Hegelianismus liegt auch der Weiterführung seiner geschichtlichen Hypothese zu Grunde: wenn Gott überall ist, aber nur im Menschen zum Bewußtsein kommt, so ist das Renan'sche Gottwerden des Universums nothwendigerweise ein Menschwerden: denn „der Fortschritt zum Bewußtsein ist ja das allgemeinste Gesetz der Welt." Wie aber wird die Welt in Zukunft zum Bewußtsein vorschreiten, in anderen Worten, wie wird sich das Menschenbewußtsein erweitern?

Sehen wir, ehe wir uns unseren Hypothesen und Träumen überlassen, was wir sicher wissen. Wir wissen, daß kein intelligentes selbstbewußtes Wesen außer dem Menschen selber eine Wirkung auf die Erde ausübt; d. h. es gibt keine Wunder, welche den Lauf der uns bekannten Gesetze durchbrechen. Existiren auf einem anderen Planeten intelligente und selbstbewußte Wesen wie der Mensch, so gelangt ihre Wirkung nicht bis zu uns, wie unsere ja auch nicht bis zu ihnen gelangt. Die erste Gewißheit ist also, daß die Weltgesetze absolut sind. Die zweite — ist Renan auch sicher, daß es eine Gewißheit ist oder spielt ihm das jedem Franzosen, selbst Pascal, eingeborne Bedürfniß der Zweckmäßigkeit einen Streich? — die zweite Gewißheit wäre, daß ein Trieb in der Natur ist, der nach einem Ziele hintreibt; dies Ziel aber ist nicht einfach das Leben selber wie bei Schopenhauer

(bei dem übrigens kaum von einem Ziel, sondern nur von einer Richtung geredet werden kann), sondern ein Ideal, zu dem uns der seiner noch unbewußte Gott hintreibt, indem er uns auf alle mögliche Weise täuscht und uns glauben macht, wir verfolgten eigene Ziele, während wir doch nur seinen Willen ausführen. Man sieht, wie sich hier zu obigem Finalitätsbedürfniß des Franzosen das besondere Renan'sche Gleichnißbedürfniß gesellt, um ihm Fallen zu stellen. Renan ist freilich so sehr Poet, daß man nie recht weiß, ob er figurativ oder eigentlich spricht; lassen wir ihm aber, wie Schopenhauern, dem diese ganze Auffassung ursprünglich angehört, das Benefiz der bildlichen Redeweise. Gott-Natur, der „große Egoist," der so bestimmte Absichten hat, so mephistophelisch zu Werke geht, bleibe ein Unpersönliches. Vergessen wir auch, daß ein Gott, der die Tugend will, der den Trieb dazu (den kategorischen Imperativ) in uns eingepflanzt, der eigentlich nur durch die Anwesenheit dieses Triebes in uns erwiesen werden kann, doch selber keine so untugendhaften, lügnerischen Wege gehen sollte. Denn manchmal sollte man wirklich glauben, ihm sei die Natur wie dem Leopardi:

. . . . . il brutto
Poter che, ascoso, a comun danno impera.

Nehmen wir an, Gott-Natur verfolge bestimmte Ziele mit uns, handle wie der Instinkt der Thiere, der ja auch unbewußt gewisse Ziele verfolgt. Wo aber ist der Beweis, daß dieser unbewußte Gott nach einem andern Ziele, als das Thier, d. h. nach einem idealen Gute, anstatt nach dem Leben und der Erhaltung des Lebens

strebe? Das ist reine Vermuthung; wie kommt sie unter die Gewißheiten? Warum bleibt Renan nicht wie Schopenhauer bei dem Sichbescheiden stehen, bei der Einsicht, daß dies Ziel ein dem Menschen mit seinem Denkorganismus unerkennliches ist, d. h. bei der Nothwendigkeit der Ignoranz? Die Vermuthung Renan's aber ist nicht nur keine Gewißheit, sie ist auch eine äußerst willkürliche Vermuthung. Er selbst sagt „jenes Ziel entgehe uns ganz" (un but qui nous dépasse complètement): woher will er denn nun wissen, daß dieser Zweck „die Moralität des Individuums" ist? Vermöge der Beweisführung Kant's in der praktischen Vernunft, wird man denken; aber das genügt dem französischen Denker nicht, er ruft auch noch eine äußere Autorität an, die herrschende Sitte und Anschauung, die Meinung, denn „die Meinung, wenn sie tief, hartnäckig ist, ist die Natur selber." Ist je etwas Französischeres geschrieben worden? Kein Wunder, daß Renan nicht die Schopenhauer'sche Folgerung zieht, sondern bei einem Optimismus stehen bleibt, gegen den der Leibniz'sche Kinderspiel ist. Der natürlich gute Mensch empfindet nach Renan das Bedürfniß sich aufzuopfern, etwa wie der Vogel sein Nest, der Biber sein Haus baut, wie der Fuchs alle raffinirtesten Listen anwendet, um sein Leben zu retten: diese Opferlust hat der „instinktive Macchiavellismus" der Gott=Natur in ihn gelegt, damit ihr Ziel der Moralität erreicht werde: „das genügt, um den Theismus zu begründen und zu beweisen, daß die Tugend einen Sinn hat." Und diese Gott=Natur wird überdies erst vom dunklen Trieb der niederen Wesen und vom be=

wußteu Streben des Menschen nach dem Ideal geschaffen! Kein Wunder, wenn ihre Ziele ebenso menschlich sind als ihre Attribute.

Nach den Gewißheiten kommen wir zu den Wahrscheinlichkeiten. Die Welt strebt nach Selbstbewußtsein, nach Vernunft. Der beste Weg dazu ist die Wissenschaft. Wird sie aber auch immer fortschreiten? Läuft die Menschheit nicht Gefahr, geistig zn Grunde zu gehen, wenn unser Demokratismus fortdauert, physisch, wenn ihr die Steinkohle ausgeht? Kann die Erde nicht absterben, wie andere Himmelskörper? Wohl, aber andere Welten können uns ähnliche Wesen besitzen, welche ihrerseits an der Gottwerdung arbeiten. Die ganze Natur ist so verschwenderisch in ihrem Verfahren, daß sie, wie es ihr nicht darauf ankommt, Millionen Eicheln verderben zu lassen, damit eine Eiche erwachse, so auch Millionen Welten, jede mit ihrer Kultur, untergehen lassen kann: es genügt, daß eine gerettet werde. Wie aber wäre es, wenn die verschiedenen Menschheiten — oder bestimmter zu sprechen, die verschiedenen Bewußtseine — sich in Verbindung setzen, ihr erworbenes Kapital vereinigen und vereint die Arbeit fortsetzen könnten? Wie schwindelnd schnell würde es dann nicht gehen. Denn ist einmal das Bewußtsein so erweitert und zwar durch die Wissenschaft, nicht durch die Moral oder die Kunst — diese wird ja nach Renan ganz aufhören — so wird es das große Werk in die Hand nehmen und Gott organisiren: denn dieses Bewußtsein ist nichts Anderes als die Wissenschaft selber, die höchste Wissenschaft. „Eine Zeit wird kommen, wo ein großer Künstler, ein tugend-

hafter Mensch" — kurz vorher nannte er den Einen Tröster, den Andern Krankenwärter — „veraltete, fast unnütze Dinge sein werden: der Mann der Wissenschaft dagegen wird immer mehr gelten." Und warum steht die Wissenschaft so hoch über der Kunst? der Priester verräth es und verräth sich: weil sie „die Macht" giebt.

Was aber meint Renan mit der Erweiterung des Bewußtseins? Wir erfahren es in den Träumen. Giebt es nicht Städte wie Athen, Venedig, Nationen wie Frankreich, England, Deutschland, die sich als Eines empfanden, als Collectivpersönlichkeit? Wie das Leben der Pflanzen und Thiere nur das Ergebniß unzähliger anderer Leben ist, wie verschiedene Zellen sich zusammenschließen, ein animalisches Bewußtsein zu bilden, so schließen sich viele menschliche Bewußtseine zusammen, ein Städte-, Nationen-, Kirchenbewußtsein zu bilden. Verfolgen unsere Staaten nicht schon ideale Ziele? Haben sie nicht schon individuellen Charakter? „Zeigt uns die Monarchie nicht schon eine Nation in einem Individuum concentrirt, oder wenn man will in einer Familie? erreicht die Nation dadurch nicht den höchsten Grad des Nationalbewußtseins, da kein Bewußtsein jenem gleich kommen kann, welches aus einem selbst mittelmäßigen Gehirn resultirt?"

Welche Form nun wird dies Collectivbewußtsein, das höchste, das Weltall umfassende Bewußtsein annehmen? Eine demokratische, oligarchische oder monarchische? Renan, der der Ueberzeugung ist, der Zweck der Menschheit sei, große Menschen hervorzubringen, entscheidet sich natürlich für die aristokratische Form. Seine Aristokraten

aber sind die Gelehrten — ich kann mir nicht helfen, ich sehe immer das Ohrläppchen des Priesters, der alles Wissen besitzt. Die Wissenschaft wird sich aber nicht einmal dabei begnügen: sie ist schon auf dem Wege zu entdecken, wie das Geschlecht der zu zeugenden Thiere planmäßig vorherbestimmt werden könne; warum sollte sie es nicht auf dem Wege methodischer Zuchtwahl bis zur systematischen Production des Genies bringen, wie man es ja schon zur Production von Rennpferden gebracht? Man könnte dann ja etwa im Innern Asiens so eine Art Geniegestüt einrichten, ein Asgaard, aus dem die Asen, die Dewas hervorgingen, welche nur der Fortentwicklung der Welt lebten, wozu sie natürlich alle anderen organischen Thätigkeiten, auch die der Zeugung, der Gehirnthätigkeit zum Opfer brächten. Alle niedern Functionen würden der Masse der Einfältigen überlassen; die Asenherrscher würden im Cölibat leben wie die Priester der katholischen Kirche und den Niedriggepflanzten das Weib gönnen, „damit sie ein Motiv hätten zu leben.“ Die Weise aber, wie die Genies die Welt beherrschen werden, würde die Anwendung der Hölle sein, nicht einer eingebildeten, sondern der wahren. Die Aristokratie, von der Renan träumt, ist ja „die Fleischwerdung der Vernunft, ein wirklich unfehlbares Papstthum,“ warum sollte sie nicht auch die Grausamkeit, den Terrorismus, die Drohung mit der Planetenvernichtung anwenden, um der Welt das ewige Gut des Ideals zu sichern? Glücklicherweise ist Aussicht vorhanden, daß sich am Ende alle diese Asen in eine einzige Gottheit, „den himmlischen Vater,“ concentriren. „Das Weltall würde dann in einem

einzigen organisirten Wesen aufgehen, in dessen Unendlichkeit sich Decillionen von Decillionen vergangener und zugleich gegenwärtiger Leben resumirten, denn ein allwissendes und allmächtiges Wesen kann das letzte Ende der Gottschaffenden Entwicklung sein, sei's nun, daß man es wie im Traume der christlichen Mystik, als durch Alle genießend, wie Alle durch es genießen, auffasse; sei's, daß man es wie eine Individualität denke, die zur höchsten Kraft gelangt; sei's, daß man es wie das Resultat von Milliarden von Wesen ansehe, wie die Harmonie, der Einklang des Universums." In diesem Gotte nun wird der Mensch auch seine Unsterblichkeit haben und auch ihm nichts mehr fehlen. Was aber ein Bewußtsein ohne Grenze, was eine Unsterblichkeit ohne Persönlichkeit ist, sagt uns Renan nicht, obwohl er selbst weiß, welch ein Widerspruch in seinen Worten ist. Bei dieser Antinomie angekommen, greift er einfach seine Zuflucht zum — Erwachen. Die Träume fliehen, der böse Alpdruck der wissenschaftlichen Hölle, wie das schöne Sichwiegen in der Harmonie der Sphären hören auf; übrig bleibt nur das Pflichtgefühl, das irreductible, unfehlbare, dessen Stimme in jeder Menschenbrust vernehmlich genug redet. „Danken wir Theoktiste (dem Gottbesitzer), daß er uns seine Träume mitgetheilt," sagt Eudoxe. „Ungefähr sagt das der Pfarrer auch, nur mit ein Bischen andern Worten," meint er selber. „Nur die oberflächlichen Geister entgehen der Verfolgung dieser Räthsel. Sie schließen sich in einen Keller ein und läugnen den Himmel. Die Leute hätten zu Columbus gesagt, als er den Horizont des Meeres gen Westen anstarrte: Armer

Narr, siehst Du denn nicht, daß nichts jenseits ist?“ Nur sollten Columbus etwas mehr als Träume oder Wahrscheinlichkeiten, soll ihn mathematische Gewißheit nach Westen getrieben haben.

Doch nehmen wir es nicht so genau mit dem Dichter; danken wir ihm, daß er den Muth gehabt, sich ganz zu zeigen, die geheimste Unterhaltung, welche die verschiedenen Departements seines Kopfes mit einander gehalten, uns mitzutheilen; selbst wenn wir davon nichts Anderes lernten, als zu welchen Ausgeburten der Menschengeist gelangen kann, wenn er, verführt durch naturwissenschaftliche Halbkenntnisse, über die Säulen des Herkules hinausgeht, welche Kant der menschlichen Erkenntniß gesetzt. Vor Allem aber vergessen wir nicht, daß der geistvolle Schriftsteller nicht immer im Haschischrausche befangen ist und daß, wenn er nüchtern ist, er uns „den zarten, gleitenden, unfaßbaren Gedanken“ seines Jahrhunderts zu schönerem Ausdrucke gebracht hat, als irgend ein Anderer. Wer sich davon überzeugen will, der lese den letzten Aufsatz dieser Sammlung. Nirgends ist die Unübersteiglichkeit der kantischen Antinomien klarer dargestellt worden, als in diesem Aufsatze über die Zukunft der Metaphysik, der wie eine Antwort des wachen Renan auf die Träume des schlafenden Renan ist. „Der Ruhm der Philosophie ist nicht die Aufgabe zu lösen, sondern sie zu stellen; denn sie stellen heißt beweisen, daß sie wirklich ist; und das ist Alles, was der Mensch auf einem Gebiete vermag, wo er, der Natur des Gegenstandes selber nach, nur Bruchstücke von Wahrheit besitzen kann.“

H. Taine als Historiker.

Der unermüdliche Forscher, Denker und Schriftsteller, der seinem Vaterlande seit fünfundzwanzig Jahren wohl fünfundzwanzig Bände literar- und kunsthistorischen, philosophischen und humoristischen Inhalts gegeben, hat es jetzt unternommen, die politische und wirthschaftliche Entstehungsgeschichte des heutigen Frankreich zu erzählen, ohne übrigens dabei die geistige und sittliche Seite irgendwie außer Acht zu lassen, welche ihn früher, vornehmlich bei seinen Studien über England, besonders zu interessiren erschien. Der erste Band gibt ein Bild der Zustände vor 1789, der zweite soll die große Umgestaltung, der französischen Gesellschaft mehr noch als des französischen Staates, von 1789 bis 1815, der dritte das heutige Frankreich schildern, wie es, trotz vier Staatsumwälzungen, seit mehr als zwei Menschenaltern unverändert fortbesteht.*)

Der Gegenstand des ersten Bandes ist bekanntlich schon von Tocqueville behandelt worden, und in gewissem Sinne könnte man Taine's Werk einen Commentar zu dem seines großen Vorgängers nennen. Der Verfasser würde es freilich nicht Wort haben wollen: denn da er viel selbst gedacht hat, da seine betreffenden

**) H. Taine. Les Origines de la France contemporaine. Tome I: l'Ancien Régime. Paris, Hachette & Co. 1876. Ein Band von VIII. und 553 S. Deutsch unter dem Titel: Die



Studien alle durchaus erster Hand sind, da der Rahmen des Bildes vielfach erweitert worden ist, auch die Methode der Behandlung sich, wenigstens äußerlich, als eine neue gibt, so wird er wohl nicht gern auf den Anspruch verzichten, ein Originalwerk geliefert zu haben. Der Leser aber kann nicht vergessen, daß alle Grundgedanken des neuen Buches schon im früheren enthalten sind, und daß Tocqueville der eigentliche Pfadfinder in dem Gestrüppe und dem Schutte war, welche unseren Vätern die Quellen des neuen Frankreich verbargen.

Taine hat, wenn man so will, die Gegenprobe zu den Behauptungen Tocqueville's geliefert, indem er nicht nur, wie dieser, die Archive, sondern auch die Denkwürdigkeiten, Correspondenzen, literarischen und künstlerischen Erzeugnisse der Zeit befragte; die Ergebnisse aber sind genau dieselben: 1) die große Centralisation der französischen Verwaltung und die Theilung des Bodens unter eine große Anzahl von Kleingrundbesitzern, welche man vor Tocqueville für Folgen der Revolution hielt, gehören in Wirklichkeit der vorrevolutionären Zeit an; 2) Hauptursachen der Revolution waren: die privilegirte Stellung des Adels und der Geistlichkeit bei deren absoluter Theilnahmlosigkeit an Staats- und Localregierung, welche meistens sogar in Abwesenheit von ihren Gütern ausartete, die dadurch immer drückender gewordene Last, welche auf dem niederen Volke lag, das Gleichheits-

Entstehung des modernen Frankreich. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Katscher. Erster Band: Das vorrevolutionäre Frankreich." Leipzig, Ernst Julius Günther. 1877.

gefühl der Mittelclassen bei wachsendem Wohlstand und wachsender Bildung, endlich die Natur dieser Bildung; 3) der Hauptcharakter der Revolution war social und politisch, nicht antireligiös, wie man wohl früher glaubte.

Diese wichtigen Resultate der Tocqueville'schen Forschungen bestätigt Taine's Werk nun vollauf, und ich sehe nicht, welches andere bedeutende Ergebniß sein Bienenfleiß zu Tage gefördert hätte, außer etwa den geistreich durchgeführten Satz, daß die revolutionäre Doctrin aus der Verbindung der wissenschaftlichen Errungenschaften der Newton'schen Zeit mit dem classischen Geiste der französischen Literatur unter Ludwig XIV. entstanden ist, einen Satz, den zu beleuchten ich noch Gelegenheit finden werde. Auch darf nicht vergessen werden, daß Taine der politisch-ökonomischen Geschichte ein ausführliches Sittengemälde und ein Capitel eingehender Literaturgeschichte hinzugefügt hat.

Die Ansichten über den Charakter der französischen Revolution haben in diesem Jahrhunderte vielerlei Wandlungen erfahren. Wenn ich aber hier von Ansichten über die Revolution spreche, so meine ich damit nicht die der verschiedenen Parteien, welche dieselbe gepriesen oder geschmäht haben, je nachdem ihre Interessen und Leidenschaften von ihr verletzt oder gefördert worden; sondern die unparteiische Geschichtsbehandlung, welche sich über die Ursachen und Folgen jenes ungeheuren Complexes von Ereignissen Rechenschaft zu geben sucht, ohne über den sittlichen Werth der Handelnden und der Handlungen in einem oder dem anderen Sinne abzusprechen.

Unbefangene Geschichtschreiber nun haben die Revolution bald als ein menschheitliches, bald als ein rein französisches Ereigniß angesehen; sie meinten gestern, sie sei nur eine politische Umwälzung gewesen, heute, sie habe blos ökonomische Folgen gehabt; für Viele war sie das Erzeugniß der idealen Bestrebungen des vorigen Jahrhunderts, für Ebensoviele allein das des materiellen Nothstandes. Alle diese Urtheile haben miteinander den Fehler gemein, zu absolut und ausschließlich zu sein.

Wie der staatliche und gesellschaftliche Zustand, der sich aus dem Feudalwesen des Mittelalters und der absoluten Monarchie des 16. und 17. Jahrhunderts herausgebildet hatte, überall in Europa, wo nicht derselbe, so doch ein gleichartiger war, so war auch die Umwandlung der Gesellschaft und des Staates, die sich um die Scheide der beiden Jahrhunderte vollzog, eine unvermeidbare überall in Europa. In Frankreich allein war die Heftigkeit, mit der sie sich vollzog, eine Nothwendigkeit; in Frankreich allein — diese Moral können wir aus Taine's Schilderungen ziehen, ohne uns der Gefahr auszusetzen, daß unser Urtheil von Neuem revidirt werde — in Frankreich allein lagen die Dinge so, daß an eine friedliche und gesetzliche Umwandlung, wie sie etwa seit 1750 allerorten in Europa unter der Leitung erleuchteter Fürsten und Staatsmänner begonnen hatte, nicht zu denken war. Dort mußte es zum gewaltsamen Bruch kommen; und in diesem Sinne dürfen wir die große Revolution eine örtliche nennen. Dadurch aber, daß dieser gewaltsame Bruch die schon begonnene Umwälzung in ganz Europa beschleunigte, vielleicht um ein

volles Jahrhundert früher und ohne jeden Uebergang in's Werk setzte, bekam die Revolution den Charakter eines allgemeinen, menschheitlichen Geschichtsereignisses. „Wenn sie nicht stattgefunden hätte," sagt schon Tocqueville, „würde das alte gesellschaftliche Gebäude nichtsdestoweniger überall zerfallen sein, hier früher, dort später; nur hätte es fortgefahren, Stück für Stück zusammenzusinken, anstatt mit einem Schlage einzustürzen. Die Revolution hat plötzlich, mit einem convulsiven und schmerzlichen Ruck, ohne Uebergang, ohne Vorsichtsmaßregel, ohne Rücksichten vollbracht, was sich nach und nach von selbst und langsam vollzogen hätte." Was sie so vollbrachte, war aber in Frankreich nichts Anderes, als was überall sonst in Europa eintrat, d. h. die Ersetzung der alten sogenannten Feudalzustände durch „eine einförmigere und einfachere politische und gesellschaftliche Ordnung, welche die Gleichheit der Stände zur Grundlage haben sollte." Es ist das große Verdienst Taine's, gezeigt zu haben, warum der Bruch in Frankreich ein gewaltsamer sein mußte; warum Turgot nicht gelingen konnte, was Peter Leopold glückte; warum hier weder Königthum, noch Aristokratie, noch Bürgerstand in der Lage waren, jene nothwendige Umwälzung friedlich in's Werk zu setzen.

Was nun aber den zweiten Punkt anlangt, so hat der glänzende Nachfolger Tocqueville's auch thatsächlich nichts Neues zu Dem hinzugefügt, was wir schon durch seinen weniger lauten Vorgänger erfahren: nämlich, daß die Zerstückelung des Grundeigenthums, welche man früher wohl dem Verkaufe der Nationalgüter zuzuschrei-

ben pflegte, im Ganzen schon im Jahre 1788 eine vollendete Thatsache war, wie daß damals die Centralverwaltung schon überall in Frankreich an Stelle der Localverwaltung getreten war; das politische Hauptresultat der Revolution also einfach das war, die Centralverwaltung einem größeren Kreise von Staatsbürgern zugänglich zu machen. Und hier muß denn nochmals hervorgehoben werden, daß Taine's Schilderung diesen Punkt keineswegs klarer macht, als Tocqueville's Darstellung. Die vielen Wiederholungen von Thatsachen und Thesen thun's nicht, um so weniger, als Taine mehr denn einmal sich in die bedenklichsten Widersprüche verwickelt, um nur diese seine Thesen zu vertheidigen. Seine Widersprüche aber sind nicht theoretischer Natur — in der Theorie fügt sich bei ihm Alles sehr hübsch in einander — sondern thatsächlicher. Dies nun passirt ihm nicht nur bei wirthschaftlichen und finanziellen Fragen, wo die Einkünfte des Königs, die Zahl der Grundeigenthümer, die der bürgerlichen Beamten bald höher, bald niederer angegeben werden, sondern auch bei den Schilderungen der Sitten und der Charaktere, wo wir die vornehmen Herren und Damen auf der einen Seite als die unermüdlichsten Centauren und Amazonen, zwanzig Seiten weiter als verweichlichte Saloncreaturen figuriren sehen, welche kaum noch zu gehen, geschweige zu fechten, reiten und jagen wissen. Hier wird der Hof dargestellt, als ob Neid und Ehrgeiz dort kaum bekannt wären, da Jeder seinen Platz angewiesen, Niemand also ein Recht gehabt habe, das verletzt werden könnte; dort wird man an alle Kleinlichkeiten Saint-Simon'scher Em-

pfindlichkeit und Eitelkeit erinnert. Jeden Augenblick hören wir, der bewußte Wille des Menschen schaffe keine Staatseinrichtungen oder Staatsgebiete, während doch der ganze zweite Band nothgezwungen wird darthun müssen, daß die Einrichtungen des napoleonischen Rationalismus vollste Lebenskraft gewonnen, daß die willkürlich ausgeschnittenen Departements der Revolution heute ebenso bestimmte Individualitäten sind, als es nur je die historischen Provinzen sein konnten. Tocqueville sucht Weniger zu beweisen; das Wenige aber beweist er auch.

Dazu kommt, daß Tocqueville wirklich von Jugend auf praktisch und theoretisch mit volkswirthschaftlichen Fragen vertraut ist und sich folglich nicht wie der Professor der classischen Literatur, der sich spät an die Nationalökonomie heranmacht, durch allerhand Schilderungen der Volkszustände imponiren läßt, die Taine manchmal gar weit führen, wie wenn er, nach fleißigen und umfassenden Forschungen, die Lage des Bauernstandes im vorigen Jahrhundert schildern will. Offenbar war das Loos desselben nicht ganz so schlimm, als Taine auf Treu und Glauben nach zufälligen zeitgenössischen Aeußerungen angenommen hat. Auch erfüllen den verwöhnten französischen Städter gewisse Dinge, die wir in Deutschland oder Italien heute noch täglich sehen, mit einem unverhältnißmäßigen Mitleid, wie daß die Bauern statt Weizenbrot Roggen- und Gersten-, Kastanien- und Maisbrot (castagnaccio, polenta u. s. w.) aßen, kein Fleisch genossen, außer höchstens das eine Schwein, das sie jährlich schlachteten; daß sie nie Wein

der Kirche machten; daß sie Staatsdiener und keine Feudalherren hatten; daraus folgen u. s. w.: Alles ja schlimm genug, aber Alles das Dinge, denen wir noch heute außerhalb Frankreichs auf Schritt und Tritt begegnen, ohne daß sie eine Revolution nach sich ziehen. Vortrefflich dagegen hat Taine den von Tocqueville* nur angedeuteten, von Burke so hervorgehobenen, von Sybel vielleicht allzuwenig berücksichtigten Einfluß der Ideen des Jahrhunderts ins rechte Licht gestellt, ohne deshalb das materielle Elend des Volkes, das soviel zum Ausbruch beigetragen, außer Augen zu lassen.

Hier wäre nun noch immer zu untersuchen, — wenn es uns der Raum eines Essays erlaubte, wenn die Frage nicht eingehende Sonderstudien voraussetzte, — warum sich die Dinge in England und Deutschland, in Spanien und Italien anders entwickelt, obschon nicht nur im 16. Jahrhundert, sondern noch um die Scheide des 17. und 18. Jahrhunderts, d. h. in dem Momente, wo in Frankreich die Keime der großen Revolution gelegt wurden, die Verhältnisse ganz ähnliche waren. Es bliebe zu zeigen, welchen Einfluß Reform und Papstthum auf die Entwicklung in Italien und Deutschland ausgeübt, wie und warum die englische Aristokratie den Lockungen der Stuarts und ihres Hofes zu widerstehen wußte, anstatt ihnen nach dem Beispiele der französischen Aristokratie nachzugeben; wie die preußische Monarchie

* In seinem Capitel: „Comment, vers le milieu du dix-huitième siècle, les hommes de lettres devinrent les principaux hommes politiques du pays et des effets qui en résultèrent.“



die unter Friedrich I. eingeschlagene Bahn des französischen Königthums verließ, den Adel im Staats- und Kriegsdienst, statt am Hofe zu verwenden, die Centralgewalt im Interesse des Volkes, anstatt ausschließlich zum Glanze des Hofes zu gebrauchen verstand; wie in Oesterreich, in Toscana, in Neapel, in Schweden und Dänemark spät, doch nicht zu spät, dem Beispiel Preußens gefolgt und so der Stoß abgeschwächt wurde; wie dagegen in Mittel- und Süddeutschland die Revolution fast überall dieselben Verhältnisse vorfand, wie in Frankreich, und darum wie in Frankreich verheerend wirken mußte, obschon auch das „Reich“ seine kleinen Turgots hatte, so gut wie das große Frankreich; wie die Kirche in Spanien die Monarchie unter ihre Vormundschaft nahm und durch hermetische Verschließung des Landes gegen den Geist des Jahrhunderts die leblose Mumie aufrecht erhielt, bis die fremden Heere und mit ihnen das grelle Tageslicht hereindrangen und das Phantom in Staub zerfiel. Dies vergleichende Studium der europäischen Zustände im vorigen Jahrhundert würde erst Taine's Werk vervollständigen, indem es den eigenthümlichen Charakter der französischen Revolution noch bestimmter hervortreten ließe; erst deutlicher zeigte, was die Welt, was das außerpreußische Deutschland insbesondere Frankreich zu danken hat, welches eine nothwendig gewordene Operation beschleunigt und den schmerzlichsten Theil derselben an sich selber vollzogen hat. Mit Ungeduld erwarten wir Taine's zweiten und dritten Band, wo wir sehen werden, wie Frankreich und sein großer Kaiser sich noch das andere, nicht minder gewich-

tige Verdienst um die Menschheit erwarben, neue, lebensfähige Staatseinrichtungen in kürzester Zeit herzustellen, die, — was man auch zum Gegentheil sagen und im Einzelnen anders wünschen mag, wie sehr auch ihre Thätigkeit der Ueberwachung durch die Oeffentlichkeit bedarf, wie nothwendig es vor Allem ist, daß sie sich um die permanente, nie erschütterte Axe einer mit der Geschichte der Nation verkörperten Dynastie drehen, — im großen Ganzen doch die Formen sind, in denen sich die festländischen Staaten im Gegensatz zur englischen und amerikanischen Entwickelung, kraft ihrer Vergangenheit, zu bewegen haben und in denen die Bedürfnisse und Gedanken der neueren Zeit am besten zur Befriedigung und zum Ausdruck gelangen.*)

II.

Soviel über den Inhalt von Taine's historischem Erstlingswerk. Was nun die Form desselben und die Auffassung des Gegenstandes anlangt, so wird, obschon Tocqueville seines Zeichens Jurist und Staatsmann war, Taine dagegen Philosoph und Literat von Fach ist, der Unbefangene und im Urtheil Sichere doch nicht anstehen, das Werk des Politikers für das literarisch vollkommenere und philosophisch tiefere zu erklären. Tocqueville's Buch ist eben so klar im Styl als in der Composition; es

*) Wir lassen hier die ganze kritische Analyse des Taine'schen Werkes aus, welche eine gute Hälfte unsers Essais bei seiner ersten Veröffentlichung in der „deutschen Rundschau" bildete, hier aber nicht durchaus nothwendig ist.

gibt zwar stets nur die Ergebnisse der Forschungen, läßt jedoch immer den Weg errathen, auf dem es zu denselben gelangt ist; hält die ganze Darstellung durchaus auf der Höhe der Vogelperspective, ohne sich vom Einzelnen verwirren zu lassen, aber auch ohne es dermaßen aus den Augen zu verlieren, daß die allgemeinen Linien sich zu Verstandesabstractionen verflüchtigten. Nicht so Taine. Wohl hält auch er, wie alle Besseren unter seinen Landsleuten, stets den Ariadnefaden fest in der Hand; ja, er geht manchmal nur allzu direct auf sein Ziel los, als ob es keinen anderen Weg gäbe, als den des Compasses; da kommt's denn freilich oft vor, daß wir durch weite Sandflächen oder üppiges Dickicht, über unfruchtbaren Morast oder auch durch liebliche, aber reißende Bächlein mitten durchgeführt werden und keuchend am Ziele anlangen, das wir auf der weiteren, aber gebahnten Straße mit weniger Ermüdung schneller erreicht hätten. Taine hat das sehr moderne Gebrechen Nichts für sich behalten zu können; wo eine Thatsache, eine Citation genügte, um eine Behauptung zu begründen, schüttelt er seinen ganzen Vorrath aus; wo eine richtig gewählte und richtig gestellte Andeutung dem verständigen Leser — und der rechte Schriftsteller schreibt immer, als habe er nur den vor sich — genügt, um die ganze aufsteigende und absteigende Gedankenreihe zu erhellen, beleuchtet er alle Seiten eines Gegenstandes, zieht er alle letzten und allerletzten Deductionen und Deductiönchen aus seinen Grundgedanken. Dadurch erspart er denn dem modernen — d. h. gemeiniglich faulen — Leser viel Mühe, raubt dagegen dem gern selbstthätigen

auch ein Haupvergnügen, das Vergnügen, einen Gedanken selbst weiter zu denken: in einem Worte, er läßt ihm Nichts zu thun übrig, und das Thun ist doch gerade der Hauptspaß beim Lesen, weshalb man denn auch diesen geistreichen und gelehrten Schriftsteller nicht leicht wieder liest, ohne viele Seiten zu überschlagen, indem man sich bei jedem neuen Aussichtspunkte, den er eröffnet, sagt: danke, jetzt kann ich allein weiter sehen. Sagt er z. B. von Rousseau: „er zeigte Leuten, die nie vor Mittag aufgestanden waren, den Sonnenaufgang;“ so ist das nicht nur wahr, sondern auch sehr schön gesagt und von der größten Wirkung; diese Wirkung aber zerstört Taine sofort, indem er hinzufügt: „er zeigte Augen, welche nur auf Salons und Palästen geruht hatten, die Landschaft, Menschen, die nur zwischen geschorenen Hecken und rechtwinkligen Beeten spaziert waren, den natürlichen Garten; er zeigte das Land, die Einsamkeit, die Familie, das Volk, die einfachen Freuden gegenseitiger Zuneigung Städtern, welche durch die Gemüthsdürre der Gesellschaft, die Ausschreitungen und Künstlichkeiten des Luxus, die einförmige Komödie, die sie selbst allabendlich beim Scheine von hundert Wachskerzen zu Hause oder bei Anderen spielen, ermüdet waren“ u. s. w.

Oft artet die wohlfeile Amplificationsgewohnheit sogar in schiere Tautologie aus, die uns zwar augenblicklich blenden kann, uns aber keinerlei dauernde Erleuchtung bringt. Daß er aber hierin nur einer Schwäche nachgibt — einer Schwäche, die uns Bände verschafft, welche eine klug angewandte Scheere auf Kapitel reduciren könnte, in denen nichts Wesentliches fehlte —, daß

Taine sehr wohl weiß, warum der überlegene Schriftsteller nicht Alles sagt, was er sagen könnte, geht unter Anderem ans seiner trefflichen Charakteristik von Montesquieu's Styl hervor, der in aller und jeder Beziehung als das Gegentheil vom Taine'schen bezeichnet werden könnte: „Die Ordnung ist streng bei ihm, aber sie ist verborgen, und seine abgebrochenen Sätze gehen nacheinander an uns vorüber (einzeln), wie ebensoviele Schatullen (oder Schmuckkästchen), bald einfach (und nackt) anzusehen, bald prächtig geschmückt (und ciselirt), aber immer voll. Macht sie auf: jedes von ihnen ist ein Schatz. Er hat im engsten Raum (eine endlose) Fülle von Reflexionen, Eindrücken, Entdeckungen darein niedergelegt, und unser Genuß ist um so lebhafter, als alles Das (in einem Augenblicke ergriffen) leichtlich in unserer hohlen Hand hält.“ Warum sucht nun Taiue diesem Vorbilde nicht nachzuahmen? Warum schneidet er nicht auch alle Gedankenentwickelungen ab, deren er sich selbst in einem solchen Urtheil schuldig macht? Denn das geht nun so weiter beinahe zwei Seiten lang, die ich abgeschnitten, weil wir im Obigen den ganzen Gedanken haben, wie ich bei der Anführung die pleonasmenartigen Wiederholungen durch Klammern angedeutet habe — man verzeihe mir die Pedanterie: es soll nicht wieder geschehen; aber manchmal ist es gut, an greifbaren Beispielen zu zeigen, was es denn eigentlich ist, was Einen bei solch' einem brillanten und üppigen Stylkünstler so ermüdet; es ist um so angezeigter, es zu thun, als eben gerade darin, wie schon oben angedeutet, mit das Geheimniß des „Modernen“ beruht.

Auch resultirt aus dieser Unenthaltsamkeit eine gewisse Unklarheit. Der Gedanken und der Worte, wie der Thatsachen und Citationen sind zu viele: sie drängen einander, lassen sich gegenseitig nicht zu ihrem Rechte kommen; aus dem Mosaikboden, auf dem sich die Zeichnung noch leicht herauserkennt, wird ein bunter türkischer Teppich, in dem Alles verschwimmt; um so mehr, als Taine gern die gute, alte, festgeschlossene französische Satzconstruction gegen die neumodisch elliptische, zerbröckelte Syntax nach Michelet's Vorbild aufgibt, in der bekanntlich der Seele alles Styls, dem Verbum, ein unerbittlicher Krieg erklärt wird. Die Personen, die Orte treten gar nicht mehr hervor in diesen endlosen Aufzählungen, weil immer Eines dem Anderen im Lichte steht. „Zu viel Leim hält nicht fest," sagt das Sprichwort. Mindestens drei Viertel von alle Dem dürfte füglich in den Anmerkungen stehen, wenn es durchaus mitgetheilt werden mußte; denn noch viel besser wäre es ja, die Stellen da zu lesen, wo sie hergenommen sind. Eine Anecdote, ein witziges Wort verlieren immer, wenn wir sie aus ihrem Zusammenhange reißen; ja die unterhaltendste Stelle aus „Gil Blas" oder den „Confessions," aus Casanova's oder Mme. Campan's Memoiren kann langweilig werden, wenn wir sie als einen zehnten Beleg nach neun ähnlichen für diese oder jene Behauptung aufgetischt erhalten. In seinem Wunsche, recht concret zu sein, für Alles Thatsachen anzuführen, wird demzufolge unser Autor am Ende fast abstracter als ein „Handbuch für Studirende," ohne darum die Klarheit eines solchen zu erreichen; denn sein Eifer, uns alle drei

Schritte in's Gedächtniß zu rufen, in welcher Abtheilung, auf welcher Linie wir uns befinden, entschädigt uns nicht für das mangelnde Licht: das Sagen thut's nicht, wir wollen sehen. Alle Klarheit setzt immer eine gewisse Sparsamkeit der Gedanken und Thatsachen voraus; und diese Einsicht, diese Gewöhnung, die uns Fremde oft als eine Art „jejunitas“ berührt, macht gerade einen Hauptzug des französischen Geistes aus, den allzugroßer Reichthum ängstigt, weil er Maß und Geschmack dadurch beeinträchtigt zu sehen fürchtet; und gerade darin ist Taine nicht Franzose genug.

Aber was wollen Sie denn eigentlich? wird mich vielleicht ein oder der andere Leser fragen, der sich zufällig erinnert, wie ich vor ein Paar Wochen einem anderen Franzosen vorgeworfen, daß er allzu französisch sei. Die Antwort ist nicht schwer. Ein Schriftsteller soll eben mit seinen Wurzeln ganz in der heimischen Erde stecken, mit seiner Krone aber die ihn umgebende Vegetation überragen, so daß er noch von den fernsten Betrachtern erblickt und erkannt werden könne, wie er ja auch in seiner Zeit wurzeln und sie doch übersehen soll. So verleugnen Goethe und Lessing nie ihren deutschen Ursprung, obschon sie der Welt gehören, wie Voltaire oder Montesquieu stets ächte Franzosen geblieben sind, obschon sie zu ganz Europa redeten, von ganz Europa verstanden wurden. Was aus einem Schriftsteller wird, der sich aller Nationalität entäußert, kann man aus dem in Gedanken und Sprache, wenn nicht in Gesinnung, so undeutschen Börne sehen, dem es doch sicherlich nicht an Begabung fehlte; was einem Schriftsteller

widerfährt, der ganz im Nationalen befangen bleibt, haben wir z. B. an Jean Paul erfahren. Die nationalen Geistesüberlieferungen der Franzosen sind freilich etwas enge, aber sie haben den Vortheil, scharf und bestimmt zu sein: wer sich in diesen engen Linien sicher zu bewegen, mit den ihm zu Gebote stehenden schmalen Mitteln alle seine Gedanken, auch die tiefsten und neuesten, auszudrücken weiß, der bringt eben Vollendetes. Daß dies auch heutzutage noch möglich ist, beweisen Schriftsteller wie Mérimée, Augustin Thierry, Mignet, die sich füglich den größten Franzosen des 17. und 18. Jahrhunderts anreihen; beweist vor Allem Tocqueville selbst, der nicht allein die Zustände fremder Länder (Amerika's, Deutschlands) richtig sieht und unbefangen beurtheilt, der auch über den Vorurtheilen seines eigenen Landes und seiner eigenen Generation steht; der, eindringlicher und verständiger als irgend ein Engländer oder Deutscher, seiner Nation die englische Idee des Individualismus, die deutsche des historischen Werdens auseinandersetzt, der nie aufgehört gegen den in seinem Vaterlande herrschenden politischen und philosophischen Rationalismus anzukämpfen, dabei aber stets Franzose geblieben ist: kunstvoll und klar in der Composition, einfach in der Syntax, genau im Ausdruck. Er bedarf keiner neuen oder fremden Wörter, keiner unerwarteten Satzbildungen, keiner Fülle von Bildern, um jede, auch die zarteste, Schattirung des Gedankens wiederzugeben, Leben und Wärme in seine Darstellung zu bringen. So ist er, als ächter Franzose, immer karg im Ausgeben, aber nicht aus Armuth, sondern nur, weil er ein guter

Haushalter ist, der jeden unnützen Aufwand vermeidet; so hält er sich stets in einer mittleren Sphäre des gesunden Menschenverstandes, nicht weil er nicht darüber hinaussehe, sondern weil sie allein jedem Verständigen zugänglich ist; so faßt er gern die Dinge unter allgemeine Gesichtspunkte, wie's in der Natur des französischen Geistes liegt, aber nie aus Ungeduld und mit Ungeduld, weil ihn das Einzelne und Concrete langweilte, sondern eben aus jenem französischen Bedürfnisse, sich Alles sofort übersichtlich zu machen.

Hat nun Taine nicht jene Tugenden der großen französischen Tradition, so hat er auch nicht ihre Nachtheile, wie sie sich bei den meisten andern, gleich ihm selber, aus dem Lehrerseminar der Rue d'Ulm hervorgegangenen Schriftstellern fühlbar machen, einer Schule, welche bekanntlich die ganze neuere Geschichtschreibung und Philosophie gepachtet zu haben vermeinte; daher denn auch sein beispielloser, ich fürchte nur, ephemerer Erfolg. An solche Fülle des Ausdrucks, solchen Reichthum der Gedanken, solche Gründlichkeit und Allseitigkeit der Kenntnisse war man nicht gewöhnt, als er erschien: es war wie ein philosophisch-historischer Carnevalsschmaus nach wochenlangem Fastentisch: die ganze Lesewelt stürzte sich darüber her; freilich — doch ich will das Bild nicht weiter ausführen. Lieber möchte ich versuchen, von dem wirklich großen Verdienste des Mannes eine Idee zu geben, der vor nun fünfundzwanzig Jahren als Apostel der Herder'schen „Ideen" in Frankreich auftrat, seinen Landsleuten so viele Fenster, wenn auch etwas geräuschvoll, öffnete, und sie, fast gewalt-

sam, auch hinauszuschauen zwang. Dabei werden wir uns denn zugleich über den dritten Punkt, auf den es bei dem Historiker ankommt, aufklären, indem wir nach kurzer Prüfung des Inhaltes und der Form nun auch die Methode in Betracht ziehen, welche unser Geschichtsschreiber befolgt oder doch zu befolgen versucht hat.

III.

Taine begann seine Laufbahn mit drei Werken, welche auf anscheinend paradoxe Weise die ganze herrschende Anschauung auf den Kopf stellten: Livius, Lafontaine und die französische Philosophie dieses Jahrhunderts waren die Gegenstände, an denen er sein neues System, seine „Methode" zuerst versuchte. Sie bestand darin, in jeder geschichtlichen Erscheinung das Ergebniß der Race, der Klima- und Bodenverhältnisse, der Zeitumstände zu sehen und, nach Aufsuchung der Haupteigenschaft (faculté maîtresse) eines Jeden, aus dieser den ganzen Menschen zu deduciren. Zu dieser etwas mechanischen Methode brachte er aber nicht nur eine wahrhaft einzige Belesenheit und ein wunderbares, allgegenwärtiges Gedächtniß mit, sondern auch einen durchaus freien, durch kein Nationalvorurtheil eingeengten Blick, eine an Naivetät grenzende Unbefangenheit, ein großes und lebhaftes Gerechtigkeitsgefühl und eine gleichmäßige Neugierde für alle Erscheinungen der Geschichte; stellte sich dabei, was in Frankreich ganz unerhört war, auf einen Standpunkt außerhalb der religiösen und politischen Parteien und bethätigte vor Allem ein un-

gemeines künstlerisches Talent. Seine Anschauung war eben durchaus nicht mechanisch wie seine Methode, wie denn auch seine Kunst, sein Gedächtniß nicht mechanischer Art waren. Alles, was er in sich aufnahm, drang in seinen Organismus und bereicherte ihn; was er schilderte, war als Ganzes wiedergegeben, nicht mühsam zusammengesetzt: er sah eben die Dinge mit synthetischen nicht mit analytischen Augen: die Analyse kam erst nachher.

Denn die Natur hatte ihn zum Künstler, nicht zum Manne der Wissenschaft bestimmt; und, wie sehr er sich auch anstrengte mit ihren Mitteln nach ihren Zielen hin zu arbeiten, unversehens trat immer wieder der natürliche Beruf in seine Rechte ein, und die inductive Argumentation ward ihm unter der Hand zu einer Reihe von Gemälden, die unsere Anschauung, nicht unseren Verstand überzeugen. Und mit welcher Leichtigkeit die Rede von seiner Lippe floß, wie Bild an Bild sich ungesucht reihte und er über Alles das farbenreiche, golddurchwirkte Gewand seines prunkenden Styles zu werfen wußte! Die Wahrheit zu gestehen, das philosophische System war nur der Rahmen, in den die vielleicht etwas allzu üppigen, aber stets lebensvollen Schildereien von Menschen und Zeiten gefaßt waren. Schade nur, daß in des Künstlers Augen der Rahmen — wie gesagt, einfach Herder's alte, für Frankreich aber immer noch neue „Ideen“ — wichtiger war als die Gemälde, diese nur um des Rahmens willen da sein sollten. Das focht nun freilich den gescheidten Leser nicht an: gab ihm Taine nur ein tief colorirtes, fest gezeichnetes Bild des

angelsächsischen Lebens, so konnte es ihm ja einerlei sein, ob der Autor damit beweisen wollte, daß die zukünftige englische Literatur ein Ergebniß dieser Lebensweise, dieses Klima's, dieser Naturanlage sei. Leider aber nahm von Jahr zu Jahr der Rahmen mehr Platz ein, oder vielmehr verwandte der Künstler mehr und mehr Sorgfalt auf den Rahmen, weniger und weniger auf das Gemälde, bis er denn in diesem letzten Werke seine Rubriken einfach mit dem fast unverarbeiteten Materiale — Tausenden von Citationen — ausfüllt.

Man weiß, daß Taine unter der Hand auch zwei dicke Bände über den „Verstand" (de l'intelligence) geschrieben, in denen er ganz positivistisch — ich hätte fast gesagt naturhistorisch — vorgeht. Diese selbe naturhistorische Methode hat er nun immer consequenter auch auf die Literatur-, Kunst- und Staatsgeschichte angewandt, ohne sich im geringsten darum zu kümmern, ob sie auch auf diese Wissenschaften anwendbar ist, ob hier der Einfluß Einzelner auf die „race moutonnière" der Menschen alle streng wissenschaftlichen, d. h. sicheren, Schlüsse nicht unmöglich macht. Der Einfluß Englands, der, seit Darwin, Buckle, John Stuart Mill und Al. Bain, immer entschiedener an die Stelle der deutschen Cultur in der geistigen Hegemonie Europa's getreten ist,*) der englische Einfluß hat auf Niemanden stärker gewirkt, als

*) Eine Thatsache, die ich, man verzeihe mir die selbstgefällige Bemerkung, schon vor fünfzehn Jahren voraussagte, als ich 1862 in Bordeaux meine Vorlesungen über Goethe und seinen Einfluß begann.

auf Taine, dem die Geschichte immer mehr eine Beobachtungswissenschaft geworden ist. Nur jener angeborne Malersinn, den er nicht ganz in sich zu ertödten vermocht hat, bewahrt ihn vor Thomas Buckle's grauer Abstraction und selbstgewisser Statistik; denn die äußere Form seines letzten Bandes ist wie gesagt schon ganz die einer inductiven Beweisführung; jedes Capitel könnte mit „also" beginnen. Daher denn auch bei aller aufrichtig angestrebten Objectivität, die Wirkung des quod erat demonstrandum immer sehr fühlbar ist: der aufgeweckte Leser wird keinen Augenblick zweifeln, daß dem Geschichtsschreiber schon alle Folgerungen feststanden, als er daran ging, aus dem reichen Schatze seines Wissens Belegstellen dafür zu sammeln. Daraus entstände denn natürlich, wenn es durchgeführt wäre, nur was ich Rubrikgeschichte nennen möchte.

Die Geschichte ist nun einmal nicht nur Wissenschaft, sie ist auch und vor Allem Kunst, allerdings eine unfreie Kunst, d. h. eine, die nach wenigen, bestimmten, unbeugsamen und doch zugleich unvollständigen Linien des darzustellenden Gegenstandes arbeiten muß, also nicht einmal die Sicherheit des Porträts hat, sondern höchstens der Arbeit des Bildhauers verglichen werden kann, der nach einer verblichenen Photographie, oder gar nur nach einer Silhouette, die Büste eines Verstorbenen überzeugend herstellen sollte. Wissenschaft ist sie nur, sofern sie den Werth ihres Materials bestimmen muß, wie die Malerei auch eine Wissenschaft ist, so lange es sich um das Technische handelt — um Anatomie, Per-

spective, Farbenlehre u. s. w., welche wir doch nur als Hilfe, nicht als Wesen der künstlerischen Thätigkeit anzusehen berechtigt sind. Nicht aber weil die Historie stets unsicher bleiben muß, ist sie keine rechte Wissenschaft — auch die Volkswirthschaft, die Jurisprudenz, die Philosophie sind keine exacten Wissenschaften und bleiben doch Wissenschaften, — sondern weil sie keine allgemeinen Gesetze aufsucht, noch aufstellt, was ja eigentlich erst das Wesen aller Wissenschaft ausmacht; läßt sich aber der Historiker dazu verführen, so bleibt er eben Geschichtsforscher; oder aber er wird sofort Geschichtsphilosoph; jedenfalls hört er auf Geschichtsschreiber zu sein.

Denn die Kunst geht auf die Totalität der Erscheinungen, die Wissenschaft auf die Totalität der Begriffe; letztere sondert deshalb die Lebensbestandtheile von einander ab, um sie nach ihrem allgemeinen Charakter zu gruppiren, erstere sucht im Gegentheil den Zusammenhang jener Bestandtheile zu erkennen und zu zeigen; denn es ist eben ihr Wesen, die concrete Einheit durch organische Verbindung verschiedenartiger Theile herzustellen, wie es das Wesen der Wissenschaft ist, die abstracte Einheit durch anorganische Zusammenstellung gleichartiger Theile herzustellen. Während diese also die Erscheinung ihrer Individualität entkleidet, sucht jene das Allgemeine als Individuelles zu fassen und ist um so größer, je näher sie dem kommt. So bereichert die Wissenschaft unser Wissen um's Unbelebte, die Kunst unser Kennen des Lebens; darum tödtet Erstere — bis in die Sprachforschung und Vivisection hinein — stets alles Lebendige, das sie anrührt; denn sie muß es aus-

einandernehmen, aber das Leben beruht auf dem Zusammenwirken, nicht auf der Absonderung seiner Organe und ihrer Thätigkeiten, und ewig, selbst für die geistvollste Wissenschaft, wird das Wort Mephisto's gelten:

> Wer will was Lebendig's erkennen und beschreiben,
> Sucht erst den Geist herauszutreiben.

Wo aber die Wissenschaft einen Schritt weiter thun will, und das Leben selber erkennen, verläßt sie ihr Terrain und muß die Anschauung, d. h. die künstlerische Thätigkeit, zu Hülfe rufen, weil die eigene Thätigkeit der Beobachtung und rationellen Abstrahirung nicht mehr ausreicht. Die Kunst dagegen hat so recht eigentlich das Leben selber begreiflich oder vielmehr anschaulich zu machen; das Leben aber ist immer individuell; und die Kunst, um ihr Ziel zu erreichen, muß dem Unlebendigen den Schein des Lebens geben, genau wie umgekehrt die Wissenschaft das wirkliche Leben erst tödten muß, um ihr Ziel zu erreichen. Das thut nun aber die Kunst, nicht etwa indem sie die Natur nachahmte und täuschende Wirklichkeit zu schaffen suchte — Wachspräparate sind keine Kunstwerke — sondern indem sie mit ihren Mitteln und nach ihrem Verfahren Wesen schafft, die denen analog sind, welche die Natur mit ihren Mitteln und auf ihrem Wege schafft. Hat sie ein solches Wesen geschaffen — sei's nun Bild oder Statue, ein Gebäude oder eine Sonate — so ist das Ziel erreicht und zwar nicht als eine Staffel für Andre zu Erreichung weiterer Ziele,*) sondern als Selbstzweck. Denn die künstlerische Thätigkeit

*) Immer die Technik bei Seite gelassen.

ist immer ein Individuelles; sie hört auf mit dem Künstler-individuum, und die künstlerische Erkenntniß läßt sich nicht vererben wie die wissenschaftliche.

Die Wissenschaft ist darum auch eine Collectivarbeit, die der Nachfolger fortsetzt, wo der Vorgänger sie gelassen hat, und die kein Ende hat; die Kunst ist ganz Werk des Einzelnen und nach Erreichung eines gewissen Gipfels keines Fortschrittes fähig. Daher denn auch das Kunstwerk als solches seinen Werth behält, das wissenschaftliche Werk nur durch die in ihm enthaltenen Resultate bleibenden Werth hat. Wir lesen noch immer Thukydides und Sallust und würden sie lesen, selbst wenn die Geschichtsforschung sie als unzuverlässig erwiesen hätte: Niemand liest mehr Newton's Principien, weil es eben auf die darin niedergelegten Entdeckungen, nicht auf die Darstellung Newton's, auf die von ihm aufgefundnen Gesetze, nicht auf das Bild ankommt, das er uns vom Universum gegeben; oder, um nähere Beispiele und zwar auf einem und demselben Felde zu wählen: Mommsen's unteritalische Dialekte werden veralten — sollen sogar schon zum Theil überholt sein, weil es wissenschaftliche Forschungen sind; seine römische Geschichte — da wo sie Geschichte ist — ist noch so frisch als am ersten Tage und wird noch in Jahrhunderten gelesen werden, weil sie ein auf Grundlage historischer Forschung aufgebautes Kunstwerk ist. Sie ist aber ein Kunstwerk, weil er die gesammelten Daten nicht nach den Gesetzen gefragt hat, die sich aus ihnen ergeben, sondern nach dem Leben, von dem sie Symptome sind. So sieht denn auch der Landschaftsmaler die Natur auf

ganz etwas Anderes hin an, als der Geolog und Botaniker; beide haben ihre Berechtigung; aber darf deshalb der Naturhistoriker sich unter die Maler, der Maler unter die Naturhistoriker rechnen, zumal wenn er so unverkennbar zum Maler geboren, wie Taine es ist? Und auf die Verwechslung dieser beiden so verschiedenen Thätigkeiten — hier des Geschichtsphilosophen und des Geschichtsschreibers — läßt sich ja der Grundirrthum Buckle's, des eigentlichen Begründers der Schule, zurückführen.

Es beruht aber diese ganze Anschauung von der Geschichtswissenschaft auf der unserer Zeit eigenthümlichen Vorherrschaft der wissenschaftlichen Thätigkeit über die künstlerische, religiöse oder andere Geistesthätigkeiten. Sie zieht ganz naturgemäß ein Uebergreifen der Wissenschaft über ihre Grenzen nach sich. Wie einst die vorherrschend religiöse Thätigkeit Alles mit den Organen der Religion anfaßte, zu einer andern Zeit das Kunstinteresse alle andern Interessen zurückdrängte: wie einst Kaiser Karl V. bei der Bologneser Zusammenkunft alle Politik vergaß, weil ihn des Papstes kunstvolle Agrafe aus der Hand Benvenuto Cellini's ganz in Anspruch nahm, so ist im Gegentheil heute ein „Kunstliebhaber" so sehr mit der Constatirung des Datums und der Provenienz seines Gemäldes beschäftigt, daß er nicht zum Genuß des Kunstwerthes gelangen kann. Wie die Geschichte wird ja auch die Heilkunst — die stets und überall den Menschen eine Kunst war — heute gern als eine reine Wissenschaft behandelt, weil die Physiologie dem Arzte unter den Millionen auf den leiblichen Menschen einwirkenden Ursachen und ihren tausendfäl-

tigen Wirkungen einige wenige mehr aufgedeckt hat. Der Arzt bedarf deshalb nicht minder des Blickes, d. h. der Intuition, welche diese spärlichen Daten mit einander verbindet, die ungeheuren Lücken ausfüllt, genau wie der Geschichtsschreiber solchen divinatorischen Blickes bedarf.

Jene wenigen Daten freilich, über die er verfügt, sollten stets mit strengster Kritik geprüft und gesichtet sein; sie sollten sich vor Allem nie widersprechen, wie es bei Taine nur allzuoft der Fall ist, der eben um jeden Preis beweisen will und folglich systematisch und fast prüfungslos jedes Wort und jede Thatsache annimmt, die diese oder jene Behauptung rechtfertigen, ohne viel nach der Quelle zu fragen, aus der er schöpft, wenn sie nur jener Zeit entsprungen ist. Dabei vergißt er ganz, daß seine Thatsachen meist nicht wissenschaftlichen, sondern künstlerischen Charakter haben, daß sie nur schildern, Nichts beweisen, daß sie statistisch ganz werthlos sind, weil sie unsicher und, so zahlreich sie auch sein mögen, nicht umfassend genug sind; denn erst wenn die Statistik ganz sicher wäre und alle Ursachen und Wirkungen, die in der menschlichen Gesellschaft durcheinander spielen, umfassen könnte, würde sie die Geschichtskunst entthronen und die Geschichtswissenschaft an ihre Stelle setzen. Allein auch künstlerisch kann ein solches Herbarium systematisch geordneter Anekdoten und Notizen, selbst wenn sie sorgfältiger gesichtet wären, doch nie das lebendige Bild einer geschichtlichen Flora vor uns herauf beschwören, das ein Gang durch den Garten von Versailles, ein Blick in's kleine markgräfliche Theater von Bayreuth, ein Kapitel aus Manon Lescaut in uns hervorzaubern.

Es ist eben immer ein Uebertragen des wissenschaftlichen Verfahrens auf das künstlerische Gebiet, wie sich's ja ähnlich in unserm Museenwesen und Kunsthistorientreiben geltend macht. Auch das hat sein Gutes, nur muß man nicht dabei stehen bleiben; die eigentliche Geschichtschreibung beginnt erst, wenn diese Sammlung und Ordnung der Materialien beendigt ist; und wer in der Geschichte nur eine Wissenschaft sieht, gar eine exacte Wissenschaft, — als ob je eine geschichtliche Einzelheit auch nur mit der Sicherheit eines Criminalfalles von gestern, für den der Richter über hundert Zeugen verfügt, geschweige denn mit der Gewißheit eines naturhistorischen Factums oder einer mathematischen Lösung, festgestellt werden könnte! — dem gegenüber gilt wahrlich das Wort des Aristoteles, daß die Poesie mehr werth ist, als die Geschichte. Walter Scott's „Waverley" wäre ja unendlich viel lehrreicher als eine actenmäßige Darstellung der Unternehmung des Prätendenten es sein würde, wenn der Historiker wirklich auf alle nachhelfende Phantasie verzichtete. Auf diese hat nun Taine, Gott sei Dank, durchaus nicht verzichtet; und sein neuestes Werk enthält Seiten, welche eines guten Romanschreibers würdig wären. So oft er sich dazu versteht, die Vorstellung wiederzugeben, welche seine Studien in seinem Geiste zurückgelassen haben, anstatt uns Bruchstücke dieser Studien selber zu bieten, ist er eben, wozu er geboren ward, ein großer Historiker. Dies thut er nun, wenn auch nicht oft genug, doch immer noch hinreichend, um uns zu fesseln, und es liegt mir fern, das Buch als eine unnütze Amplification alter Gedanken und eine geistlose Aufzählung von Anek-

boten hinstellen zu wollen. Wäre dies der Eindruck dieser Zeilen, so hätte mich, wie die Franzosen schön sagen, meine Feder verrathen, und ich würde aufrichtig bedauern, sie geschrieben zu haben. Taine's frühes Werk über „die französischen Philosophen des 19. Jahrhunderts," das bleibendste, das er geschrieben, sowie sein spätes Buch über „die Intelligenz," beweisen zur Genüge, daß er, außer seinem malerischen Talent, noch ein ungemein scharfes wissenschaftliches Organ besitzt und auch in dieser Richtung Bedeutendes leisten kann, wenn er dasselbe an Gegenstände wendet, die eine rein wissenschaftliche Behandlung zulassen, anstatt an Geschichte oder Kunstphilosophie (philosophie de l'Art), wo eine solche Behandlungsweise doch nur bedingt zulässig ist. Mir war es hier nur darum zu thun, einerseits wenigstens anzudeuten, was sich gegen das Princip dieser Art von Geschichtsbehandlung einwenden ließe, andererseits zu zeigen, auf welch' abschüssigem Wege sich Taine's außerordentliches Talent hinuntergleiten läßt. Noch ist die Fülle an wissenswerthen Notizen, an Gedanken, an schönen Schilderungen so groß, daß wir gern einige allzuüppige Auswüchse mit in Kauf nehmen. Die Fehler, die hier gerügt worden, sind ja alle Fehler des Reichthums, nicht der Armuth; ja selbst da, wo man nicht einig mit ihm ist, muß man ihm doch immer dankbar sein für die Anregung und Belehrung, die er uns in diesem steckensvollen Repertorium geboten hat, und es giebt mehr als eine Stelle in der Geschichte des vorigen Jahrhunderts, die Taine hier zuerst, wenn auch mit etwas grellem Lichte, beleuchtet hat.

III.

Die gefürsteten Mediciäer.

Wer zum ersten Male die breiten Treppen hinaufgestiegen, welche zu den Sälen und Galerien der Uffizien führen, pflegt unwillkürlich in dem kleinen Vorraume zu verweilen, der ihn noch von den Schätzen der Antike und der Renaissance trennt, über denen er bald jenes erste Vestibül vergessen wird. Jetzt haftet sein Blick an den Portraitbüsten der sieben Mediciäerfürsten, welche genau zwei Jahrhunderte lang (1537—1737)*) das Land

---

*) Geschichte Toscana's seit dem Ende des florentinischen Freistaates von A. von Reumont. Zwei Bände. Gotha. 1876—1877.

Das Werk des gründlichsten aller lebenden Italienkenner, das wir anzeigen, füllt eine sehr empfindliche Lücke auf die in jeder Beziehung befriedigendste Weise aus. Die Geschichte des florentinischen Freistaates ist von Zeitgenossen und Nachlebenden, von Italienern und Fremden, oft genug erzählt worden; am letzten, vielleicht noch am besten von Capponi, der kurz nach Vollendung dieses seines Lebenswerkes, als der letzte Sprosse eines an politischem und literarischem Ruhme reichen Geschlechtes in's Grab gestiegen ist. (Siehe weiter unten den Aufsatz über G. Capponi. Es ist seitdem noch eine neue Geschichte der Republik hinzugekommen, aus der Feder des Franzosen Perrens', welche in drei Oktavbänden diese Geschichte bis auf Dante's Zeit bringt. Capponi's umfangreiches Werk verwendet nur 160 (von 1300) Seiten

beherrscht, das so viel kleiner in der Weltgeschichte geworden, seit es, unter dem Ersten dieser Fürsten, so viel größer an Umfang geworden, als es zur Zeit seiner Größe war. Wie mächtig und lebendig ist noch der Kopf dieses Ersten, mit dem weitgeöffneten, ausdrucksvollen Auge, der freien, wenn auch strengen Stirne, dem verächtlichen, halbgeöffneten Munde; wie flach, niedrigsinnlich, geistes- und willensschwach erscheint der in seiner Allongeperrücke fast vergrabene Kopf des letzten Mediçäers, Johann Gaston's, und wie verfolgt man von Stufe zu Stufe diese Abnahme physischer und moralischer Kraft in dem berühmten Geschlechte; wie begleitet man schon im Kostüm den Fortschritt der freien Natürlichkeit der Renaissance zu dem die Individualität so

auf diese Epoche. Man sieht, daß, wenn Herr Perrens in diesen Verhältnissen fortführe, sein Werk, selbst wenn er es nur bis zum Falle der Republik (1530) brächte, etwa vierundzwanzig Bände betragen müßte: quod Deus avertat.) Die Geschichte von Florenz und Toscana seit dem Falle der Republik (1530) ist meines Wissens noch nicht irgendwie befriedigend erzählt worden, denn Delecluze's Florence et ses vicissitudes ist in seinem zweiten Theile nur eine Art Compendium, überdies ganz unvollständig; und die sich aneinander anschließenden Werke Galuzzi's und Zobi's, welche die Geschichte Toscana's von 1530 bis 1737 und von 1738 bis 1848 behandeln, sind schon veraltet und schwer lesbar, wäre es auch nur, weil jedes von beiden nicht weniger als fünf Bände umfaßt. Die zwei letzten Theile von Napier's Florentinischer Geschichte, die ich nicht kenne, sollen, dem Urtheile competenter Richter zufolge, Arbeiten zweiter Hand und ziemlich unvollständig sein. Diese beiden Vorwürfe kann man sicherlich der neuesten „Geschichte Toscana's" nicht machen.

Niemand war berufener als A. von Reumont, der mehr als dreißig Jahre Italien bewohnt, lange beim Papst und beim Großherzog von Toscana als Vertreter Preußens beglaubigt war,

leicht erstickenden Conventionalismus der Zeit Ludwig's XIV. In Allen, aber auch im Ersten, tritt schon ein gewisser fürstlicher Dünkel zu Tage, von dem nichts zu spüren ist in jener Häßlichkeit Lorenzo's des Erlauchten, des Einzigen vom alten Zweige, dessen Büste hier bei denen der medicäischen Großherzöge einen Platz gefunden.

Sie gehörten alle dem jüngeren Zweige an, der von Lorenzo's Großoheim, dem Bruder Cosimo's, des Vaters des Vaterlandes, abstammte. Der alte Zweig, der sich mit der Herrschaft begnügt, ohne den Titel zu begehren, war in der fünften Generation ausgestorben. Der letzte unter ihnen hinterließ nur eine legitime Tochter, Catharina, die als Königin von Frankreich eine ein=

---

und zu seiner Geschäftserfahrung, seiner Ortskenntniß, seinen ausgedehnten persönlichen Bekanntschaften eine Vertrautheit mit der historischen Literatur Italiens gesellt, die einzig genannt werden kann. Ein seltenes Gedächtniß kam von Jugend auf seinem Bienenfleiß zu Hülfe und Niemand, der sich mit italienischer Kunst=, Literatur= und Staatengeschichte eingehender beschäftigt hat, wird mich der Uebertreibung zeihen wollen, weil ich Reumont eben als den gründlichsten der lebenden Italienkenner bezeichnet habe. Seine Bücher sind Fundgruben der authentischsten Notizen über die Vergangenheit und Gegenwart Italiens, die man anderswo vergeblich suchen würde, und sie sind meist so trefflich angeordnet — zum Theil auch mit Registern versehen — daß der Nachschlagende leicht die Antwort auf jede Frage finden kann. Reumont's Werke, namentlich die letzten, sind darum keineswegs sogenannte Nachschlagebücher. Sie sind anregend und belebt geschrieben und von angenehmer Lectüre. Ja, der Verfasser bietet uns das seltene Beispiel eines Schriftstellers, der bei zunehmendem Alter frischer und knapper wird, als er es in seiner Jugend gewesen, und dabei doch die Milde und Parteilosigkeit gewonnen hat, welche die Frucht späterer Jahre zu sein pflegt. Die „Geschichte Toscana's"

flußreichere Rolle gespielt, als alle männlichen Sprößlinge des Hauses, welche den toscanischen Thron einnahmen. Catharinen's illegitimer Bruder Alessandro war der erste und einzige von der Nachkommenschaft des alten Cosimo, der die Fürstenkrone trug (1532 bis 1537), mit wenig Ruhm. Seine bürgerlichen Ahnen hatten „einen Staat geschaffen, dessen politischer Einfluß weit über seine materielle Macht hinausgegangen ist.“ Schon unter dem jungen Wüstling, der seinen Herzogtitel der Gnade Kaiser Karl's V. dankte und seine Herrschaft mit der Proscription aller ausgezeichneten Florentiner der republikanischen Zeit antrat, begann jener politische Einfluß fast ganz zu verschwinden. Und wenn es nur der politische gewesen wäre, aber auch der geistige

liest sich noch fließender als der „Lorenzo il Magnifico“, der ihr um zwei Jahre vorausgegangen ist. Der Styl bekommt immer mehr Farbe, ohne von seiner Anspruchslosigkeit zu verlieren; der früher etwas verwickelte mit Incidenzsätzen überladene Satzbau ist hier gelichtet und beschleunigt. Gewissen störenden Angewohnheiten Ranke'scher Darstellungsweise begegnet man freilich noch immer; sie könnten und sollten verschwinden: so das leidige Perfectum statt des Imperfectum, das ermüdende „so — wie,“ das auf jeder Seite mehrere Male vorkommt.

Im Allgemeinen ist Reumont glücklicher in der Schilderung von Zuständen als in der Erzählung von Ereignissen, und sein Gegenstand, der wenig dramatische Begebenheiten darbietet, erlaubt ihm diesmal ganz seiner Neigung und der Natur seiner Begabung zu folgen. Als sehr gelungen sind auch die meisten Portraits zu bezeichnen, und die wohlwollende Billigkeit des Urtheils, welche sie wie die ganze Darstellung erwärmt, wirkt sehr wohlthuend. Man sieht, man hat es mit keinem leidenschaftlichen Parteimanne zu thun, sondern mit einem einsichtigen, welterfahrenen Manne, der die menschlichen Dinge menschlich ansieht, ohne sich übermäßig dafür zu ereifern. Zuweilen möchte

Einfluß von Florenz begann zu schwinden. „Die Belagerung von 1530 und ihre nächsten Folgen hatten für Florenz fast gleich verderblich gewirkt wie für Rom die Bourbonische Plünderung. Jene wie diese hat die rechte Blüthe abgestreift. Eine andere Zeit brach an, als die Freiheit verloren war. Michel Angelo ließ die Medicäergräber unvollendet, an denen er in den Tagen der fieberhaften Trauer gearbeitet hatte, der jüngere San Gallo baute die Feste, welche Florenz zu knebeln bestimmt war. Beides bildet gewissermaßen die Signatur der Epoche." Was indeß auch die Schuld Alessandro's und seiner Nachfolger gewesen sein mag — und sie war nicht klein, vornehmlich die Alessandro's — die Verminderung des politischen und künstlerischen Einflusses von Florenz ge-

man ihm wohl etwas mehr von den haines vigoureuses wünschen, welche nach Alceste die Schlechtigkeit den tüchtigen Seelen einflößen sollte; und wenn Reumont ganz gelassen von dem „in der Behandlung der Galilei'schen Angelegenheit in Rom begangenen Irrthum" redet, wie er von Galilei's „Irrthum" spricht, so ist diese gleichmäßig auf Opferer und Opfer vertheilte Milde denn doch etwas gar zu tolerant.

Die Composition dieses neuesten Werkes von Reumont scheint uns abgerundeter und bequemer als die seines „Lorenzo". Sie ordnet die Dinge mehr nach ihrer inneren Zusammengehörigkeit, als äußerlich-chronologisch, und auch das Gleichgewicht der Theile ist mehr von der Bedeutung der Epochen, als von ihrer zeitlichen Ausdehnung bestimmt. So umfaßt das erste Buch nur vierundvierzig Jahre, während das zweite die Geschichte von hundertdreiundsechzig Jahren erzählt; aber jene vierundvierzig Jahre haben den Untergang der Republik, die Entstehung des erblichen Fürstenthums, die Constituirung des toscanischen Staatsgebietes gesehen und diesem Staate auf drei Jahrhunderte hin seine Signatur gegeben, während die sechs darauffolgenden Medicäer-Regierungen weder in die Geschichte Italiens, geschweige denn Eu-

hörte nicht zu ihrer Schuld. Sie war einestheils die unausbleibliche Folge der Bildung der großen Nationalstaaten im vorhergehenden Jahrhundert und der Bühnenveränderung, welche damit und mit der Entdeckung Amerika's im Schauspiele der Weltgeschichte vorgegangen war; sie war anderntheils die natürliche Entwicklung, welche in allen menschlichen Dingen der höchsten Blüthe ein rasches Welken folgen läßt. Selbst ein politisches Genie und ein künstlerischer Sinn wie der Lorenzo's des Erlauchten hätte weder das eine noch das andere aufhalten können. Es war das Verdienst der gefürsteten Medicäer, mit sicherster und raschester Einsicht im politischen und geistigen Leben die Thätigkeit ergriffen und gefördert zu haben, welche die veränderten Umstände

---

ropa's, eingriffen, noch außergewöhnlich interessante Persönlichkeiten oder bewegte Ereignisse aufzuweisen haben. Besonders empfehlenswerth und ganz neu sind die ausgedehnten Kapitel, welche der Kunst- und Literaturgeschichte, sowie den öconomischen und administrativen, den kirchlichen und gesellschaftlichen Zuständen gewidmet sind. Wir empfehlen in dieser Beziehung ganz besonders Kapitel V. und X. des ersten Buches, welche von der Verwaltung Cosimo's I. und der geistigen Richtung, „so des Mannes wie der Zeit" handeln, um die Sprache des Autors zu reden. Brachte uns der „Lorenzo" eine sehr lebendige und sehr vollständige Darstellung der Frührenaissance, so haben wir hier eine nicht minder unterrichtende und fesselnde Schilderung der Spätrenaissance und des Seicentismus, die eben bis jetzt noch nicht gemacht war. Von selbst versteht sich, daß die Geschichte der Naturwissenschaften, welche in den Zeiten Galilei's und der Accademia del Cimento in Florenz zu einer so hohen Blüthe gelangt waren, hier nicht vernachlässigt ist. Ueberhaupt giebt es keinen bedeutenden Mann, kein irgendwie bemerkenswerthes Buch, Kunstwerk, Denkmal von Florenz, über die wir nicht im Laufe der Erzählung Aufschluß bekommen und für den Besucher dieser einzigen Stadt kann es

allein erlaubten: die innere Verwaltung des Landes, das keine auswärtige Politik mehr haben konnte, und die positiven Wissenschaften, deren Herrschaft nach der Entthronung der Kunst, gerade damals in Europa begann. Während in Frankreich und Deutschland die bureaukratische Staatsverwaltung systematisch und rationell durchgeführt wurde, geschah dasselbe im kleinen Maßstabe in Toscana; und die Zeit Descartes' und Pascal's, Bacon's und Harvey's, Newton's und Leibnizens hatte auch in Florenz eine Werkstätte und Arbeiter, die es denen von London und Paris nicht nachgaben: Galilei wie Torricelli, Vesale wie Redi, Castelli wie Magalotti waren Schützlinge der mediceischen Großherzoge.

Die Regierung Alessandro's war nur ein letztes

wohl keine bessere Vorbereitung geben als die Lectüre dieses und des vorhergehenden Werkes.

So schließt denn diese Geschichte des Großherzogthums Toscana würdig der obenerwähnten Geschichte des florentinischen Freistaates an, die wir der Feder des alten Gastfreundes von Reumont, Gino Capponi, verdanken und die auch in deutscher Uebersetzung erschienen ist. Es ist dieselbe Behandlungsweise, derselbe Standpunkt, ja auch dieselben Proportionen, denen wir bei Capponi begegnen. Vielleicht ist das Werk des Florentiners, in seinem zweiten Theile wenigstens, dem des Deutschen als Kunstwerk überlegen, dagegen hat dieses wieder den Vortheil einer sicherern Gelehrsamkeit und methodischern Kritik vor dem italienischen Buche voraus. Sehr deutlich tragen beide Werke das Gepräge weltmännischer Bildung und praktischer Erfahrung: man sieht ihnen sofort an, es sind keine Professorenbücher. Das würde nun in den Augen Derer, welche in unserem Vaterlande die Wissenschaft gepachtet zu haben glauben — und ihre Zahl ist Legion — keine besondere Empfehlung sein. Scheint ihnen doch Alles, was außerhalb der Universitäten zu Tage gefördert wird, als eitel Dilettantismus: Macaulay ein Dilettant, Grote ein Dilettant, Mahon, Cornwall-Lewis, Derby

Kapitel der sterbenden Republik, sie trägt noch ganz den Charakter der Tyrannei, selbst das gewaltsame Ende des Herrschers erinnert daran: die Regierung Cosimo's, des Ersten aus dem jüngeren Zweige des Hauses, welcher an die Spitze des Gemeinwesens berufen ward, ist schon ganz die eines legitimen Monarchen im Sinne des darauffolgenden Jahrhunderts. Seine Sinnesweise aber ist noch die des Cinquecento: vom Kopf bis zu der Zehe ist er ein Mensch der Renaissance, eine jener gewaltigen Individualitäten, wie sie Italien nicht wieder gesehen hat. „Cosimo war ein schöner Jüngling. Er war von hoher Statur, schlank, aber kräftig gebaut, mit breiter Brust, hellbraunes gelocktes Haar, freie Stirn, lebendiges Auge, durchdringender Blick, länglich ovales Gesicht,

Dilettanten; Ticknor, Motley, Bancroft, Prescott Dilettanten; gar die Franzosen, wie Mignet und Thierry, Erzdilettanten; diese Stiefkinder der Wissenschaft haben ja nie auf einem Katheder gestanden. Es soll nun durchaus nicht geleugnet werden, daß das Lehren wirklich seinen sehr guten Einfluß auf die Wissenschaft hat: es macht Bestimmtheit der Einzelheiten und klare Eintheilung des Stoffes zur Pflicht; es gewöhnt an Methode, da es ja dem einsichtigen Lehrer mehr um Beibringung dieser als um Mittheilung von Kenntnissen zu thun sein muß; es macht vor allem dem Lehrenden seinen Gegenstand mehr zum Eigenthum: Niemand ist so Herr über sein Wissen, lernt so sicher, was wichtig, was unwichtig ist, erhält so viel, ich möchte sagen inspirirtes Licht über gewisse Seiten seines Gegenstandes als der Lehrer. Allein die Sache hat auch ihre Kehrseite. Der Universitätsprofessor bleibt dem praktischen Leben fern, er liest wohl über Politik in der Zeitung, aber er trifft nie mit den Leuten zusammen, welche die Politik machen, geschweige, daß er sie selber mache; er studirt Nationalökonomie, hat aber meist nie ein Gut verwaltet, ein Handelsgeschäft abgeschlossen, eine Fabrik geleitet. Das Lesen von Depeschen und das Vergleichen von Statistiken thut's nicht

blühende Farbe, in späteren Jahren dichter Kinnbart. Seine Stimme war wohlklingend, obgleich nicht voll; von Jugend an hatte er in seiner Haltung etwas Vornehmes. Sein Vater hatte einst das Schicksal des Kindes auf seltsame Weise erproben wollen: unter einem Fenster stehend, hatte er sich den Kleinen aus demselben zuwerfen lassen und sah im glücklichen Auffangen dessen Zukunft. Ein Kriegsmann wurde der Sohn des tapferen Feldherrn nun freilich nicht, aber in allen Leibesübungen war er tüchtig, im Reiten, Fechten, Schwimmen, Ballschlagen, Fischen, Jagen. An Allem vergnügte er sich und war bis zu vorrückenden Jahren nicht zu ermüden. Seine Muskelkraft war groß, und er wetteiferte mit Jedem im Aufheben von Lasten. Mehrere

allein: aus keiner Depesche kann ein Mann lernen, wie diplomatische Unterhandlungen eingeleitet werden; aus keiner Tabelle kann er ersehen, wie gewisse Interessen von gewissen Maßregeln berührt werden. Daher denn auch in den meisten Professorenbüchern jenes Schablonen- und Rubrikwesen, welches ja ein Erforderniß alles Lehrens ist, der Darstellung aber nothwendiger Weise immer das Gepräge der Abstraction aufdrücken muß. Ideen stehen da gegen Ideen, Ziffern gegen Ziffern, während der Einfluß des Persönlichen in den menschlichen Dingen fast nie recht zu Tage tritt. Damit hängt denn auch das übertriebene Gewicht zusammen, das hier auf die Methode gelegt wird: beim Lehren ist die Methode freilich, wie schon bemerkt, die Hauptsache; da handelt es sich ja nicht um die Kenntnisse selber — die kann und muß ein Jeder für sich selber erwerben — da handelt es sich um die sicherste Art Kenntnisse zu erwerben: mit andern Worten beim Lehren ist die Methode Zweck, während sie bei der wissenschaftlichen Forschung nur Mittel zum Zweck ist, ein Mittel, das bei der Darstellung der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung sogar verborgen werden muß, wie das Gerüste abgenommen wird, obald ein Gebäude bezogen wird. Dazu kommt, daß der Uni-

Tage hindurch ritt er, weite Strecken im Panzer zurücklegend. So war in äußerer Erscheinung derjenige, welchen, ohne ihn zu kennen, Florenz sich am 9. Januar 1537 zum Herrn gab und bald als Herrn erkennen sollte.“ Denn der körperlichen Kraft entsprach die geistige.

Das Merkwürdigste an Cosimo, wie an Lorenzo und Karl V., an Melanchthon und Tasso, ist mir immer die Frühreife gewesen, welche diesen Menschenpflanzen jenes Jahrhunderts eigenthümlich war. Cosimo, der ohne sorgfältige, noch regelmäßige Bildung, meist auf dem Lande, in ärmlichen Verhältnissen, freilich an der Seite einer pflicht- und selbstbewußten Mutter aufgewachsen war, zählte keine achtzehn Jahre, als er die Zügel in die Hand nahm (1537), und er führte sie von

versitätslehrer seine Gegenstände periodisch immer wieder behandelt, wodurch seine Darstellung natürlich mit der Zeit eine mechanische wird, die Frische verliert, welche die Begleiterin des werdenden, sich in Worten herausarbeitenden Denkens und Anschauens ist, und es hat seinen sehr guten Grund, wenn wir im täglichen Sprachgebrauch von einem Menschen, der so seine ganz fertigen Gedanken und Thatsachen vorbringt, sagen: er docirt. Es kommt dazu, daß der Lehrer sich nicht wie der Schriftsteller an Gleichgestellte, oft sogar an Richter wendet, sondern an unter ihm Stehende, an Schüler, für die er eine Autorität ist, was ihm dann meist nicht nur einen autoritativen Ton, sondern auch eine autoritative Gesinnung giebt: er meint auf Alle, die er anredet, herabsehen zu können, und gelangt am Ende wohl zu einem ganz naiven Glauben in seine eigene Unfehlbarkeit, was er dann bescheiden die Unfehlbarkeit der Methode zu nennen beliebt. Diese Art von Selbstzufriedenheit aber wird noch von dem Zunftgeiste unterstützt, der sich bei jeder Classe bildet, sobald sie sich nur in einer Kategorie des Lebens bewegt — man denke an die Diplomatie —, noch mehr, wenn sie nur mit einer Thätigkeit des Geistes operirt und sich endlich noch gar in festen Genossenschaften

Anfang an so fest als sicher. Er selbst leitete alle Maßregeln, um dem drohenden Einfall der Verbannten zu begegnen, welche den Augenblick zur Wiederherstellung der Republik gekommen glaubten. Als Baccio Valori und Filippo Strozzi bei Montemurlo aufs Haupt geschlagen und gefangen worden, erschienen sie „im kläglichsten Aufzug, staubbedeckt, zum Theil in zerrissenen Kleidern, mit Schimpf und Hohn vom Pöbel empfangen, der ihnen, wären sie Sieger gewesen, entgegengejubelt haben würde. Vor dem medicäischen Palaste stiegen sie ab und wurden die Treppe hinaufgeführt. Cosimo, seine Mutter neben sich, ließ sie vor. Der Worte waren wenige; die so tief Gefallenen waren zu erregt; der Glückliche zeigte sich ruhig, gemessen, nicht unfreundlich." Aber „Cosimo's Ruhe barg nur den Entschluß, kein Erbarmen zu üben." Wie der Achtzehnjährige, so der Vierzigjährige, nachdem er sich Siena unterworfen und die stolze Republik seinem Großherzogthum einverleibt hatte. Und er stand ganz auf sich selbst, faßte seine Beschlüsse allein, wie er allein die Umstände prüfte, allein die Ausführung, wenn auch oft aus der Ferne, leitete. Als Vasari ihn, umgeben von seinen Ministern, malen

---

concentrirt, wie man das aus der Geschichte der französischen und italienischen Akademien zur Genüge kennt. Von solchen Nachtheilen nun ist ein außerhalb der Schule stehender Schriftsteller meist frei, und bringt er, wie A. von Reumont, auch noch ausgedehnteste und genaueste Kenntnisse mit, welche mit strengster Kritik gesichert worden, baut er, mit andern Worten, auf der festen Grundlage einer sicheren Methode und mit gewissenhaftem Fleiße, so können wir seine Werke mit Vertrauen in die Hand nehmen, wie wir sie mit Vergnügen zu Ende lesen.

wollte, schrieb er ihm: „Der Kranz und Umstand jener Räthe, die Ihr bei der Berathung über den Siener Krieg um Uns stellen wollt, ist nicht nöthig: denn Wir waren allein: besser könnte man das Schweigen mit irgend einer andern Tugend darauf darstellen, welche den Platz der Räthe einnähme." Mit vollem Rechte nennt ihn Reumont „das Musterbild des Fürsten des 16. Jahrhunderts mit seinen Tugenden und Sünden. Das Glück hat ihn gehoben, aber er hat sich das Glück dienstbar gemacht. Mit Scharfsinn, Klarheit, Festigkeit mit unermüdeter Thätigkeit ist er seinem Ziele zugeschritten. dem Ziele, welches mehr als Einem seines begabten Geschlechtes vorgeschwebt hat, aber in nebelhafter Ferne. während er ihm greifbare Gestalt gab. Dies Ziel war die Bildung eines ganz Toscana umfassenden, auf sich gestellten, unabhängigen Staates."

Dies Ziel erreichte Cosimo und, wie entartet auch seine Nachfolger sein mochten, Alle bis auf den Letzten hatten das Gefühl und die klare Einsicht geerbt, daß die Berechtigung ihrer Herrschaft auf der Aufrechthaltung dieses „auf sich gestellten, unabhängigen Staates" beruhte. Noch Johann Gaston suchte die Unabhängigkeit Toscana's nach seinem Tode zu sichern, und es ist rührend, wie er, gleich seinem Vater, nur daran denkt, nach dem voraussichtlichen Erlöschen seiner Familie den Freistaat wieder ins Leben zu rufen, um seinem Volke die Fremdherrschaft zu ersparen. Es sollte ihm nicht gelingen. Zwei Jahrhunderte hatte Toscana, nachdem es aufgehört, einen Einfluß auf die große Politik Europas auszuüben, fortgefahren, wenigstens seine Selbstständigkeit mit Klugheit

und Vorsicht zu wahren. Nach dem Tode des letzten Mediciäer (1737) ward es, an das Haus Habsburg gebunden, eine österreichische Provinz, auch als solche noch hervorragend durch schöne Vorzüge, ein Vorbild der Staatsverwaltung, wie sie das vorige Jahrhundert auffaßte, eine Vorläuferin der aufgeklärten Gesetzgebung des heutigen Europa.

Nicht nur für die materielle Unabhängigkeit ihres Landes hatten die späteren Mediciäer ein lebhaftes Gefühl: schwach wie sie waren, fühlten sie sich doch Alle stets als Florentiner auch in geistigen Dingen, d. h. als Athener gegenüber dem Macedonier und Römer. Sie verstehen sich bei halbem Worte mit den Ihrigen. Die Fremden, die Nordländer namentlich, sprechen eine andere Sprache; die Worte mögen dieselben sein, der Sinn ist ein verschiedener. Schon Cosimo's I. Gemahlin, Eleonore von Toledo, bleibt eine Fremde im heiteren Florenz; ihre Frömmigkeit, ihr Stolz sind anderer Art als die der Frauen italienischer Bildung. Die österreichischen und lothringischen Schwiegertöchter finden sich noch weniger in die florentinische Sinnesweise, werden nie heimisch darin, gewinnen weder die Liebe ihrer Gatten, noch die ihrer Unterthanen. Gar die Französinnen und Deutschen, welche in das Haus Medici heirathen, halten es nicht aus in Florenz, wie man sie dort nicht aushält; Luise von Orléans läßt sich von Cosimo III. scheiden und eilt nach Paris zurück; Anna Maria von Sachsen-Lauenburg zwingt anfangs ihren Gatten, Johann Gaston, mit ihr in Deutschland zu leben, bis es ihm zu arg wird und er durchgeht. „Sie nach Florenz zu bringen, schreibt er an den Vater, ist unmöglich. Abge-

sehen davon, daß sie ihre Besitzungen nicht verlassen kann, haßt sie Italien und die Italiener. Ehe sie mich nahm, erklärte sie, nie werde ein Franzose oder ein Italiener ihr Haus betreten. Hätten wir sie in Florenz, so mürrisch und widerwärtiger Laune, wie sie gegenwärtig ist, so würde dies zum Theil auch Ew. Hoheit und unseren Familiengliedern zur Last fallen, zumeist aber mir, der ich am Morgen, Mittag und Abend diesen Genuß hätte. Jetzt kann sie wenigstens auf ihre Güter gehen, wo ich dann ein wenig Ruhe habe. Im entgegengesetzten Falle aber würde ich mich genöthigt sehen, anderwärts Luft zu schöpfen, denn sie ist eine Speise, die man zwölf Monate des Jahres hindurch nicht verträgt." Uebrigens hütete er sich wohl, sich mit dieser einzigen Speise zu begnügen: auch darin ein ächter Medici, wenn schon er nur ein Schatten der vollkräftigen Figuren seiner Ahnen ist. Exemplarische Ehemänner aber waren sie Alle nicht; schon Lorenzo gab seine Freundin nicht auf, als er Clarice Orsini heirathete, und selbst seine Freundin herrschte nicht unumschränkt und allein in seinem Herzen. Auch die Prälaten des Hauses nahmen es mit dem Keuschheitsgelübde nicht allzu genau. Gar der erste Herzog, Alessandro, war ein ausgesprochener Wüstling, aber ohne medicäische Grazie. Cosimo I. gab durch sein späteres Verhältniß zu Camilla Martelli Anstoß. Francesco's Verbindung mit Bianca Capello ist ihrer dramatischen Zwischenfälle wegen im Gedächtniß der Menschen geblieben. Erbaulich war das eheliche Leben keines der Medicäer, und das florentinische Volk war nicht strenge.

In solchen Dingen war es nie strenge gewesen; jetzt kam die allgemeine Erschlaffung hinzu. Die tiefe Umwandlung des florentinischen Volkscharakters ist in diesen zwei Jahrhunderten der medicäischen Großherzoge vollzogen worden. Cosimo brach seinen Trotz. Seine helle Freudigkeit erstickte in dem Luftmangel der folgenden Jahrzehnte; aus der Kunst ist naturgemäß das frische Leben gewichen; sie ist alt geworden. In die Literatur ist mit den Formen des Alterthums und der Akademien ein Geist des Pedantismus gedrungen, der Niemandem fremder war als dem Florentiner des Quattrocento; hier wie dort überwuchert das Virtuosenthum den wahren Kunstsinn.

Die Inquisition bringt eine Enge und Aengstlichkeit in die religiösen Dinge, welche weder die heiteren Skeptiker aus Lorenzo's Kreise, noch die begeisterten Anhänger Savonarola's kannten, man verdammte den Decameron und paßte auf, wer in die Kirche ging, die ehemals auch der keckste Freidenker freiwillig besuchte, weil sie ihm zur leichten Gewohnheit geworden. Auch die weltliche Regierung nahm, schon unter Cosimo, das Spioniren und Ueberwachen in ihre Gewohnheiten auf, und die Oeffentlichkeit des ganzen politischen Lebens machte lautloser Heimlichkeit Platz. Die besoldeten Büreaus mit ihrer Schreiberei traten an die Stelle der Versammlungen und freiwilligen Ehrenämter; wenn auch im Verkehr der Stände immer noch viel von der alten Vertraulichkeit demokratischer Sitten blieb, so ließen sich die alten städtischen Patrizierfamilien doch schon Marchesen- und Grafentitel geben, um sich zu unterscheiden — ich

glaube, nur die Peruzzi, Frescobaldi und Pazzi hatten genug Adelsgefühl, um jeden Henkel für ihren Namen zu verschmähen. Nach Außen fühlte man sich machtlos und so flößte auch die zeitgenössische Geschichte nur noch ein Zuschauerinteresse ein. Es war nicht leicht, bei solcher Umwandlung aller Dinge das eigene Selbst zu retten: und doch geschah's: wie unter dem spanischen Kostüm, das unter Eleonorens Sohn allgemein wurde, derselbe feinknochige Körperschlag fortlebte, den wir auf Ghirlandajo's Fresken unter dem alten Lucco herausfühlen, so auch der florentinische Geist. Man unterwarf sich den Umständen und im Unterwerfen büßte man die Frische und Energie des Charakters ein, die dem republikanischen Florentiner eigenthümlich waren; der Geist war zäher, biegsamer; auch in der neuen Form blieb das alte Wesen, wenn schon Geist und Charakter sich nicht so scharf trennen lassen, jener sich diesem anbequemt; Dante's Hoheit und Petrarca's Keuschheit, Boccaccio's Derbheit und Pulci's Freimuth fanden keine Lebensluft mehr: eine gewisse Greisenhaftigkeit, vorsichtig, zaghaft, mißtrauisch, skeptisch, nimmt dem Handeln wie der Rede des Florentiners den Schwung früherer Zeit, läßt ihn verschmitzter erscheinen, als er in Wirklichkeit ist; im Wesen ist er doch noch der Alte: fein, verständig, maßvoll, etwas nüchtern, aber voll einfacher Anmuth im Ausdruck, zur Satire hinneigend, aller Allgemeinheit abhold, mehr dem Raisonnement als der Spekulation zugewandt, bequem in der Lebenspraxis. So blieb er nicht nur im letzten Jahrhundert der medicäischen Herrschaft: so blieb er auch unter den Lothringern, so ist er noch heute;

wenig verstanden von den anderen Völkern Italiens, ihnen noch unbehaglicher, als unverständlich; der Geist eines Volkes, das schon eine eigene Kultur hatte, als Rom noch im Entstehen war.

Ein fürstlicher Reformer des 18. Jahrhunderts.

Ein volles Menschenalter hindurch (1737—1765) wurde Toscana thatsächlich von Fremden beherrscht und empfand dies schlimmste aller Geschicke tiefer, als man es von dem scheinbar passiven und gleichgültigen Volke hätte erwarten mögen. Sein nomineller Beherrscher verließ es nach kaum dreimonatlichem Besuche, um es nicht wieder zu betreten. Während Franz Stephan von Lothringen als Mitregent seiner Gemahlin Maria Theresia in den habsburgischen Erblanden, dann als Nachfolger seines kaiserlichen Schwiegervaters im deutschen Reiche herrschte, war die Verwaltung seines italienischen Großherzogthums in den Händen seiner lothringer Landsleute. Fürst von Craon übernahm von der Fürstenrolle die Repräsentation, Graf Richecourt die Regierung: keine verächtlichen Männer, aber Fremde, die nicht verstanden, ihren fremden Ursprung in Vergessenheit zu bringen. Und sie blieben nicht allein: „Florenz füllte sich mit Lothringern," sagt Gino Capponi; „sie waren

bedürftig und den Einheimischen verhaßt, die sich nach ihren Bürgerherrschern sehnten.“ Dazu behandelten sie, wenn man dem Präsidenten de Brosses glauben darf, der gerade damals Florenz besuchte, in dem aber freilich die alte Eifersucht des Burgunders gegen den Lothringer Nachbarn nicht ganz überwunden war, „die Bewohner mit Härte und, was schlimmer ist, mit Geringschätzung ... Die Lothringer scheinen Toskana nur wie ein Durchzugsland zu betrachten, aus dem man Alles, dessen man habhaft werden kann, wegschnappen darf, ohne sich um die Zukunft zu kümmern.“ Doch war auch diese lange Prüfungszeit nicht ohne gute Früchte für das unter der Erschlaffung der letzten Medici heruntergekommene Land. Richecourt war es, der den leopoldinischen Reformen den Boden bereitete, indem er, dem Geiste der sechziger Jahre vorgreifend, auf manche Weise die Macht des Staates zu erweitern und zu sichern, die der Autokratie und der Geistlichkeit zu brechen suchte. Hätte er durch seine Maßregeln das Terrain nicht geebnet, die Fundamente nicht gelegt, auf denen sich Leopold's kühner Bau erhob, dieser hätte wohl nicht den Stürmen widerstanden, die ihn fast im Augenblicke seiner beeilten Vollendung bedrohten. Die Regentschaft griff das noch herrschende Feudalsystem an der Wurzel an, indem sie die Gerichtsbarkeit des Adels einschränkte, fast vernichtete, ihn zu allen öffentlichen Lasten herbeizog, ihm jeden Einfluß auf Gemeindeverwaltung u. s. w. benahm. Gleichzeitig wurde gegen die Macht des Klerus vorgegangen, dem Anwachsen der todten Hand ein Ziel gesetzt, die theilweise Umwandlung derselben in Erbpacht angeordnet;

den Uebergriffen der Inquisition ein Ende gemacht. Demungeachtet blieb dem dritten Sohne Maria Theresiens, unter dem das Land wieder, freilich als Secundogenitur des Hauses Habsburg, eine gewisse Unabhängigkeit erlangte, noch genug zu thun übrig.

Leopold I. (1765—1790) war von allen vorrevolutionären Reformern des vorigen Jahrhunderts — und es gab deren überall auf dem Festlande von Petersburg und Stockholm bis nach Hessen-Darmstadt und Lippe-Detmold — der Glücklichste. Das Glück aber ist nichts Zufälliges. Leopold war achtzehn Jahre alt, wie der Gründer des toscanischen Großherzogthums Cosimo I., als er den Thron bestieg und wie der Medicäer wußte er von Anfang an was er wollte. Nur war seine Aufgabe eine andere, dankbarere, größere als die des ersten Großherzogs: es galt nicht die Gründung eines beschränkten, nie ganz selbstständigen Staatswesens, es galt der Menschheit an einer Stelle zu zeigen, was eine selbst schwache Staatsgewalt für geistige und leibliche Wohlfahrt der Menschen zu thun im Stande ist, wenn sie sich ihrer Pflichten bewußt ist. Diese Aufgabe hat Leopold auf das Glänzendste gelöst und er hat sie gelöst, weil er, ungleich seinem Bruder Joseph, der, nach Friedrich's des Großen Urtheil, immer den zweiten Schritt thun wollte, ehe er den ersten gethan, stets umsichtig und langsam vorwärts ging. Die meisten seiner Reformen, denen, wie gesagt, die Regentschaft bereits vorgearbeitet hatte, wurden bald nach seiner Thronbesteigung begonnen, aber erst gegen Ende seiner Regierung vollendet, d. h. sie nahmen einen Zeitraum von

nahezu fünfundzwanzig Jahren ein. Es war eine „Zeit großer Thätigkeit, mancher Irrthümer, aber entschiedenen Fortschrittes;" und immer und immer wieder drängt sich dem Geschichtsbetrachter die Frage auf, wie die Dinge gekommen sein würden, wenn Ludwig's XVI. Eifersucht und Schwäche Turgot hätte gewähren lassen, so vielleicht den Ausbruch der Revolution verhindert und das überall, all überall begonnene Reformwerk des achtzehnten Jahrhunderts sich friedlich hätte vollziehen lassen. Die materielle Macht und das überlieferte Ansehen der fürstlichen Reformer und ihrer Minister, die relative Geschäftskenntniß und Erfahrung, die geistigen Fähigkeiten, die Energie des Charakters, vor Allem aber die selbstlose Hingabe an das große Werk, sind ja zu keiner Zeit der Geschichte so groß gewesen, als im goldenen Zeitalter des aufgeklärten Despotismus; sind doch die positiven Schöpfungen der französischen Revolution selber nicht von den Danton und Robespierres, sondern von den Portalis und Tronchet, d. h. den überlebenden Meinungs- und Zeitgenossen Turgot's und Malesherbes' in's Werk gesetzt worden, nachdem ein eiserner Arm ihnen die nöthige Ruhe und Sicherheit verschafft.

Der junge Großherzog fand sein Land in traurigem Zustande, als er (1765) von Wien kommend in Florenz eintraf. Seuchen und Hungersnoth hatten furchtbar gewüthet; das Elend war allgemein; die Staatscassen leer und eine erkleckliche Summe mußte sofort aufgetrieben werden, um den drängenden Bruder abzufertigen, der sein Theil von dem Allodialgut des Vaters verlangte. Leopold begann sofort mit einer Reform des großherzog-

lichen Haushaltes, den er fast auf den eines wohlhabenden Privatmannes reducirte, wessen ihm, wie's zu gehen pflegt, Niemand Dank wußte, wie man auch, und zwar nicht nur im müßigen Adel, seine unermüdete Arbeitsamkeit als eine unfürstliche Gewohnheit, statt als Pflichterfüllung empfand. Das eigentliche Reformwerk des jungen Fürsten ward mit einer Neu-Ordnung der Finanzen inaugurirt, deren Verwaltung er vereinfachte, indem er die Steuerpacht ablöste, die Schuldentilgung systematisch in's Werk setzte, die Grundsteuer auf eine einzige gleichmäßige zurückführte, die Finanzverwaltung von der Krongutsverwaltung trennte. Es schlug schon 1789, als er diese letzte Verfügung traf und er hatte auch hier die Ehre, der großen Revolution zuvorgekommen zu sein. Weit wichtiger war die Reform der Gemeindeverwaltung, welche die medicäischen Großherzoge wie die Regentschaft ganz so buntscheckig belassen hatten, wie sie unter der Herrschaft der Republik gewesen, welche ja in athenischer und römischer Weise die unterthänigen Ortschaften auf die verschiedenste Weise administrirte oder sich administriren ließ. Es galt vor Allem, wie später in Frankreich und Deutschland, diesen Schutt wegzuräumen, dann eine neue rationellere, einförmigere und liberalere Verwaltung an die Stelle zu setzen. Bürgermeister wie Magistrat gingen fortan überall aus der Wahl aller steuerzahlenden Gemeindemitglieder hervor, ohne daß sie der Bestätigung des Fürsten bedurft hätten. Nur die alten Namen und die Wahlmoden blieben: der Bürgermeister hieß Gonfaloniere, der Magistrat Prioren; die Wahl fand statt durch's Loos. Die Regierung war

nur durch die sogenannten Gemeindekanzler vertreten, welche die Vermittlung mit der Centralverwaltung besorgten und deren gesetzliche Befugnisse wenig ausgedehnt waren, die aber freilich durch ihr Verbleiben im Amt bei jährlichem Wechsel der gewählten Behörden, an Geschäftskenntniß und somit an Einfluß diese selber thatsächlich bald überragten. Auch diese Reform wurde höchst vorsichtig begonnen und ins Werk gesetzt. Im Jahre 1769 wurden die drei alten Magisträte der Hauptstadt abgeschafft und durch die neuen Behörden ersetzt. Im Jahre 1772 ward es mit den Gemeinden von Volteria und Arezzo versucht, dann gings an San Giovanni di Val d'Arno u. s. w. und erst im Jahre 1783 ward das Ganze mit Grosseto abgeschlossen. Zugleich wurde die Verwaltung der so wohlhabenden und zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten den Bischofscurien entzogen und sei's den Gemeinden, sei's der Centralregierung übermacht.

Mit der Reform der Gemeindeverfassung, welche freilich den zweifelhaften Resten politischer Unabhängigkeit der toscanischen Municipien ein Ende machte, aber „dem Volke maßgebenden Antheil an der Besorgung der eigenen Angelegenheiten und die Wahrung seiner öconomischen Interessen zugleich mit der bis dahin unbekannten Gleichmäßigkeit von Rechten und Lasten sicherte,“ ging die Umgestaltung der Justiz Hand in Hand. Auch hier sah es bunt genug aus; alle Befugnisse waren vermischt; die Richter, meist durch's Loos aus den Bürgern gewählt, durch rechtskundige Supplenten vertreten: jetzt wurden 83 Civiltribunale und 46 Criminalgerichte, ein

Obertribunal in der Hauptstadt, eine Kronanwaltschaft eingerichtet. Auch das Gerichtsverfahren wurde beschleunigt, wohlfeiler gemacht und durch Einführung der Vertheidiger ex officio im Sinn moderner Rechtsauffassung verbessert. Dann erfolgte die berühmte Reform der Criminalgesetzgebung, welche noch heute in Toscana besteht und nicht am wenigsten dazu beiträgt, die Einführung eines allgemeinen Strafgesetzbuches für das Königreich Italien unmöglich zu machen, weil die Toscaner nicht darauf verzichten wollen, die Piemontesen und Lombarden sie zu „vorgeschritten" finden. Es war die Zeit Beccaria's, — man sage doch ja nicht Beccária, wie man es immer in Deutschland hört: der Accent ist auf dem I — dessen Buch über „die Vergehen und Strafen" (1764) ganz Europa fast noch tiefer erregt hatte als drei Jahre vorher Rousseau's „Emile": die Tortur, die Güterconfiscation, sogar die Todesstrafe wurden abgeschafft; die Fälle der Majestätsverbrechen auf ein Minimum reducirt. Die Marterwerkzeuge wurden feierlich verbrannt, die schauerlichen Gefängnisse des Mittelalters vermauert, die Gefangenen nach der Natur ihrer Verbrechen von einander getrennt. Die Wirkung schien anfänglich die heilsamste zu sein. Einmal sollen im Jahre 1778 sämmtliche Gefängnisse zweiundzwanzig Tage lang leer gestanden sein: freilich wagte Jemand Leopolden, der sich dessen rühmte, zu antworten: „Die Gefängnisse sind leer, aber die Schurken spazieren auf den Straßen umher." In der That zählte man im selben Jahre noch 338 schwere Verbrechen, während im Jahre 1768 deren nur 263 constatirt worden. Im

Ganzen indeß hat die leopoldinische Criminaljustiz wohlthätig gewirkt.

Noch mehr als in den finanziellen, administrativen und gerichtlichen Reformen eilte Leopold in den nationalöconomischen der Zeit voraus, und zwar merkwürdiger Weise trat er, der in lebhaftem Briefwechsel mit dem Physiokraten Mirabeau (l'ami des hommes) stand, hier als Vertreter des Individualismus gegen die Staatsmacht auf nicht immer zum Vortheil des allgemeinen Interesses, wie z. B. in Freigebung der Holzung und des Bergbaus: die Entwaldung der toscanischen Hügel und die Rutschungen, Ueberschwemmungen, Niveaustörungen, welche sie im Gefolge hatte, stammt aus Leopold's Zeit; — was die heutigen Toscaner nicht abhält, noch jetzt im italienischen Parlamente der Freiheit des Holzschlages das Wort zu reden. Während Frankreich noch siebzig Jahre nach der großen Revolution am Protectionssystem festhielt, führte Leopold schon zwanzig Jahre vor der Revolution, zehn Jahre vor Adam Smith's „Wealth of nations“ den vollständigsten Freihandel für Getreide ein und das zu einer Zeit, wo das Land an den Folgen von Mißernten litt und der Bauer in der freien Einfuhr des Kornes eine Erschwerung statt einer Erleichterung seiner Lage zu sehen glaubte: aber auch hier gingen Leopold und sein Minister Pompeo Neri nur schrittweise vorwärts und hüteten sich, durch Ueberstürzung der Dinge achtungswerthe Interessen zu schädigen. Erst im Jahre 1783 war die Verkehrsfreiheit auf dem Gebiete des Getreide- und Viehhandels eine vollständige, während die Abschaffung der Binnenzölle und der Zunftgerichtsbarkeit dem gesammten Ver-

kehr des Landes zu Gute kam. Gleichzeitig wurde die vollständige Befreiung der liegenden Güter eifrig betrieben.

Die Reform der todten Hand, welche unter der Regentschaft begonnen worden, ward fortgesetzt, die Ablösung der Erbpacht erleichtert, erst die Auflösung aller theilbaren Fideicommisse, dann die aller Fideicommisse ohne Ausnahme (wohlweislich erst für die Enkel der lebenden Inhaber) verordnet. Die Abschaffung der Frohnden wie überhaupt aller Ruralservituten stand damit in Verbindung. Aber nicht allein negativ, durch Befreiung von lästigen Fesseln, auch positiv durch schöpferische Werke kam Leopold dem Ackerbau, dieser ersten, wir möchten fast wünschen einzigen Industrie Italiens zu Hülfe. Leopold war es, der die colossalen Arbeiten, welche Cosimo III. im Chianathal begonnen, vollendete, wie siebzig Jahre später sein Enkel, Leopold II., die Maremmarbeiten mit Ausdauer und Eifer durchführte. Der Lauf der Chiana, welche sich in den Tiber ergoß, ward durch Canalisation nach dem Ocean, der Schlamm der Bergströme auf die sumpfigen Niederungen geleitet und hier befestigt, so das Niveau zum Abfluß des Wassers hergestellt und zugleich mit fruchtbarer Erde gesunde Luft in diese pestilenziösen Einöden gebracht, die heute zu den wohlhabendsten und gesundesten Gegenden Italiens gehören. „Torricelli hatte gesagt, die Verwendung des schlammigen Gewässers zum Behufe der Bodenerhöhung werde die Mythen vom Goldsande des Pactolus und des Tago zur Wahrheit machen." Er war kein falscher Prophet. Der Mann aber, der diese Alluvienverwerthung erst theoretisch begründete und praktisch durchführte, war Vittorio Fossombroni, der

spätere Premierminister, der das Werk unter dem Sohne Leopolds vollendete und unter dessen Enkel auch die Bonificirung der Maremmen anordnete, die dem Großvater, so ernstlich er sie auch in die Hand genommen, nicht hatte glücken wollen. Daß es an Straßenbauten nicht fehlte, läßt sich denken; unter andern stammt auch die große Gebirgschaussee, welche über die Appeninen und durch den größten Wald Italiens (Bosco lungo) von Florenz nach Modena führt, von Leopold. Nicht weniger eifrig war er für Volksunterricht bemüht, der den Mann des achtzehnten Jahrhunderts weit mehr interessirte als Kunst und Wissenschaft, die das Hauptinteresse aristokratischer Zeiten gewesen. Nur die Naturwissenschaften suchte Leopold zu begünstigen; aber ihre Blüthe war vorbei und Pisa sank unter dem Lothringer; mehr noch Florenz selber und die schönen Künste, wie die schöne Literatur, die Leopold vernachlässigte, ja beeinträchtigte. Seine Aufhebung der Accademia della Crusca hat ihm mehr und gefährlichere Feinde gemacht, als seine kühnsten politischen Neuerungen. Das sind eben Dinge, an die es gefährlicher ist zu rühren als an staatliche Institutionen und mit Recht bemerkte Renan schon vor zwanzig Jahren, mit Anspielung auf Napoleon's III. unumschränkte Macht, so allmächtig auch eine französische Regierung sein möge, sie würde sich nicht erlauben können, auch nur an die Zahl der Quarante de l'Académie française zu rühren.

Hatte der aufgeklärte Fürst bei allen diesen Verbesserungen gegen den heftigen Widerstand der wirklichen oder vermeinten Interessen zu kämpfen — ich erinnere

nur daran, wie die Wollhändler ihn einmal wirklich zwangen zeitweilig und für ihre Waare zum Schutzzoll-system zurückzukommen — hatte er vor Allen den Schlendrian, die Vorurtheile und die Leidenschaften eines am Alten hängenden Volkes zu bekämpfen, so galt dies in noch viel höherem Grade auf dem kirchlichen Gebiete, wo er ebenfalls den Staat gegen zudringliche Vormünder zu schützen suchte, indem er zugleich die Kirche von innen aus zu reformiren trachtete. Es galt die Geistlichkeit vom päpstlichen Despotismus zu befreien und zugleich durch größere Bildung dieser neuen Freiheit würdiger zu machen. Hier war ihm Scipione Ricci, der kühne Bischof von Pistoja, was ihm dort Pompeo Neri und Fossombroni gewesen, ein intelligentes und energisches Werkzeug. Schon im Jahre 1769 wurde das Exequatur für alle päpstlichen Acte eingeführt, die geistlichen Gerichte, wie die Klostergefängnisse abgeschafft. Dann wurden die Bischöfe zur Eidesleistung gegen das Staatsoberhaupt wie in Frankreich verpflichtet. Darauf folgte die gänzliche Unterdrückung der unter der Regentschaft schon beschränkten Inquisition, nicht etwa auf dem Wege des Concordats, sondern „aus der Fülle unserer höchsten und absoluten Autorität.“ Zugleich wurden die bischöflichen Seminare reorganisirt, der Besuch derselben obligatorisch gemacht, strenge Prüfungen eingeführt, um die Zulassung zum geistlichen Amte zu erschweren, die Disciplin unter den Pfarrern verschärft. Leopold bezweckte damit zugleich die Verminderung der Kleriker, deren ja so Viele ganz ohne allen Beruf diese bequeme Laufbahn zu erwählen pflegten. Noch entschiedener ging er gegen

die Klöster vor. Sie wurden sammt und sonders der bischöflichen Autorität unterstellt und selbst die Ernennungen und Verfügungen der Ordensgenerale dem staatlichen Exequatur unterworfen. Die Einkleidung der Novizen und die Profession wurden hinausgerückt. Ebenso schritt er streng gegen die Bettelorden und die Eremiten ein. Dann ging's an ein Aufheben der überflüssigen Klöster: „in dem einzigen Jahr 1783 sind fünfzehn Franziscanerklöster aufgehoben worden.“ Den Cisterciensern, Cölestinern, Dominicanern folgten die Jesuiten, welche des Landes verwiesen wurden. Am durchgreifendsten aber wurden die Nonnenklöster reformirt und sie bedurften es, wie's scheint. Ein scandalöser Proceß gegen Pistojeser Klosterfrauen aus vornehmsten Familien führte sogar zu lärmenden Auftritten, welche niedergeschlagen werden mußten.

Leider meinte Leopold in seinem Eifer auch gegen die frommen Laienbrüderschaften vorgehen zu müssen, welche er, mit Ausnahme der altberühmten Misericordia, sämmtlich aufhob, wodurch er das Volk nicht wenig verletzte und zwar in seinen achtungswerthesten Gewohnheiten und Anschauungen. „Kleine quälerische und völlig überflüssige bis in die Sakristeien eindringende Polizeimaßregeln sind es gewesen, was die Menge am meisten erbittert hat. Unbegreiflicher Weise hat ein so scharfsinniger, von den wichtigsten Reformen in Anspruch genommener Herrscher sich gerade mit derartigen Dingen vorzugsweise zu schaffen gemacht und sein persönliches Ansehen geschmälert, während er arge Verstimmung erweckte. Gegen Reliquien, die bis dahin vom frommen

Volksglauben für ächt gehalten worden, gegen Madonnen- und Heiligenbilder wurde eingeschritten. . . . Das ganze Verfahren wurde um so offensiver, da die Polizeiwerkzeuge meist schlimmster Art waren. Kein Wunder, daß die Gährung immer mehr um sich griff." Namentlich im Pistojeser Sprengel, wo theils auf Ricci's Anstiften, theils in Uebertreibung seiner Anweisungen Maßregeln getroffen wurden, welche das Volk auf das Heftigste reizen mußten; die Polizei verordnete, daß die Leichen ohne Kreuz, ohne Licht, ohne Priester im Ornat bestattet würden; schloß 22 von 28 Klöstern auf einmal. Schon begann man die Messe in italienischer Sprache zu lesen; und bald verbreitete sich das Gerücht, die Cintola von Prato (der Gürtel der h. Jungfrau) solle entfernt werden. Dies gab das Zeichen zum Prateser Aufstand (20. November 1787), der gewaltsam unterdrückt werden mußte. Die Unzufriedenheit steigerte sich, noch in den letzten Jahren und als Leopold (1790) Toscana verließ, um die Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen, war er, der das kleine Land zum Musterstaate Europas umgeschaffen, vielleicht der unpopulärste Mann in eben diesem Lande; und gleich hinter seinem Rücken begann die volksthümliche Reaction ihr Haupt zu erheben; glücklicher Weise ohne dauernden Erfolg, denn die französische Invasion schwemmte sie bald wieder weg. Nicht zugleich die Schöpfungen Leopold's.

„Das neuere Toscana ist sein Werk;" und, kann ich aus eigener Erfahrung hinzufügen, es lebt kein Toscaner, der nicht mit Stolz auf jene Zeit und die Thätigkeit Leopold's zurücksähe. Ja man scheint ganz vergessen zu

haben, wie wenig die Nation ihm entgegenkam und rechnet sich heute zur Ehre an, was gegen den Willen und unter lebhaftem Widerstande des Adels, der Geistlichkeit, des Volkes geschehen war. Denn „trotz der vielen Vortheile, die er dem Lande gebracht, war er bei Lebzeiten nicht beliebt in Toscana,“ so sagt einer der wenigen freisinnigen Patrioten unserer Zeit, die, obschon selbst dieser Partei angehörig, doch der Parteileidenschaft keine Macht über sich lassen, in einer Sprache, die ich kaum zu übersetzen wage: „Hier war einmal ein starkes Heimathsgefühl, ein großer Wunsch in Ruhe gelassen zu werden, ein heiteres Leben in engem aber von altem Glanze erhelltem Felde, wenig Bedürfnisse und eine Sinnesart, die neuen Versprechungen nicht besonders leichtgläubig entgegenkam.“ (Quivi erano inclinazioni casalinghe, una gran voglia di essere lasciati stare, allegro il vivere in campo angusto, ma lumeggiato d'antichi splendori, scarso lo stimolo del bisogno, il genio incredulo a nuove promesse. G. Capponi.)

Auf die Frage, wie weit Leopold an seiner eigenen Unpopularität mitschuldig war, kann nun freilich die Antwort nur lauten, daß Leopold nicht ganz schuldlos daran war.

Ich bin nicht der Ansicht Reumont's, daß er zu rücksichtslos, manchmal zu rasch vorgegangen; es ist gerade der Vortheil der unumschränkten Gewalt, daß sie rücksichtsloser und rascher vorgehen kann und darf als irgend eine repräsentative Regierung es wagen könnte: auch war der Mittelstand nicht ganz so unzufrieden als Adel und Geistlichkeit, deren Interessen und Vorurtheile, als

das niedere Volk, dessen blinde Leidenschaften und achtenswerthe Anhänglichkeit an die Ueberlieferung er eben verletzen mußte, wenn er seine großen Ideen zum Besten des Volkes verwirklichen wollte; aber es ist nun einmal der Fluch des Despotismus, daß sich auch seine Wohlthaten gegen den Wohlthäter kehren, weil der Mangel an Licht und Luft die Nation verhindert, zu sehen, warum man sie aus ihrem gewohnten Geleise bringen, wohin man sie führen will, vor allem aber weil der Despotismus ohne die größte und sicherste Macht in allen Lebensverhältnissen, ohne den Kredit, zu operiren gezwungen ist. Das Mißtrauen, welches das Kind der Alleinherrschaft ist, hat auch Leopolden, wie allen großen despotischen Reformern, die Freude am Schaffen verdorben, seinem Werke selbst in der Gegenwart wie in der Zukunft unendlich geschadet. In der That war „des ersten Cosimo Spürergeist in seinem späten Nachfolger wieder aufgelebt." Schon von dem zweiundzwanzigjährigen Bruder schrieb Joseph II. an die Mutter: „Leopold ist sehr mißtrauisch und sucht alle seine Handlungen zu verbergen und in ein gewisses Geheimniß zu hüllen," und fünf Jahre später an den Bruder selber: „Schaffe Dir diese geheimen Angebereien vom Halse, die bei Dir gegen das ganze Menschengeschlecht Mißtrauen wecken; laß Dich lieber ein wenig täuschen, statt Dich vergeblich zu quälen, um es ganz zu vermeiden." Die brüderlichen Vorstellungen halfen, was alle Vorstellungen im Allgemeinen gegen Charakter und Verhältnisse helfen; ja der mahnende Bruder selber war nicht der letzte, gegen den der Fürst sein Mißtrauen kehrte: „Ich bin," schrieb er

kurz vor dessen Tod an seine Schwester, „dermaßen von Vertrauten der Umgebungen des Kaisers umringt und ausgekundschaftet, daß ich keinen Schritt zu thun wage, um mir nicht irgend eine Geschichte auf den Hals zu laden.“ „Er traute den Courieren nicht mehr, argwöhnte, man öffne seine Briefe, schrieb mit Citronensaft, wechselte auch diesen, da er fürchtete, daß man das Geheimniß entdeckt habe. Es war wie eine Umnachtung des Geistes, Folge eigner Fehler.“ „Selten vielleicht ist das Spioniren so umfassend und verderblich, selten in solchem Maße unter persönlicher Theilnahme eines Fürsten betrieben worden.“ Die Polizei ward in der That die Hauptregierungsbehörde unter Leopold, der den Geschäftskreis derselben immer mehr ausdehnte. Ihre Herrschaft ward fast unbequemer und vor Allem demoralisirender, als die geistliche Inquisition es gewesen. Leopold und sein Polizeidirector waren nicht wählerisch in den Personen, die sie zu diesem schnöden Dienste heranzogen. Bald wurde die Polizei eine kleine Armee, die der Fürst ebenso sehr begünstigte, als er das Militär vernachlässigte; denn er war als Friedensfürst und Mann des Fortschrittes ein geschworner Feind alles Militarismus. Löste er doch selbst die Florentiner Bürgermiliz auf, weil er den soldatischen Geist dadurch gefördert glaubte! Die Armee war am Ende nur noch eine Strafanstalt für Landstreicher und Verbrecher. Manchmal kam es sogar zu blutigem Kampfe zwischen Militär und Polizei. Noch heute lebt etwas von dem unkriegerischen Geiste, den Leopold nährte, im Florentiner Volke, noch heute herrscht in Toscana mehr als irgendwo

sonst das continentale Vorurtheil gegen die Polizei, welches in freien Staaten, wo sie nicht ihren edlen opferheischenden Beruf überschreitet, gänzlich unbekannt ist.

Manchmal sah Leopold selber mit dem großen Scharfsinn, der ihm eigen, wo die schwache Seite seiner Rüstung war. Er hatte nicht nur eine ganz klare Idee vom Charakter der modernen Monarchie, er fühlte auch, daß eine Betheiligung des Landes an der Regierung seine Reformen tiefer eindringen lassen und mehr befestigen würde. „Der Gedanke," so schrieb er selber, „den Souverain der Nation über Zustand und Verwaltung ihrer Finanzen Rechenschaft ablegen zu lassen, dünkt mich rühmenswerth, gerecht und nützlich, denn die Finanzen gehören wie alles Uebrige dem Volke, und der Souverain ist nur deren Verwalter, somit zur Rechenschaft verpflichtet, während er Auslagen nur gemäß den Absichten seines Auftraggebers machen darf, nämlich zum größtmöglichen Vortheil und Wohl des Staates und aller seiner Individuen." Und an seine Schwester schrieb er, als sein Bruder Joseph mit den belgischen Ständen in Conflict gerieth: „Es ist ein Glück, wenn ein Land Stände und eine Constitution besitzt, an denen das Volk hängt. In einem solchen Lande bestehen zwischen Herrscher und Volk gegenseitige Verbindlichkeiten, die nur durch Uebereinkommen abgeändert werdeu können." In seinem Glaubensbekenntnisse endlich: „Ich glaube, daß der Souverain, wenn auch ein erblicher, nur ein Delegirter und Beauftragter des Volkes ist, für welches er da ist; daß er ihm alle seine Sorge und

Arbeit widmen muß, daß jedes Land eines Grundgesetzes oder Vertrags zwischen Volk und Souverains bedarf, wodurch Autorität und Macht des Letzteren beschränkt werden; daß, wenn der Souverän diesen Vertrag verletzt, er thatsächlich auf seine Stellung verzichtet, die ihm nur unter dieser Bedingung zuerkannt worden ist, und daß man ihm nicht mehr zu gehorchen verpflichtet ist; daß die ausübende Gewalt dem Souverän, die gesetzgebende dem Volke und dessen Vertretern zusteht, daß das Volk bei jedem Wechsel der Person neue Bedingungen vorschreiben kann."

Er selbst glaubte gegen Ende seiner Regierung den Augenblick gekommen, einen solchen Vertrag mit seinem Volke abzuschließen. Demgemäß arbeitete er selbst ein Verfassungsproject aus, das auch heute noch für sehr „liberal" gelten würde. Nur die Niederlegung der großherzoglichen Krone, um die deutsche und österreichisch-ungarische Krone aufzusetzen, der Einbruch der französischen Revolution, der frühe Tod endlich — Leopold starb bekanntlich, erst fünfundvierzig Jahre alt — verhinderten ihn, das entworfene Grundgesetz zu verkündigen oder von seinem Sohne verkündigen zu lassen, das indeß Toscana vor der drohenden Ueberschwemmung nicht bewahrt hätte; denn die Tage des Kleinstaates waren gezählt, obschon er noch siebzehn Jahre lang nach Leopold's Abzug ein Scheinleben fristete, dann im Jahre 1814 sogar noch einmal für anderthalb Menschenalter formal hergestellt wurde. Selbst das ehemals so kräftige Geistesleben verkümmerte. Präsident de Brosse hatte noch Anfangs der vierziger Jahre ein reges geistiges

Leben gefunden. Im letzten Viertel des Jahrhunderts blieben davon nur noch wenige Spuren. Es war das goldene Zeitalter des Sigisbeismo und was damit zusammenhängt. Nicht nur Leopold selbst klagte über die Gesellschaft, die er freilich so wenig wie das Volk durch Entgegenkommen zu gewinnen wußte, auch die Fremden, Alfieri, Sir Horace Mann, Sir Gilbert Eliot, Winkelmann, Miot de Melito fanden die Nation geistig und sittlich sehr heruntergekommen: „Einige partielle Bewegung in kritischen Momenten ausgenommen, sagt Miot, war der vorherrschende Zug bei allen Klassen jener der Indolenz. Dem Mangel an werkthätigem Patriotismus gesellte sich der an exactem wissenschaftlichen Interesse zu. Beinahe überall sah ich nur Leute, durch den Reiz eines glücklichen Himmelstriches verwöhnt, mit den Details eines einförmigen Lebens beschäftigt, im Genuß einer friedlichen Existenz vegetirend. Bei den Frauen ein Gemisch von Galanterie und Devotion, im Allgemeinen eine Sittenerschlaffung, die das Ergebniß eines überall acceptirten geselligen Uebereinkommens war, so daß sie der Kritik keinen Anhaltspunkt darbot."

„Schon unter Leopold I.," sagt Gino Capponi, in seiner sinnigen Weise die Dinge hinnehmend wie sie sind, „schon unter Leopold I. hatte sich das geistige Niveau etwas gesenkt und auch nach ihm kam kein rechter Schwung mehr in die Geister (crebbe ardire agli ingegni); in jeder Hinsicht vermochten hochgespannte (superlative) Ideen nicht Fuß zu fassen (allignare) in dem Volke, das nach Brauch und Mißbrauch vieler Dinge und unter Enttäuschungen aller Art seine Bahn durch-

laufen hatte und demzufolge mehr aufs Verstehen, als aufs Handeln gerichtet war."*)

Gino Capponi.

I.

Florenz erlitt einen herben Verlust, als Gino Capponi am 3. Februar 1876 unerwartet von den Lebenden schied: und diesen Verlust fühlten auch Diejenigen, welche den Verstorbenen nicht persönlich gekannt hatten.

---

*) Wir halten inne und begleiten weder die Fürsten noch das Volk Toscanas in die neue Zeit, die nun heranbricht. Denn das Ländchen wird jetzt hineingerissen in die europäische Bewegung: seine Geschichte ist die hundert andrer Gebiete und Gebietchen, welche von der großen Fluth überschwemmt worden; und selbst als diese sich zurückgezogen, erlangt es seine rechte Individualität nicht wieder. Den Anschein derselben, den es gerettet, ernstlich bedroht im Jahre 1849, verliert es vollends im Jahre 1859, womit Reumont's Werk schließt. Vielleicht hat er diese Seite der Ereignisse nicht genugsam gewürdigt, denn sein viertes und letztes Buch, welches die Geschichte dieser sechzig Jahre umfaßt, läßt keinen befriedigenden Eindruck. Die Größe wie die Berechtigung der Völkerbewegungen, welche Europa umgewandelt, scheint ihm zu entgehen. Er steht noch immer auf dem Standpunkte der Specialgeschichte, wo diese längst aufgehört hat, ein Interesse zu bieten. Das Toscana Lorenzo's, Cosimo's I., Leopold's I. hat seine Bedeutung in sich; das Toscana Ferdinand's III. und Leopold's II. interessirt uns nur in seinem Verhalten zur europäischen Revolution und Restauration und später zum italienischen Nationalgedanken. Wir wollen den mächtigen Wellenschlag des Oceans

Empfand doch ein jeder das bloße Dasein dieses Mannes wie die Gegenwart eines guten Geistes, der über der Stadt schwebte; war es doch jedem, welcher Sinn für den Zusammenhang der Dinge und der Menschen hat, ein wohlthuendes Bewußtsein, mit solchem Mann in demselben Weichbilde zu leben, solch' einen Vertreter einer anderen und besseren Generation in denselben Mauern zu wissen, in ihm gewissermaßen die Bürgschaft für die Wirklichkeit einer Vergangenheit zu haben, die schon so ferne scheint. Wie viel tiefer mußten die Freunde, die Nahestehenden, den Verlust des Mannes empfinden, an dessen hohem Geist und edlem Charakter sie so oft und so gern Erhebung über das kleinliche und aufregend-

---

auch in der Bewegung dieser kleinen Bucht noch wiedererkennen. Und gerade diese Seite scheint uns Reumont, soll ich sagen, vernachläisigt oder verkannt zu haben. Daher denn auch der ganzen Darstellung in diesem vierten und letzten Buche des Werkes die Klarheit der Umrisse abgeht, die in den drei ersten Bänden so bestimmt hervortreten. Wir sehen weder dominirende Persönlichkeiten noch dominirende Ideen. Das Charakteristische der Gesellschaft wie der geistigen Bewegung tritt ebensowenig hervor wie das der politischen Entwicklung. Der Abschnitt ist vollständig, fast zu vollständig, aber er ist oft mehr Aufzählung als Schilderung. Auch das Urtheil, das in den früheren Theilen so hoch über den Parteien schwebte, wird hier befangen. Man fühlt zu oft, daß hier von Freunden des Verfassers oder von Gegnern seiner Freunde die Rede ist; daß die Erinnerung miterlebter Gräuel und Kindereien mehr als billig die großen Linien der Geschichte verrückt, daß selbst da, wo er von vor seiner Zeit liegenden Dingen redet, die Analogie mit jenem Selbsterlebten ihn verwirrt. Nicht, als ob er sich nicht aufrichtig bestrebte, auch hier gerecht und parteilos zu sein — er tadelt unbedingt die Unterdrückung der Nuova Antologia im Jahre 1833 und mißbilligt

hastige Getreibe der Zeit gesucht und gefunden. Aber auch ganz Toscana, ja ganz Italien fühlte den Schlag. Denn ohne große Thaten verrichtet zu haben, ja ohne, wenigstens bis kurz vor seinem Tode bedeutende Werke vollendet zu haben, übte Gino Capponi jenen tiefgehenden Einfluß, und genoß jene ehrfurchtsvolle Popularität, von denen wir uns in unserer Bücher- und Kammerreden-Zeit, zumal im Norden, der das Leben hinter der Hausthüre abzuspielen pflegt, nur einen unvollkommenen Begriff machen; ist es doch ein Einfluß und eine Popularität, welche, gleich denen der großen Alten, durch die lebendig wirkende Persönlichkeit allein erworben und festgehalten wird.

---

entschieden die Aufhebung der Verfassung im Jahre 1852, wie er denn überhaupt zugiebt, daß sich in der Gesinnung des Großherzogs seit 1848 eine Wandlung im reactionären Sinne vollzogen —; aber im Ganzen ist der Ton doch recht bitter, wenn er von den revolutionären Neuerern redet, eine Bitterkeit, die um so unbehaglicher empfunden wird, als er sich auch für die Größe des friedlichen Neuerers, dessen gewaltige Thätigkeit ich hier in wenig Strichen zu schildern versucht habe, nicht recht zu erwärmen weiß. Es zeugt keineswegs von der psychologischen Einsicht, die der Verfasser sonst doch an den Tag legt, wenn er in Guerrazzi nur einen Egoisten, in Montanelli nur den Komödianten der Geradheit und Empfindsamkeit sieht. Sein Blick trübt sich eben in der Nähe, wie der des Weitsichtigen; der Zusammenhang, auf den ja Alles ankommt in der Geschichte, entschwindet ihm und so gelingt ihm kein anschauliches Bild, wie kein billiges Urtheil. Beides wird erst dem möglich sein, der uns eine Geschichte der national-liberalen Bewegung des 19. Jahrhunderts in Italien giebt, die ja auch Toscana durchzittert hat, und von der eine Geschichte der toscanischen Regierungsacte der letzten siebzig Jahre durchaus keinen Begriff geben kann.

Die Persönlichkeit Gino Capponi's war in der That eine seltene. Schon die äußere Erscheinung des Mannes war eine bedeutende, und ich erinnere mich noch lebhaft des gewaltigen Eindrucks, den er mir machte, als ich ihn zum erstenmal sah — eines Eindrucks, den der häufige und lebhafte Verkehr vieler Jahre keineswegs abzuschwächen vermocht hat. Es mögen nahezu zwanzig Jahre sein, als ich zum erstenmal Florenz betrat, und das Bild des alten Patriziers war eines der ersten, das sich mir darbot. Ich hatte gerade meinen Empfehlungsbrief bei dem gleich alten, vielleicht noch älteren, Vertreter der hohen Aristokratie eines anderen Landes abgegeben, und war eben erst von dem alten Herrn im blauseidenen Schlafrock und der pechschwarzen Perrücke in einem kleinen warmen atlasausgeschlagenen Boudoir aufs höflichste empfangen worden, als ich in die weiten Hallen des großen Palastes Capponi trat und von ein paar alten Dienern — ohne Livrée, mehr Clienten als Bediente — die vielen Stufen hinauf in die hohen leeren Säle geführt wurde, in denen einige gebräunte Oelgemälde in unscheinbaren Rahmen und Handzeichnungen zur „Divina Commedia" über alten schwerfälligen Lederstühlen den einzigen Zierrath bildeten. In dem noch einfacher aussehenden hellen Studirzimmer empfing mich die hohe imponirende Gestalt des blinden Greises in schlichtem Ueberrock mit derbem Händedruck und tiefer Baßstimme, das wahre Bild des alten städtischen Aristokraten, wie jener den Höfling aus Ludwigs XV. Zeiten darstellte. Mögen die Medici oder die Lothringer immerhin den Nachkommen Gino und Pier Cap-

poni's einen Marcheſen-Titel angehängt haben, dieſer letzte der ruhm- und güterreichen Familie trug unverkennbar das Gepräge jenes republikaniſchen Stadtadels, der Jahrhunderte lang die kleine Stadt beherrſcht und ſie zu einer Großmacht in Italien erhoben hatte. Dabei erinnerte dieſe ganze äußere Erſcheinung doch wieder an gewiſſe vornehme engliſche Geſtalten: die Würde, Ruhe und Einfachheit der Urbanität ſowohl, als das edle großgezeichnete Profil des ſchönen Kopfes. Auch zog ihn eine gewiſſe Wahlverwandtſchaft zu allem Engliſchen hin; von keinem Lande ſprach er lieber; aus keinem hatte er lebhaftere Jugenderinnerungen zurückgebracht; die engliſche Freiheit war ſein politiſches Ideal; aber hier erſchien der Engländer gemildert durch die demokratiſchen Gewohnheiten des Südens, und insbeſondere der Stadt, die ſelbſt unter dem Principat nie aufgehört hatte, in den geſellſchaftlichen Formen wenigſtens eine Demokratie zu bleiben.

Gino's Unterhaltung war auch für den Fremden intereſſant; denn ſie war immer ſachlich, von wahrer Theilnahme an den Gegenſtänden belebt, reich an Gedanken: aber nur der Vertrautere konnte den ganzen Reichthum dieſes Geiſtes kennen, dem ein wunderbares Gedächtniß zu Hülfe kam. Denn bei ihm entſprach der Lebhaftigkeit des Intereſſes die Vielſeitigkeit deſſelben: er war auf faſt allen Gebieten zu Hauſe und hatte ſich in keinem damit begnügt, nur an der Oberfläche herumzutaſten. Eine ſeltene Offenheit und Biegſamkeit des Geiſtes hatte er ſich bis an ſein Ende bewahrt — und er iſt 83jährig geſtorben. In einer Zeit, wo die meiſten

Menschen mit dreißig Jahren fertig sind, für neue Gedanken unzugänglich, einer Aenderung ihrer Grundansichten unfähig, war der alte Florentiner ein immer Werdender, immer sich Entwickelnder. Noch wenige Tage vor seinem Ende sprach der in den englischen Ideen der absoluten individuellen Freiheit Aufgewachsene aufs unbefangenste mit mir von dem gerade damals in Italien tobenden Streite zwischen den sogenannten Liberisten und den Anhängern einer starken und überall eingreifenden Staatsgewalt; und er betonte mit großer Billigkeit und in seiner scharfsinnigen Weise die Berechtigung des letzteren, moderneren Standpunktes, der in Italien (nicht in Florenz) von den Jüngeren, mehr deutsch Gebildeten, vertreten wird. Und ähnlich pflegte er sich über die unerwartete, vielleicht nicht ganz so von ihm gewünschte Entwicklung Italiens auszudrücken, ohne Bitterkeit, mit Verständniß, ohne gegen die Geschichte Recht haben zu wollen, immer sich und seine Urtheile zu berichtigen bereit. Und doch war dieser Natur nichts fremder als jene Beweglichkeit des Geistes, die in der Unsicherheit der Ueberzeugungen ihren Grund hat. Langsam hatte er sich seine allgemeine Weltanschauung wie seine besonderen Ansichten gebildet, und er gab sie nicht leichtsinnig auf: aber er scheute darum nicht, wie die Geistesträgheit es wohl gern thut, indem sie sich in den Mantel der Gesinnungstüchtigkeit und Consequenz hüllt, vor der Revision seiner Ansichten zurück. Entwicklung war für ihn nicht Abfall, Aenderung nicht Wechsel.

Sein Gedächtniß und die Mannichfaltigkeit seiner Erlebnisse gaben seiner Unterhaltung einen besonderen

Reiz. Gino Capponi war der Freund Balbo's und Niccolini's, Leopardi's und Giusti's, Foscolo's und Tommaseo's gewesen. Um ihn in Florenz sammelte sich in den dreißiger Jahren die italienisch nationale Opposition gemäßigten Charakters, um ihn die damals neu aufstrebende Literatur. Die edlen Piëmontesen, die sich zuerst als Italiener fühlten, die Collegno und Massimo d'Azeglio, die Neapolitanischen Verbannten, der Geschichtschreiber Colletta wie der zukünftige Märtyrer Poerio, die patriotisch-gesinnten Literaten der Herzogthümer und der Lombardei, darunter der letzte Stylkünstler academischer Tradition, P. Giordani, und der erste, schüchterne Romantiker, A. Manzoni, — die alle waren eng mit Gino verbunden in jenen Tagen heimlicher Gährung. Er hatte in seiner Jugend in Deutschland, England und Frankreich gereist, war in der Londoner Whig-Gesellschaft der Restaurationszeit ein gern gesehener Gast, mit Lord Melbourne namentlich eng befreundet. Auch in Rom verkehrte er viel in bedeutenden einflußreichen Kreisen: Leo XII. und Pius VIII. wollten ihm besonders wohl, und Capaccini hatte großes Gefallen an dem intelligenten jungen Mann, mit dem sicheren Urtheil ohne Skepsis, mit der gehobenen Gesinnung ohne Schwärmerei. Kein Italiener der späteren Generation, welche die Epochen von 1848 und 1859 ins Werk gesetzt, war ihm unbekannt, und keiner wäre durch Florenz gekommen, ohne im Palast der Via San Sebastiano anzuklopfen.

Und Gino Capponi erinnerte sich gern: seine Schilderungen des römischen und des Londoner Lebens vor 1830 in den höchsten staatsmännischen und priesterlichen

Kreisen werde ich nie vergessen, so lebhaft bis ins Einzelne hinein wußte er jene Zeit im Gespräch heraufzubeschwören. Auch seine Reisen in Deutschland erzählte er gern: noch wenig Wochen vor seinem Scheiden hörte ich von ihm die lebendige Schilderung seiner Fahrt von Frankfurt nach Mannheim im Jahre 1820, um der Hinrichtung Karl Sands beizuwohnen, und der ganze Gegensatz des hellen Rheinlandes und der trüben Reactionszeit schien in den Worten des Alten wieder aufzuleben. Vor allem liebte er das Porträt bedeutender Zeitgenossen, mit denen er in Verbindung gewesen, und eine leichte Satire in der Zeichnung dieser gesprochenen Bildnisse verrieth, daß ihn Freundschaft und Parteigeist nie blind machten, während das Wohlwollen, die freudige Anerkennung menschlichen Werthes mit dem Verständnisse Hand in Hand gingen und den Gedanken an Mißgunst nicht aufkommen ließen. Wie es aber seine Kunst war, Jedem in der Unterhaltung das Beste zu entlocken, ihn zu beleben, ihn in ein vortheilhaftes Licht zu stellen, ihm zuzuhören, von ihm zu lernen, aber dabei doch sich nicht überrumpeln zu lassen, so behandelte er auch die Abwesenden: es war, als ob er die herzliche und feinsinnige Gastfreiheit, die er uns Lebenden bewies, auch den Todten gegenüber an den Tag legen wollte.

Gino Capponi war ein gläubiger Katholik, aber er wußte dabei, wie sein Freund Manzoni, ein guter Patriot zu sein, und er wurde nie wie der Lombarde ein Betbruder. Er war für die Italianisirung Roms und den Sturz der weltlichen Macht des Papstes; aber er hätte nicht gern die Hauptstadt in Rom gesehen, mehr

noch weil er für das junge Königreich, als weil er für das alte Papstthum fürchtete. „Sie werden uns erobern, nicht wir sie,“ pflegte er in vorahnendem Geiste von den römischen Mächten zu sagen. Doch auch hierin wußte er der Nothwendigkeit Recht zu geben. In seiner religiösen Stimmung wie in seinem ganzen Wesen war er doch eben ein ächter Toscaner: gemäßigt, zu Compromissen geneigt, geschmackvoll, fein; dabei mehr aufs Ideale gerichtet als die jüngere Generation seiner Vaterstadt. Daher denn auch die beispiellose Verehrung des Mannes in allen Kreisen dieser Stadt, vom höchsten Adel bis herab zu der Familie des bescheidensten Popolano. Das instinctive Gefühl, daß noch lange nach dem Schluß einer bedeutenden geschichtlichen Entwicklung die florentinische Nationalität und der Geist des Frühlings unseres Jahrhunderts in diesem Manne verkörpert fortlebten und die unwiderstehliche Macht wahrer Humanität, die sich in allen Lebensbeziehungen des vornehmschlichten Florentiners kund gab — sie waren es, nicht aber die Gelehrsamkeit des Historikers, nicht die Erinnerung an den Ministerpräsidenten von 1848, nicht der Ruhm und der Reichthum seines Hauses, welche dem Dahingegangenen die wirklich einzige Stellung erworben hatten, die er in seiner Vaterstadt einnahm und die bei der tiefgehenden Umwandlung der Verhältnisse unserer Zeit wohl nicht so leicht ein anderer wieder einnehmen wird.

II.

Gino Capponi's florentinische Geschichte, das Werk seines Lebens, erschien bekanntlich erst am Vorabende

des Todes, der ihn in seinem vierundachtzigsten Jahre ereilte.*) Sie hatte den Nachtheil, zu laut vorausverkündigt und zu lange erwartet worden zu sein; den größeren, mit Posaunenstößen empfangen zu werden, die Niemanden unangenehmer berührten als den Autor, dem das *μηδὲν ἄγαν* aus Temperament, Gewöhnung und Einsicht zugleich zur Lebensregel geworden war. Dazu kam, daß der Vorhof, wenn ich so sagen darf, durch welchen man in das eigentliche Gebäude eintrat, gerade das wenigst Gelungene am ganzen Werke war: mit anderen Worten, das erste Buch, welches die Anfänge von Florenz bis zur Geburt Dante's erzählt, befriedigt die Ansprüche nicht, welche unsere Zeit an geschichtliche Forschungen stellt, während doch der Wunsch, vorsichtig und mit Kritik zu Werke zu gehen, dem körperlich Erblindeten nicht erlaubte sich unbefangen auf seinen rückwärts gekehrten Seherblick zu verlassen und statt mühevoller Einzeluntersuchungen ein allgemeines Bild jener primitiven Epoche zu entwerfen, wie es sich seinem inneren Auge darbot. Vielleicht auch ging ihm wirklich die

*) Wir haben jetzt sämmtliche Schriften des letzten Florentiners in fünf handlichen, schön ausgestatteten und wohlfeilen Bänden zusammen, von denen die drei ersten die „Geschichte der florentinischen Republik" enthalten, der vierte verschiedene kleine Aufsätze geschichtlichen Inhalts, welche früher schon in Zeitschriften erschienen; der letzte endlich den ausgewählten handschriftlichen Nachlaß des alten Patriziers. Man erlaube mir, mich besonders bei diesem letzten Band aufzuhalten als den einzigen, der nur Neues bringt und in welchem die Persönlichkeit des ausgezeichneten Mannes, der ja doch hauptsächlich durch die Persönlichkeit, nicht durch die Schrift gewirkt, mehr hervortritt, um daran einige Bemerkungen zu knüpfen.

Gabe schöpferischer Kombination ab, mit welcher ein Niebuhr, ein Otfried Müller, ein Augustin Thierry aus sparsamen Notizen und lebendigen Analogien frühe und dunkle Volkszustände heraufzuzaubern verstanden. Erst nachdem der helle Tag der Geschichte für Florenz angebrochen, ist der Geschichtschreiber wieder ganz er selber; denn auch in den folgenden Büchern des ersten Bandes fühlen wir noch, daß er sich nicht recht frei bewegt, außer in den Kapiteln über Dante, Petrarca und Boccaccio, wo er die Krücken der Gelehrsamkeit, die er doch stets nur unbeholfen handhabt, vertrauensvoll bei Seite wirft. Man fühlt, die Dichter jener Zeit sind ihm in's Blut gedrungen, und nie wird ein Fremder, selbst ein Italiener einer anderen Provinz, dies innige Verständniß jener Florentiner haben können. Man möchte dasselbe von seinen der Kunst gewidmeten Kapiteln sagen können; aber hier vermag er uns doch nur leidige conventionelle Urtheile zu bieten, diese selbst aus einer Zeit, deren Conventionen schon neuen Conventionen Platz gemacht. Gino fehlte, so das innere wie das äußere Organ, mit welchem die bildende Kunst erfaßt wird: Alles wird bei ihm gleich in's Rationelle, das Moralische, in besten Falle das Historische gezogen: und selbst das Urtheil über die historische Bedeutung der Quattrocentisten ist ein schiefes; worauf es eigentlich bei der ganzen Sache ankommt, hat der ausgezeichnete Mann nicht gesehen.

Auf dem staatlichen Gebiete athmet man freier in seinem Buche, sobald man die Schwelle des 15. Jahrhunderts übertritt, wo die Quellen reichlicher und klarer fließen, ohne doch noch durch ihre Uebermasse bedrohlich

zu werden, wie's bei neuester Geschichte so leicht eintritt. Hier fühlt sich der Mann zu Hause; es ist als ob er noch selber seinen großen Ahnen zugehört, wenn sie jene bewegten Zeiten unterm hohen Kamine oder an dem glimmenden Caldano sitzend, dem letzten ihres Geschlechtes erzählten. Man muß in Florenz gelebt haben, um den Reiz dieser Geschichte ganz zu genießen, um zu verstehen, welchen Unterschied es macht, ob die Zeit und die Menschen von einem gelehrten Deutschen, einem modernen französischen Demokraten, einem englischen Politiker oder einem Altflorentiner geschildert werden. Es sind seine Landsleute, seine Standesgenossen, die er uns vorführt: er ist auf dem Schauplatze geboren und hat da gelebt sein Lebenlang; er hat im Palazzo Vecchio in denselben Zimmern als erster Minister gearbeitet, wo seine Vorfahren gearbeitet, in denselben Sälen unter den Volksvertretern gesessen; alle die Paläste, die wir als Merkwürdigkeiten beschauen, hat er von Jugend auf besucht und durchschwärmt, mit den Abkömmlingen derselben Familien, die sie einst erbaut und mit Werken ihrer genialen Mitbürger geziert, die sich darin an Plato und Dante erfreut, darin den Sturz ihrer herrschenden Gegner geplant und vorbereitet. Ganz Florenz hat eine Continuität, die keine Stadt der Welt im selben Grade besitzt: und sie war noch viel ausgesprochener in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, als seit 1850 und namentlich seit 1870: Gino aber war siebenundfünfzig Jahre alt im Jahre 1850, als er sich Glück dazu wünschte, sein Augenlicht verloren zu haben, um den Einzug der Tedeschi in seine geliebte Vaterstadt nicht ansehen zu müssen.

Der ganze Ton dieser Geschichte des 15. Jahrhunderts hat, nicht nur in der unerreichten Sprache, etwas Anheimelndes und zugleich, ich möchte fast sagen Hausbackenes, um den doppelten Sinn des Wortes casalingo wiederzugeben, welches die Politik und das Privatleben, wie die Kunst und Dichtung jenes größten florentinischen Jahrhunderts am anschaulichsten bezeichnet. Alle die herrlichen Porträts florentinischer Staatsmänner in Gino's Geschichte erinnern in der That aufs lebhafteste an die Porträtköpfe Ghirlandajo's in dem Chore von Santa Maria Novella oder an die Masaccio's in der Kapelle der Brancacci im Carmine, gar nicht an die blonden Helden- und Erzengelgestalten Perugino's im Cambio. Das sind keine aristokratischen, luxusgewöhnten Staatsmänner englischen oder auch nur venetianischen Schlages, die Großgrundbesitz oder ein weitverbreitetes Kolonialreich hinter sich haben: es sind wohlhabende, aber schlichte Bürger — auch die Capponis selber sind vom Stadtadel, nicht vom Land- und Waffenadel — popolani grassi, die sich gegenseitig kennen, sich und ihren Ursprung, ohne rothes oder goldnes Buch. Sprechen sie noch heute von einander, wie z. B. Capponi hier in seinem „Siebzig Tage Ministerium,“ so sollte man glauben, die Corsini's, Ridolfi's, Serristori's wären gar keine Fürsten, Marchesen und Grafen, sondern einfache Bürgerliche, so wenig sind in das demokratische Florenz die Titel eingedrungen, die ein Saint-Simon z. B. sich wohl hütet auszulassen, wenn er von seinen Standesgenossen redet. In Florenz herrschte eben immer, selbst zur Zeit der Optimaten, eine absolute gesellschaftliche Gleichheit unter den Vornehmen

und auch ihr Betragen gegen das niedere Volk, wie gegen Gelehrte und Künstler hatte durchaus nichts von Leutseligkeit und Herablassung: man lebte unbefangen untereinander, ohne daß diese Vertraulichkeit je dahin führte, daß der eine oder der andere Theil die Grenze vergessen konnte, die zwischen den Herrschenden und Beherrschten gezeichnet war.

Diese Bescheidenheit und Natürlichkeit des Lebens innerhalb der mittelgroßen Stadt, wo sich alles persönlich kannte, giebt Gino Capponi wunderbar schön wieder, und auch die bequeme, etwas archaisirende, gemüthlich ruhige Sprache trägt dazu bei, den Eindruck zu erhöhen. Man wirft der reizenden florentinischen Sprache gern vor, daß sie sich zur Wiedergabe moderner Ideen, Gefühle und Dinge nicht eigne, und mir däucht, der Vorwurf ist sehr gerechtfertigt. Wird nun aber eine Zeit geschildert, die sich in unmodernen Gedanken, Gefühlen und Zuständen bewegte, so ist das von großem Vortheil: freilich ist's dann keine moderne Geschichtsschreibung mehr, in welcher die Vergangenheit ja stets im Lichte der neuen Zeit zu betrachten ist. Jene todte Sprache ist aber, das darf man nicht vergessen, keine Ciceronianische, in der Art Boccaccio's; sie ist stets ganz vertraulich, wenn auch manchmal etwas allzu gelassen; sie ist auch nicht französisch elegant; sie ist bürgerlich bescheiden, aber von einer Sicherheit der Umrisse, welche wiederum an jene Maler erinnert, die im 15. Jahrhundert mit unbeirrbarer Bestimmtheit die Form erfaßten, mit unerreichbarer Kunst wiedergaben.

Dabei endlich die Natur des Mannes, der aus

Billigkeit, Menschenkenntniß, einem gewissen practischen Skeptizismus, vornehmer Selbstsicherheit, einem ausgesprochenen Sinn der Pietät, einem anspruchslos innigen Patriotismus, die weltlichen Dinge ansieht und beurtheilt. Man könnte sagen: Alles, was an Gino Capponi, dem Geschichtschreiber und dem Staatsmanne, nicht ganz befriedigt, ist von Außen her in ihn hineingetragen worden. Das klingt freilich ein wenig wie ein truism, insofern als jeder Mensch, genial oder einfach an Geist, immer dann sein Bestes leistet, wenn er sich selbst treu bleibt und seine eigenste Natur am vollsten entfaltet. Hier aber war die Thatsache auffallender, als sie gewöhnlich zu sein pflegt, weil das Hinzugekommene nur lose anhing und ganz leicht vom Angeborenen getrennt werden konnte, nicht wie bei den meisten modernen Bildungsmenschen das Angeborene verfälscht oder verwischt hatte. Die deutsche Gelehrsamkeit, die politisch-ökonomischen Theorien des englischen Radicalismus, die parlamentarischen Begriffe der Franzosen, der neumodische liberale Katholicismus hatten sich wie schlechte Litanien, die wir schon auswendig wissen, wenn wir nur das erste Wort hören, auf werthvolle Palimpseste, so auf die schöne geistige und sittliche Natur des Mannes breit niedergelegt. Darunter aber stand unversehrt der alte unvergängliche Text: ein aufrichtiges, allgemeines und lebhaftes Interesse für die Menschen und Dinge, eine naive Vaterstadtsliebe ohne Kirchthurmseitelkeit, ein klarer practischer Sinn für das Mögliche, eine große Antipathie gegen Abstractionen, namentlich politische, und eine einfache Frömmigkeit, ohne Eifer wie ohne hohen Schwung, vor Allem

aber eine Redlichkeit der Gesinnung, wie sie mir so rührend unbefangen nicht ein zweites Mal vorgekommen; soweit von der Rhetorik des sittlichen Ernstes, als von der Losigkeit banaler Nachsicht entfernt: alles Schlechte, Gemeine war ihm einfach unsympathisch wie alles Uebertriebene; alles Edlen, Schönen bemächtigte er sich aber sofort als eines rechtmäßig ihm Zukommenden. Die Ironie, ohne die es keine wahre Intelligenz giebt, fehlte ihm deshalb keineswegs; aber sie bewegte nur leise seine Lippen, sie verzerrte seine Züge nie; denn auch in der Ironie giebt's ein Maß, das man nicht überschreitet ohne die richtige Beleuchtung der Dinge zu verrücken.

So finden wir ihn denn auch in seinen „Denkwürdigkeiten" wieder, welche einen guten Theil des letzten Bandes füllen.*) Leider sind sie äußerst fragmentarisch, da der Tod den alten Herrn überraschte, als er gerade ernstlich mit dem Gedanken umging, die Lücken auszufüllen und die Erzählung ununterbrochen wenigstens bis 1830 zu führen. Sein Gedächtniß war trotz seines Alters ein wunderbar frisches und bei aller Genauigkeit durchaus nicht von der mechanischen Art gewisser Daten- und Namensgedächtnisse, welche mit der seelenlosesten Mnemotechnik wetteifern. Wie oft habe ich nicht seinen Erzählungen gelauscht: seine Pariser Schilderungen von der Restaurationszeit, seine Londoner Erinnerungen, seine

*) Etwa 200 Seiten. Das Uebrige nehmen zerstreute Gedanken, eine Einleitung zu einer Geschichte der Päpste und lange Bruchstücke einer „Geschichte Peter Leopolds" ein. Letztere sind höchst werthvoll und flößen dem Leser das lebhafteste Bedauern ein, daß das Werk unvollendet geblieben.



römischen Priesterskizzen, seine Reisen in Deutschland, seine Silhouetten von Landsleuten, näheren und ferneren, meist erster Rollen aus dem italienischen Drama, stehen mir noch heute vor der Seele wie am Tage, wo er sie in seiner etwas feierlichen Weise hinwarf, — einer gemüthlichen Art von Feierlichkeit, hinter der der Schalk wohl hervorlugte. Wie oft habe ich nicht in ihn gedrungen, namentlich als er nach Vollendung seiner „Geschichte" seine Vormittage etwas lang zu finden anfing, sie auszufüllen mit Niederschreibung seiner Erinnerungen.

Es ist nur Weniges, wie's scheint, zu dem schon früher Niedergeschriebenen hinzugekommen: immerhin ist, was uns geboten wird, von großem Reize. Höchst unterhaltend ist die Erzählung von General Montrichard's Besuch bei der Mutter, wo der Knabe, der von den Franzosen nur als Penduledieben reden gehört, schnell seine Uhrkette verbirgt; von dem Abzug des republikanischen Heeres aus Florenz und wie alle Einwohner beim ersten Glockenschlage vor Palazzo Vecchio zu Knie fallen, um dem Himmel für die Erlösung von den Befreiern zu danken, während das Bild des Großherzogs in feierlicher Prozession zurückgebracht wird. Die Knabenjahre in Wien, wohin die siegreiche Revolution den Vater treibt; die Sendung Gino's zu Napoleon 1814 und sein kurzes, aber bei aller Kürze so ungemein charakteristisches Gespräch mit dem Gewaltigen, dessen Stern schon am Erbleichen war; seine Beziehungen zu dem zweideutigen Prinzen von Carignan, dem späteren Carlo Alberto, der auch als König seine Zweideutigkeit nicht verläugnete;

die nationalen Bewegungen nach der Julirevolution, die siebenzig Tage seines Ministeriums im Jahre 1848 und die beginnende Reaction von 1849 — sind zwar nur ebensoviele Bruchstücke, aber wie tritt der ganze Mensch, der redliche, wahrhaftige, kluge, wohlmeinende Mensch, darin vor uns hin, wie die Zeiten, die er durchlebt; wie das Volk, dem er angehört! Selbst das sonderbare Gefühl, das Einen überschleicht, wenn man so einen Zeitgenossen, der noch eben von Herrn Marco Minghetti und Quintino Sella und dem Parlamente in Monte Citorio geredet, auf einmal von Metastasio und Klopstock als von in der Kaiserstadt hochgefeierten Zeitgenossen sprechen hört, — man wußte dort von Schiller und Goethe so gut wie Nichts —: es erhöht den Reiz. Lebte doch in Wien zur Zeit von Marengo noch das Ancien Régime weiter, als ob Nichts vorgefallen wäre: „alle die Fürsten und Kardinäle waren noch dieselben, die in den friedlichen Zeiten, da die Völker ruhig litten, viel und ernsthaft über einen Vortritt stritten und, wenn sie dem Adel eine Abendunterhaltung gegeben, andern Tages in der Gazetta lasen, daß der Herr Fürst seine Hochherzigkeit in der Fülle der Erfrischungen an den Tag gelegt."

Schon im pedantischen Wien jener Tage wurde wohl der Grund zur heimlichen Antipathie Gino's gegen das Deutschthum gelegt: die Ungeduld des Patrioten, der die Fremdherrschaft haßte und hörte, wie deutsche Liberale in Frankfurt die Etsch als deutschen Grenzfluß forderten, hatte ihr gutes Theil daran; viel auch die Unbehaglichkeit, welche ihm der deutsche Gedanke einflößte:

er fühlte wohl, daß Etwas dahinter war, aber auch, daß er es nicht fassen konnte, und daß dies Etwas der Religiosität im lateinischen Sinne des Wortes gefährlicher war, als Voltaire's Witz: so vereinigte sich die kleine Demüthigung der Eigenliebe mit der Aengstlichkeit für den Glauben, an dem er nicht gern rüttelte, und bestimmten ihn, unbewußt, wie viele gescheidte Franzosen zu thun pflegen, den ganzen deutschen Gedanken als eitel Nebelhaftigkeit von sich zu weisen. Das Meiste jedoch zu dieser Antipathie, welche er im Umgange nie auch nur im Entferntesten an den Tag legte, trug der herausfordernde Hochmuth mancher deutschen Gelehrten bei. „Heute, wenn man gewisse Prätentionen der Deutschen hört, sollte man wirklich glauben, sie allein hätten alle Kultur gegründet und den andern Völkern das heutige Leben und alles andere gewiesen.“ Doch sah er wohl, daß diese Art von nationalem Hochmuthe eigentlich nicht in der deutschen Nation, sondern nur im „gelehrten Kreise (nel ceto de' letterati) Cours hatte', da freilich in höchstem Grade (molto eccessive). Schon früher schien es mir ein starkes Stück, daß sie sich zu Schöpfern der Municipalverfassungen machen wollten, sie, die vollständig ignorirten, was eine Stadt war, ehe sie, fast noch Nomaden, unsere Städte angriffen, und die ältesten Städte, die sie besitzen, sind römische Kolonien. Da kommt jetzt ein Biedermann und sagt uns, seine Deutschen hätten uns im 15. Jahrhundert lateinisch gelehrt; ein Glück nur, daß wir von ihnen nicht noch die Aussprache angenommen!“ Das verhinderte ihn aber durchaus nicht, auch das wissenschaftliche Verdienst der Deutschen

anzuerkennen und die schwachen Seiten französischer Gelehrten zu sehen: so nennt er Legendre und Delambre „ausgezeichnete Männer; aber solche Gelehrte einer Wissenschaft, welche von den Dingen nur eine Eigenschaft sieht, finden sich oft gar kurz, wenn es gilt, einen ganzen Menschen zu verstehen und über die Thaten der Menschheit ein Urtheil abzugeben.“

Gino kam noch früh genug nach Florenz zurück (1803), um Alfieri sterben zu sehen und besuchte, nachdem er herangewachsen, die Wittwe Karl Eduards, die des Misogallen Leben so ausgefüllt, ziemlich oft in ihrem Palast am Lung-Arno: „Ich glaube nicht, daß sie je besonders schön war: plump (massiccia) in den Formen, und auch im Geiste, wenn ich so sagen darf, etwas materiell (materialotta); doch gebildet und verständig, ein wenig derb (duretta), aber nicht übelwollend; gar nichts Poetisches; gekleidet wie eine Magd, hielt sie ein Haus wie eine Fürstin.“ Sie erzählte Gino, wenn Alfieri noch länger gelebt, würde er mit dem Rosenkranz in der Hand gestorben sein, wozu der Alte die Bemerkung macht: „sie liebte ihn eben seit mehreren Jahren nicht mehr und gewisse Sachen verstand sie nicht.“ Sie war eben doch eine Deutsche und wie es gewisse Sachen an uns giebt, die die Romanen nicht verstehen, so giebts sicherlich auch solche an ihnen, die wir nicht verstehen, darunter vor allen den Rosenkranz in der Hand Alfieri's, Manzoni's oder Capponi's. Uebrigens verhinderte der Rosenkranz unsern alten Marchese ebensowenig wie Alfieri oder Manzoni, die zeitliche Macht des Papstes (quel profano accompagnamento) als das Grundübel Italiens

zu betrachten. Nur die innere Freiheit ist ihnen ja unbehaglich.

Sehr schön in ihrer Kürze ist die Charakteristik Napoleons, in dem, meinte er, doch immer der Abenteurer vorherrschte; vortrefflich vor Allem die Schilderung der Umtriebe von 1830 und 1831 unter den Liberalen und Patrioten Italiens. Trotz allen toscanischen Stolzes wußte der Alte doch, daß es aus war mit Toscana, „einer Lampe, die zu lange gebrannt und die ein wenig trocken geblieben; ich glaube ein kleiner Zufluß, der sie belebte, thäte ihr fortan gut.“ *) Auch daß die Piemontesen, mit denen er sonst nicht sonderlich sympathisirte, dies neue Oel liefern müßten, sah der kluge Mann wohl ein: „aus jenen subalbinischen Naturen zieht man heute mehr als aus uns Apeninern.“ Das Unglück hat gewollt, daß Italien sich allzuschnell von der Vormundschaft dieser braven Schweizer ihrer Halbinsel emancipirt.

Es ist schwer, ja unmöglich, in kurzen Strichen einen richtigen Begriff davon zu geben, was Gino Capponi uns in diesen schon sehr kurzen Kapiteln giebt; die unausgesprochene Freimaurerei, die alle Edlen Italiens mit einander verbindet, der verhaltene Haß und die verhaltene Begeisterung, die alte, nie ganz erloschene Freude an der Verschwörung, die wenigen Losungsworte, die von einem Ende der Halbinsel zum andern lautlos vernommen werden; das unsichtbare Band, das wie zwischen 1807 und 1813 in Deutschland alle freien Seelen mit

---

*) Das reizende Wort ist bescheiden in einer Anmerkung vergraben.

einander verbindet; die flüchtigen und verstohlenen Besuche der Hoffenden, die hochherzigen Illusionen, die leichten Herzens gebrachten Opfer; die Allgegenwart des Liberalismus und des Patriotismus, die sich bis in die Grammatiken drängen, die Höfe selber und die Kanzeln ergreifen.

Auch hier wieder zeichnet sich der Schreiber, ohne in den Spiegel zu blicken, ohne zu wissen, daß er sich zeichnet, auf's Klarste hin unter die erregten Gestalten der Freunde, die von Palermo und Turin, von Venedig und Neapel sich im alten Palaste der Via S. Sebastiano einfanden. Von Anfang an kennt er seine Grenzen; weiß, was seiner Natur gemäß ist, was nicht, weist Alles ab, wo krumme Wege nöthig sind. Von Revolutionen will der Mann, dem alle Heftigkeit zuwider ist, Nichts wissen; er liebt das Volk zu sehr, um es gerne, auch nur auf Augenblicke, wie ein verzogenes Kind herrschen zu lassen. Aber auch von Geheimbünden will er Nichts wissen; am wenigsten von Verrath. Gegen Mazzini ist er besonders streng und zerschneidet, nicht ganz billig, die bunten Lappen seiner Theorien mit der unerbittlichen Scheere seines gesunden Menschenverstandes (im Aufsatze über die lombardischen Freiwilligen). Der Bedeutung der Persönlichkeit Mazzini's, die so hoch über seinen Theorien stand, wird er nicht ganz gerecht. Immer will er, daß an das Bestehende angeknüpft werde; Maß, Anerkennung aller Rechte, Loyalität, im Sinne des englischen fair play, waren ihm die höchsten Gesetze des politischen Lebens. Man kann sich denken, daß er damit nicht immer ausgereicht hätte: er wußte es und

darum hielt er sich ferne mit der Hand, wenn auch nicht mit dem Herzen, das wärmer schlug als das irgend eines Patrioten. Und es gehörte Muth dazu, sich nicht von den leidenschaftlichen Freunden pressen zu lassen: aber er hatte diesen Muth und wußte, daß auch er eine Bürgertugend ist: denn „in den Gewaltthätigkeiten der Parteien und in den Irrthümern der Regierungen, welche selber noch Parteien sind, ist kaum zu sagen, welche Rolle die Furcht spielt, da viele Furcht sich unter dem Mantel des falschen Eifers birgt und andere mit Absicht zu unrechten Zwecken hervorgekehrt wird.“ So kam es, daß er fünfundfünfzigjährig, schon erblindet, das Ministerpräsidium in Toscana übernahm, als ein Naiver, soweit es ein Italiener sein kann, und ohne je vorher öffentliche Geschäfte besorgt zu haben.

„Ich nahm das Ministerium in den ersten Tagen des August 1848 zu leicht an und ich will sagen, wieviel Bagage ich aus meinem vergangenen Leben mitbrachte. Ich hatte viel gelesen und gedacht, geredet mit Vielen, war aber mit Wenigen umgegangen und hatte mich durchaus nie mit Staatsgeschäften befaßt. Immer zog ich dem Befehlen das Freileben und Anderefreilassen vor; aber wenn ich an Italien dachte, so kam es mir weit mehr auf andere Dinge als auf die Freiheit an. Bei alledem hatte ich einen großen Ruf als Liberaler, ein Ruf, der in Wahrheit ein wenig erschlichen (scroccata) war; nicht als ob meine Neigungen und meine Natur nicht derart gewesen wären, aber wegen der Abwesenheit irgend einer That und weil das Einverständniß zwischen den Liberalen und mir nicht bestand: auf

diese Weise war ich eine Art Liberaler in partibus, rein von geheimen Gesellschaften und Konventikeln (combriccole) wie ein unreifes Mägdlein (come impubere verginella). Die Regierung mißfiel mir, weil unter ihr die moralischen Mächte des Landes, die mir Alles sind, auseinander zu gehen schienen; aber ich gehörte nicht zu denen, welche gegen die täglichen Handlungen der Regierung zeterten, eher noch entschuldigte ich sie; im Grunde kümmerte ich mich wenig darum; das Land kannte ich nicht; und nie, wenn ich vor Palazzo Vecchio vorbeiging, fiel es mir ein hinaufzugehen: der Ehrgeiz lockte mich nicht ... So lebte ich lange Jahre, erst sturmvoll-müßig, dann ganz in gewissen Studien vergraben, und als der Name Pio Nono's die italienische Sache volksthümlich zu machen begann und eine wunderbare Uebereinstimmung die Willen aller Naturen und Arten von Menschen in einem vernünftigen Gedanken zu vereinigen schien, und als dieser Gedanke die Secten zum Schweigen brachte und eine sittliche Wiederauferstehung die staatliche Befreiung verhieß, da, obschon sich ein lebhafter Glaube in mir regte und mir dann, dann zuerst, die Zeit zu handeln gekommen erschien — da war es schon zu spät für mich und Gott hatte mir schon das Verbot auf die Stirne gedrückt."

Nur siebzig Tage hielt der Erblindete im heftigen Sturme das Ruder in der Hand; dann kehrte er zu seinen geliebten Studien zurück. Seine Aufzeichnungen hören auf mit den letzten Wellenbewegungen jenes großen Orkans. Es folgte ein Menschenalter der Ruhe, nicht für die Welt, nicht für Italien, aber für den alten

Weisen. Diese Ruhe war indeß kein Stillstand, und das Durchgehen durch die harte, laute Wirklichkeit war nicht spurlos an ihm vorübergegangen; ich zweifle, ob er geworden wäre, was er wurde, wenn er nicht auch einmal im Leben im Vordertreffen gestanden. Diese Welt lag nun klarer vor ihm, und es war ihm keine Bitterkeit davon zurückgeblieben; Duldung bei höchster Klarsicht, Universalität des Antheils bei weisester Beschränkung, Lebhaftigkeit der geistigen Interessen ohne „Willen zum Leben“ waren die seltenen Tugenden, die dieses edle Greisenalter bis zum letzten Athemzuge schmückten. Ob solche Menschen in solcher Stellung in unsern unstäten Lebensformen und bei unserm noch unstäteren Lebenssinn je wieder erstehen können? Ich zweifle daran und preise mich glücklich, noch einige wenige solcher Menschen gekannt zu haben.

IV.

II. Machiavelli.

Die Thatsache, daß Machiavelli die Staatskunst zum Hauptgegenstande seines Nachdenkens und seiner Schriften gemacht, auch so vielfach im practischen Staatsdienste verwandt wurde, und es doch nie zu einer äußerlich angesehenen Stellung, geschweige denn zu einer leitenden Macht in der Republik brachte, wie z. B. Guicciardini oder auch nur wie sein eigner Vorgesetzter, Marcello Virgilio, wirft ein helles Licht auf ihn selbst. Wem

---

*) Dieser Aufsatz ward veranlaßt durch das Werk P. Villari's, Niccolo Machiavelli und seine Zeit. Durch neue Dokumente beleuchtet. In zwei Bänden. Mit des Verfassers Erlaubniß übersetzt von Bernhard Mangold. Band I. (Leipzig, H. Hartung u. Sohn 1877).

Schon seit Jahren wußte die gelehrte Welt Italiens, daß der Verfasser des „Savonarola" mit einer Lebensgeschichte Machiavelli's beschäftigt war, deren Erscheinen jedoch durch die politische Thätigkeit und die Berufspflichten Herrn Villari's stets hinausgerückt wurde. Heute endlich, nachdem „Gott ihm die Muße gegeben," d. h. in moderne Sprache und Anschauung übersetzt, nachdem das souveräne Volk ihn nicht wieder zu seinem Vertreter gewählt, haben wir den Vortheil davon, indem wir das so lange und so ungeduldig erwartete Werk endlich in Händen halten. Villari aber ist nicht nur nächst Amari der angesehenste und populärste Historiker Italiens, er ist auch weit über die Grenzen

nicht Geburt, Reichthum, einflußreiche Verbindungen den Weg zu hoher Weltstellung eröffnen, dem helfen auch Talente und Kenntnisse nicht dazu, wenn sie nicht, sei's vom Glück oder der Intrigue, sei's von der Energie des Characters oder einer gewissen natürlichen oder angenommenen äußeren Haltung, unterstützt werden. Letztere nun können manche Menschen — und nicht immer die schlechtesten — denen sie nicht angeboren ist, durchaus nicht über sich bringen anzunehmen, weil sie darin eine Art Zugeständniß an die Weltlüge sehen, gegen das sich ihr Wahrheitsgefühl sträubt. So unser Lessing, der Zeit seines Lebens ein stellungsloser Literat blieb; denn auch sein letztes Amt war eine Versorgung und eine Gelegenheit zur Lieblingsthätigkeit, keine gesellschaftliche Stel-

seines Vaterlandes hinaus bekannt, was nur wenigen Italienern seiner Generation zu Theil geworden. Sein „Savonarola" ist ins Deutsche, ins Französische, ins Englische übersetzt und namentlich bei unsern Vettern an der Themse außerordentlich beliebt geworden: wozu der Gegenstand wohl ebensoviel beigetragen haben mag, als die Behandlungsweise desselben; die strenge und enge Natur Savonarola's, der sich vermaß, aus den heiteren Florentinern des Quattrocento eine Art puritanischer Rundköpfe zu machen, hat eine wahlverwandtschaftliche Anziehungskraft für die Nachkommen der Independenten; und Villari's Anschauungs- und Behandlungsweise verräth auf den ersten Blick die moderne englische Schule.

Auch das neueste Werk des keineswegs schreibseligen Verfassers erscheint zu gleicher Zeit in Original und in englischer wie deutscher Uebersetzung. Herr Villari kann von Glück sagen: er hat die seltene Perle eines trefflichen Uebersetzers gefunden. Wer selbst übersetzt hat oder selbst übersetzt worden ist, kennt die unsäglichen Schwierigkeiten dieser bescheidenen und lange nicht hoch genug geschätzten Thätigkeit. Herr Mangold versteht das Italienische aus dem Grunde, was die erste Voraussetzung ist,

lung. Und Lessing begnügte sich dabei, keine Rolle in der großen Lebenskomödie anzunehmen; Machiavelli ging weiter in der Unvorsichtigkeit: er sprach aus, was er darüber dachte, etwa wie der große französische Literarhistoriker Sainte-Beuve, der auch nie eine Wahrheit für sich behalten konnte, wie schiefen Urtheilen er sich auch bewußt war sich dadurch auszusetzen; denn dies Aussprechen der geheimsten Gedanken war in der, trotz so vieler Treulosigkeiten, Verräthereien und Lügen, im Grunde wahren Zeit Machiavelli's nicht so schlimm als in unserem goldenen Alter der Convention und der Heuchelei. Diese mag immerhin, wie das Sprichwort will, als eine Huldigung angesehen werden, welche das Laster der Tugend darbringt; Menschen, die zugleich naiv

und er schreibt deutsch, was als die höchste, aber auch seltenste Kunst des Uebersetzens angesehen werden darf. Er hat sich keineswegs die Freiheit genommen, „frei" zu sein in seiner „Bearbeitung," was gewöhnlich darauf hinausläuft, daß der Uebersetzer sich dem Verfasser substituirt, er hat sich aber auch nicht begnügt, ein peinliches Wort für Wort zu geben: es ist ihm gelungen, sich so mit dem Geiste und der Form des Originals zu durchdringen, daß er dessen Eigenthümlichkeiten auch im fremden Gewand deutlich hervortreten läßt, ohne daß der Stoff dieses Gewandes zu Falten gezwungen wird, die nicht in seiner Natur sind.

Villari nennt sein Buch „N. Machiavelli und seine Zeit," und in der That bilden die zwei ersten Drittel des vorliegenden ersten Bandes eine Einleitung, welche die politische und literarische Geschichte Italiens im 15. Jahrhundert behandelt; und selbst das letzte Drittel, das die ersten Jahre von Machiavelli's politischer Thätigkeit umfaßt, ist mehr eine Geschichte Italiens während dieser neun Jahre, als eine Biographie Machiavelli's. Und es konnte nicht wohl anders sein. Von Machiavelli's dreißig Jugendjahren bis zu seinem Eintritt in sein öffentliches Amt wissen wir so gut wie gar nichts. Von da ab aber bis ins zweiundvierzigste

und gescheidt sind, wie Macchiavelli und jedes andere Genie, ist sie stets unerträglich gewesen. Der Segretario mußte alles heraussagen, was er für wahr befunden, und wäre es im directesten Widerspruch mit allem dem gewesen, was uns durch die allgemeine Convention zur zweiten Natur geworden; daher seine Worte immer wirkten und noch wirken, wie wenn sie plötzlich einen Schleier durchschnitten, der um die Dinge liegt, und sie uns von Angesicht zu Angesicht schauen ließen was überhaupt die Thätigkeit des Genies und seine Beglaubigung bei den Menschen ist; denn das Genie wiederholt unaufhörlich die Parabel vom Ei des Columbus (oder des Brunnelleschi, wie die Italiener sagen). Doch selbst für jene Zeit war Macchiavelli's Cynismus zu schroff:

Jahr geht sein ganzes Leben in der Politik auf; auch hier beginnt er erst am Schlusse des von Villari behandelten Zeitraums (1507) einen bestimmenden Einfluß auszuüben. Der folgende Band wird dagegen ein individuelleres Gepräge tragen müssen, da Macchiavelli's Gestalt fortan etwas mehr in den Vordergrund des Staatslebens tritt; und später die gezwungene und ungeduldig ertragene Muße (von 1512—1521) gerade die Zeit ist, wo er die meisten und die einflußreichsten seiner Werke geschrieben und wo die Zeitgenossen dem damals schon vielgenannten Manne auch als Menschen viel größere Aufmerksamkeit schenkten, als sie es dem obscuren Jüngling gegenüber gethan und wir so, Dank namentlich den zahlreichen uns erhaltenen Briefen, besser über sein Privatleben unterrichtet sind.

Die Gewissenhaftigkeit, der Umfang, die Kritik von Villari's gelehrten Forschungen sind zu bekannt und anerkannt, als daß es nöthig wäre, noch einmal daran zu erinnern. Er geht stets auf die Quellen zurück. Auch dieses Buch, wie der „Savonarola," beruht ganz auf Studien erster Hand und zwar auf ungemein ausgedehnten und tiefgehenden Studien. In Bezug auf Vollständigkeit wie Sicherheit läßt das Werk so gut wie nichts zu

schon Giuliano de' Ricci klagte, sein Großvater sei „so- wohl im Tadel hochstehender Personen der Kirche oder des Staats, als auch in der Zurückführung aller Dinge auf natürliche oder zufällige Ursachen viel zu frei gewesen."

Wenn er zu sagen wagte, die allermeisten Menschen hätten lieber bekannte Verbrecher zu Vorfahren, als Nie- manden, oder sie verschmerzten schneller den Mord ihres Vaters, als den Verlust ihres Vermögens, so hatte er unstreitig recht; aber seine Zeitgenossen und Mitbürger hatten ebenfalls recht, wenn sie dachten, daß ein Mann, der so das innerste Wesen der Menschennatur aussprach, auch das des Staates so ausplaudern könnte; und er versagte sich's in der That nicht, wie männiglich bekannt ist. Der Staat aber bedarf wie die Kirche, wie der ein-

---

wünschen übrig. Dabei ist die Form eine äußerst gefällige; der Stil ist warm ohne Rhetorik, einfach ohne Steifheit, fließend und doch sorgfältig. Der Fortschritt seit dem „Savonarola," der Fortschritt zur Keuschheit und Klarheit der Sprache ist unver- kennbar. Auch die ganze Anlage und Eintheilung des Stoffes ist klar und übersichtlich.

Wenn die Ereignisse nicht immer dramatisch, die Gestalten nicht immer plastisch hervortreten, so hängt das sowohl mit der Eigenart des Verfassers als mit dem Begriff zusammen, den er sich von der Geschichte macht; diese ist ihm Wissenschaft, nicht Kunst; und sein Geist hat weniger beschauliche, als analytische Gewohnheiten. Auch im Urtheil fühlt man, daß man es mehr mit einem Moralisten als mit einem Künstler zu thun hat. So tritt denn bei aller gewollten und auch erreichten Unparteilichkeit doch eine gewisse Strenge zu Tage, die den Schwächen der mensch- lichen Natur manchmal recht unnachsichtig gegenübersteht. So in dem Urtheile über Aeneas Sylvius, über Alphons und Ferrante von Neapel, über Petrarca, den alten Cosimo, Lorenzo vor Allen, dessen Poesie er nicht einmal recht will gelten lassen: er vermißt eben darin den idealen Schiller'schen Schwung; und er ist nicht

zelne Priester und Staatsmann des Scheines; er darf nicht erlauben, daß man der Masse seine innerste Natur offenbare: denn nur vor dem Nichtgekannten hat die Masse Ehrfurcht. Dabei konnte Machiavelli sich durchaus nicht entschließen, seine Person mit diesem Schein, d. h. der äußerlichen Würde, Feierlichkeit und Ernsthaftigkeit zu umgeben, die man von öffentlichen Männern verlangt, weil man ihn — meist mit Recht, zuweilen aber doch auch mit Unrecht — für ein Zeichen der inneren Würde und der Festigkeit des Characters ansieht. Diese Festigkeit nun scheint Machiavelli durchaus gefehlt zu haben. Das nothwendigste Erforderniß, um in der Welt vorwärts zu kommen, die kluge, stätige Lebensführung, war nicht in seiner Natur: der Geist der Ord-

Künstler genug, um zu fühlen, daß das höchste künstlerische Ideal gerade in der Art von Realismus liegt, den wir überall im 15. Jahrhundert finden, bei Filippino Lippi und Boticelli ganz ebenso wie bei Lorenzo und Ariosto. Villari gehört eben durchaus zu den Italienern seiner Generation, bei der die Reaction gegen die Zeit des Sigisbeismus, des Klienten- und Schmarotzerthums der letzten Jahrhunderte, den Character etwas ängstlicher Sittenstrenge, namentlich aber eines übertrieben empfindlichen Würdegefühls annimmt: so erwärmt er sich unter Anderem zu einer wahren retrospectiven Entrüstung, wenn Poliziano „sich so sehr vor seinem Beschützer erniedrigt, daß er ihm selbst um abgelegte Kleider bittet." Daß derlei Verhältnisse, selbst in dem Vaterlande moralischer Würde, in England, noch bis in's vorige Jahrhundert gedauert, scheint er ganz zu vergessen; und in diesem Sinne wünschte ich, er wäre etwas mehr Historiker. Auch hat er noch wie viele seiner Landsleute unbewußt gewisse kindliche Vorstellungen aus dem klassischen Schulunterricht mit in die Wissenschaft gebracht, welche wir Ultramontanen — Franzosen, Deutsche und Engländer — uns doch schon seit geraumer Zeit abgewöhnt haben: er leiht z. B. Lorenzo'n bewußte Absichten der Volkscor-

nung, die Regelmäßigkeit des geschulten, professionellen und traditionellen Staatsmannes, die z. B. Guicciardini im höchsten Grade besaß, gingen ihm ab. Auch hatte er nicht den rechten Willen, und da er als ein Denker, der die Nichtigkeit der weltlichen Dinge durchschaut, ohne eigentlichen Ehrgeiz war, so bedurfte er auch der Consequenz des Betragens nicht, der rastlosen Verfolgung eines Zieles, das man nur so erreicht. Eine zum Herrschen und Befehlen geborene Natur hatte er aber noch weniger. Nicht nur legte er sich selber nicht die große Wichtigkeit bei, die Männer im Amte sich beizumessen pflegen, er ließ sich sogar absichtliche Zurücksetzung gefallen, theils weil er vergaß, daß nur die Selbstachtung die Achtung der Welt erzwingt, theils

---

ruption, an die dieser große Mann sicherlich nie gedacht hat: er meint, derselbe habe „das Volk durch den Sinnenrausch einschläfern wollen;" er habe die Feste und Maskeraden geleitet, „um die Sittenverderbniß mittelst der Eleganz des Geschmackes noch tiefer eindringen zu lassen." Das erinnert fast an die Freudenmädchen, welche Pariser Politiker während der Belagerung von 1870 gegen die belagernden Deutschen loslassen wollten. Dagegen imponirt Villari'n das Apostelthum der Volksverbesserer so, daß er bei Savonarola sogar „wunderbar gesunden politischen Verstand" zu entdecken vermag, eine Eigenschaft, die ein so guter Richter in derlei Dingen wie Macchiavelli selber nie bei dem Mönche zu finden wußte. Es liegt darin eine ganze Weltanschauung — ich möchte sie die englische nennen — wonach Wissenschaft, Kunst, Politik, Religion sich Zwecke angewandter Moral setzen, wogegen der Historiker und Künstler in unserm Sinne, und auch im Sinne der italienischen Renaissance, die Moralität dieser Thätigkeiten einzig darin sieht, daß sie anstatt individueller Zwecke allgemeine und unpersönliche verfolgen, wie wir den Werth der Mildthätigkeit nicht im gelinderten Leiden des Unglücklichen, sondern in dem menschlichen Gefühle des Wohlthäters sehen. Um so anerkennens-

weil er wirklich nicht nach Glanz und Stellung geizte. Er ließ sich nicht nur vieles geschehen, er stieg auch — freilich nie zur Intrigue — wohl aber bis zur Aemterbettelei bei seinen Verfolgern, den Medici herab, eben weil's ihm auf's Aeußere gar nicht ankam, selbst da, wo dieses Aeußere die Bedingung erfolgreichen Wirkens war, sondern nur auf die Sache oder was er als solche ansah: hier also die Gelegenheit, seine Lieblingsthätigkeit auszuüben, und das bischen Geld, das er zu seinem Amüsement brauchte. Denn das Unglück wollte, wie er selbst sagte, daß er „weder über die Seide- noch über die Wollindustrie zu reden wußte, und da er sich nicht über Verlust und Gewinn unterhalten konnte, ihm nichts übrig blieb als zu schweigen oder zu politisiren." Und

---

werther ist die Mühe, die sich Villari giebt, allen Erscheinungen einer Zeit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, deren innerstes Wesen ihm so antipathisch sein mußte: denn es war eine Zeit, welche rein unterm künstlerischen Principe stand, im Staate wie in der Religion, in der Wissenschaft wie in der Kunst selber, was selbstverständlich zu sein scheint, heutzutage aber doch fast nirgends und nie der Fall ist. Der moralische Werth der Handlungen, die moralische Anwendung der Theorien kamen für die Renaissance nicht in Betracht. Villari ist eben ein gewissenhafter Schriftsteller und eine hervorragende Intelligenz: Ehrlichkeit und Verstand reichen aber weit: sie retten selbst den vor der Einseitigkeit, der sich willentlich und wissentlich auf einen beschränkten Standpunkt gestellt. Und so lesen wir, selbst nach Voigt, Burckhardt und Reumont, gerne die geistreichen und hellen Seiten, die der Italiener der Geschichte des Humanismus in seinem Vaterlande gewidmet. Seine Darstellung der politischen Zustände und Verwicklungen Italiens im 15. Jahrhundert ist von seltener Belebtheit und Klarheit. Geistreiche und tiefe Bemerkungen, welche sowohl den originellen Denker, als den erfahrenen Menschen der That und der Beobachtung verrathen, sind in Fülle über das

Machiavelli war ein heiterer Lebemensch: liebte gute Tafel und munteren Scherz, nahm wohl auch die Würfel zur Hand, und selbst als Familienvater und Gatte konnte er den Schönen nicht entsagen; kurz Mona Marietta hätte so nachsichtig als Frau Schwerdtlein sein müssen, wenn sie nicht manchmal ein wenig geklagt hätte. Kaum ist er dem Kerker und der Tortur entronnen, so finden wir ihn schon wieder „um sich zu erholen" in mehr als munterer Gesellschaft (in casa qualche fanciulla per riaver le forze) oder gar auf dem Lande mit den Kärrnern spielend, oft auch auf der Vogeljagd, nur die Nacht allein in der erlauchten Gesellschaft der alten Schriftsteller. „Wir ahmen darin," schreibt er seinem Freund Vettori, „der Natur nach; sie

ganze Buch ausgestreut und machen die Lectüre desselben, die schon so lehrreich ist, auch zu einer der angenehmsten, die man finden kann. (Wir lassen hier die ziemlich ausführliche Besprechung des ausgezeichneten Werkes aus und fügen nur das Ende dieser Recension hinzu, welches den Uebergang zu unsrer eignen Beurtheilung Machiavelli's bildet.) Was das Urtheil Villari's über Machiavelli selber anlangt, so wird es sich erst aus dem zweiten Bande ergeben. Noch ist der Verfasser nicht an die Satiren und Komödien, den Fürsten und die „Discorsi," die Florentiner Geschichten und die „Kriegskunst" gekommen, noch hat er Machiavelli's hervorragende politische Thätigkeit nicht in Betrachtung gezogen; noch hat er seine Ungnade, seine Leiden, die Weise, wie er beides ertrug, nicht zu schildern die Gelegenheit gehabt; er versichert uns, er werde seines Helden Leben und seine Schriften nur studiren, „um zu versuchen, ihn kennen zu lernen und ihn zu beschreiben, wie er in Wirklichkeit war, mit allen seinen Vorzügen und Gebrechen, Lastern und Tugenden." Doch sieht man schon jetzt deutlich, wohin der Verfasser steuert und welches seine Lösung des vielverschlungenen Räthsels sein wird: eine Lösung, die, so erscheint es mir, wenn nicht alle Knoten, so doch viele löst: Villari

ist veränderlich, seien wir veränderlich wie sie. Wenn man ihr nachahmt, kann man nie fehl gehen." Die ganze Renaissance ist in dem Wort.

Selbstverständlich blieben auch die Geldverlegenheiten nicht aus und was sie im Gefolge führen: so daß der große Mann uns manchmal fast wie ein italienischer Capitain Booth vorkommt, leichtsinnig, schwach, sinnlich wie Fieldings Held, aber wie dieser nie unedel. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß Machiavelli nordische Feinheit und Zartheit des Gemüthes besessen; dagegen hatte er, was ihn zur Leistung des Größten befähigt hat, leidenschaftliche Liebe für zwei außerpersönliche Dinge: das Vaterland und die Wissenschaft; die einzigen, die er wirklich ernst nahm im Leben. Wis-

---

sieht offenbar in Machiavelli den Mann der historischen Wissenschaft, der im Sinne seiner Zeit die thatsächliche Wirklichkeit des Staatslebens, das sich ihm darbot, studirte, indem er die moralische Seite ganz außer Acht ließ, etwa wie der Botaniker die Flora, ohne sich zu entrüsten, wenn er auf eine Giftpflanze stößt, ohne in Begeisterung zu gerathen, wenn er einem Heilkraut begegnet. Diese bis jetzt noch kaum ausgesprochene, aber leicht herauszulesende Auffassung scheint mir in der That von den unzähligen Urtheilen, die über Machiavelli gefällt werden, dasjenige zu sein, das der Wahrheit am nächsten kommt; ganz erschöpft auch es nicht die Frage, die auch wohl nie ganz genügend beantwortet werden wird; denn in dem widerspruchswollsten aller Zeitalter ist Machiavelli wohl der widerspruchsvollste aller Menschen gewesen. Mit einer einfachen These bewältigt man eine [illegible] Erscheinung nicht und die maitresse faculté ist nicht [illegible], der alle Kammern dieses psychologischen Labyrinthes [illegible] Auch Schreiber dieses, der in jüngeren Jahren den [illegible] Machiavelli's ein besonderes Studium gewidmet, hat [illegible]ungsversuch auf dem Gewissen (Etudes italiennes; [illegible]—385), und er gesteht heute gerne, daß seine damalige An-

senschaft aber ist Erforschung der Wahrheit. Eben weil alle seine Energie auf die Erforschung der Wahrheit, des wirklichen Zusammenhanges der Dinge, ihrer natürlichen Ursächlichkeit gerichtet war, nicht auf die Erlangung einer Weltstellung, erreichte er erstere, während letztere ihm entging: denn die Welt erlaubt den praktischen Skeptizismus nicht, der an ihrem Werthe zweifelt und Machiavelli's unüberwindliche Wahrheitsliebe gestattete ihm nicht sich zu stellen als ob er die Weltthätigkeit und ihre fable convenue für baare Münze nähme. Seine große Folgerichtigkeit und Energie in der wissenschaftlichen Erkenntniß war somit schuld, daß er im praktischen Leben als schwach und inconsequent erschien.

Ein Lebemann, der den Schein verachtet, sehr klar sieht und stets seine innersten Gedanken ausspricht, dabei im Stande die beste Gelegenheit zum Carrièremachen zu versäumen, weil ein gutes Essen unter geistreichen Freunden oder ein wissenschaftliches Problem ihn gerade lockt; ein Politiker, der selbst inmitten der Geschäfte weniger an das Gelingen dieser seiner Geschäfte als an

schauung eine einseitige war, die nur insofern berechtigt ist, als man sie von anderen Gesichtspunkten aus ergänzt. Dies und nicht mehr, ja dies nur sehr fragmentarisch, wird in dem Obenstehenden versucht: wobei heute die Komödien, welche mir damals als Ausgangspunkt dienten, außer Acht gelassen werden, obschon auch heute wieder in dieser einseitigen Skizze des vielseitigen Machiavelli mehr das Leben und die Schriften des Segretario nach 1507 in Betracht gezogen werden, als die in Villari's Werke besprochenen, weil erst dann, namentlich während der neun Jahre politischer Unthätigkeit und schriftstellerischer Wirksamkeit, Machiavelli's eigenthümlicher Charakter bestimmter hervortritt.

die Beobachtungen der Menschennatur und die Auffindung der Gesetze staatlichen Lebens denkt; der überdies nicht allzu praktisch ist und wenn er selbst leiten soll, sich entweder zu „Phantastereien“ verführen läßt, — wie Guicciardini seine Arno-Abgrabung nannte, mittelst welcher er das belagerte Pisa zur Uebergabe zu zwingen gedachte — oder aber keine 3000 Mann der von ihm selber geschaffenen Miliz nach der von ihm selber erdachten Weise manövriren lassen kann, ohne Alles in Verwirrung zu bringen, — ein solcher Mann kann um so weniger „vorwärts kommen“ im Leben, wenn er wie Macchiavelli es nicht unterlassen kann, sich selbst mit einer gewissen Ironie zu beobachten. Aus diesem geheimen Gefühl seiner praktischen Unfähigkeit und seines Mangels an Charakter entsprang denn auch nicht nur seine Bewunderung — eine Bewunderung, die übrigens nie bis zur Sympathie ging — für einen Mann der rücksichtslosen That, wie Cesare Borgia, sondern auch seine ganze Theorie von der Energie (virtù) als dem Staaten schaffenden und Staaten erhaltenden Princip. Nichts imponirt dem nicht eitlen Menschen so sehr als das Schauspiel einer Geistes-, Character- oder auch nur Körpereigenschaft, die ihm selber abgeht, und Cesare Borgia war in Allem das gerade Gegentheil des florentinischen Gelehrten und Denkers. In allen Leibesübungen Meister, unermüdlichen Körpers und Geistes, vor keiner Gewaltthat zurückschaudernd, immer sich selbst beherrschend, ein Lügner mit eherner Stirne, in höchster Lebensstellung, zum Befehlen geboren und ans Befehlen gewöhnt, ohne eine Spur abstracter und theoretischer Studien oder Ge-

dankengewohnheiten, tapfer, grausam, düster in dem Lebensgenuß — wie viel mehr fiel das bei einem Macchiavelli ins Gewicht als alle die Vorzüge feinerer Art, die er selbst besaß oder bei Studiengenossen fand!

Auch gründet man mit Herzensgüte, Rücksicht, Zartgefühl keine Staaten, sondern mit Energie allein und nur an Eines dachte Macchiavelli, wenn er nicht seiner wissenschaftlichen Erforschung der Gesetze des gesellschaftlichen Lebens und der Staatenbildung nachging; dies Eine war die Gründung eines italienischen Nationalstaates, gleich denen, welche jetzt eben in Spanien, Frankreich und England gegründet worden, und um dazu zu gelangen, die Zerstörung der weltlichen Macht der Päpste. „Wir haben eine große Verpflichtung gegen die Kirche, sagt er in den „Discorsi" mit der ihm eigenen bitteren Ironie, denn wir danken ihr unseren Ruin; sie hielt und hält noch immer Italien getheilt; und wahrlich war nie ein Land glücklich und einig, wenn es sich nicht ganz einem Fürsten oder einer Republik unterwarf, wie es in Frankreich und Spanien geschehen." Ein Nationalstaat also muß vor Allem gegründet werden, was auch andere, wie Guicciardini, zu Gunsten der Kleinstaaterei und der Decentralisation sagen mochten; denn nur ein solcher Nationalstaat könnte das Land von der Fremdherrschaft befreien, die zum Himmel stinkt, wie er Shakespearisch sagt (ad oguno puzza questo barbaro dominio). Zu diesem Zwecke ruft er den „Erlöser" an, den „vom Himmel Geliebten," einen Moses, einen Theseus, einen Cyrus; alle „Nationenbefreier," deren Aller Sache weniger gerecht war als der Krieg zur Vertreibung der Fremden

und zur Einigung Italiens. Gegenüber einem solchen Zweck kommt die Moral für ihn gar nicht in Betracht: „jeder nothwendige Krieg ist gerecht,“ ruft er mit Ueberzeugung. Er trennt nicht allein durchweg „das politische Phänomen vom moralischen“ und „die Kunst des Staatsmannes von dem individuellen oder privaten Charakter dessen, der sie ausübte,“ wie Villari sehr richtig bemerkt; er erhob sich nicht nur nicht, um ein anderes Wort seines neuesten Biographen anzuführen, bis zu dem Gedanken, daß das Staatsoberhaupt das Gewissen des Volkes darstellen soll, — er legt überhaupt auf die Moral, wie wir sie begreifen, keinen großen Werth: Achtung des Lebens und des Eigenthums der Mitmenschen, Treue, sei es eheliche, sei es dienstliche, Dankbarkeit, Wahrhaftigkeit, soweit es das praktische Leben angeht, hatten für ihn wie für seine Zeitgenossen theils aufgehört, theils noch nicht angefangen als gebieterische Sittengesetze zu gelten; die mittelalterliche Moral war untergegangen, die moderne war noch nicht begründet. Es war ein Interregnum, während dessen die italienische Menschheit nur zwei Gottheiten anerkannte und verehrte: die Schönheit und die Wahrheit, daher auch eine Zeit der Kunst und der Wissenschaft, die der größte Dichter des Jahrhunderts, Angelo Poliziano, unabsichtlich in einem Worte kennzeichnete, als er an Marsilio Ficino schrieb: „Du suchst das Wahre, ich aber das Schöne in den Schriften der Alten; unsere Werke ergänzen sich wechselweise und sind wie die zwei Theile eines und desselben Ganzen.“

Im praktischen Leben ließ man die entfesselten Kräfte der menschlichen Natur sich bekämpfen, wie sie sich im

Thierreich bekämpfen. „Ahmen wir der Natur nach, so können wir nicht fehlgehen." Wie die Frauen, selbst die besten und höchstgebildeten, von allen menschlichen Natürlichkeiten unbefangen redeten, wie sie Machiavelli's „Mandragola" oder Cardinal Bibbiena's „Calandra" anhörten, ohne zu erröthen, wie noch eine Margarethe von Navarra, Franz' I. literatenfreundliche Schwester, Rabelais' unfläthigste Zoten mit Wohlgefallen las, so bewunderten die Männer ganz laut die List und Härte eines Ludwigs XI., die Heuchelei und Gewandtheit eines Ferdinand des Katholischen, wenn sie nur ihren Zweck erreichten. Alle Fürsten und Staatsmänner jener Zeit aber würden heuzutage als die verabscheuungswürdigsten Verbrecher gelten und es ist auch nicht eine einzige Ausnahme zu machen: Ferrante von Neapel, Julius II. und Leo X., Lodovico il Moro, selbst Lorenzo der Erlauchte, Heinrich VII. und Heinrich VIII. von England, Karl V., ja auch der „gute" Ludwig XII. und der „ritterliche" Franz I., aller kleinen Tyrannen und Demagogen Italiens nicht zu gedenken, handelten auf dieselbe Weise. Und wie der Kannibale keine Gewissensbisse hat, wenn er seine Feinde verzehrt, so hatten Fürsten und Staatsmänner jener Zeit keine Ahnung von der Verwerflichkeit ihrer Handlungen: einen unbequemen Nebenbuhler mit List zu fangen, sich seiner durch Gift oder Dolch zu entledigen, einem Bundesgenossen die Treue brechen, galt für nicht schlimmer als heutzutage irgend einen parlamentärisches Manöver, wie Coalition feindlicher Fractionen, geheime Gunstversprechungen, Eisenbahnconcessionen u. s. w. Soweit Machiavelli auch sein Zeitalter überragte, ein damals unbe-

kanntes moralisches Gefühl vermochte auch er nicht zu hegen. Erst die Reform und damit zusammenhängend die Neugestaltung des Katholicismus erweckten wieder jenes, zeitweise vollständig verfinsterte, moralische Bewußtsein.

Machiavelli kannte nur eine praktische Tugend, die virtù κατ' ἐξοχήν, vermöge deren erst Assyrer, dann Meder, Perser, Griechen, Macedonier, Römer die Welt beherrscht hätten und welche Italien wiederfinden müsse; er sucht sie im Volke wiederzuerwecken, indem er die Volksbewaffnung in Scharnhorst's Sinne predigt; er sucht sie bei den Mächtigen wachzurufen, indem er ihren Ehrgeiz erweckt. Daß die wahre, dauerhafte Macht, die staatliche wie die individuelle, auf der Sittlichkeit beruht, d. h. auf der Selbstentäußerung, mit welcher die Einzelnen einem Höheren sich hingeben, und auf der Mäßigung die sie ihren Begierden und Leidenschaften aufzuerlegen wissen, daran dachte er nicht, konnte er nicht denken; und hier ist seine Grenze. Kein Denker vor oder nach ihm hat die Natur des gesellschaftlichen Menschen und des Staates, wie sie waren und zum Theil noch sind, besser durchschaut als Machiavelli; was sie sein sollten und könnten, hat er nicht gesehen.

Ist aber Machiavelli noch heute in diesem unserm modernen Italien, das, theoretisch wenigstens, so ganz anderen Grundsätzen huldigt, noch so populär, so ist's weil Niemand dem italienischen Patriotismus eine beredtere Stimme geliehen hat als er, der Patriotismus aber, in Italien mehr noch als in anderen Ländern Europas, das stärkste Gefühl des 19. Jahrhunderts ist, ein Gefühl,

von dem selbst der Priester mit fortgerissen ist, wie es der Jesuitenpater Curci erst neulich treffend dargethan. „Dies Land scheint dazu bestimmt zu sein, die todten Dinge wieder zu erwecken, wie wir es an der Poesie, der Malerei und der Sculptur sehen," ruft der alte Colonna, in jenem herrlichen Werke über die Kriegskunst, das in der Form an Cicero's de Amicitia und de Senectute erinnert, sie aber an Schwung und Tiefe weit hinter sich läßt; und jene Worte des greisen Kriegers, der die römische Heereseinrichtung wiederhergestellt wissen möchte, wiederholt sich noch heute im Innersten seines Herzens jeder Italiener, zu welcher Partei er auch gehören mag. Mehr als je aber träumten sie in der Zeit, da sie ohnmächtig darniederlagen, von ihrer einstigen Größe, und wie Cosimo Ruccellai's Vater, der, „da er die Tugenden der Alten nicht üben konnte, wenigstens die Bäume pflegte, welche das Alterthum am meisten liebte," — so versenkten sie sich in die Erinnerung ihrer großen Vergangenheit, stets eingedenk, daß Italien es war, welches die drei universellsten Mächte der Weltgeschichte geschaffen: das römische Reich, das römische Recht, die römische Kirche.

In allem diesen fühlt jeder moderne Italiener noch heute wie Macchiavelli; nicht so in der Gleichgültigkeit gegen öffentliche Moral, wo er im Gegentheil eine höchst empfindliche, ja empfindsame Gewissenhaftigkeit, wenn nicht immer übt, so doch stets im Munde führt. Leider theilt er auch in einem anderen Punkte Macchiavelli's Ansichten nicht: Niemand hatte ein stärkeres Staatsgefühl als Macchiavelli, der stets predigte, „man müsse den

besonderen Vortheil dem Staatswohl zum Opfer bringen." Heute gehört es zum Credo des italienischen Liberalismus, das Staatsinteresse für vogelfrei zu erklären, das Einzelinteresse aber unter dem pomphaften Namen der individuellen Freiheit als schrankenlos anzuerkennen. Dahin hat J. Stuarts Mill's Anwendung unbestreitbarer Grundsätze der Nationalökonomie auf die Politik geführt; denn die herrschenden politischen Ideen des heutigen Italiens sind durchaus die des englischen Radicalismus.

So viel für heute. Machiavelli hat den Reiz der Sphinx; man wird nicht müde, sich mit ihm zu beschäftigen. Was ließe sich nicht noch Alles vom Dichter und vom Geschichtsschreiber sagen, was vom Schriftsteller und dem Patrioten, welche Aussichten auf seine Zeit, den Humanismus, das Alterthum, Religion, Kunst, Wissenschaft, politische und Kirchen-Geschichte eröffnen seine Schriften nicht; aber wir wollen ja zu den hundert Werken über Machiavelli kein hundertunderstes fügen, wir hätten um so weniger Entschuldigung dafür, als das neueste dieser hundert Werke, das von uns angezeigte Buch Villari's, zugleich das umfassendste, gründlichste und fesselndste von allen ist und ihm wenig oder nichts hinzuzufügen wäre, als ganz individuelle Gedanken, wie sie Machiavelli immer und immer wieder bei denkenden Lesern anregen wird.

François Rabelais.

I.

Schreiber dieses ist in einer ungünstigen Lage, um von Rabelais zu reden: er mag ihn nicht recht, und auch nach wiederholten Versuchen, ihm näher zu kommen, hat er ihm keinen besonderen Geschmack abgewinnen können. Ein Bewunderer des Pfarrers von Meudon würde demnach nicht so ganz Unrecht haben, wenn er mein Urtheil perhorrescirte und mir entgegenhielte, daß ich eben noch immer nicht hinter den wahren Werth des berühmten Satirikers gekommen, weil ich ihn nicht verstehe; man verstehe doch nur, was man liebe. Dagegen möchte ich nun einerseits die absolute Wahrheit dieses Axioms in Zweifel ziehen, andererseits auf die Gefahr hin, unbescheiden und vordringlich zu erscheinen, um die Erlaubniß bitten, einmal ganz subjectiv verfahren, das heißt, meine persönlichen Eindrücke mittheilen zu dürfen und mich zum Vertreter einer ganzen Klasse von Lesern aufzuwerfen.*)

---

*) Rabelais, la Renaissance et la Réforme par Emile Gebhart, prof. de litt. étrangère à la Faculté des Lettres de Nancy, Ouvrage couronné par l'Academie française. Paris, Hachette 1877. X. 300 S. 8°.

Rabelais et ses oeuvres par Jean Fleury, lecteur en langue française à l'Université impériale de Saint-Petersbourg. Paris, Didier 1877. Zwei Bände. XX, 456 u. 581 S. 8°.

Das Buch des Herrn Gebhart über Rabelais ist eines jener Werke, durch welche die Besseren unter den französischen Facultätsprofessoren von Zeit zu Zeit das Publicum an ihre Existenz und

Die Franzosen — wie übrigens die Deutschen auch in ähnlichen Fällen — sind gleich bei der Hand, wenn einer ihrer angesehenen Schriftsteller dem Fremden nicht gefällt, diesem entgegenzuhalten, er verstände ihn eben nicht, dazu müsse man Franzose sein. Nun ist das immerhin schon das Zugeben einer Inferiorität. An einem Homer und Virgil, Dante und Cervantes, Shakespeare und Molière bleibt noch immer sehr viel, selbst wenn die Harmonie und Kraft der Ursprache sich dem Fremden nicht offenbart; der allgemein menschliche Gehalt, der von der Form unabhängige innere Werth müssen doch etwas geringer sein, wenn sie dem nicht mit der Sprache vertrauten Ausländer so ganz unfindbar sind. Ist man aber, wie Schreiber dieses und viele

Existenzberechtigung erinnern zu müssen glauben. Es sind dies meist trefflich angeordnete und componirte Bücher, elegant, aber mit Maaß in der Eleganz, geschrieben, oft von einem kleinen rhetorischen Anklang, der sich dadurch erklärt, daß solche Bücher gewöhnlich aus Vorlesungen hervorgehen und die französischen Facultäts-Vorlesungen einmal wöchentlich vor einem gemischten Publicum gehaltene, „gemeinverständliche Vorträge“ zu sein pflegen. Solche Bücher sind fast immer, auch was den Inhalt anlangt, sorgfältig gearbeitet, doch pflegt derselbe meist, was Gedanken und Facten anlangt, nicht durch allzugroße Originalität zu sündigen. Es sind gefällige, zahme, ziemlich erschöpfende Bücher, welche dem Lesepublicum — wie in erster Gestalt dem Hörerpublicum — die Mühe ersparen, Aristophanes oder Lucretius, Dante oder Shakespeare selber zu lesen und ihm doch erlauben sollen, einen Begriff davon zu haben und vorkommenden Falles ein Urtheil darüber auszusprechen. Das scheint auch bei keinem Schriftsteller so gerechtfertigt als bei Rabelais, den die Jugend, die Damen und viele Männer nicht im Stande sind zu lesen, ohne jeden Augenblick auf's Empfindlichste berührt zu werden, wozu dann noch die etwas veraltete Sprache und der in hundert

seiner Landsleute, der französischen Sprache so ziemlich Herr, hat man offenen Sinn auch für das wenigst Deutsche in der französischen Literatur, genießt man mit Lust den derben Regnier wie den feinen Racine, den verständigen Boileau und den schelmischen Lafontaine, hat man vollends für die großen Prosaiker Frankreichs, selbst wenn sie wie Bossuet oder Saint-Evremont dem deutschen Sinne am fernsten stehen, eine aufrichtige, fast allzu ausschließliche Bewunderung, hegt man überhaupt eine ausgesprochene Sympathie für französischen Geist und Geschmack — so muß doch wirklich noch ein tieferer Grund vorhanden sein, wenn man an einem Schriftsteller, in gewisser Hinsicht dem nationalsten Frankreichs, keinen Gefallen finden kann. Und dabei ist es nicht einmal

Schnörkeln vermummte Sinn ihre Schwierigkeiten hinzufügen. Hrn. Gebhart's Buch ist eine Preisschrift, und die Akademie, welche den Eloge Rabelais' auszuschreiben gewagt, hätte sich keinen besseren Bewerber wünschen können. Hr. Gebhart hat die erlauchte und delicate Versammlung nicht compromittirt und doch den Gegenstand von allen Seiten beleuchtet, und ohne viel zu moralisiren, die Scrupel wohlerzogener Leser geschont.

Die Schrift zerfällt in drei Abschnitte, deren erster den Menschen, der zweite den Schriftsteller, der dritte das Werk Rabelais' behandelt. Im ersten Abschnitte wird erst, nach Rathery's trefflichen Forschungen, die Lebensgeschichte Rabelais' kurz erzählt und zugleich die Sagen mitgetheilt, die sich sofort im Volksmunde über den „Pfarrer von Meudon" bildeten. Dann zeigt Hr. Gebhart, welcher Art das Verhältniß seines Helden zur Renaissance war, deren künstlerische und ästhetische Seite ihm so ziemlich entging, während er an der wissenschaftlichen Befreiungsthat jener welthistorischen Epoche seinen vollen Antheil hatte. Daß Rabelais wirklich Aristoteliker gewesen, wie Hr. Gebhart behauptet, scheint mir nicht erwiesen. Zur Reformation stellte sich (immer nach Hrn. Gebhart, dessen bezügliche Untersuchungen so scharfsinnig und neu

nothwendig, nur an diejenigen Seiten zu denken, welche einen Labruyère oder Lamartine, die doch wohl Franzosen genug waren um den Schlüssel zu Meister Rabelais zu haben, mehr als streng gegen ihren Landsmann machten.

Der Archaismus der Sprache ist sicherlich nicht das Hinderniß, welches den gebildeten Deutschen abschreckt; kommt ihm doch die Kenntniß des Lateinischen zu Hilfe und pflegt er doch den nicht viel jüngeren Montaigne mit ungestörtem Genusse zu lesen. Was aber die Anspielungen anbelangt, so haben wir ja treffliche Ausgaben mit Anmerkungen, die alles Nothwendige geben, oft viel mehr als das Nothwendige. Auch sind die Anspielungen Rabelais' meist sehr allgemeiner Natur, und obschon er selbst den Lesern in jenem herrlichen Prologe,

als überzeugend erscheinen) Rabelais Anfangs in eine Art Bundesgenossenschaft, wandte sich ihr aber bald wieder ab, um bei dem Gallicanismus stehen zu bleiben. Der zweite Abschnitt bringt wenig Neues, und wir vermissen darin eine Entstehungsgeschichte des Werkes. Hr. Gebhart hätte die Frage nach der Authenticität des 5., erst zehn Jahre nach Rabelais' Tode veröffentlichten Buches gründlicher untersuchen müssen; um so mehr, als er fortwährend dieses 5. Buch citirt, wozu er nach dem Stand der Kritik nicht berechtigt ist. Ebenso nimmt er an, das erste Buch des Pantagruel sei nach dem Gargantua abgefaßt worden, während es literarhistorisch ausgemacht scheint, daß das Gegentheil stattgefunden. Eine solche Behauptung hätte wenigstens erwiesen werden müssen. Das Kapitel über die Sprache und den Styl ist höchst beredt geschrieben; aber es ist rein ästhetisch und bereichert die französische Philologie um Nichts. Was wir über die literarischen Ahnen Frère Jeans' und Panurge's, Grandgousier's und Gargantua's erfahren, ist nach der Natur des Buches — einer akademischen Preisschrift — hinreichend; was über die geistige Nachkommenschaft derselben, namentlich über die Panurge's gesagt wird, ist des Guten fast zu viel; nicht nur Sganarelle und Scapin, Gil

der dem ganzen Werke voraufgeht, dringend anempfiehlt, „d'interprêter a plus hault sens ce que par adventure ils cuidoient dict par gayeté de coeur“, so hat man doch längst darauf verzichtet, in Gargantua und Pantagruel Ludwig XII. und Franz I. oder Heinrich von Albret und Anton von Bourbon zu sehen. Wer seine Geschichte der Renaissance gut kennt — und diese Kenntniß ist doch unendlich viel verbreiteter als beispielsweise die der Scholastik und der italienischen Geschichte des dreizehnten Jahrhunderts, welche zum Verständnisse Dante's erfordert wird — der begegnet gewiß bei Rabelais nicht der Schwierigkeit, welche sich ihm bei dem Italiener entgegenstellt, sobald es gilt, die Lehre aufzufinden

che s' asconde
Sotto 'l velame de' versi strani.

Blas und Figaro, sogar der Doctor Pangloß werden zu Urenkeln des Reinecke gemacht; das scheint uns denn doch etwas bei den Haaren herbeigezogen, wie denn auch das ganze letzte Capitel (le groupe de Rabelais) hätte wegbleiben können, wenn es nicht eben zum akademischen Genre gehörte. Fing Hr. Gebhart einmal an, Rabelais mit Aristophanes, Cervantes und Swift zu vergleichen, so hätte er noch hundert andere wie Mendoza, Scarron, Smollet u. A. hereinbringen können. In einer Anmerkung (S. 282—283) entschuldigt er sich, Sterne nicht mit Rabelais verglichen zu haben; seine Entschuldigungsgründe beweisen aber nur, daß im Vicar von Sutton mindestens ebenso viel mit dem Curé de Meudon zu vergleichen gewesen wäre als in Cervantes. Kapitel III des 3. Abschnittes handelt von Rabelais' Erziehungstheorie, der Hr. Gebhart, wie Hr. Fleury, wie früher die Herren Burgaud des Marets und Rathery, vor Allem aber Hr. Arnstädt und anschließend an diesen Hr. A. Réville (Revue des Deux Mondes 15. Oct. 1872) viel zu viel Bedeutung beigemessen haben. Was Hr. Gebhart über Rabelais' Verhältniß in dieser Frage zu

Natürlich, wer von Plato und Aristoteles nichts weiß, als die Namen, und keine Ahnung von dem hat, was Sorbonne oder Parlamente sind, der versteht nicht viel von Rabelais; aber ein solcher Ignorant könnte wohl auch, wenn er Franzose wäre, Maître François nicht sonderlich goutiren; er müßte sich denn, wie es in der That vielfach geschieht, an andere „Schönheiten“ seines Autors halten. Diese sind aber gerade derart, die für uns nichts Einladendes hat.

Nicht der letzte Grund unserer Antipathie ist in der That wohl der Ekel, den uns — ich spreche hier immer im Namen einer ganzen Menschenclasse — der unfläthige Schmutz einflößt, mit dem Rabelais alle Zugänge zu seinem großen Werke besudelt hat. Mehr als Einmal

Montaigne. Locke und Rousseau sagt, ist meist dem Buche unseres Landsmannes entlehnt, das er übrigens auch citirt, während er Rathery's Notiz und Ausgabe unerwähnt läßt. Auch hat Hr. Gebhart die Resultate über Arnstädts Forschungen ganz selbständig verwerthet. Wohl gethan hätte er. wenn er von seinem deutschen Vorgänger auch das Kapitel über Fischart benutzt hätte. Es ist mehr als sonderbar, einen ganzen Band über Rabelais zu lesen und kein Wort über seinen deutschen Nachahmer zu finden. — Trotz all' dieser kleinen Ausstellungen bleibt übrigens Hrn. Gebhart's Werk ein sehr lesbares, unterrichtendes und in kleinem Raume ganz erschöpfendes Buch, das ich allen Denen empfohlen haben möchte — und sie sind zahlreich in Deutschland — welche Rabelais selber zu lesen die Geduld nicht haben. Die Wenigen aber, die wohl Lust und Zeit dazu hätten, aber vor der ungeheuren Masse Unrath zurückbebten, den sie zu durchwaten hätten, um zu den Schönheiten und Wahrheiten des „Pantagruel“ zu gelangen, empfehle ich recht angelegentlich das zweite Werk, dessen Titel ich oben verzeichnet.

Die Petersburger Universität kann sich zu einem Lector wie Hrn. Fleury Glück wünschen; und ich zweifle, ob viele Professoren

ist es mir vorgekommen, daß die Anführung irgend einer herrlichen Stelle aus dem „Pantagruel" in einem modernen Schriftsteller oder der Anblick von Gustav Doré's Zeichnungen mich verlockte, das Buch, das solche Perlen enthielt, das solch ein Kunstwerk inspiriren konnte,*) noch einmal ernstlich vorzunehmen; aber wo ich es auch anfaßte, sei's beim ersten, sei's beim dritten oder vierten Buche, immer mußte ich nach wenigen Seiten, mir die Nase zuhaltend, in frische Luft flüchten. Ich bin wahrlich nicht zimpferlich und bin der Meinung:

Ein Zötlein in Ehren
Soll' Niemand verwehren.

Nicht allein Falstaff's Witze und Sancho's Incongruitäten, selbst Lafontaine's und Bandello's Nacktheiten

der französischen Literatur an den Facultäten Frankreichs im Stande wären, ein wissenschaftlich so gediegenes Werk wie diesen Rabelais zu liefern. Den Kern der ausgezeichneten Arbeit bilden zwölf Kapitel, welche einfach eine eingehende Analyse des Gargantua und Pantagruel geben, und zwar, soweit es für keusche oder einfach appetitliche Ohren erträglich ist, mit Rabelais' eigenen Worten. Die ausgelassenen Stellen, welche natürlich in der Mehrzahl sind, werden resumirt und die angeführten dem Verständniß durch eine discrete Annäherung an das moderne Französisch erleichtert. Die Erklärungen sind in philologischer, wie historischer Hinsicht gleich lobenswerth, denn sie sind vollständig und genau, vor Allem aber erklären sie nicht zu viel. Hr. Fleury,

*) Gustav Doré's Erstlingswerk, die Illustrationen zu Rabelais, ist auch sein später nicht wieder von ihm erreichtes Meisterwerk geblieben. Der damals noch blutjunge und unbekannte Zeichner fand nur mit Mühe einen Verleger, und seine Skizzen erschienen 1854 bei Brye (nicht bei Barré, wie Fleury sagt) auf Löschpapier, überall durchbrochen durch den Druck der anderen Seite. Doch ist seitdem eine neue Ausgabe davon erschienen, welche freilich wieder in anderer Hinsicht zu wünschen läßt.

schüchtern mich nicht ein, obschon sie mit demselben Rechte — oder Unrechte? — wie Rabelais schrieben, „um unter Männern gelesen zu werden“ und ich nicht gern die Frauen misse, wenn laut gelesen wird; aber hier ist denn doch auch für manche Männernerven des üblen Geruches zu viel, und man braucht wahrlich keine atlasbeschuhte Dame zu sein, um zu fordern, daß man nicht in Unrath zu treten brauche, wenn man ein vielgepriesenes Denkmal der Vergangenheit bewundern möchte. Nun weiß ich freilich, namentlich seit ich Herrn Jean Fleury's Buch gelesen habe, welches eine ausführliche Analyse des großen Werkes mit langen Citationen und Weglassung alles Anstößigen enthält, wie viel bei Rabelais noch übrig bleibt, wenn dieser Unrath weggeräumt worden, und bin

---

wie übrigens auch Hr. Gebhart, will nicht in jedem Worte eine Anspielung sehen; er weist die ganze alte Erklärung, wonach die Helden des großen Romans bald Ludwig XII. und Franz I., bald Jean d'Albret und Antoine de Bourbon sein sollten, in's Fabelreich und sieht mit Recht in dem ganzen Werk eine allgemeine Satire gegen die Zeit und ihre vorübergehenden Schwächen, wie gegen die Menschheit und ihre permanenten Schwächen. Er unternimmt z. B. nicht alle fanfreluches antidotées — was übrigens keineswegs antidatées bedeutet, wie Hr. Fleury meint — zu erklären, sondern sieht darin nur Rabelais' Gefallen sich im Allgemeinen über die Astrologen, Weissager u. s. w. seiner Zeit lustig zu machen und sie zu persiffliren. War es aber auch nöthig, uns bei der Gelegenheit zwei Seiten von Nostradamus mit Anwendung auf Napoleon I. und Napoleon III. zu geben? Und damit komme ich auf den, ich hätte fast gesagt einzigen, Fehler dieser Analyse: Hr. Fleury hat sein XVI. Jahrhundert so wohl studirt, daß er in die Manie der damals modischen rapprochemens verfallen ist, die ermüdendste Manie der Welt. Dadurch wird sein Buch doppelt so lang als es nöthig wäre: er citirt uns, mitten in der Analyse, ganze Bruchstücke aus Plutarch,

der Sanitäts-Polizei dankbar dafür; aber es ist doch eben nicht Rabelais mehr, und das Monument verliert nicht nur von seinem Charakter, es verliert auch von seinem Werthe, was eigentlich eine Tautologie sein sollte.

Denn es ist eitel Heuchelei, zu sagen, die Verehrer Rabelais' nähmen die Unanständigkeiten mit in Kauf um anderer Schönheiten willen. Für die echten Rabelaisianer gilt das „nicht quoique, sondern parceque." Gerade die anstößigen Stellen sind diejenigen, welche sie am besten kennen, am liebsten anführen und nicht mit Unrecht, denn der Alte entwickelt darin eine unglaubliche Genialität und Virtuosität, am aufrichtigsten bewundern. Und da muß denn gesagt werden, was auch Guizot schon an seinen Landsleuten gerügt hat, daß

Lucian, Racine, Fénelon, Saint Simon, Boileau und sogar endlose Seiten von Victor Hugo's schwerfälligem Humor; ja einmal sogar eine ganze Seite des Herrn Perrot über den Werth der Morgenarbeit!

Vielleicht geht auch Hr. Fleury allzuweit in dem Aufsuchen des Planes (de l'enchainement rigoureux) des großen Phantasten; jedenfalls klingt es mehr als sonderbar, wenn er meint — und darauf beruht ja seiner Ansicht nach der ganze Plan und Gehalt des Werkes — die Frage Panurge's nach dem, was ihm in der Ehe bevorstehe, sei die Frage, ob man die Zukunft voraussehen könne; ob es fixe Gesetze in der Natur gebe, welches die Bestimmung des Menschen auf Erden sei u. s. w.? Daran hat Rabelais sicherlich nicht gedacht. Diese Entdeckung des Plans erlaubt ihm denn auch, ohne uns zu überzeugen, die Aechtheit des 5. Buches zu statuiren. Wie dem auch sei, diese Analyse ist als eine Ausgabe Rabelais' zum Gebrauch der Jugend und des schönen Geschlechts zu betrachten; und man ist erstaunt, wie viel künstlerisch und philosophisch Bedeutendes übrig bleibt, wenn man den schmutzigen Mönch so gewaschen vor sich sieht. Der Gelehrte seinerseits, vor Allem aber der Lernbegierige erhält über alle und

wohl in keiner andern Nation so viele Männer hoher Bildung und reifer Jahre sind, welche an der Zote um der Zote willen Gefallen finden, als in Frankreich. Das mag für Solche, welche nicht ganz mit dem französischen Leben vertraut sind, wohl etwas befremdend klingen, da ja keine Nation mehr Geschick im verblümten Ausdrucke und mehr Freude daran an den Tag legt, als gerade der Franzose im Salon, wo ihn der Fremde zumeist sieht. Ist man aber unter Männern und brennt die Cigarre, so kann der Franzose von heute, so gut wie

---

jede Frage, welche die Lectüre Rabelais' anregt, bestimmte, erschöpfende und immer interessante Auskunft.

Der großen Analyse geht ein einleitendes Kapitel über „Rabelais und sein Jahrhundert" und zwei Kapitel Lebensbeschreibung und über die „verschiedenen Schriften" vorauf, erstere ebenfalls nach Rathery; auf die Analyse folgen fünf Kapitel über die „Doctrinen Rabelais" — auch Hr. Fleury macht aus Rabelais keinen Ungläubigen; aber auch er übertreibt die Bedeutung der Rabelais' Erziehungstheorie — über die „Kunst Rabelais", ein Kapitel, das Schreiber dieses leider nicht unterzeichnen könnte, denn er ist nicht im Stande, diese große Kunst zu entdecken; über den „Styl, die Sprache und die Grammatik", das Beste, was meines Wissens noch darüber geschrieben worden, über die „Vorgänger und Nachfolger Rabelais'" und über den „Ruf Rabelais'". In letzterem vermisse ich verschiedene Urtheile deutscher Schriftsteller; ersteres ist ein geistreiches und feines Kapitel Literaturgeschichte, das freilich noch etwas vollständiger sein könnte. Man denke nur, daß auch hier Fischart fehlt oder doch nur im Vorübergehen nach Arnstädt angeführt wird! Die Sprache ist durchgehends einfach, anspruchslos, dabei belebt und geschmackvoll. Eine sehr vollständige und genaue Liste der benutzten Bücher steht an der Spitze des Werkes. Die Druckfehler sind leider sehr zahlreich, oft geradezu sinnstörend; die löschpapierne Ausstattung aber eines deutschen Verlegers von 1825 würdig.

der des sechzehnten Jahrhunderts, für den allein nach Herrn Fleury Rabelais sein Buch geschrieben haben soll, so rabelaisisch werden, daß einem Fremden Hören und Sehen vergeht. Und man sage doch ja nicht, es sei honneter, die Dinge beim Namen zu nennen, als sie witzig zu umschreiben oder durch Anspielung und Zweideutigkeit dem Hörer ein Lächeln abzugewinnen; der Einwand trifft nur scheinbar zu; in Wirklichkeit wird eine unanständige Natürlichkeit dadurch, daß ich einen durchsichtigen Vorhang davor ziehe, ein Spiel des Witzes und verliert somit ihre Materialität; es ist schon eine künstlerische Operation, meinetwegen die niederste, immerhin eine künstlerische. Wohl hatte Sainte-Beuve recht, wenn er zur Zeit seines grünsten Romantismus*) behauptete, „die Prüderie sei etwas Verderbliches in der Literatur, die Kunst heilige und reinige Alles, was sie berühre, selbst die Obscönität;" aber wenn nun die Kunst ausbleibt?

Auch das Reden von Rabelais' Gesundheit in der Derbheit ist nicht recht stichhaltig. Niemand, der den alten Satiriker von mehr als Hörensagen kennt, wird leugnen wollen, daß er eine durchaus gesunde Natur ist, daß in seiner Sinnlichkeit nichts Greisenhaftes, Corruptes ist; ja daß in seinem ganzen Buche nichts vorkommt, das unser moralisches Gefühl in Geschlechtsverhältnissen verletze. Das genügt aber künstlerisch keineswegs, und wir möchten ihm immer zurufen: Seien Sie etwas weniger unverdorben und waschen Sie sich

*) In der Vorrede zu seinem „Tableau de la poésie française au XVIe siècle."

etwas mehr. Freilich wenn die Corruption, die sittliche und die künstlerische, womit ich den Mangel an Naivetät bezeichnet haben will, wenn gar die Mittelmäßigkeit des Talentes auch noch zu dem Mangel an Anstand hinzukäme, wie bei unseren Baudelaire und Stecchetti, dann freilich wäre es noch weniger auszuhalten; aber wenn ein Bibbiena oder Machiavelli, die sicherlich verderbter waren als Rabelais und in ihren Komödien Abgründe sittlicher Verworfenheit aufthun, von denen der Autor des „Pantagruel“ vielleicht nichts ahnt, so haben sie ihre Gegenstände doch durch die Kunst in eine Sphäre gehoben, wo sie uns nicht mehr verletzen, während Rabelais mit Courbet'schem „Realismus“, wenn auch mit unvergleichlicher angeborener Genialität, uns so recht absichtlich drunten hält; bei aller Gesundheit und Genialität kann man ja recht vulgär sein. Das aber ist Rabelais, vulgärer selbst als Smollet; er ist „Volk“ und fühlt sich „Volk;“ wir aber, die Gebildeten des neunzehnten Jahrhunderts — es wäre Affectation, es zu leugnen — sind nicht mehr „Volk.“ Wir fühlen uns keineswegs wohl im Kuhstall oder in der dumpfigen Schnapskneipe; wir leben in einer gereinigten — wenn auch künstlich gereinigten — Atmosphäre. Vom Volk hat nur das Menschliche, das wir mit ihm gemein haben, ein Interesse für uns, in so fern es unmittelbarer und frischer bei ihm als bei uns, den Gebildeten, immer ein wenig Verbildeten, zu Tage tritt, wir uns selber darin unverdorbener wiedererkennen; das Menschliche, sage ich, aber nicht das Thierische: dies gehört der Naturwissenschaft an; die Kunst läßt

. . . im Staub die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.

Stößt man aber aus Rabelais „jeden Zeugen menschlicher Bedürftigkeit“ aus, wäscht man den Pfarrer von Meudon — eine wahre Augias-Arbeit und am Ende doch immer eine Mohrenwäsche — so verschwindet eben, wie gesagt, auch der beste Theil dessen, was Rabelais zu Rabelais macht: der Humor und die Poesie, die bei ihm gerade in jenen Religionen am üppigsten und ungezwungensten wuchern. Denn es giebt auch eine Poesie des Schmutzes, wer wollte es leugnen? doch wird es erlaubt sein, zu erklären, daß man zu der Menschen-Kategorie gehört, welche dieselbe nicht goutirt. Ueberschlage ich doch auch die allzu parfümirten Kapitel des „Simplicissimus,“ wie ich die Straßen vermeide, in welchen gewisse nächtliche Operationen von etwas zu beleidigendem Realismus vor sich gehen.

Uebrigens ist's bei Rabelais noch lange nicht gethan mit dieser Reinigung. Es ist bei ihm auch noch eine solche Masse nicht unreinlichen, aber lästigen Gerölles und Gesträuches über und um den schönen Kern seines Gebäudes angehäuft — denn ein solcher Kern ist unbestreitbar da — daß es die mühseligste und langweiligste Arbeit der Welt ist, durchzudringen. Die Aufzählungen, Wiederholungen, haarspaltenden Schattirungen, eingeschachtelten Parenthesen nehmen so „naupengeheuerliche“ Verhältnisse bei ihm an, daß selbst der unerschrockenste Leser davor zurückbeben oder darin stecken bleiben muß. Bald sind's 214 verschiedene Spiele, bald 100 verschiedene Gerichte und Getränke, dann wieder seitenlange

selbsterfundene Genealogien und wahre Rottenfeuer schlechtester Kalauer; oder es werden lange Reden gehalten, die mit unendlichen Citationen gespickt sind – man denke nur an des Advocaten Bridoye unmögliche Gelehrsamkeit oder an die Pyromantie, Hydromantie, Catoptromantie und andere hundert Mantien Her Trippa's, des Astrologen — oder aber es werden einem Menschen, wie beispielsweise dem Hofnarren Franz' I. Triboulet, nicht weniger als 210 Epitheta beigelegt; Quaremesprenant's Anatomie nimmt mehrere Kapitel ein, und die Beschreibung aller Tugenden des Pantagruelion (Hanf's) ist fast noch länger. Solcher athemraubender Listen und Litaneien aber enthält der Roman Hunderte, die natürlich auch von den devotesten Rabelaisianern überschlagen werden, immerhin aber den Weg verlegen. Dergleichen kommt auch bei größeren Schriftstellern vor, aber sie wissen immer Leben und Gliederung in solche Anhäufungen zu bringen, sie in Zusammenhang mit der Erzählung zu setzen, ihnen, indem sie sie in den Mund ihrer Personen legen, eine individuelle Farbe zu geben. Man vergleiche nur Sancho Pansa's und Sganarelles (im „Festin de Pierre") Sprichwörter mit der Reihe von siebzig Idiotismen, mit denen Rabelais gleich am Anfang des erstes Buches die Gewohnheiten des kleinen Gargantua aufzählt und wie dort überall Zusammenhang der Redeweisen unter sich und mit dem Voraus- und Nachhergehenden ist, während hier alle ganz zufällig aufeinandergehäuft sind. Dabei ist auch oft recht viel Geschmacklosigkeit, Schwerfälligkeit oder Puerilität des Witzes, eine ermüdende Pedanterie und Breite

selbst in dem, was nach Streichung von alledem noch übrig bliebe. Ja, auch wenn der redselige Pfaffe einmal einen guten Witz hat, so läßt er ihn sicherlich nicht los, bis er ihn zu Tode gehetzt, wie den Hirsch im Gleichniß; daraus entsteht denn wiederum bald nach jeder hellen Lache eine unbezwingliche Schläfrigkeit, und da die Fabel als Fabel keinerlei dramatische Neugierde, geschweige denn Spannung hervorbringt, die Personen meist eitel Abstractionen ohne alle Individualität sind, denen wir kein Interesse abgewinnen können, so wachen wir so bald nicht wieder auf.

Wohl stoßen wir oft auf herrliche, lebensvolle Schilderungen, tiefe Gedanken, wahre Poesie, aber auch sie werden uns immer wieder durch jene Auswüchse verdorben. Wer wollte die mächtige Genialität des Mannes leugnen? Die ciceronianische Cadenz gewisser Perioden, namentlich in den Prologen; jenes anmuthige Schaukeln der Sätze mit ihrem Parallelismus der Glieder, der an die attischen Redner erinnert; die Kühnheit der aristophanischen Wortbildung — wo sie nicht die Grenzen überschreitet? Denn oft begnügt sich Rabelais nicht, halbe Zeilen lange Worte zu bilden, sondern drei Zeilen lange, und zwar unverständliche, sinnlose, während Aristophanes' Composita immer einen klaren Sinn darbieten. Wer bewunderte nicht die Rubens'schen farbenreichen Bilder, die er vor uns heraufzaubert, sei es, daß er uns Grandgousier's Still-Leben vor dem flackernden Kamin (devant un beau, grand et clair feu) schildert, sei es, daß er die Peripetien des großen Sturmes erzählt, in dem Frère Jean sich so muthig-thätig, Panurge so furcht-

sam=erbärmlich, Pantagruel so ruhig=vornehm zeigen? Wer wollte nicht zugeben, daß es wenig Scenen von größerer Komik 'giebt, als die der Trauerfreude Gargantua's über die Geburt seines Söhnleins Pantagruel und den Tod seiner Frau Badebec, qui était la plus cecy, la plus cela qui fust au monde; daß wenig eindringlichere Satiren geschrieben worden, als die gegen Pikrochole's Höflinge und Schmeichler; daß neben den allegorisch allgemeinen Figuren eines Ponokrates, eines Epistemon und so vieler Anderer die lebensvollen Porträts der freilich nicht zahlreichen Hauptfiguren, vor Allem Frère Jean's und Panurge's, sich mit wunderbarem Relief von der Leinwand abheben? Aber alles das ist zu theuer erkauft! Ein gewisses Verhältniß muß doch bestehen zwischen der Mühe und der Zeit, welche das Aufmachen einer Nuß mit allen ihren schmutzenden, zähnebrechenden und klebrigen Schalen erfordert, und dem Kerne, der drin steckt, oder gar dem Tropfen, den man aus diesem Kerne gewinnen kann. Und hier sieht man erst, was die französische Literatur jenem siebzehnten Jahrhundert schuldet, über dessen Pedantismus und Akademismus heutzutage so viel gejammert wird, gleich als habe es den französischen Genius entmannt, während es ihn doch gerade durch Auferlegung einer weisen Disciplin und eines mäßigen Regimes verhindert hat, sich durch Ausschweifungen vor der Zeit zu erschöpfen, und so erst in den Stand gesetzt, lebensfähige, unsterblichen Lebens fähige Werke zu zeugen.

II.

Das sechzehnte Jahrhundert war auch in Frankreich eine Zeit der Gährung; ja sie hatte mehr als irgendwo sonst den chaotischen Charakter einer Sturm- und Drangperiode. Die Renaissance aber, wie wir sie bei Rabelais und selbst noch bis zu einem gewissen Grade bei Montaigne und Regnier sehen, war, es ist hundertmal gesagt worden, eine Emancipation des Fleisches zugleich und der Vernunft von den Banden der kirchlichen Satzung, welche beide geknechtet hatte. Bei Rabelais nun ist der Ausbruch des befreiten Sklaven am lautesten und scheinbar auch am keckſten; man fühlt sofort, aus ihm spricht nicht nur die Zeit, sondern die eigene persönliche Erfahrung: der Mönch, der unter der Leib und Geist tödtenden Regel des Klosters geschmachtet, den ganzen Abgrund von Ignoranz und Schlechtigkeit ermessen, zu dem der Bruch mit der Natur am Ende hatte führen müssen; man fühlt die Wollust, mit welcher er das Kind mit dem Bade ausschüttet, alle äußeren Conventionen und Traditionen zugleich mit Füßen tritt, wie in wilder Orgie den Sinnen und bis zu einem gewissen Grade auch der Vernunft die Zügel schießen läßt. Keine Autorität ist ihm heilig, sofern sie nicht die Macht hinter sich hat: die Decretalen, welche seinem Geiste zu gebieten sich vermessen, so wenig wie die Umgangsformen, die seinen Trieben Schranken auferlegen wollen; er freut sich seiner Freiheit wie ein losgelassenes Füllen im Grünen, schlägt Purzelbäume wie der Knabe, der aus der Schule kommt, schneidet Gesichter, streckt die

Zunge heraus, macht unanständige Geberden wie ein Clown auf dem Jahrmarkt; vor Allem aber reizt ihn die verbotene Frucht. Alles will er genießen, bis zur Hefe genießen, und von allen seinen Genüssen will er reden; Alles will er wissen, von Grund aus wissen; Alles aber, was er weiß, muß heraus: ein Faust eben, der Mönch gewesen, anstatt Professor. Daher die unvergleichliche Fülle: er läßt nichts ungesagt, was in ihm gährt, ist eine Welt voll strotzender Kraft. In seinem Roman erscheint die Renaissance wie der bacchische Triumphzug der Natur, die zum Himmel jauchzt, der wilde Siegesgesang des Geistes, der dem Besiegten kein Quartier zu geben droht — nur droht. Vor nichts steht er still: Kunst, Religion, Wissenschaft, alle Wissenschaften, der Staat selber sollten erneuert, zur Quelle, zur Natur zurückgeführt werden. Die Alten leuchteten voran auf diesem Wege, und ihre Leuchte war kein täuschendes Irrlicht. Ihren Spuren folgend, glaubte man Alles ergründen, Alles sich aneignen zu können. Rabelais selber, ein plebejischer Pico della Mirandola, besaß alles Wißbare seiner Zeit — Philosophie, Theologie, Medicin, Philologie, Astronomie, Mechanik, Geschichte, Geographie — und das Alles wollte er zeigen, freute sich daran wie ein Kind. Aber auch der Sinne wollte er sich freuen: nicht mehr hinter den Klostermauern und versteckt, offen vor der ganzen Welt sollten die Gläser klirren, der Wein fließen, die vollbusige Schöne auf seinem Schooße die drallen Arme um seinen feisten Hals schlingen; ein Jordaëns'sches Bild: Was die Natur thut, das ist wohlgethan; sie ist die Unfehl-

bare, und alles Natürliche ist schön. Das sollte bald anders werden.

Wohl setzte das siebzehnte Jahrhundert die geistige Bewegung der Renaissance fort, und mit Bacon und Galilei gab es Newton und Leibnitz die Hand; aber es that es mit Methode, wo das sechzehnte Jahrhundert planlos vorwärts gestürmt war; und die Nothwendigkeit des Gesetzes schien ihm eine so dringende, daß es Alles, auch die Triebe des Menschen, seiner Herrschaft unterwerfen wollte: die Absolutie des Gesetzes, die man staunend im Weltall gefunden hatte, sollte auch die Gesellschaft und das Gewissen des Einzelnen regeln. Ebenso in der Kunst, der Poesie. Molière und Racine reagirten keineswegs gegen die literarische Bewegung des vorigen Jahrhunderts, sie setzten sie fort, gerade wie Descartes und Pascal die wissenschaftliche Bewegung fortsetzten; aber auch sie verfuhren nach Methode, suchten die Autorität wiederherzustellen, frei zu sein unterm Gesetze. Descartes wie Pascal, wie Newton und Leibnitz sind freilich keine Campanella und Giordano Bruno, sie sind aber darum noch keine Scholastiker: sie unterwerfen sich dem positiven Glauben, aber sie lassen sich nicht von ihm hemmen in der Erforschung der Wahrheit. So in der Literatur. Die Alten wurden Autorität, aber man fühlte sich ihnen nur zu freiem Dienste verpflichtet; Maß und Geschmack waren fortan die Gesetze, aber Gesetze, ohne welche die Kunst an Plethora zu Grunde gegangen wäre.

Es heißt die Dinge ganz äußerlich auffassen, wenn man sagt, diese ganze Revolution sei von den Damen,

insbesondere vom Hôtel Rambouillet, ausgegangen, welche jetzt erst zu lesen angefangen und deshalb Decenz gefordert hätten. Ich will gewiß den Einfluß des Hôtel Rambouillet nicht unterschätzen, weil er wie jede Reaction zu weit gegangen ist und durch seine Uebertreibung dann die Satire Molières herausgefordert hat; aber er war doch nur Ein Alliirter unter Hunderten, und er muß auch nicht überschätzt werden. Lange vor der Marquise v. Rambouillet lasen in Italien Isabella von Gonzaga, in Frankreich Margarethe von Navarra und beschützten Poesie und Poeten; doch die Geschichte berichtet nicht, daß sie Decenz forderten. Es ist eine Thatsache, daß, wie Rabelais nicht für die Frauen geschrieben, er sie auch nicht in sein Buch eingeführt (mit Ausnahme von Panurge's Edeldame in Paris); aber das geschah keineswegs aus Schonung für das zarte Geschlecht, sondern weil der Mönch „es weder kannte, noch achtete," wie Herr Fleury selber zugiebt. Aber wäre es ihm auch in den Sinn gekommen, „bei edlen Frauen anzufragen, um zu wissen, was sich ziemte," ich fürchte, die edlen Frauen seiner Zeit und seines Landes hätten ihn weniger gut berichtet, als Eleonore von Este den armen Tasso. Die Revolution, welche den Anstand in die Sitten einführte, drang in Frankreich erst ein halbes Jahrhundert später als in Italien durch; aber sie war hier so wenig wie dort eine Folge der Frauenemancipation, sondern fand bei beiden Geschlechtern zugleich statt. Die Wahrheit ist, man war nachgerade der Zügellosigkeit und Anarchie der Natur ebenso überdrüssig wie der Licenz des Geistes, und so legte man ihr den Zaum

an und suchte sie zu dressiren. Will man sich aber überzeugen, was die französische Literatur dabei gewonnen, was sie dabei eingebüßt hat, so vergleiche man, was Lafontaine, Molière, Racine (in den „Plaideurs“) dem Rabelais entlehnt und was sie aus dem Entlehnten gemacht haben, mit dem, was Rabelais selber gegeben, und dann sage man noch, die Zucht verderbe die Natur! Nicht etwa weil Rabelais wirklich reicher wäre, als Lafontaine, Molière und Racine, finden wir bei ihm einen solchen Ueberfluß an Einfällen und Wortbildungen, an Farben und Arabesken, sondern weil er mit seinem Reichthum nicht hauszuhalten wußte, wie seine Nachfolger. Nicht die poetischen Einfälle machen den großen Dichter, sondern das Festhalten, die poetische Vertiefung, die künstlerische Verwerthung des Einfalls.

Sind aber Rabelais' Conceptionen wirklich so tief und neu, sind sie wirklich mit so viel Kunst dargelegt, als gewisse Bewunderer es uns glauben machen möchten? Was den großen Plan anlangt, so muß ich gestehen, daß der neueste Commentator mich nicht überzeugt hat. Wir wissen fast mit absoluter Sicherheit, daß Rabelais zuerst das Buch des Pantagruel schrieb, welches jetzt die zweite Stelle einnimmt, dann den Gargantua, der eine Art Wiederholung jenes Buches ist, wenn es auch für gelungener und reicher erklärt werden muß, als das Original. Erst gegen Ende des dritten Buches (des zweiten des Pantagruel) kommt die Rede auf Panurge's Heirath und seine Aussichten, welche nach Herrn Fleury den allegorischen Kern des Ganzen bilden; und erst im vierten Buche fängt die methodische Orakel-Befragung

an. Das vierte Buch ist aber auch das letzte authentische, denn vom fünften sind erwiesenermaßen nur einige Episoden von Rabelais. Der ganze vielgepriesene Plan existirt also im Grunde nur in Einem Buche des Romans, und nicht im poetisch gelungensten. Die Wahrheit ist, daß Rabelais ein Humorist im vollen Sinne des Wortes war — der größte, ich hätte fast gesagt der einzige Humorist der französischen Literatur — und daß er keinen andern Führer kannte, als diesen Humor, die Laune. Der dünne Faden seiner Erzählung wird alle Augenblicke fallen gelassen oder bricht einfach ab; der Dichter bummelt sorglos in den belebten Straßen seiner Zeit herum, tritt heute in einen Laden und schäkert mit dem Ladenmädchen, morgen in eine Kneipe und kneift der Kellnerin in die Wange; dann wieder geht's in eine Bücherei — Gott bewahre uns, mit ihm hineinzugehen; von der Bibliothek St. Victor schenkt er uns keinen Büchertitel — oder aber in einem Hörsaal der Sarbonne, um einer Vorlesung oder einer Disputation beizuwohnen und darüber seine Witze loszulassen, manchmal sogar ins Hospital und die Anatomie, denn der Bummler ist auch Mediciner, und er ist nicht der Mann dazu, mit seinen Kenntnissen hinterm Schild zu halten. Auch in Klöstern, Kirchen, Schlössern spricht der Spaziergänger ein, wenn er gerade daran vorüberkommt; aber daß er ein Programm hätte für seinen Nachmittags-Spaziergang und ein Ziel, das macht man mich nicht glauben, und die Thatsache, daß er zufällig einem Abenteuer oder einem Problem einmal ein paar Tage hinter einander nachgeht, beweist so gut wie gar nichts.

Ist nun dieses Problem wirklich ein so tiefes, als man oft behauptet, und birgt der wörtliche Sinn einen allegorischen? Daß alle die verschiedenen Inselbewohner, bei denen Panurge sich Raths erholt, allegorisch gemeint sind, daran ist kein Zweifel; denn die Allegorie ist so durchsichtig, daß man meist nur die Namen zu übersetzen braucht, um den Schleier zu lüften; daß aber die Frage, welche Panurge an die verschiedenen Orakel stellt, die Frage, ob er Hahnrei werden wird oder nicht, in Wirklichkeit die Frage nach dem Menschengeschicke bedeute, nach der Existenz unumstoßbarer Gesetze, welche auch das Menschengeschick regeln und voraussagen lassen, daran hat Maître François sicherlich nie gedacht. Eher schon ist der endgiltige Bescheid, den Panurge von der „göttlichen Flasche" erhält, und zwar charakteristischerweise in der Muttersprache der Trinker, im Deutschen, erhält — eher schon ist der gute Rath: „Trink!" in allegorischem Sinne gemeint. Zerbrich dir nicht den Kopf über die Zukunft und genieße den Augenblick: Trink! das ist das Wort Rabelais' und der Renaissance, wie Rabelais sie auffaßte — das uralte Wort Sardanapal's. Auch eine so wenig neue Wahrheit darf und kann der Dichter illustriren; aber dann eben so, daß sie, Dank seiner Kunst, neu erscheine, was bei Rabelais nun einmal nicht der Fall ist. Ganz anders ist es mit den anderen Einfällen des Dichters, welche unendlich viel mehr Werth haben, als dieser so laut ausposaunte „Grundgedanke" des Romans. Rabelais hat sich amüsiren wollen auf Kosten der Pedanten, der Pfaffen, der Charlatane, der Weissager, der Höflinge

und Lanzknechte, er hat sich über Scholastik und Astrologie, über Medicin und modische Poesie lustig gemacht und überall den gesunden Menschenverstand vertheidigt gegen verknöcherte Ueberlieferung oder phantastische Schwärmerei; darin liegt seine individuelle wie seine nationale Bedeutung, nicht in tiefen und originellen Gedanken, denn er ist bei aller Extravaganz viel zu sehr Franzose, um an Paradoxen sein Gefallen zu finden oder sich zu erlauben, Gedanken auszusprechen, die als Paradoxe erscheinen könnten.

Auch die berühmte Erziehungs-Theorie Rabelais', der Herr Guizot ein ganzes Capitel und ein Deutscher, Herr Arnstädt, ein ganzes Buch gewidmet, ist im Grunde weder besonders tief, noch irgendwie originell. Es ist einfach, was der gesunde Menschenverstand einem Jeden sagt: nämlich, daß man nicht den Geist auf Kosten des Körpers ausbilden soll, daß Leibesübungen in der Erziehung ebenso nöthig sind, als Geistesübungen, daß man einem wachsenden Knaben Speise und Trank nicht zu knapp bemessen darf; daß man die Zeit wahrnehmen solle und „Ordnung nur lehre Zeit gewinnen;“ daß es nicht aufs Wissen, sondern aufs Lernen ankomme; daß das Beobachtungsvermögen und das Gedächtniß zuerst, dann das Nachdenken geübt werden müsse; daß das mechanische Sichaneignen von Kenntnissen keinerlei Werth habe; daß Alles von der Methode abhänge, diese aber auf ein Turnen des Verstandes hinauslaufen müsse; daß die alten Sprachen die besten Instrumente seien, den Verstand daran zu üben, die alten Schriftsteller die größten Lehrmeister, wenn man zur Wahrheit gelangen

wolle u. s. w. Das sind nun doch alles Dinge, die sich jeder Verständige und Freie von selbst sagt, wenn er über die Frage nachdenkt, und es heißt wirklich von Gargantua's und Pantagruel's Erziehungsplan — wenn er überhaupt für Nichtmillionäre und in Tagen von weniger als 100 Stunden ausführbar wäre — allzuviel sagen, wenn man behauptet, Rousseau, Pestalozzi, Basedow und wer nur je über Erziehung geschrieben, habe hier seine Anregung erhalten, hier seine Mutter-Ideen geschöpft. Nein, wenn der Ideenreichthum eines Romanschreibers nach den in seinem Buche niedergelegten allgemeinen Gedanken und nicht vielmehr nach der ganzen Weltauffassung, sowie der Schilderung der Zustände, der Personen und ihrer Handlungen geschätzt werden müßte, so wäre das Gepäck Rabelais' eben nicht so absonderlich groß. Ja, selbst das Ideal des Lebens, welches dem Pfäfflein vorschwebt, die Abtei von Thélème, ist am Ende doch nur ein rechtes Pfaffen-Ideal, ein Schlaraffenland, wo man „thun kann, was man will," zum Beispiel seine heidnischen Autoren lesen, ohne Furcht, vom Prior gehänselt zu werden; nicht gezwungen ist, um 4 Uhr Morgens aufzustehen und halb ausgeschlafen leere Gebete zu murmeln; wo man tagsüber — o, wie sympathisire ich hier von Grund meiner Seele mit Rabelais! — nicht vom ewigen Glockengeläute gepeinigt wird; gut ißt und trinkt, im Nothfall auch ein wenig liebelt (denn es ist auch ein Nonnenkloster in Thélème), aber unter der Bedingung, zu heiraten und dann — die Abtei zu verlassen. Es handelt sich weder um ein beschauliches Einsiedlerleben, noch um ein thätiges Mit-

arbeiten an dem großen Werke der befreienden Wissenschaft, oder an Unterricht und Volksbildung, oder auch nur an Vermehrung des National-Reichthums durch Gewerbe oder Ackerbau. Wer gewisse reiche Klöster Italiens besucht, z. B. die Karthause bei Florenz, wo zwölf reiche Mönche, jeder mit einer kleinen Wohnung von vier Zimmerchen nebst Gärtchen und prachtvoller Aussicht, bedient von Hunderten von armen Brüdern, ihre unfruchtbare Existenz zusammen führten, braucht diese hocharistokratischen Forderungen nur in jedem Sinn zu verzehnfachen, und er wird das Ideal Rabelais' haben: eine Gesellschaft reicher Junggesellen, die von der Stiftung und von dem, was ihre Familien ihnen mitgeben, flott leben, jagen, fischen, schwimmen, Karten und Komödie spielen, auch lesen und studiren, wenn sie gerade Lust dazu haben, umgeben von einem Heer von Schneidern, Schustern, Haarkräuslern, Goldschmieden, Tapezierern, Musikanten und anderen dienstbaren Geistern, das ist das Ideal Rabelais', wie er es aus mittelalterlichen Ueberlieferungen, Reminiscenzen des classischen Alterthums und persönlichen Gewohnheiten zusammengebaut: ein Ideal, an dem aber doch blitzwenig Ideales ist, sei's daß man's mit der wahren Kloster-Idee des Katholicismus, sei's daß man's mit den Träumereien der St. Simonisten und Fourieristen vergleicht, und dies bringt uns auf den letzten Punkt, der zu erwägen wäre.

Ist nämlich so der Ideengehalt des Romans, wenn auch sicherlich nicht ärmlich, so doch auch keineswegs von so überwältigenderem Reichthum, als beispielsweise

der Ideengehalt des „Don Quixote" oder der Montaigue'schen „Essays," so hat andererseits auch die hinter dem Werke stehende Individualität des Verfassers nichts von dem unwiderstehlichen, obgleich so ganz verschiedenartigen Zauber, der Cervante's und Montaigne's Personen umgiebt. Rabelais ist gesund, sagt man, und hat nichts Corruptes an sich, und ich habe die Wahrheit dieser Bemerkung schon zugegeben; aber ich muß auch von dem Menschen wiederholen, was ich von seiner Poesie gesagt: es fehlt ihm durchaus an Noblesse. Die zwei Seelen, die in seiner Brust wohnen, Frère Jean wie Panurge, geben sich in Bezug auf Rohheit wenig heraus, und daß die Beiden zusammen des Pfarrers von Meudon Selbstporträt, von vorne und von der Seite gesehen, ausmachen, daran ist kaum zu zweifeln, wenn man die Liebe sieht, mit der er sie ausmalt: so genau kennt man nur sich selber, und die Art von Schwäche, die Rabelais für die Beiden, namentlich für Panurge hat, sieht ganz aus wie eine Vaterschwäche für den ungerathenen Sohn. Selbst die brutale Weise, in der fast alle practical jokes des Lustigmachers endigen — die Gefoppten büßen meist noch obendrein ihr Leben dabei ein — scheint den guten Papa nicht besonders zu erregen; er meint, das gehört dazu, und hat keine Ahnung, wie solche Tragik Einem die Komik verdirbt. Wie human und fein sind dagegen Shakespeare's derbste Scherze mit Falstaff oder Malvolio! Wie zartfühlend sind selbst ein Lazarillo de Tormes und ein Gil Blas im Vergleich mit diesem ihrem Vetter Panurge! Es versteht sich wohl von selbst, daß ich mit dieser Familien-

Aehnlichkeit zwischen Rabelais und seinen Personen nicht sagen will, Rabelais habe gestohlen, gelogen und betrogen wie Panurge, Händel gesucht, geprügelt und gekneipt wie Frère Jean; aber etwas von der polternden Klopffechterei des Einen und der Furchtsamkeit des Andern, der derben Gemüthlichkeit Beider war in ihm. Man verfolge Rabelais' Lebenslauf, man lese sein Buch mit Aufmerksamkeit, und man wird die Züge seiner zwei Freunde leicht wiederfinden. Manchmal möchte er dem Ideal, wie er's von weitem sieht — eben kein hohes Ideal, immerhin ein Ideal — manchmal möchte er Gargantua und Pantagruel nacheifern; aber da regt sich die Bequemlichkeit und die Lust am ungestörten Lebensgenuß, da regt sich vor Allem die Furcht, und der Idealist wird auf einmal wieder ein recht kluger und umsichtiger Realist. Er hat die Kutte abgeworfen, aber ganz aus der Kirche zu springen, wie Dr. Martin Luther, wagt er doch nicht; er läßt sich eine fette kleine Pfründe geben. Er schielt anfangs nach Calvin hinüber, aber unterwegs kehrt er um und küßt dem Papst den Pantoffel; denn er fühlt sich nun einmal nicht zum Blutzeugen geboren, er ist Freidenker jusques au fagot exclusivè. Er geißelt die Großen, ihre Verschwendung und Willkür, ist aber recht zufrieden, wenn ihn ein solcher Großer und keineswegs der Besten 'Einer in seine Dienste nimmt und vor den Folgen seiner losen Zunge schützt.

Und es wird ihm leicht, so zurückzugehen, weil er im Grunde doch keine recht warmen Ueberzeugungen hat; die Schranke, die er im Ausdrucke nicht kennt, hat er im Grunde seiner Seele: Rabelais ist nicht ganz

befreit; in der innersten Falte seines Herzens trägt er noch die Spuren der Kette, hegt er die Furcht vor neuer Gefangenschaft. Der so maßlos Scheinende ist im Wesentlichsten eigentlich fast gemäßigt; er vertritt darin eine ganze Classe seiner Landsleute, deren Glaubensbekenntniß nicht viel über einen gütlichen Vertrag zwischen Convention und gesundem Menschenverstand hinausgeht. Er hat, wie sie, eine gewaltige Antipathie gegen Alles, was nach Metaphysik schmeckt; man hat aus ihm bald einen Peripatetiker, bald einen Akademiker machen wollen, während er doch von Aristoteles und Plato nur annahm, was ihm in seinen kleinen eklektischen Kram paßte, in dem der einfache liebe Gott der Tradition unbestritten herrschte. Das Papstgötzenthum war dem Erfinder des Papimanenlandes ein Gräuel; aber sollte er darum mit der Kirche brechen, deren höchste Obrigkeit in Rom saß? Da war der Gallicanismus doch viel bequemer; man blieb Katholik und konnte doch noch Franzose bleiben; man verlängerte die Kette, ohne sie zu brechen, wie die Herren Lutheraner. Die Wissenschaft ist ihm wie vielen und nicht den schlechtesten seiner Landsleute ebenfalls kein Priesterthum im Dienste der Wahrheit. Rabelais ist so wenig Forscher, wie er ein Denker ist; er ist ein Neugieriger (un curieux), der von Allem nascht, sich keineswegs bei Halbkenntnissen oder unbestimmtem Wissen um die Dinge begnügt, sondern was seine Neugierde reizt, auch ganz zu erkennen sucht; aber nicht, um es als organisches Glied einzuordnen in ein wissenschaftliches System oder um es als Staffel zu brauchen, um weitere Sprossen nach dem Wahrheitsziele zu erklettern,

sondern um es als ein Stück mehr in seiner Raritäten-Sammlung aufzuheben; neun Zehntel der gebildeten Franzosen sind noch heute Collectionneurs und Connaisseurs.

Auch im Staat fand Maître Rabelais nicht Alles zum besten bestellt; aber er kam früh zur Einsicht, daß man dergleichen besser den Leuten überläßt, deren Amt es ist, was ihn nicht hinderte, von Zeit zu Zeit einzusprechen und seinen guten Rath anzubieten, vor Allem aber Alle, die im Amt sitzen, echt französisch für Spitzbuben oder Schwachköpfe zu erklären, factisch aber sie gewähren zu lassen. So kann er sich weder dazu entschließen, das „Weltwirrwesen" zu belachen, noch es zu verachten, noch es zu bekämpfen, noch eine Rolle darin zu übernehmen, noch es einfach zu beschauen und am „farbigen Abglanz" seine Freude zu finden — er möchte gern alles das zugleich thun, und so will ihm keines recht gelingen: es fehlt ihm eben an Charakter und an der Zucht, die den Charakter ersetzt; es bleibt also nur das Temperament, das gesunde, kräftige, überreiche, lebensvolle Temperament. Mit diesem allein, möchte man sagen, hat er sein Werk geschrieben, das strotzt von Leben und Fülle, die des äußern Maßes wie der inneren Seelenwärme entbehrt. Diese Vitalität ist sein großer Werth, diesen — und den historischen Werth als Denkmal des Jahrhunderts — wird es immer behalten; aber das genügt nicht Allen, und wer den höchsten Ausdruck der Renaissance zu kennen wünscht, wird wohl thun, ihn anderswo zu suchen; was er hier findet, ist nur Eine Seite der Renaissance.

In jener schönen Vorrede zum „Gargantua," die am Eingange des großen Werkes steht, ruft Rabelais dem Leser zu: „Habt ihr je einen Hund gesehen, der einen markigen Knochen erblickt? Habt ihr ihn gesehen, so habt ihr bemerken können, mit welcher Andacht er ihn belauert, mit welcher Sorgfalt er ihn überwacht, mit welcher Inbrunst er ihn festhält, mit welcher Vorsicht er ihn angreift, mit welcher Liebe er ihn zerbricht und mit welchem Fleiß er ihn aussaugt . . . Nach seinem Beispiele nun sollt ihr klug sein im Spüren, Riechen und Schätzen dieser schönen Bücher hohen Fettes (de haulte gresse), sollt leicht sein im Geschäft (au prochaz) und keck im Zugreifen; dann durch wißbegieriges Lesen und häufiges Nachdenken den Knochen zerbrechen und das substantive Mark daraus saugen, mit der sicheren Zuversicht, scharfsichtig und muthig bei besagtem Lesen zu werden; denn in selbigem werdet ihr ganz andern Geschmack finden und verborgenere Lehre, welche euch gar hohe Sacramente und furchtbare Mysterien offenbaren wird, sowohl in dem, was unsere Religion, als was den Staat und die Wirthschaft anlangt." Ich und mit mir Viele, in deren Namen ich reden zu dürfen glaube, haben gefunden, daß das „schöne Fett," das zweifelsohne drinnen steckt, nicht reichlich, nicht wohlschmeckend, nicht nahrhaft genug ist, um uns die Hände mit dem Knochen zu beschmutzen und die Zähne daran auszubeißen. Anderen sei es unbenommen, anders darüber zu denken.

Torquato Tasso.

„Das Volk hat jene Stadt zur Stadt gemacht," sagt Leonore von Sanvitale über Florenz, „Ferrara ward durch seine Fürsten groß."

Die echte Fürstenstadt in der That, und die erste: ein Stuttgart, ein Karlsruhe des 15. Jahrhunderts; ein Palast, um den sich eine Stadt baut, wie in Versailles, aber ein Palast, den wuchtige Thore verschließen, hohe dicke Thürme vertheidigen, tiefe Gräben umziehen. Die Idee der modernen Monarchie ist hier unter Gefahren entstanden, ist hier kämpfend gewachsen, hat sich hier trotz mächtiger Feinde zur schönen Blüthe entfaltet; freilich barg die Blüthe auch das Gift und reifte nie zu der Frucht, welche sich anderwärts aus ihr entwickelte, der Frucht des modernen Nationalstaats.

Von allen Fürstenhäusern Italiens war das der Este das einzige, welches alle Bedingungen einer nationalen und legitimen Dynastie in sich vereinigte: es war das älteste aller regierenden Häuser, es war italienischen Ursprungs, es war aus dem Feudaladel hervorgegangen. In allen übrigen monarchischen Staaten Italiens stammten die Fürstenfamilien von fremden Eroberern, bürgerlichen Emporkömmlingen oder glücklichen Abenteurern her; und dieser ihr Ursprung ging meist nicht über das 15. Jahrhundert zurück, d. h. er war zur Zeit der Renaissance noch ein Selbsterlebtes für die meisten Italiener. Alle tragen den Charakter der Tyrannis;

für legitim galten nur die Regierungen des Papstes, die überlebenden Republiken und — das Herzogthum Ferrara. Früh hatten die Este, ähnlich wie die Capetinger, durch Gewalt und List, Erbschaft und Heirath, klugen Geiz und klügere Verschwendung ihre Macht erweitert, ihr Ansehen befestigt, die Meinung bestochen. Von Petrarca bis auf Ariosto, von Guarino dem Humanisten bis auf Guarini den Dichter, von Bojardo bis auf Bembo hatten die ausgewählten Geister dieses Jahrhunderts sich an der Sonne von Ferrara erwärmt, ihren Glanz gepriesen. Auch das Verhältniß des dienenden Adels zum Fürsten war hier schon hundert Jahre vor Tasso ein ganz ausgebildetes. So ward der kleine Hof von Ferrara erst das Vorbild aller übrigen Höfe Italiens; dann empfing Madrid mittelbar, über Neapel, den Einfluß und suchte das spanische Ideal nationaler und religiöser Einheit mittelst der in Italien ausgebildeten Organisation zu verwirklichen. In St. Germain und Versailles wird nun dieses monarchische Ideal, dessen Wesen spanisch, dessen Gestalt italienisch ist, ein selbstbewußtes, durchdachtes, das man systematisch durchzuführen unternimmt. Nur hier gelingt es ganz; die Uebersetzungen in's Englische und Deutsche, welche Karl II. und Königin Anna, Friedrich I. und August der Starke, welche hundert andere versuchen, bleiben hinter dem Original zurück, obschon in allen noch die Familienähnlichkeit mit den Ahnen in Ferrara lebt. Der größte Dichter der neuen Zeit schaut die letzte Blüthe der dem Untergang geweihten Flora; er entwirft ein Bild davon, das treuer und lebendiger nicht gedacht werden konnte,

und giebt ihm die heimische Erde von Ferrara zum Schauplatz: ich meine Goethe und seinen Tasso.

Man ist wohl davon zurückgekommen, Goethe Mangel an historischem Sinn vorzuwerfen; allein man ist noch nicht dazu gelangt, ihn als den deutschen Dichter anzuerkennen, der mehr als alle andern den rückwärts gekehrten Seherblick des Historikers besaß. Kaum in Götz und Egmont aber ist die klare historische Anschauung und objective Wiedergabe wunderbarer als in Tasso. „Trägt der Dichter nicht die ganze Menschheit mit allen ihren Verhältnissen in seiner Brust?“ fragt Klinger's Dichter auf des Weltmanns Zweifel an seinem Verständniß des öffentlichen Lebens, und wer hätte sie vollständiger in sich getragen als Goethe? Man hat gesagt, er habe Weimar mit italienischen Namen geschildert: das ist nur insofern wahr, als eben in Weimar das Wesen des ferraresischen Hofes noch einmal auflebte; die ganze Gestalt dieses Lebens aber gehört Italien, gehört dem 16. Jahrhundert an. Nicht allein das Kostüm, die zufälligen Thatsachen, die vertheilten Rollen, die Zeichnung der ganzen politischen Lage der Halbinsel sind von seltener historischer Genauigkeit, (man denke nur an Antonio's Schilderung des römischen Treibens) auch die Gefühle und Gedanken sind die eines Jahrhunderts, wo die Kunst die höchste, Alles durchdringende Thätigkeit ist, einer Nation, in der aufbrausende Leidenschaftlichkeit und reizbarste Empfindlichkeit stets mit natürlicher Anmuth und stillschweigender Anerkennung der gezogenen Gesellschaftslinien wie des gegebenen Glaubens Hand in Hand gehn: ja der ganze Sigisbeismus des folgenden Jahrhunderts

ist schon in seinem edelsten Kerne hier im Voraus angedeutet. Wenn das Alles nicht den schärfsten Sinn bekundet für die Geschichte und was sie bewegt, so wüßte ich wahrlich nicht zu verstehen, was man unter Geschichte verstanden wissen will.

Als Torquato Tasso, ein einundzwanzigjähriger Jüngling (1565), an den Hof von Ferrara kam, war dieser schon in seiner Nachblüthe. Die Sitten waren milder, als zur Zeit Ariost's; die Hand fuhr nicht mehr so rasch nach dem Dolche; die feine, wie die grobe Zote, an der sich noch des ersten Alfonso's Schwester, die geistreiche Isabella Gonzaga und ihr geistlicher Bruder, Cardinal Hippolyt, so gerne erfreut, wäre von den Schwestern Alfonso's II., Lucrezien und vornehmlich Eleonoren, nicht mehr geduldet, geschweige denn genossen worden; die gesetzgeberische Thätigkeit der Akademien hatte schon begonnen und ihre Wirkung auf Sprache, auf Gedanken nicht verfehlt. Auch in geistlichen Dingen verstand man keinen Spaß mehr, wie zu den Zeiten Messer Lodovico's; Reform und Tridentinum hatten bitteren Ernst in die Religion gebracht; die Macht des Fürsten endlich war eine unumschränktere geworden, seit die letzten Reste des Vasallenthums unterdrückt waren; selbst die Willkür- und Gewaltthat des Monarchen — und Alfonso II. ließ es an solchen nicht fehlen — nahm den Charakter der Gesetzlichkeit an: eine gefällige Justiz räumte die Unbequemen weg, welche ein Jahrhundert früher vom Bravo aus der Welt geschafft wurden.

In solchen Zuständen war Nichts, das Tasso hätte verletzen können. Sohn eines alten Höflings und von

reinstem Adel, brachte er die zwei ersten Erfordernisse zum ehrenvollen Hofdienste mit auf die Welt. Eine sorgfältige, durchaus classische Bildung hätte es ihm möglich gemacht, den ersten Platz in der strengsten Akademie einzunehmen. Von enthusiastischer Frömmigkeit, war er doch der alten Kirche durchaus treu, und, keineswegs zum Grübeln über ihre Satzungen aufgelegt, brauchte er das Loos Renatens von Frankreich nicht zu befürchten, welche weder das Andenken des mächtigen Vaters, noch das des Gatten vor der Verbannung durch den eigenen Sohn schützte, da sie der neuen Lehre huldigte. Eine hochgespannte Natur, welche Liebe und Freundschaft gleich der Dichtkunst nur als reine hohe Flamme zu empfinden vermochte, fühlte sich der junge Tasso in Gesellschaft der schon reifen Lucretia und der kränkelnden Eleonore, der „Schülerin des Plato,“ in einer Region, wo alles Gemeine schwand; anerkennungsbedürftig schlürfte er hier den vollen Becher feinsten und berauschendsten Lobes, kredenzt von zartesten Händen. Und doch ging er zu Grunde. Das Ausschlaggebende für das Glück des Menschen ist eben weder Geist, nicht einmal immer der Charakter, noch weniger die Umstände, sondern das Temperament. Und furchtbar hatte das Geschick den armen Tasso heimgesucht. Welches auch das Unrecht Alfonso's gewesen sein mag — und es war groß — wie viel auch die Höflinge und Nebenbuhler am Dichter verbrochen haben mögen: die letzte Ursache seines furchtbaren Schicksals war sein Temperament. Auch Ariosto hatte mit Neidern zu thun, auch er diente einem unzuverlässigen Fürsten; auch er

liebte die Freiheit; aber er wußte, wo und wie man sie genießt, als er sich jenes bescheidene Häuschen baute, das an Goethe's Gartenwohnung gemahnt:

Parva, sed apta mihi, sed nulli obnoxia, sed non Sordida,
parta meo sed tamen aere domus.

Auch Leonardo da Vinci, der Goethe des 15. Jahrhunderts, wußte Fürstengunst und Freiheit des Sinnes mit einander zu vereinen, Tasso's Herdernatur wäre überall unglücklich gewesen. Er wird uns darum nicht minder rühren: die Selbstverschuldung des Unglücks ist ja eher ein Grund mehr zum Mitleiden in den Augen derer, die im Wesen des Menschen sein Verhängniß erblicken: aber einsehen muß man, daß das Unglück selbstverschuldet ist, damit man nicht ungerecht werde gegen die Umgebung des Unglücklichen. Goethe hat ihn uns Allen vertraut gemacht, uns gelehrt ihn zu bedauern, zu lieben, zu bewundern. Die Dichtkunst keines Volkes bietet ein Bildniß von so entsprechender Aehnlichkeit und Individualität bei so allgemeiner Gültigkeit: und es wäre mehr als dreist, neben ein solches Gemälde noch eine magere Handzeichnung stellen zu wollen, die doch ihr Bestes von dort entlehnen müßte. Nur über die Menschen und Dinge, welche vor und nach jener von Goethe zum Vorwurf genommenen Krise in Tasso's Leben eingriffen, dürften wenige Worte am Platze sein, welche in die Geschichte jener Spätrenaissance und in den italienischen Charakter einige Ausblicke eröffnen.*)

*) Die historische Literatur Neuitaliens ist reich an Monographien und Documentensammlungen, welche von gelehrten Forschern für gelehrte Forscher bestimmt sind; reich auch an erneuerten



Italien ist das Land, das 16. Jahrhundert die Zeit der Gegensätze. Neben würdelosester Servilität begegnet man auf Schritt und Tritt selbst heute noch dem empfindlichen Ehrgefühl eines Bernardo Tasso, der auch nicht eine Gunst annimmt, die er nicht zurückzahlen könnte, stolz wie ein spanischer Hidalgo unter seinen Lumpen — muß er doch manchmal den Morgen über im Bette bleiben, um sein einziges Paar Strümpfe selbst zu flicken — und gleich Horatio

„. . . so gut vermischt,
Daß er Fortunen nie zur Pfeife diente,
Den Ton zu spielen, den ihr Finger griff."

So Bernardo's Weib, die schöne Portia, fast noch ein Kind, als sie dem Fünfzigjährigen die Hand reicht;

Variationen über die anerkannten nationalen Größen des Mittelalters und der Renaissance, einer Gattung von rhetorischen Ergüssen, die heutzutage, selbst im Vaterlande der Akademien, nur noch von den Autoren selber gelesen werden; arm aber ist in Italien die historische Literatur der Gegenwart an durchgearbeiteten Werken, welche dem gebildeten Leser Vortheil und Unterhaltung zugleich bieten. Nehmen wir Villari's „Savonarola" und Gino Capponi's „Geschichte der florentinischen Republik" aus, so bleibt uns so gut wie Nichts aus den achtzehn ersten Lebensjahren des Königreichs; denn Comparetti's ausgezeichnetes, ebenso anregendes, als belehrendes Werk über „Virgil im Mittelalter" gehört schon nicht mehr der eigentlichen historischen Literatur an und Amari's „Sicilianische Vesper", Ricotti's „Compagnie di Ventura" wurden schon in den vierziger Jahren veröffentlicht. Ja auch Villari und vollends G. Capponi gehören ganz der voreinheitlichen Zeit an oder verdanken derselben ihre Bildung. Der Nachwuchs aber, der es versucht, jene Lücke auszufüllen, legt hier, wie in allen anderen Literaturgebieten, leider eine Unreife an den Tag, die uns seine wohlgemeinten Erzeugnisse etwas schwer genießbar macht.

wie verschieden ist sie von den gelehrten Damen Bologna's, den prachtliebenden Courtisanen von Rom, den vornehmen Prinzessinnen von Ferrara, den etwas hausbackenen Florentinerinnen. Eines indeß hat auch sie mit allen Frauen der Zeit gemein: die tiefe und ausgedehnte Bildung, welche nie der weiblichen Anmuth den geringsten Eintrag thut. Dagegen treten die Scheu vor allem gesellschaftlichen Treiben, der Sinn für Haus und Familie, die schwärmerische Auffassung der Mutterpflichten, die wir bei Portia finden, wie es in der Natur solcher Tugenden liegt, seltener zu Tage; sie sind darum nicht minder italienisch; ja ein gewisser Idealismus der Keuschheit, der von der Convention ganz unabhängig ist, und den uns Shakespeare's Imogen so reizend verkörpert,

Es ist nicht leicht, dieser Jugend, von welcher der Verfasser des vorliegenden Werks ein sehr charakteristisches Exemplar ist, ganz gerecht zu werden. (Torquato Tasso e la Vita italiana nel Secolo XVI di Pier Leopoldo Cecchi.) Es ist so viel guter Wille da, so redliche Gesinnung, so schöne Illusionen, dabei so treffliche Kenntnisse und so viel Fleiß, daß man gerne nur loben möchte, wäre nicht eben jener Grundfehler der Jugend, der das Alles verhinderte, den rechten Ausdruck zu treffen. Nun sagt das Sprichwort allerdings, jenen Fehler lege man alle Tage ab, und das Sprichwort möchte recht haben, wenn die Jugend nur die Tage ruhig wollte gewähren lassen. Das thut sie aber nicht und wir haben mehr als Einen gekannt, der noch in seinem fünfzigsten Jahre in jenem Sinne jung geblieben war. Nichts aber befestigt den Menschen mehr in der Jugend als das frühe Hervortreten in die Oeffentlichkeit. Wer die Welt ganz erfahrungs- und voraussetzungslos mit zwanzig Jahren abgeurtheilt, tritt nicht so leicht wieder aus dem Gesichtskreise heraus, aus dem er jene Urtheile gefällt: denn das geschriebene Wort bindet den Schreiber nicht nur dem Publicum, es bindet ihn auch sich selber gegenüber. Ich möchte jedem talentvollen jungen Manne, der den Beruf zum

Italien ist das Land, das 16. Jahrhundert die Zeit der Gegensätze. Neben würdelosester Servilität begegnet man auf Schritt und Tritt selbst heute noch dem empfindlichen Ehrgefühl eines Bernardo Tasso, der auch nicht eine Gunst annimmt, die er nicht zurückzahlen könnte, stolz wie ein spanischer Hidalgo unter seinen Lumpen — muß er doch manchmal den Morgen über im Bette bleiben, um sein einziges Paar Strümpfe selbst zu flicken — und gleich Horatio

„. . . so gut vermischt,
Daß er Fortunen nie zur Pfeife diente,
Den Ton zu spielen, den ihr Finger griff."

So Bernardo's Weib, die schöne Portia, fast noch ein Kind, als sie dem Fünfzigjährigen die Hand reicht;

Variationen über die anerkannten nationalen Größen des Mittelalters und der Renaissance, einer Gattung von rhetorischen Ergüssen, die heutzutage, selbst im Vaterlande der Akademien, nur noch von den Autoren selber gelesen werden; arm aber ist in Italien die historische Literatur der Gegenwart an durchgearbeiteten Werken, welche dem gebildeten Leser Vortheil und Unterhaltung zugleich bieten. Nehmen wir Villari's „Savonarola" und Gino Capponi's „Geschichte der florentinischen Republik" aus, so bleibt uns so gut wie Nichts aus den achtzehn ersten Lebensjahren des Königreichs; denn Comparetti's ausgezeichnetes, ebenso anregendes, als belehrendes Werk über „Virgil im Mittelalter" gehört schon nicht mehr der eigentlichen historischen Literatur an und Amari's „Sicilianische Vesper", Ricotti's „Compagnie di Ventura" wurden schon in den vierziger Jahren veröffentlicht. Ja auch Villari und vollends G. Capponi gehören ganz der voreinheitlichen Zeit an oder verdanken derselben ihre Bildung. Der Nachwuchs aber, der es versucht, jene Lücke auszufüllen, legt hier, wie in allen anderen Literaturgebieten, leider eine Unreife an den Tag, die uns seine wohlgemeinten Erzeugnisse etwas schwer genießbar macht.

wie verschieden ist sie von den gelehrten Damen Bologna's, den prachtliebenden Courtisanen von Rom, den vornehmen Prinzessinnen von Ferrara, den etwas hausbackenen Florentinerinnen. Eines indeß hat auch sie mit allen Frauen der Zeit gemein: die tiefe und ausgedehnte Bildung, welche nie der weiblichen Anmuth den geringsten Eintrag thut. Dagegen treten die Scheu vor allem gesellschaftlichen Treiben, der Sinn für Haus und Familie, die schwärmerische Auffassung der Mutterpflichten, die wir bei Portia finden, wie es in der Natur solcher Tugenden liegt, seltener zu Tage; sie sind darum nicht minder italienisch; ja ein gewisser Idealismus der Keuschheit, der von der Convention ganz unabhängig ist, und den uns Shakespeare's Imogen so reizend verkörpert,

Es ist nicht leicht, dieser Jugend, von welcher der Verfasser des vorliegenden Werks ein sehr charakteristisches Exemplar ist, ganz gerecht zu werden. (Torquato Tasso e la Vita italiana nel Secolo XVI di Pier Leopoldo Cecchi.) Es ist so viel guter Wille da, so redliche Gesinnung, so schöne Illusionen, dabei so treffliche Kenntnisse und so viel Fleiß, daß man gerne nur loben möchte, wäre nicht eben jener Grundfehler der Jugend, der das Alles verhinderte, den rechten Ausdruck zu treffen. Nun sagt das Sprichwort allerdings, jenen Fehler lege man alle Tage ab, und das Sprichwort möchte recht haben, wenn die Jugend nur die Tage ruhig wollte gewähren lassen. Das thut sie aber nicht und wir haben mehr als Einen gekannt, der noch in seinem fünfzigsten Jahre in jenem Sinne jung geblieben war. Nichts aber befestigt den Menschen mehr in der Jugend als das frühe Hervortreten in die Oeffentlichkeit. Wer die Welt ganz erfahrungs- und voraussetzungslos mit zwanzig Jahren abgeurtheilt, tritt nicht so leicht wieder aus dem Gesichtskreise heraus, aus dem er jene Urtheile gefällt: denn das geschriebene Wort bindet den Schreiber nicht nur dem Publicum, es bindet ihn auch sich selber gegenüber. Ich möchte jedem talentvollen jungen Manne, der den Beruf zum

wird vielleicht nirgends öfter angetroffen als in dem Lande, dessen Weiber nicht mit Unrecht als die leidenschaftlich-sinnlichsten dargestellt werden; und er behält hier auch in der Ehe ein mädchenhaftanmuthiges Wesen, daß bei den transalpinischen Frauen mit dem Gürtel und dem Schleier meist zu verschwinden pflegt. Das Eigenthümliche des italienischen Charakters ist eben immer die unverwüstliche Natürlichkeit und Anmuth bei höchster Civilisation, oft sogar bis in die Corruption hinein.

Am auffallendsten vereinigt Alfonso II., als ein rechter Vertreter seiner Zeit, die schroffsten Widersprüche in sich. Obschon bezähmt, lebt doch auch in ihm die Bestie noch, deren Losbrechen die Tage der ersten Renaissance mit solchem Schrecken erfüllt hatte. Manch-

---

Schriftsteller in sich fühlt, wünschen, daß er doch ja vor seinem fünfunddreißigsten Jahre keinen Verleger fände, während im Gegentheil der zum Handeln berufene Mensch, und das Genie wo und wie es sich auch immer bethätigen möge, wohl nie zu früh zum Thun und Schaffen kommen können. Ein talentvoller Mensch, der einen guten Schatz von eigenen Gedanken und Eindrücken, Welt- und Bücherkenntniß angesammelt, dazu seinen Geist wie seine Feder gehörig geschult hat, kann, nach einer schweigsamen Jugend, ungestraft sogar ein Vielschreiber werden: er wird sich schon nicht so bald ausschreiben. Wer aber sein Getreide schon grün verzehrt, dem bleibt nichts für den Sommer.

Bessere Belege für diesen meinen guten Rath könnte ich nirgends finden, als in der italienischen Literatur der letzten zwanzig Jahre. Roman und Schauspiel, wie Geschichte und Kritik kommen hier nicht aus der „Jugendeselei“ heraus, die der größte Dichter des Jahrhunderts als seinen einstigen Zustand bezeichnet hat, in der aber Niemand weniger verharrte als er; die Leutchen hier dagegen fahren munter fort, mit vierzig Jahren zu denken und zu schreiben, wie sie mit zwanzig Jahren dachten und schrieben; nur der Ton wechselt. An die Stelle der Empfindsamkeit

mal erinnert er an die Borgia selber; aber er hat, was die Borgia nicht hatten: ein hohes Bewußtsein seiner Pflichten als Herrscher, ein feines Gefühl für Kunstschönheit, Sinn für Maß im Luxus; er ist vor Allem schon viel conventioneller als die Menschen vom Ende des vorhergehenden Jahrhunderts und hier liegt der Haupt-Unterschied zwischen 1580 und 1480. Die Renaissance war eine Befreiung von den Banden des Mittelalters, den geistigen wie den sittlichen, je nach der Natur eines Jeden kam in dieser Freiheit das Lieblichste und das Furchtbarste des Menschen in gleicher Naivetät an's Sonnenlicht. Der Masse der Menschen aber bangte vor dieser Freiheit der Starken an Geist oder Charakter; und sachte nahmen sie die alte Arbeit

des lieben Ich tritt die Empfindlichkeit desselben; man geißelt seine Gegner mit Filelfo'scher Heftigkeit, wie man früher seine Freunde mit Gleim'scher Zärtlichkeit streichelte; das Ich aber bleibt doch immer die Hauptperson, und die Welt steht diesem Ich noch eben so allgemein gegenüber wie vormals, da sie noch voll guter Karle und böser Heinriche war; alle menschlichen Handlungen haben noch dieselben ganz einfachen Beweggründe; gewisse Menschenclassen, wie Pfaffen und Aristocraten, sind noch immer der Inbegriff aller Schlechtigkeit; Glück und Unglück hat nicht aufgehört, etwas ganz Zufälliges zu sein; Staatseinrichtungen sind mehr als je die Quelle alles Guten und Schlechten, das die Nationen befällt; und die Abstractionen des Jugendgeistes sind noch immer die einzigen Realitäten. Wie sehr dieser Jugendgeist aber unter der Herrschaft der Worte steht, bemerkt er selbst natürlich nicht.

Zu alle dieser Naivetät der Weltbetrachtung nun gesellt sich oft noch gar eine gewisse vordringliche Naivetät des Persönlichen, welche ja recht rührend und schön sein mag, den Leser aber durchaus nichts angeht. Die Herren scheinen eben zu glauben, das Recht des Sichselbstinsceneſetzens gelte nicht nur für den lyrischen

wieder auf, das alte unsichtbare und doch so feste Gespinnst, mit dem die Schwachen die Starken umspinnen, und welches so recht eigentlich die Arbeit und der Zweck aller Civilisation ist: ganz leise wurden die positiven Satzungen der Religion wieder hergestellt und durch eine straffere Organisation ihrer Dienerschaft in Sicherheit gebracht; ganz leise knüpfte der Staat seine augenblicklich gelockerten und zerrissenen Fäden wieder fester zusammen, richtete die Gesellschaft ihre zeitweilig umgeworfenen Wälle wieder auf; ganz leise ward Kunst und Poesie wieder unter Regeln und Gesetze gebannt, die sie strenger binden sollten, als die ritualistischen Fesseln des Mittelalters. Nur die Wissenschaft entging der gewandten und schlauen Hand der Convention, die

Dichter, dessen Object freilich immer sein eigenes Subject sein darf, sondern auch für den Geschichtschreiber und den Gelehrten. Hier z. B. bringt der junge Verfasser ganz unverblümt in der Widmung an zwei Professoren nicht nur seine Gefühle der Dankbarkeit gegen die Lehrer, sondern auch seine eigene Jugendgeschichte, seine Familie, seine Commilitonen vor das Publicum. Viel öfter aber geschieht's, daß die hoffnungsvollen Schriftsteller, weniger unmittelbar, dergleichen Persönliches in den Werken selber und zwar kaum verdeckt einführen, so daß der Leser gleich erfährt, mit welch' trefflichem Sohne, Bruder oder Ehegatten er zu thun hat; man denkt an gewisse Genrebilder neuesten Styles, in denen es dem Maler auch mehr um das Darthun seines Familiensinnes als um ein freies Wiederschaffen der Natur zu thun ist. Vielleicht dürfen oder müssen wir in dieser Kindlichkeit und Sentimentalität solcher jungen Italiener eine Reaction gegen die Sittenverderbniß früherer Zeiten, einen Widerstand gegen den vielfach noch herrschenden Skepticismus der Landsleute sehen, und wir würden es gern thun, wenn die Empfindsamkeit nicht eben ganz epidermaler Beschaffenheit wäre und all' dieser Naivetät denn doch die wahre Unmittelbarkeit fehlte, wie sie heutzutage der Jugend oft

auch sie unterbinden wollte, und rettete so die reine Flamme des von keiner weltlichen Rücksicht gebundenen, nur dem Befehle der Wahrheit gehorchenden, nur die Erkenntniß der Natur verfolgenden Menschengeistes: Galilei reicht Newton die Leuchte, die er von Kopernikus erhalten: vitai lampada tradunt. Für alle die aber, welche nicht der Wissenschaft dienen und doch ihre Persönlichkeit nicht aufgeben wollen, gilt es nun, ihre Kraft in den Banden des Gesetzes, oft des irrationellsten, zu bethätigen; es gilt für den Staatsmann zu zeigen, daß er auch ohne Gewalt und unter Achtung der Verträge die ihm gestellte Aufgabe, die Macht und Größe seines Staates zu erweitern, erfüllen kann; für den Priester auch unter der Last starren Dogmatismus die Innigkeit

---

fehlt und erst durch ein Abkratzen des Frühangelernten und durch ein Vertiefen des Gedankens wiedererlangt wird. Interessirten sich die Leutchen etwas lebhafter für die Dinge, so würden sie nicht so viel mit sich selber beschäftigt sein; und hörte ihre Selbstbeschäftigung wenigstens nicht gerade da auf, wo sie fruchtbar werden könnte, d. h. an dem Punkte, wo die Wirkung nach Außen nicht mehr mit in Betracht kommt, so würde uns auch ihre Persönlichkeit zu interessiren anfangen.

Uebrigens bleibt die Kindlichkeit nicht bei der Anschauungsweise und der Vordringlichkeit des Ichleins stehen, sondern spricht sich auch im Ausdruck aus, wodurch dann alle diese Werke — ich nehme auch sehr berühmte Novellen und Theaterstücke nicht aus — uns immer als gute Primanerarbeiten erscheinen, welchen der Lehrer eine lobende Censur nicht verweigern kann. Das Publicum aber, das kein Lehrer ist, hat das Recht, sich zu wundern, wenn junge Leute, die so intim mit Machiavelli's Discursen und Tasso's Briefen, mit Manzoni's Verlobten und Leopardi's Dialogen zu sein vorgeben, daraus so gar nicht gelernt haben, worauf es im Schriftstellern ankömmt, wie wir denn auch im Vaterlande der Kunst täglich Bilder, Statuen und Gebäude entstehen

des Glaubens und die Milde des Thuns zu bewahren; für den Künstler, für den Dichter sich den Formen anzubequemen, die ihm mit Recht oder Unrecht eine despotische Gesetzgebung auferlegt, wie der Mensch fortan die Aufgabe hat, in seinen gesellschaftlichen Beziehungen sich die reine Menschlichkeit zu wahren, ohne gegen die Sitte zu verstoßen. „Denn das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.“

Es ist das Tragische und Charakteristische in Tasso, daß er, der im Staate, in der Religion, in der Dichtkunst vor Allem, das Gesetz so unbedingt anerkannte, sich ihm so unbedingt unterwarf, dem gesellschaftlichen Gesetze sich nicht unterzuordnen vermochte. Nie fällt es ihm ein, weder an dem Rechte des fürstlichen Absolu-

sehen müssen, deren Urheber ebensogut in Chicago hätten aufwachsen können als am Arno oder Tiber: so spurlos ist das sie stets umgebende Schauspiel des Höchsten, was Malerei, Sculptur und Baukunst hervorgebracht, an ihnen vorübergegangen. In der Schreibart der neuen Schule nun herrscht vor Allem jener Mißbrauch des unbestimmten Adjectivum und jene Rhetorik nichtssagender Abstractionen, welche stets die sichersten Kennzeichen des verfallenen, nicht einmal des verfallenden Styles sind. Wie gesagt, ist unser junger Autor durchaus nicht der Einzige, noch der Schlimmste dieser modernen Stylkünstler und ich führe ihn nur an, weil mir gerade seine Schrift, deren Gegenstand zu interessiren versprach, unter die Hände gekommen und weil seine Manier die so Vieler ist: da ist Portia, die Mutter Torquato Tasso's, die könnte Figur am Hofe machen; aber es ist ihr nicht darum zu thun: „Ihre Freude ist das Haus, der Gatte; ihr glühender Wunsch, Kinder zu bekommen, um die unendlichen Freuden der Familie zu genießen.“ Auch der Vater Bernardo genießt — und zwar im selben Satze — „die unsagbaren Freuden dieses Kindes,“ seine alte Seele verjüngt sich und, wenn er, der Hofdichter, von seiner Frau spricht, wird er „einfach, wie das Herz des

tismus zu zweifeln, noch an den Satzungen der Kirche zu rütteln; correcter, classischer, akademischer war wohl kein großer Dichter mit Ausnahme Racine's; und wie herrlich gelang es ihm, in diesen Grenzen sein ganzes Genie zu entfalten. Scheint es doch, als habe er durch diese engen Schranken mehr gewonnen als verloren. Wie klar und durchsichtig ist sein Satzbau, der jede Inversion verschmäht, wie tadellos die Versification, die doch nie dem Reime und dem Tonfall zu liebe dem Gedanken ein Opfer auferlegt; wie keusch, fast nüchtern ist sein Ausdruck: gegen die Kühnheit Dante's gehalten, meint man fast Virgil neben Homer zu lesen; und doch welche Macht des Affects, welche Kraft der Erscheinung weiß der Dichter mit diesen anscheinend so verbrauchten

Weibes, ideal wie dessen liebender Blick," und sieht der Alte den zukünftigen großen Mann in seinem Söhnchen, weil es der Mutter nachschlägt, so ist das „eine wahre Intuition, weil geliefert vom Herzen einer tugendhaften Frau!" Die Worte Intuition, Ideal, Synthese, Aequation, Factor, Exponent, mit dem Zubehör vom Ewigen, Schönen, Göttlichen sind die Hauptingredientien dieser neuen nämlich philosophisch sein sollenden Rhetorik, in welcher leider der über Frankreich vermittelte deutsche Einfluß nicht verkannt werden darf.

Der deutsche Gedanke, die deutsche Gründlichkeit, die deutsche Wissenschaft genießen in der That in den romanischen Ländern eines sagenhaften Ansehens und trägt nur Etwas die deutsche Fabrikmarke, so ist man schon überzeugt, ohne weiter viel zu prüfen, etwas wunderbar Solides in Händen zu haben. Und da wir leider ebenfalls eine große Anzahl von Schriftstellern haben, die mehr mit volltönenden Worten als gediegenen Gedanken handeln, so meint man nur allzuoft, auch hier müsse doch ein Begriff bei den Worten sein." In Frankreich bildet wenigstens die angeborene Antipathie für alles Unklare immer noch ein heilsames Gegengewicht; auch läßt sich der Franzose nie so ganz über-

Mitteln hervorzubringen: er braucht sich eben den Ausdruck nicht erst zu schaffen, wie Homer und Dante, und er vermißt sich nicht, eine neue Sprache sich zu schaffen, wo eine fertige Sprache zu seinen Diensten ist: nur Dichter des Verfalls glauben im Ausdruck innoviren zu müssen, eben weil sie die ihnen abgehende Originalität durch eine erzwungene zu ersetzen das Bedürfniß fühlen.

Neben diese Correctheit der Werke Tasso's halte man die Abenteuerlichkeit seines Lebens. Der frühreife Knabe, der mit sieben Jahren einer der Ersten in der obersten Classe des Jesuitengymnasiums zu Neapel war, muß schon zehnjährig Schwester und Mutter verlassen; er ist zwölf Jahre alt, als er diese verliert, und nun beginnt das unstäte Wandern sein Leben lang, von

---

rumpeln, wie der Italiener, den gewisse fremde „Berühmtheiten“ vollständig verblüffen.

Bei dem Studium der fremden Literaturen nämlich ist, wie es nicht wohl anders erwartet werden darf, der dem Italiener eigenthümliche Mangel an Sinn für Verhältniß und Perspective, welcher ihn den Namen eines Verdi im selben Athem mit dem eines Cherubini aussprechen läßt und dem Archäologen Canina eine Grabstätte in Santa Croce neben Michelangelo und Galilei bereitet, noch viel auffallender, wenn auch erklärlicher, als in seinen eigenen Dingen. So ein junger Italiener spricht euch von gewiß sehr anerkennenswerthen Männern, wie die „illustri“ M . . . und L . . . genau wie er von Augustin Thierry und Ranke reden könnte. Von seinen ausländischen Vorbildern nun, unter denen der Hauptschuldige an dieser ganzen Rhetorik, Edgar Quinet, natürlich einen hervorragenden Platz einnimmt, hat der Italiener neuer Schule nicht nur die Gewohnheit wesenloser Worte, sondern auch die des Ausfüllens und Ausmalens angenommen, welche den Ton des Romans und zwar des schlechten Romans in die Sprache der Geschichte einführen möchte und leider oft wirklich einführt. So meint der brave Jüngling, dessen Büchlein

Rom, wo sein Vater Dienste genommen, nach dessen Vaterstadt Bergamo, von Bergamo an den Hof des Herzogs von Urbino, dessen Erstgeborener sein Spielgefährte wird, von Urbino nach Venedig; dann als Student nach Padua, wo er fünfzehnjährig sein großes Heldengedicht Rinaldo veröffentlichte. Von Padua geht's an die Universität Bologna und von da zurück nach Padua, dann zum ersten Male an den Hof von Ferrara, an den von Paris und Fontainebleau und wiederum nach Ferrara. Hier bleibt er am längsten; denn er lebt eigentlich voll nur im Frauenumgang, und hier hat er jede Art desselben wie Goethe in Weimar; und auch er läßt sich's nicht entgehen, bei aller hohen Liebe für Eleonoren mit allen anmuthigen Hoffräuleins zu

uns den Anlaß zu diesem Ergusse der Ungeduld giebt und der offenbar fürchtet, besagtes Büchlein könne zu mager ausfallen, er müsse uns beweisen, daß sein Held Torquato Tasso wirklich ein berühmter Mann sei, der es verdiene, daß man von ihm rede, und braucht vier volle Seiten dazu; in der Lebensbeschreibung selber aber ist er gut genug uns immer zu sagen, was „wohl" die Gefühle seiner Personen in jeder Lage gewesen sein mögen, ja er glaubt sogar, uns seine Vermuthung mittheilen zu müssen, Torquato „werde in den Windeln wohl wie alle Kinder gewesen sein; verwundert beim Anblick der Welt, wird er sie erstaunt angesehen haben; den Küssen, den tausend Gesten der in ihn verliebten Mama (sic!) wird er mit der Beredtsamkeit der Bewegungen geantwortet haben, welche immer voll hoher Bedeutung für die Eltern sind. Porzia nährte ihn selber und lehrte ihn mit ihrem Lächeln die unsagbare Melodie der Liebe verstehen." Als Tasso Eleonoren zum ersten Male erblickt, „fühlt er sich gerührt von jenem, ich weiß nicht was, welches jedes innere Gefühl aufregt, das Gesicht in Blässe färbt, die Augen niederschlagen und seufzen macht. Leonore muß es bemerkt haben; sie wird es für Schüchternheit gehalten haben; doch ist's unmöglich,

„miseln,“ um den Weimarer Kunstausdruck zu gebrauchen. Das Unglück will nur, daß er seine hohe Liebe allzuhoch, bis auf die Stufen des Thrones, bringt und rasche Gegenliebe fordert. Was Wunder, wenn der Boden auch hier bald zu heiß für ihn wird und es ihn auch in Ferrara nicht recht mehr duldete; wiederholt geht er nach Venedig und Padua, flüchtet endlich zu seiner Schwester nach Sorrento; hält's aber auch hier nicht lange aus, kehrt bald, wie der Schmetterling, zur Flamme von Ferrara zurück. Von neuem versengt, entflieht er von neuem, diesmal weniger weit, erst nach Urbino, dann nach Turin; von dort ausgeliefert, wird er auf Alfonso's Befehl in's Hospital gebracht, wo er jetzt endlich sieben Jahre lang gezwungene Ruhe haben sollte.

---

daß sie nicht etwas Ungewohntes und Unbegreifliches empfand. Alles wird man verbergen können, außer dem stillschweigenden Worte, welches aus dem Herzen kommt und zum Herzen niedersteigt.“ Als der berauschte Torquato sein Ferrara in den Himmel hebt, „wird wohl auch Bernardo, sich Illusionen hingebend, ausgerufen haben: Glücklich Du, der Du im Eden lebst, um rasch in's Empyreum zu fliegen!“ Und so Seiten lang immer im Futurum, wie die Erzählung immer im Präsens ist: das ehrliche schlichte Perfectum und Imperfectum unserer Väter ist ja längst aus der Mode.

Ich wiederhole es, der junge Mann, der dieses Buch geschrieben hat, besitzt schöne und genaue Kenntnisse und er hat Talent. Selbst Kenner des 16. Jahrhunderts werden viel Neues bei ihm lernen, das Alte von überall her mit Fleiß zusammengestellt finden, wenn auch mit viel unnützen phraseologischem Beiwerk ausgestattet. Seine Porträts wie seine Schilderungen von Zuständen, wo er sie nicht allzusehr ausführt (z. B. das Porträt Bernardo Tasso's, das Franz Maria's von Urbino, das Alfonso's II., die Schilderung der Universität Padua) sind sehr gelungen; allein es fehlt dem Verfasser an Geschmack, an Klarheit,

Tasso war vierunddreißig Jahre alt, als die furchtbare Zeit für ihn begann, wo nunmehr der Geist statt des Körpers die irre Wanderung fortsetzen sollte. Auch nach Cecchi's Untersuchungen bleibt das wahre Motiv der Verfolgung Tasso's unklar. Mit einer einfachen Tyrannenlaune erklärt sich die Handlungsweise des einst so vom Dichter eingenommenen Fürsten nicht. Es ist möglich, daß er ihn dem Medici, mit dem er zerfallen, nicht gönnte, seine bitterböse Satire fürchtete wahrscheinlicher, daß er den oft Gestörten wirklich für wahnsinnig hielt, daß er vielleicht fürchtete, er möchte ihm selber in einem solchen Anfalle nach dem Leben trachten. Jene Zeit aber kannte keine andere Behandlung des Wahnsinns, als die Haft. Uebrigens darf auch diese nicht nach dem furchtbaren Verließe beurtheilt werden, das man in Ferrara dem Reisenden als den Kerker Tasso's zeigt — the cave which is my lair, wie Byron singt. Daß Tasso in einem solchen, fast luft- und lichtlosen, Raume keine Freunde hätte em-

---

an Maß, er müßte lernen nur dann zu schreiben, wenn er wirklich eine Idee, einen Eindruck, eine Thatsache zu melden hat, Nichts mehr, als diese Ideen, Eindrücke und Thatsachen, sie aber einfach und schmucklos, in dem Gewande mitzutheilen, das sie am bestimmtesten hervortreten ließe und sie endlich so zu ordnen, daß man dem Gange der Gedanken und Ereignisse leicht folgen könne. Wollte er noch dazu die Urtheile über den Werth oder Unwerth der Personen und Dinge dem Leser überlassen, so würde er, anstatt eines schwerlesbaren Buches von 300 Seiten, einen Essay von 50 Seiten geliefert haben, der so lehrreich als angenehm gewesen wäre und er wäre der Gefahr entgangen, als Specimen einer ganzen Gattung herhalten zu müssen, während er doch im Grunde alles Zeug in sich hat, um über dieser Gattung zu stehen.

pfangen, keine neuen und alten Bücher lesen, nicht unzählige Briefe empfangen und schreiben, noch seine Dialoge und seine polemischen Schriften gegen die Crusca verfassen können, liegt auf der Hand; und da kein Zweifel sein kann, daß er die sieben Jahre seiner Haft im Spital von Santa Anna zubrachte, so steht es frei, an andere Räume dieses großen Krankenhauses zu denken; jedenfalls muß man sich das Gefängniß des Dichters nicht wie die administrativen Casernengefängnisse und Irrenhäuser von heute vorstellen.

Als er endlich, man kann sagen auf die Fürsprache Italiens, aus der langen Haft entlassen wird, fängt das rastlose Reisen von neuem an. Kaum ist irgend ein Mensch unserer Eisenbahnzeit so viel unterwegs gewesen, als Tasso zu Fuß, zu Pferd, zu Schiff, immer fast ganz mittellos. Unausgesetzt wandert er neun Jahre lang von Ferrara nach Bergamo, dann wieder nach Ancona und Loreto, nach Rom, nach Neapel. Kaum glaubt man ihn in Florenz auf dem lieblichen Hügel von Montoliveto glücklich eingerichtet, so ist er auch schon wieder in Rom. Hier eröffnet sich ihm eine Aussicht auf dauernde Stellung, aber in der Furcht, sich zu binden, eilt er nach Mantua und so geht's bis an sein Ende; wohl sieben Mal pilgert er in den letzten Jahren von Rom nach Neapel, von Neapel nach Rom. Hier wartet seiner die höchste, schönste Ehre, die er sein Leben über geträumt: wie Petrarca soll er gekrönt werden auf dem Capitol. Da bricht er endlich zusammen, noch ehe seine Hand den ersehnten Kranz berühren kann. Jeder Reisende kennt das reizende Klostergärtchen von San Ono-

frio, wo sein gehetzter Körper, sein rastloses Gemüth endlich die Ruhe fanden. Nur der Tod konnte diese wilde Seele bändigen, die nicht Reichthum und Ehre, nicht Armuth noch Strafe, nicht Liebe noch Freundschaft hatten zähmen können: die Freiheit, die Tasso suchte, ist nicht von dieser Welt, und den, der ohne diese Freiheit nicht leben kann, zermalmt die Welt langsam aber sicher mit ihrem unwiderstehlichen Räderwerk. Wohl ihm und wohl der Menschheit, daß der Dichter zuweilen dem furchtbar ungleichen Kampfe entging und in die fried= lichen Regionen seiner geträumten Welt flüchtete, aus der er uns jene süßen Gesänge zurückbrachte, welche die Ohren und die Gemüther der Menschen beglücken werden, so lange jene noch dem Wohllaut der Sprache, diese noch der Zartheit des Gefühles zugäng= lich sind.

John Milton.

Die Mitte des 17. Jahrhunderts war die Zeit, in der unter heftigen Wehen der moderne Engländer ge= boren wurde, wie sich der Nationalcharakter und die Weltanschauung des Italieners in der ersten Hälfte des 16., die des Franzosen am Anfange des 17. Jahrhun= derts, die des Deutschen zwischen 1775 und 1825 unterm sich kreuzenden Doppelstrome unserer klassischen Literatur und der Befreiungskriege, dauernd festgesetzt haben. Nicht

als ob jede dieser vier Nationen nicht auch vorher schon eine bestimmte Physiognomie und eine bestimmte Lebensbetrachtung besessen hätten; aber in den bezeichneten Epochen ist eine gänzliche Umwälzung darin vorgegangen: die Grundzüge sind wohl geblieben, aber die ganze Richtung ist verändert worden. Man denke an das Italien Pulci's und Lorenzo's und vergleiche es mit dem Italien Tasso's und Alfonso's II.; man frage sich, ob ein Franzose von 1877 in seinen politischen, religiösen und sittlichen Begriffen nicht mehr mit seinem Vorfahren von 1650 gemein hat, als dieser mit seinem eignen Vater, der vielleicht noch die Religionskriege unter Heinrich IV. mitgemacht hatte; man vergegenwärtige sich, was den Deutschen noch zur Zeit Francke's, ja Klopstock's bewegte und wie er heute zu Religion und Staat steht.

Nirgends aber war diese Umwälzung tiefer als bei der englischen Nation. Das heitere Altengland der elisabethischen Zeit war wie weggeschwemmt nach der „großen Rebellion und der ruhmreichen Revolution". Noch heute gilt dem rechten Engländer das Theater als eine Erfindung des Satans. Kaum daß man sich heute noch vorstellen kann, daß Shakespeare wirklich ein Engländer gewesen. Heinen wunderte das bekanntlich noch mehr als seinen Hamburger Freund die fatale Thatsache, daß unser Heiland ein Jude war. Und es ist nicht zu leugnen, die englische Revolution mag dem Staate und dem „zoon politikon" sehr förderlich gewesen sein, der Kunst und dem Menschen war sie's nicht. Der Engländer ist starrer, enger, unliebenswürdiger daraus hervorgegangen. Die englische Religion, deren charakteri-

stische Eigenschaft die Langweiligkeit ist, hat auch ihrem Bekenner etwas von dieser ihrer Eigenschaft mitgetheilt. Der Puritanismus hat nicht nur die dem anglikanischen Protestantismus des 16. Jahrhunderts völlig unbekannte Heuchelei in die freie, wahrheitsliebende Nation eingeführt; er hat auch den falschen Begriff eingebürgert, der Shakespeare's Zeit ganz fremd war, daß der Ernst (earnest) das ganze Leben durchziehen müsse, während es doch hunderte von Verhältnissen giebt, in denen er geradezu vom Uebel ist und über die nur die Heiterkeit und der Leichtsinn hinaushelfen. Ist ja doch in einem Sinne die ganze menschliche Existenz auf letzteren gegründet, ohne ihn undenkbar: wer möchte nur eine Stunde weiter leben, das Leben genießen und handelnd ins Leben eingreifen, wenn er nicht den Tod vergäße, der ihn und seine Liebsten stündlich ereilen, alle seine Unternehmungen vereiteln kann, wenn er nicht vor Allem die Augen vor den Leiden, dem Elend, den Sorgen verschlösse, welche unausgesetzt und überall, nicht allein die Mitmenschen, sondern auch alle fühlenden Wesen foltern? Der heilsame, fruchtbringende Ernst ist gerade das Gegentheil vom unterschiedslosen Gewohnheitsernst; er besteht darin, Nichts leichtsinnig zu unternehmen, ganz und mit voller Seele bei dem zu sein, was man unternommen, dabei die höchsten Anforderungen an sich zu stellen; keineswegs aber immer an Tod, Sünde und Leiden zu denken.

Dabei ist noch überdies der englische Ernst immer mürrisch und hart: ihm liegt ja nicht das Mitleiden, sondern das Pflichtgefühl zu Grunde. Selbst die Schön-

heitsbedürftigen unter den Engländern, welche, wie Laud unter Karl I. oder Dr. Pusey unter Königin Victoria, die Religion gern auch den Sinnen gefälliger und einschmeichelnder machen möchten, gehen immer mit einer gewissen verständigen und methodischen Härte zu Wege, die wieder ihr ganzes Unternehmen verdirbt. Denn Alles tritt bei der Nation sofort in den Verstand und wird vom Willen ergriffen: das reine, willenlose Anschauen eines Shakespeare ist ihr durchaus fremd, ja unverständlich geworden; daher auch die ganz äußerliche rubrikenhafte oder aber stofflich-utilitarische Art ihrer Kunstauffassung, welche einen armen Italienbewohner, so sagt man, bisweilen schier zur Verzweiflung bringen kann. Ueberhaupt darf man vielleicht sagen, daß der Protestantismus, selbst unser reicherer lutherischer, den Verstand wohl emancipire, den Charakter stähle, aber auch oft den künstlerischen Sinn ersticke, ja sogar manchmal das Gemüth — die Charitas — verdörre, recht im Gegentheil vom Katholicismus, wenigstens dem nicht-jesuitischen, der so recht die liebenswürdigen Tugenden und Untugenden der menschlichen Natur, freilich meist auf Kosten für's thätige Leben wichtigerer Thätigkeiten, fördert und entwickelt. Am schlimmsten aber von allen Protestantismen ist in der Hinsicht der englische: ich sage der englische, als ob's nur einen Protestantismus in England gäbe. Der Puritanismus hat eben allen Secten des Inselreiches, selbst der hochkirchlichen, seinen herben und traurigen Charakter aufgedrückt.

An Niemand hat diese trockenste aller Religionen, welche im 17. Jahrhundert dort zur Herrschaft kam, mehr

verbrochen als an Milton, dem Dichter.[1]) Seine ganze Bildung war noch die der Renaissance gewesen. Er selbst war in seiner Jugend von seltener Vorurtheilslosigkeit und Unabhängigkeit des Geistes, jedem Eindruck offen, geneigt jede Form anzunehmen und gewandt in ihrer Behandlung: bald sollte es sich zeigen, nur allzu zugänglich den Strömungen der Zeit. Das Alterthum, die gerade damals zu ihrem großen Aufschwung ansetzende Naturwissenschaft, Italien hatten seine Jugend begeistert; an Spenser und Shakespeare hatte er sich gelabt und herangebildet. Wenn er sich auch schon als Jüngling mit einer gewissen mädchenhaften Hoheit und Reinheit von

---

[1]) Milton und seine Zeit von Alfred Stern. Erster Theil 1608—1649. Leipzig 1877. Duncker und Humblot. Ein Band von XIV und 848 S.

Wie der Titel besagt, haben wir es hier eigentlich mit zwei Werken zu thun, deren eines das Leben und die Werke Milton's, das andre die Geschichte seiner Zeit erzählt. Beide sind gleich sorgfältig gearbeitet; aber der literarische Werth leider ist darum noch keineswegs derselbe. Wo Herr Stern die Entstehung und den Fortgang der „großen Rebellion" darstellt, darf er sich mit den ersten Meistern heutiger Geschichtsschreibung messen: er fesselt uns, indem er uns belehrt, und wir haben überall das Gefühl, daß wir auf festen Boden treten. Wo er dagegen die Privatverhältnisse Milton's, dessen persönliche Beziehungen und Studien, Erlebnisse und Werke schildert, ist es uns oft recht schwer ihm zu folgen und trotz, ich dürfte wohl auch sagen wegen, der Masse des angehäuften Materials, gelangen wir zu keinem recht klaren Bild der Menschen und der Dinge. Die natürliche Anlage und was damit verbunden zu sein pflegt, die Neigung des Schriftstellers, welche ihn mehr auf's Allgemeine als auf's Besondere in der Geschichte hinweisen, in der Geschichte ihm aber das Politische näher legen als das Literarische und Psychologische, mögen dabei im Spiele sein; der Hauptgrund dieser Verschiedenheit

dem etwas wüsten Treiben der lärmenden Universitäts-genossen abwandte, so nahm diese Sittenstrenge doch noch nicht das rauhe Gewand an, das sie später trug. „Ich bestärkte mich," sagt er selber, „in der Ansicht, daß wer es nicht vergeblich unternehmen will, hohe Dinge würdig zu besingen, selbst vorher ein wahres Gedicht sein müsse, d. h. ein harmonisches Urbild der besten und rühmlichsten Züge." Aber an Plato's Idealismus suchte sich damals sein Geist zu diesem hohen Ziele zu erheben; sein Dichter-sinn gefiel sich in den hellen Bildern des Hellenenthums und liebte es, dessen Gestalten heraufzubeschwören; seine Jugendgedichte bewegen sich noch ganz in den sinnlich-

---

scheint mir jedoch in der Methode zu liegen: Herr Stern hat sich in der Lebensbeschreibung Miltons als Quellenforscher zeigen wollen, in der Darstellung der öffentlichen Ereignisse hat er keinen Anspruch der Art erhoben, obschon derselbe ganz ebenso gerecht-fertigt gewesen wäre. So hat er sich denn hier, nach langen, eingehenden Studien und vollständiger Durchdringung seines Gegenstandes, einfach auf seine Eindrücke, sein Gedächtniß, die ge-wonnenen und ihm feststehenden Anschauungen verlassen, und so aus dem Vollen schöpfend ist es ihm gelungen, eine wirklich meisterhafte Geschichte Englands im 17. Jahrhundert zu geben, während er für Alles, was Milton anging, seine Notizen sorgfältig aufbe-wahrt hatte und dieselben nun mit peinlicher Gewissenhaftigkeit aneinanderreihte, ohne daß es ihm geglückt wäre, die Nähte zu verbergen. Hätte er doch wenigstens diese seine Notizen, wenn er den Muth nicht hatte, sie, nachdem er sich ganz mit ihnen durch-drungen, sammt und sonders zu verbrennen, unter die Seite in die Anmerkungen verbannt oder dieselben nebst den dazu gehörigen kritischen Disquisitionen, nach altem, gutem, leider aus der Mode gekommenem Gebrauch, als Excurse in den Anhang relegirt. Allein das wäre wiederum seine Sache nicht gewesen: es gilt ja heute den Büchern ihr pedantisches Aussehen zu benehmen, indem man den schwerfälligen Apparat von Anmerkungen unterdrückt, der die

schönen Vorstellungen des griechischen Heidenthums. Er plante ein Heldengedicht in Tasso's Sinne, das in der Person König Arthurs und der Ritter seiner Tafelrunde Vaterland und Christenthum verherrlichen sollte, ohne die Heiterkeit der antiken Fabel zu verläugnen. Da kam der Sturm, der diese Welt verwehte, und der schon zum Priester jenes holden Evangeliums der Schönheit Geweihte stand nicht an, den Stein auf die Ideale seiner Jugend zu werfen, die leuchtende hellenische Bildung auf dem Altar des finstern, alttestamentlichen Judengottes zu opfern, ja die Blasphemie auszustoßen, Homer und

— — ——

Bücher unserer Väter verunstaltete. Wenn man nur auch die Sache unterdrückte! In Wahrheit aber steckt man sie in den Text, wo sie freilich dem Auge weniger störend sein mag, dem Sinne aber viel unerträglicher wird. Es ist, wie wenn ein Speisewirth aus Furcht, die Gäste durch die zu augenfällig gelegene Küche abzuschrecken, dieselbe ganz abschaffte und im Eßzimmer kochen ließe.

Diese Bemerkungen sind durchaus nicht ausschließlich gegen Herrn Stern gerichtet, der ja nur einer weitverbreiteten Sitte huldigt und die angesehensten Autoritäten unserer Zeit für diese seine Methode anrufen kann. Deshalb auch bestehen wir an dieser Stelle auf dieser Rüge: es handelt sich um eine, unserer Ansicht nach falsche Richtung, welche die neuere deutsche Geschichtsschreibung eingeschlagen hat und vor der gerade die Jüngeren gewarnt werden müssen. Man hat angefangen einzusehen, daß gediegene Bücher nicht auch durchaus unlesbar sein müssen und hat sich mit Erfolg daran gemacht, nach dem Muster der Engländer und Franzosen elegante und angenehme Geschichtswerke zu schreiben; allein man hat es doch nicht über sich bringen können, ganz auf den Ruhm deutscher Gelehrsamkeit und Gründlichkeit zu verzichten. Anstatt nun aber dem Fachgelehrten zu überlassen, die Festigkeit dieser Grundlage von Forschungen zu prüfen, beziehungsweise sie dem Publicum gegenüber zu bezeugen, so meint der Schriftsteller, er könnte das selber übernehmen.

Sophokles hätten nur von Palästina ihre Inspiration erhalten und fast ungeschickt nachgelallt:

„That rather Greece from us (Hebräer) these arts derived,
Ill imitated, while they loudest sing
The vices of their deities and their own
In fable, hymn or song, so personating
Their gods ridiculous and themselves past shame.
Remove their swelling epithets, thick laid
As varnish on a harlot's cheek; the rest,
Thin sown with aught of profit or delight,
Will far be found unworthy to compare
With Sion's songs, to all true taste excelling.

(Paradise Regained, IV.)

Gerade die unnachahmliche Schönheit solcher gotteslästerlicher Verse zeigt am Beredtesten und Eindrücklichsten, was der Puritanismus hier im Keim vernichtet

---

Allein auch das thut er nicht, indem er sich begnügt, in einer Fachzeitschrift oder in einem ausschließlich gelehrten Werke oder mindestens im Anhange seines für die Leser bestimmten Buches über seine gelehrten Forschungen und Untersuchungen Rechenschaft abzulegen; er glaubt beides miteinander verbinden zu können, indem er bald Seiten lang in schönem Flusse erzählt, darstellt oder auseinandersetzt und dann wieder ebensoviel Seiten lang über Daten und Pünktchen auf dem J herumargumentirt. Wie z. B. Herr Gregorovius — man sieht, ich wähle meine Beispiele nicht unter den verächtlichsten Autoren unserer Zeit — jeden Augenblick seine spannende Erzählung oder geistreiche Schilderung unterbricht, um uns im Texte alle seine archivalischen Entdeckungen über die Heirathscontracte der Cousinen und Kammerjungfern seiner Heldin nebst den Namen aller dabei anwesenden Zeugen mitzutheilen, so schenkt uns auch Herr Stern keine seiner, an sich ja sehr lobenswerthen, Untersuchungen über die Vorfahren Miltons, über ihre und seine Wohnungen, über die Pachtcontracte von Miltons Schwiegervater, über dessen Schulden und die Namen seiner Gläubiger, ja endlich über das ganze Inventar seiner verkauften oder sequestrirten Besitzthümer! Als ob es nicht ganz genug

hat. „Welch' edler Geist ward hier zerstört," möchte man mit Ophelia rufen; denn es ist nicht etwa ein Dichter zweiten Ranges, ein Byron, ein Heine oder ein Musset, es ist einer der wenigen Hochbegnadeten der Menschheit, deren die Weltgeschichte kaum Einen in einem Jahrhunderte verzeichnet, der hier von seinem rechten Wege abgelenkt und in die Wüste der protestantischen Scholastik geführt worden ist: dazu Einer, der zum Genius die klassische Bildung mitbrachte und durch sie die Sicherheit des Geschmackes, die den Meisten seiner Landsleute abgeht. Nie ist Milton von der echtenglischen Krankheit des Euphuismus angesteckt worden, der selbst ein Shakespeare seinen Tribut zahlen mußte und die, keineswegs von den Italienern oder Spaniern entlehnt, — denn

wäre zu wissen, daß der Mann seinem künftigen Schwiegersohne Geld schuldete, daß er, der Royalist, durch den Bürgerkrieg ruinirt ward und endlich mit der ganzen Familie ein zeitweiliges Asyl bei dem Sohne seiner Tochter suchen mußte. Ein Geschichtswerk ist ja keine akademische Lehrstunde, bei der es weniger auf das Resultat ankommt, als auf die Weise wie es gewonnen wird. Hier im Gegentheil ist das Ergebniß die Hauptsache. Alles was den Schriftsteller interessirt, interessirt deshalb noch nicht den Leser: nicht jedes neuaufgefundene Datum, nicht jede Entdeckung einer neuen Thatsache ist mittheilenswerth; und der Forscher muß, sobald er Schriftsteller wird, sich sofort klar machen, daß gewisse Funde, die ihm vielleicht am meisten erfreuen, welche oft die Frucht langer mühevoller Jagd gewesen sind, für den Leser gar keinen Werth haben: und die Bücher sind der Leser wegen, nicht die Leser der Bücher wegen da.

Auch darin folgt unser Verfasser berühmten und anerkannten Vorbildern, daß er, wo und wann bestimmte Angaben fehlen, der lieben Vollständigkeit wegen uns gerne mittheilt, was sein Held „wohl," „vielleicht," „offenbar," „ohne Zweifel" gethan habe, und uns zu wissen thut, wie „wir uns denken können," wie

lange vor Cavalier Marini und selbst vor Gongora blühte der Marinismus und Culterianismus in England — von Lily bis auf Dryden und von Dryden bis auf Swinburne die englische Poesie inficirte. Kein englischer Dichter, auch selbst Shakespeare nicht, handhabte den Vers meisterhafter als der Sänger des „Verlorenen Paradieses“, keiner hatte den Alten das Geheimniß der Composition, das den Werken der englischen Muse so ganz abgeht, besser abgelauscht als er. Und diesen angeborenen und erworbenen Beruf zum Nationaldichter hieß ihn die „neue Lehre“ aufgeben, indem sie ihn in ihren Sklavendienst preßte!

Tantum relligio potuit suadere malorum!

„man vermuthen darf,“ wie „es nahe liegt vorauszusetzen,“ daß er seine Zeit verbracht. Ebenso vollständig pflegt man in der Aufzählung aller der Namen zu sein, mit deren Trägern der Gegenstand einer Biographie je zusammengetroffen, oder der Titel aller Bücher, die er nachweislich gelesen hat. Auch das kann von Interesse sein, wie C. Justi in seinem „Winckelmann“ bewiesen hat. Alle diese Charakterköpfe uns vordem selbst dem Namen nach unbekannter römischer Prälaten aus der Zeit Lambertini's leben, wir glauben sie persönlich gekannt zu haben, und mit ihnen lebt die ganze Zeit vor unserm innern Auge auf. Die Namen der florentinischen Freunde Milton's, über die wir erst gestern gelesen, haben wir heute schon vergessen: es sind eben Namen geblieben. Die Natur von Herrn Stern's Talent mag, wie schon bemerkt, dazu beigetragen haben, diese Partien seines sonst so ausgezeichneten Werkes weniger anregend zu machen: die künstlerische Gestaltungskraft, die lebendige Darstellung des einzelnen Menschen und des einzelnen Ereignisses scheint nicht seine Sache zu sein; selbst von seinem Milton gewinnt man keine recht klare Anschauung, geschweige denn von den Deuteragonisten und Tritagonisten. Dagegen ist er ganz zu Hause und glückt es ihm ungemein, wenn er den ursächlichen Zusammenhang in der Ge-

Selbst die Gräuel der Albigenserkriege und der Bartholomäusnacht, die irischen Metzeleien und die anglikanischen Verfolgungen, so viele andere Verirrungen frommen Eifers, die dem wirklich Frommen manchmal alle positive Religion als ein Werk des Bösen vorkommen lassen, erscheinen fast weniger empörend als solcher Geniemord: denn sie haben wenigstens nur die Leiber, höchstens solche Geister getödtet, die doch nie ein nationales Epos gedichtet hätten.

Man mißverstehe mich nicht. Niemand, Herr Stern selber nicht, kann das „Verlorene Paradies" aufrichtiger bewundern, als Schreiber dieses, der sicherlich nicht zu denen gehört, so da dem Apfel vorwerfen, kein Pfirsich zu sein. Hier aber ist auf den edlen Pfirsichbaum ein

schichte aufdeckt, die allgemeinen Strömungen in derselben verfolgt, die Nachwirkungen der Ereignisse darstellt, den Gesammtcharakter einer Epoche, eines Landes, einer Partei schildert. Vielleicht führt ihn auch hier bisweilen der Wunsch, Milton zu rechtfertigen, weiter als es die Thatsachen erlauben. (So wenn er sich durch einzelne, von den Independenten geradezu verläugnete Neuerer, wie Roger Williams und Hugh Peters, dazu verleiten läßt, den Independentismus als die Vertretung der Gewissensfreiheit darzustellen. In Wahrheit gaben die „Heiligen" den Papisten, Bischöflichen und Presbyterianern nichts nach an Intoleranz und Engherzigkeit des religiösen Standpunktes.) Im Allgemeinen jedoch scheinen uns Sterns historische Würdigungen auf gesündester politischer Einsicht zu beruhen. Auch wirkt seine Darstellung, trotz des Vielen und Vortrefflichen, was die angesehensten Historiker unserer Zeit über die englische Geschichte des 17. Jahrhunderts geschrieben haben, als eine frische, neue; und sie hat das Verdienst ebenso klar als lebendig zu sein, wie denn auch die Schreibart Sterns nicht nur warm und anregend, sondern auch von größter Deutlichkeit und Einfachheit ist. Nie stelzt er auf dem Kothurne einher, den gewisse Schriftsteller heutzutage wieder in Mode ge-

ärmlich Apfelreis gepfropft worden und gerade die wundervollen Gesänge, in denen die menschlichen Freuden der ersten Eltern, die menschlichen Leidenschaften des Fürsten der Hölle geschildert werden, lassen Einen bedauern, daß nicht auch die übrigen Theile, statt theologischer Argumentationen über die Prädestination und die göttliche Natur des Sohnes, ebenfalls die Schönheit der irdischen Natur und die Bewegungen des menschlichen Gemüthes besingen. Sehr richtig sagt Herr Stern: „Man bemerkt, wie der jugendliche Milton gleichsam auf der Grenzscheide von zwei Zeitaltern steht. Abgestoßen von der Frivolität und Manierirtheit der Modedichter, flüchtet er sich zurück zu jenen reinen Gebilden der Renaissancezeit, wie sie Spensers Hand vorzüglich ge-

bracht, aber er schlendert deshalb auch keineswegs, wie eine andere Kategorie beliebter Historiker, in Pantoffeln und Schlafrock herum.

Unser Verfasser hat leider in der Literaturgeschichte der Miltonischen Zeit nicht dieselbe Methode verfolgt, wie in der politischen Geschichte. Er hat auch hier, wie in der Biographie, sowohl seinem Talente Zwang angethan, als den Punkt verkannt, auf den es ankam. Er kann sich nicht dazu verstehen, uns mit Eigennamen, Daten und Analysen höchst uninteressanter Bücher zu verschonen. Daß er aber auch über die Erscheinungen auf diesem Gebiete nachgedacht, daß er tiefe und eigenthümliche Ansichten darüber besitzt, hat er zur Genüge bewiesen und gewisse Charakteristiken der Geistesrichtungen jener Zeit dürfen dem Besten angereiht werden, was in der Literaturgeschichte geleistet worden; nur schade, daß sie in solchem katalogischen Apparate vergraben sind. Auf welche Leser rechnet denn Herr Stern? und, ich wiederhole es, Herr Stern ist mir nur der Repräsentant einer ganzen Gattung und zwar der Besten Einer, wie es denn immer angezeigt ist, sich beim Ankämpfen wider eine falsche Richtung gegen die Zugführer, nicht gegen die Gregarier zu wenden. Für wen schreibt man derartige Bücher? Für Solche, die wieder ein Werk

schaffen hatte. Er fühlt sich durch die Gemeinsamkeit des Enthusiasmus für das sittlich Schöne und die schöne Sittlichkeit besonders zu ihm hingezogen; aber dieser Enthusiasmus erscheint eben nicht mehr in der vollen Freiheit der früheren Epoche. Die Kraft der puritanischen Ideen, dem Entscheidungskampf mit den feindlichen Mächten nahe, droht ihn von großen Gebieten ganz abzulenken und ausschließlich auf das der didaktisch-religiösen Dichtung hinüberzuleiten. Es bedurfte nur einer lebhaften Theilnahme an den gewaltigen Kämpfen, die sich vorbereiteten, einer stärkeren Durchdringung mit den biblischen Vorstellungen, um Milton aus dem letzten Dichter der englischen Renaissance zum ersten, zum größten des Puritanismus zu machen." Allein der Pu-

über dasselbe Thema schreiben wollen, vielleicht auch schon geschrieben haben, jedenfalls den Lebensberuf haben, den Schriftstellern in irgend einem gelehrten Anzeiger die Druckfehler zu corrigiren! Oder aber für gebildete Menschen, welche angeregt und belehrt sein wollen, denen es aber keineswegs darum zu thun ist, zehn Seiten über das Datum von Milton's Skizzen- und Notizenbuch oder über die Quellen des „Comus" zu lesen. Nicht als ob gerade diese Untersuchung nicht meisterhaft geführt wäre: recht im Gegentheil; aber non erat hic locus. In einer Zeitschrift für literarhistorische Forschungen oder in einer Appendix würde sie ganz an ihrer Stelle und von großem Werthe sein. Hier, im Texte einer Biographie, unterbricht sie die Darstellung und läßt kein rechtes Gesammtbild aufkommen. Wieviel besser hätte Herr Stern gethan, uns den „Comus" selber in guter Uebersetzung, statt all dieser seitenlangen Untersuchungen und Analysen zu geben. Und wenn ihm der „Comus" zu lang war — er hätte übrigens Auszüge daraus mittheilen können — so gilt das weder für den „Allegro," noch für den „Penseroso," am wenigsten aber für einzelne Sonette, oft die wichtigsten, deren Analyse zuweilen ebensoviel Platz einnimmt als der Text eingenommen haben

ritanismus ist eben seinem Wesen nach unkünstlerisch und es ist durchaus nicht einerlei, ob man der Dichter der Renaissance oder des Puritanismus ist, ob man die Artussage oder den Sündenfall bringt. Die gestaltlosen Religionen Moses' und Mahomed's werden nie einem epischen oder dramatischen Dichter sein können, was die gestaltenreichen Mythologien des Alterthums und des Mittelalters ihm sind. Jene sind ihrer Natur nach abstract und subjectiv, während die Anschauungen dieser concret und objectiv sind.

Nicht Alles an Milton's schwächeren Seiten soll darum dem Puritanismus zugeschrieben werden. Wie schon oben gesagt, hat die Revolution den englischen Geist nur gewaltsam und ausschließlich in eine Richtung geworfen, nach der er schon immer hinübergeschielt. Wäre

würde. Daß Herr Stern, wenn er seine Notizen im Pulte läßt und nur seinen Kopf zu Rathe zieht, auch im Literarhistorischen, obschon er es nicht so sehr wie das Politische beherrscht und durchdringt, Glänzendes leisten kann, beweisen seine Urtheile über Ben Jonson, über Spenser, über Milton's Platonismus und so vieles Andre, was uns ja unendlich viel interessanter ist als alle die alten Cambridgefellows, die sich einander auf's Haar gleichen und von denen wir doch nur die Namen, oft auch diese nicht, im Gedächtniß behalten.

Doch diese Kritik soll kein Buch werden. Verweilten wir so lange bei den weniger anziehenden Partien des angezeigten Werkes, so war es gewiß nicht um den Leser davon abzuschrecken. Er braucht nur von den vierzehn Kapiteln des Buches die fünfe auszuwählen, welche eine zusammenhängende Geschichte der englischen Revolution bis zum Tode Karl's I. bilden (1649) und bei den neun übrigen die kritischen Untersuchnngen zu überspringen, so hat er eine der anregendsten und belehrendsten Lectüren, welche der Büchermarkt des Jahres 1877 uns bietet.

es nicht in ihm gewesen, nie hätte die Revolution ein solches Resultat zu Wege gebracht, denn man ändert so wenig einen Volkscharakter, als einen individuellen, es müßte denn sein, daß neues Blut hinzukommt, eine Kreuzung stattfindet. Ein Zug tiefer Melancholie geht durch die englische Poesie vom ersten Tage an, ist schon im Beowulf fühlbar; ebenso jenes wunderbare Gefallen an personificirten Abstractionen, welches so recht das Kennzeichen verständig angelegter Naturen ist. Schon im Mittelalter bewegen sich W. Langland's Dowell, Dobetter und Dobest in ähnlichen Formen wie zu Milton's Zeiten Bunyan's Christian und Faithful; selbst der Dichter der Renaissance kat' exochen hat in seiner „Feenkönigin" zahlreiche Figuren, die an Milton's Sin und Death erinnern. Aber diese Tendenz wird fortan vorherrschend, ja despotisch, und reißt selbst solche Genien mit sich fort, die, wie Milton, anders angelegt waren und an lebendigen Gestalten ihre Freude gehabt hätten. Ein Blick auf seine Jugendgedichte beweist das ja zur Genüge. Milton war, so parador das auch klingen mag, weich und biegsam wie Wachs, wo es sich um Annahme poetischer Formen handelte: in Italien machte er italienische Sonette, in Cambridge Elegien, in Horton Schäfergedichte; und er wußte selbst in dieser willkürlichen Kunstform, welche trotz ihrer Künstlichkeit ganz Europa über zwei Jahrhunderte lang beherrschte, das Größte zu leisten. Es ist kein Zweifel, daß nur die Strömung der Zeit ihn auf jenes undankbare Gebiet der biblischen Poesie fortriß: und ich wiederhole, England, die Welt hat dabei unendlich viel eingebüßt.

Spitze des Vordertreffens schreiten; und wer für die Freiheit reden will, muß nicht nur den Mund öffnen, um pro domo zu sprechen.

Auch als Privatmensch mag Milton nicht sehr behaglich gewesen sein und zu jenen großen Unausstehlichen gehört haben, die wie Michel Angelo mit Niemandem auskommen können und stets auf die Umstände und Umgebung schieben, was in ihnen selber liegt. Es ist derselbe hochgespannte Idealismus, das Bewußtsein, nur Großes zu wollen, die Verachtung der Kunstgenossen, die aus ihrem Priesterthum ein Handwerk und einen Gelderwerb machen; dieselbe hehre Einsamkeit auch, zu der sie die Schwingen ihres Genius tragen und zu der ihnen Niemand folgen kann. Milton's Charakter ist eigentlich kein in England gewöhnlicher. Zwischen den zwei Strömungen, welche in fast allen englischen Dichtwerken fühlbar sind und als deren edelste Vertreter in der Literaturgeschichte wir Fielding und Richardson ansehen, zwischen dem gesunden, lebenslustigen, humoristischen, sinnlichen, zur raschen That aufgelegten, klassisch gebildeten Engländer, und dem ernsten, trockenen, verständigen, tugendhaften und langweiligen „Selfmade", wandelt der hohe reine Idealist Milton wie ein Fremdling, ein Beethoven der Poesie, der mit seiner Umgebung nichts zu thun hat, nichts von ihrem Treiben versteht. Anstatt aber wie Beethoven dieser Umgebung den Rücken zu kehren und vornehm allein in der Welt seines eigenen Innern zu leben, läßt er sich verführen Theil zu nehmen an dieser Gesellschaft und an den Leidenschaften, die sie bewegen. Weder er noch seine Kunst haben dabei gewonnen.

Aber selbst vom politischen Standpunkte aus, was hat die Welt, was hat England dabei gewonnen, daß Milton zum republikanischen Puritanismus übergetreten? (das Wort ist ganz gerechtfertigt: Milton war Presbyterianer und Monarchist gewesen); seine unsterbliche Flugschrift für die Preßfreiheit hätte er auch ohne diesen Uebertritt schreiben können und seine Vertheidigung des englischen Volkes gegen die Anklage des Königsmordes hätte auch jeder andere „Rédacteur aux affaires étrangères“ — denn das etwa war sein Amt unter Cromwell — anzufertigen vermocht. Ich muß gestehen, obschon ich sehr wohl weiß, welcher Mißdeutung ich mich dadurch aussetze, daß ich Milton's Leben nicht anders denn als ein verfehltes ansehen kann. Er war für den Journalismus und den Staatsdienst so wenig als für die Ehe und die Familie gemacht.

Eine nervöse, erregbare Künstlernatur wie Milton mußte allein leben. In ihm war nichts von Shakespeare's und Goethe's olympischer Heiterkeit; und doch umgingen auch diese, in höherer Einsicht der Bedingungen wahrer Künstlerexistenz, die Ehe im gewöhnlichen Sinne, der Eine, indem er mit beiden Füßen heraussprang, der Andere, indem er sich in antiker Weise eine schöne Sklavin zugesellte. Milton machte seine drei Ehefrauen — und hinterher noch seine eigenen Töchter — alle mehr oder minder unglücklich, ohne doch selber irgend etwas davon zu haben. Ebenso hatte er zur öffentlichen Thätigkeit viel zu viel Leidenschaft und Reizbarkeit und zu wenig wirklichen Muth. Wir müssen uns nicht durch Macaulay's Phantasiemilton verwirren lassen: ein Mann, der in der

Blüthe der Jahre (33), unabhängig in seinen Vermögensverhältnissen, noch unverheirathet, in allen Leibesübungen ausgezeichnet, zu Hause bleibt, wenn die ganze Nation zu den Waffen eilt, um ein großes Freiwilligenheer zu bilden, und es vorzieht mit der Feder zu fechten und die Gegner auf's Heftigste mit Worten anzugreifen, dann aber, sobald die Gefahr herannaht, die Fahne des Pamphletisten in die Tasche steckt und den Dichter herauskehrt, der wie Pindar von den Kämpfern verschont zu werden bittet, weil er über ihren rohen Zielen stehe; ein politischer Schriftsteller, der nur dann die Feder ergreift, um ein staatliches oder juristisches Princip zu vertheidigen, wenn er sein persönliches Interesse verletzt sieht, dem es erst einfällt, gegen die Unlösbarkeit der Ehe zu schreiben, als ihm seine Ehe unerträglich geworden, erst dann die Censur bekämpft, als sie an seine Schriften rührt, den dann eine frühe Erblindung auch körperlich zur öffentlichen Thätigkeit unfähig macht, ein solcher Mann, der dem Staate nur kleine Dienste, der Muse die höchsten zu leisten vermochte, hätte offenbar besser Dieser gelebt als Jenem. Man soll ihm darum aus jener nervösen Scheu vor roher Gefahr und jener Reizbarkeit für Alles, was die Person anging, so wenig ein Verbrechen machen als aus seiner Blindheit; auch Goethe blieb zu Hause, als die Nation an den Rhein zog und auch Schopenhauer baute, wie fast alle Menschen, seine Weltanschauung auf seine persönlichen Stimmungen; — aber sie hatten Selbsterkenntniß genug, sich vom Schlachtfelde des öffentlichen Lebens fernzuhalten und keine Kriegshymnen zu singen: ein Tyrtäus muß an der

Spitze des Vordertreffens schreiten; und wer für die Freiheit reden will, muß nicht nur den Mund öffnen, um pro domo zu sprechen.

Auch als Privatmensch mag Milton nicht sehr behaglich gewesen sein und zu jenen großen Unausstehlichen gehört haben, die wie Michel Angelo mit Niemandem auskommen können und stets auf die Umstände und Umgebung schieben, was in ihnen selber liegt. Es ist derselbe hochgespannte Idealismus, das Bewußtsein, nur Großes zu wollen, die Verachtung der Kunstgenossen, die aus ihrem Priesterthum ein Handwerk und einen Gelderwerb machen; dieselbe hehre Einsamkeit auch, zu der sie die Schwingen ihres Genius tragen und zu der ihnen Niemand folgen kann. Milton's Charakter ist eigentlich kein in England gewöhnlicher. Zwischen den zwei Strömungen, welche in fast allen englischen Dichtwerken fühlbar sind und als deren edelste Vertreter in der Literaturgeschichte wir Fielding und Richardson ansehen, zwischen dem gesunden, lebenslustigen, humoristischen, sinnlichen, zur raschen That aufgelegten, klassisch gebildeten Engländer, und dem ernsten, trockenen, verständigen, tugendhaften und langweiligen „Selfmade“, wandelt der hohe reine Idealist Milton wie ein Fremdling, ein Beethoven der Poesie, der mit seiner Umgebung nichts zu thun hat, nichts von ihrem Treiben versteht. Anstatt aber wie Beethoven dieser Umgebung den Rücken zu kehren und vornehm allein in der Welt seines eigenen Innern zu leben, läßt er sich verführen Theil zu nehmen an dieser Gesellschaft und an den Leidenschaften, die sie bewegen. Weder er noch seine Kunst haben dabei gewonnen.

